

Quartier und Nachbarschaft machen: Eine stadthnographische Untersuchung in Basel über (Re-)Produktionen lokaler Räume und Sozialitäten

Besmer, Christina

Veröffentlichungsversion / Published Version

Dissertation / phd thesis

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Besmer, C. (2024). *Quartier und Nachbarschaft machen: Eine stadthnographische Untersuchung in Basel über (Re-)Produktionen lokaler Räume und Sozialitäten*. (culture [kylty:r] Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, 10). Münster: Waxmann Verlag. <https://doi.org/10.31244/9783830997559>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

culture Schweizer Beiträge
[kylty:r] zur Kulturwissenschaft
Band 10

Christina Besmer

Quartier und Nachbarschaft machen

Eine stadtethnographische Untersuchung
in Basel über (Re-)Produktionen
lokaler Räume und Sozialitäten

WAXMANN

culture [kylty:r]

Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft

Herausgegeben von
Walter Leimgruber und Sabine Eggmann
Band 10

Christina Besmer

Quartier und Nachbarschaft machen

Eine stadtethnographische Untersuchung in Basel
über (Re-)Produktionen lokaler Räume und Sozialitäten



Waxmann 2024
Münster • New York

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

Es handelt sich beim vorliegenden Buch um die leicht überarbeitete Version einer Dissertation, die von Prof. Dr. Walter Leimgruber und Prof. Dr. Dipl. Arch. ETH Gabriela Muri begutachtet und im August 2019 von der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel angenommen wurde.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

culture [kylty:r], Band 10

ISSN 2192-2233

Print-ISBN 978-3-8309-4755-4

E-Book-ISBN 978-3-8309-9755-9

<https://doi.org/10.31244/9783830997559>

Waxmann Verlag GmbH, 2024
Steinfurter Straße 555, 48159 Münster

www.waxmann.com
info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Anne Breitenbach, Münster
Umschlagabbildung: © Stefan MI | shutterstock.com
Lektorat: Annika Goldenbaum

Dieses E-Book ist unter der Creative-Common-Lizenz
CC BY 4.0 open access verfügbar.



Diese Lizenz gilt nur für das Originalmaterial. Alle gekennzeichneten Fremdinhalte (z.B. Abbildungen, Fotos, Zitate etc.) sind von der CC-Lizenz ausgenommen und für deren Wiederverwendung ist es ggf. erforderlich, weitere Nutzungsgenehmigungen beim jeweiligen Rechteinhaber einzuholen.

Inhalt

1	Einleitung	9
2	Vorbemerkungen: Quartier und Nachbarschaft als Denkwerkzeuge ..	16
2.1	Quartier und Nachbarschaft zwischen Auflösung und Persistenz: Perspektiven der kultur- und sozialwissenschaftlichen Raumforschung	16
2.2	Begriffsverflechtungen und -klärungen: den Bedeutungsdimensionen von Quartier und Nachbarschaft folgen .	21
3	Forschungszugänge: theoretische und method(olog)ische Verortungen	29
3.1	Doing neighbourhood: die Entwicklung einer kulturanthropologischen Forschungsperspektive auf Quartier und Nachbarschaft	29
3.1.1	<i>Theoretisches Fundament: relationale Kulturanalyse</i>	29
3.1.2	<i>Theoretischer Baustein I: praxeologische Zugänge</i>	32
3.1.3	<i>Theoretischer Baustein II: in Assemblagen denken</i>	40
3.1.4	<i>Analytische Perspektiven und Leitfragen</i>	49
3.2	Methodologische Fundierungen: Quartier und Nachbarschaft ethnographieren	53
3.3	Mein Forschungsfeld versammeln: Quartier- und Nachbarschaftspraxen in Basel	56
3.4	Erhebungs- und Analysemethoden	64
3.4.1	<i>Beobachten, teilnehmen, sich unterhalten, befragen, sammeln</i>	64
3.4.2	<i>Assoziationen, Codes, Mappings</i>	72
4	Lektürelandschaften: Quartier und Nachbarschaft als Untersuchungsobjekte	79
4.1	Stadtsoziologische und stadtanthropologische Zugänge: Quartier als urbaner Sozialraum	80
4.2	Kultur- und sozialwissenschaftliche Nachbarschaftsforschungen: Beziehungen im Fokus	89
4.3	Anwendungsorientierte Ansätze: Quartier und Nachbarschaft als Planungs- und Interventionseinheiten	109
4.4	Zwischenfazit	116

5	Über die Produktion lokaler Räume und Sozialitäten:	
	Fallbeispiele und Analysen	118
5.1	Karten und Statistiken: Quartier als Territorium	118
5.2	Erzählungen von Bewohner*innen: Quartier als „Fuzzy Place“ ..	127
5.3	Vermittlungsplattformen: Nachbarschaft als mediatisiertes lokales Beziehungs- und Unterstützungsnetzwerk	133
5.3.1	<i>Nachbarschaftliche Beziehungen zwischen Bedeutungsverlust und Revival</i>	134
5.3.2	<i>Zum Verhältnis zwischen lokaler Gemeinschaft und Medien</i>	136
5.3.3	<i>Mediatisierung als analytische Perspektive auf Nachbarschaft</i>	140
5.3.4	<i>Nachbarschaftsplattformen: mediatisierte Anshubhilfen für Nachbarschaftsbeziehungen</i>	144
5.3.5	<i>Zwischenfazit</i>	172
5.4	Trashmob GoldGlove: Quartier als lokal engagierte Event-Gemeinschaft	182
5.4.1	<i>Gemeinsam Müll einsammeln: Idee und Durchführung der Trashmobs</i>	183
5.4.2	<i>Mehr als Müll-Sammeln: Trashmob als mediatisierter Event zur Aktualisierung lokaler Vergemeinschaftung</i>	185
5.4.3	<i>Quartier als auf geteiltem Lokalismus basierende Gemeinschaft</i>	193
5.4.4	<i>Zwischenfazit</i>	206
5.5	Praxen partizipativer Stadt(teil)entwicklung: Quartier als lokales politisches Subjekt	206
5.5.1	<i>Verwaltung fragt Quartier: offizielles Mitwirkungsverfahren zur Umnutzung der Liegenschaft Feldberg 47</i>	209
5.5.2	<i>Selbst Stadt gestalten: zivilgesellschaftliche Bottom-up-Initiativen partizipativer Stadt(teil)entwicklung</i>	225
5.5.3	<i>Partizipation und Machtgefälle in der Stadtentwicklung</i> ...	247
5.5.4	<i>Quartier als Gegenüber der Stadtverwaltung</i>	251
5.5.5	<i>Zwischenfazit</i>	271
5.6	Neustart Schweiz Regiogruppe Basel: Nachbarschaft als „Sehnsuchtsplattform“ und als sozio-ökologisches Reformmodell	273

5.6.1	<i>Von bolo'bolo zu multifunktionalen Nachbarschaften: Annäherung an den Verein Neustart Schweiz</i>	274
5.6.2	<i>Vereinspublikationen, Diskussionsveranstaltungen, Interviews: drei Zugänge zur Verhandlung und (Re-)Produktion von Nachbarschaft bei Neustart Schweiz</i>	278
5.6.3	<i>Veränderungen herbeiführen: Nachbarschaft als Inbegriff des (zukünftigen) guten Lebens</i>	304
5.6.4	<i>Zwischenfazit</i>	323
6	Versammlungs(un)ordnungen: zur Erforschung von Quartier und Nachbarschaft aus praxis- und assemblagetheoretischer Perspektive	325
6.1	Quartier- und Nachbarschaftspraxen versammeln	326
6.1.1	<i>Quartiere und Nachbarschaften als Versammlungen von urbanen Räumen und Sozialitäten</i>	326
6.1.2	<i>Komplexität greifbar machen: Stadt und gesellschaftliche Herausforderungen versammeln</i>	333
6.1.3	<i>Von instabilen und schwierigen Versammlungen</i>	338
6.1.4	<i>Versammlungen von Versammlungen: zur Verflochtenheit von Quartier- und Nachbarschaftspraxen im urbanen Raum</i>	340
6.2	Quartier und Nachbarschaft als (Gegenkonzepte zu) fragile(n) Räume(n) und Sozialitäten der Spätmoderne	343
6.3	Mit dem Versammeln aufhören – oder erst recht beginnen: ein zurück- und vorwärtsblickendes Schlusswort	354
6.3.1	<i>Überlegungen zu einer praxis- und assemblagetheoretisch fundierten Kulturanalyse</i>	354
6.3.2	<i>Zur gegenwärtigen Relevanz von Quartier und Nachbarschaft und deren Erforschung</i>	357
7	Quellenverzeichnis	363
7.1	Interviewpersonen	363
7.2	Forschungsliteratur, schriftliche und audiovisuelle Quellen	365
8	Anhang: Transkriptionsregeln	390
	<i>Zu guter Letzt: Dank</i>	392

1 Einleitung

1999 fand in Paris erstmals der *European Neighbours' Day* statt. Mittlerweile wird dieser Anlass in 1000 europäischen Städten durchgeführt, seit 2004 auch in der Schweiz. Unter der Bezeichnung „Tag der Nachbarn“ wird alljährlich in mehreren Schweizer Städten dazu aufgerufen, am letzten Freitag im Mai zusammen mit Nachbar*innen ein Fest zu organisieren, um „die gutnachbarschaftlichen Beziehungen aktiv zu pflegen und so zur Steigerung der Wohnqualität jedes Einzelnen beizutragen“¹. Basel erscheint zwar nicht auf der Liste der Schweizer Städte, in denen der Tag der Nachbarn gefeiert wird, doch auch hier gibt es zahlreiche Institutionen und Gruppierungen, die Austausch und Vernetzung in der Wohnumgebung fördern wollen. So gibt es in Basel neben zwei Stadtteilsekretariaten und einer Quartierkoordinationsstelle, die als Schnittstellen zwischen Stadtverwaltung und Bevölkerung fungieren,² eine Vielzahl an Quartiertreffpunkten, die Anlässe organisieren und als lokale Begegnungsorte dienen. Zusätzlich zu den gesamtstädtischen Willkommensanlässen für neu Zugezogene organisiert die Stadtverwaltung zusammen mit verschiedenen Organisationen auch Begrüssungsveranstaltungen in den einzelnen Quartieren, an denen sich die Teilnehmenden über ihre Wohnumgebung informieren und Kontakte mit lokalen Gruppierungen und anderen im Quartier Wohnenden knüpfen können. Ausserdem führt die Stadtverwaltung seit 2005 regelmässig Mitwirkungsanlässe durch, die sich – mit dem Ziel, diese in Stadtentwicklungsprojekte einzubeziehen – explizit an die Quartierbevölkerung richten. Auch wenn es um die Förderung eines nachhaltigen Lebensstils geht, setzt die Stadtverwaltung auf lokalräumliche Vernetzung: 2015 lancierte das Amt für Umwelt und Energie unter der Bezeichnung „Energienachbarschaften“ einen Wettbewerb, bei dem Stadtbewohner*innen dazu aufgefordert werden, sich mit ihren Nachbar*innen zu Teams zusammenzuschliessen und gemeinsam möglichst viel ihres privaten Stromverbrauchs zu reduzieren.

1 <http://www.tagdernachbarn.ch> (Stand: 8. April 2019).

2 Die Basler Verwaltung definiert Stadtteilsekretariate und Quartierkontaktstellen folgendermassen: „Quartiersekretariate sind auf Ebene der drei städtischen Wahlkreise die Schnittstellen zwischen Verwaltung und Quartier. Sie bündeln die Vorschläge, Anregungen und Meinungen der Quartierbevölkerung, tragen diese den zuständigen Stellen in der Verwaltung vor und vermitteln zwischen Quartierbevölkerung und Verwaltung. Umgekehrt stellen die Quartiersekretariate für die Verwaltung eine Plattform zur Informationsvermittlung dar. Inhaltlich bearbeiten Quartiersekretariate Fragen zur nachhaltigen Quartierentwicklung. Im Unterschied zu den Quartiertreffpunkten im Kanton Basel-Stadt bieten Quartiersekretariate keine sozio-kulturellen Angebote und Aktivitäten an und sind in diesem Sinne auch keine sozio-kulturellen Freiräume (siehe www.quartierarbeit.bs.ch).“ Präsidialdepartement des Kantons Basel-Stadt 2004/2009. Es gibt zurzeit in Basel drei Quartiersekretariate: das Stadtteilsekretariat Kleinbasel, von dem im Folgenden mehrfach die Rede sein wird, das Stadtteilsekretariat Basel-West und die Quartierkoordination Gundeldingen. Vgl. <https://www.stadtteilsekretariatebasel.ch> (Stand: 19. April 2019).

Neben der Verwaltung richten sich in Basel aber auch andere Akteur*innen an die Bewohner*innen lokaler Nahräume: Zahlreiche Quartiervereine setzen sich ehrenamtlich für ihre Interessen ein. Beliebt sind unter anderem die von einem Verein organisierten Quartier-Flohmärkte, die seit 2016 in verschiedenen Basler Quartieren stattfinden und nicht nur dem niederschweligen Verkauf von nicht mehr benötigten Gegenständen dienen, sondern auch „den Austausch unter uns Nachbarn [...] fördern“³ sollen. Mehrere neue Genossenschaftssiedlungen, die gemeinschaftsorientierte Wohnformen erproben, wurden in den letzten Jahren gebaut oder sind in Planung.⁴ Auch Unternehmen operieren mit der Nachbarschaftsidee: So lanciert beispielsweise eine in Basel situierte IT-Start-up-Firma in Zusammenarbeit mit einem Bauunternehmen eine App für eine neue Wohnsiedlung, die als Informationsportal und als Kommunikationsmittel unter den Bewohner*innen der Siedlung sowie zwischen ihnen und der Immobilienverwaltung dient. Das öffentlich-rechtliche Basler Energieunternehmen wiederum führt eine Internet-Plattform ein, über die sich Nachbar*innen finden lassen, die Unterstützung bei Energiefragen bieten.

Die Rede von Quartier und Nachbarschaft scheint gegenwärtig – wie sich am Beispiel Basels zeigt – omnipräsent. Quartier und Nachbarschaft sind nicht nur relevant als individuelle, nähräumliche Alltagserfahrungen von Stadtbewohner*innen mit den ‚Menschen von nebenan‘. Es beziehen sich – wie die obigen Beispiele illustrieren – auch verschiedene kollektive Akteur*innen auf Vorstellungen von Quartier und Nachbarschaft und (re-)produzieren diese somit zugleich als sozialräumliche Kategorien. Als Beispiele zu nennen sind hier unter anderem quartierbezogene Mitwirkungsverfahren, Vereine und Apps, die gezielt Nachbar*innen miteinander bekannt machen, oder Projekte, die neue nachbarschaftliche Wohnformen entwickeln. Diese Beobachtung, dass Vorstellungen von Quartier und Nachbarschaft als *lokale* Sozialräume – trotz wiederkehrender Diskurse über Entterritorialisierung und Anonymisierung – nach wie vor wichtige Aspekte städtischen Lebens sind, bildet die Basis meines Forschungsinteresses. Wie der Soziologe Helmuth Berking darlegt, ist die Frage, was Lokalität in der spätmodernen, translokal strukturierten Gesellschaft, „in der soziale Gruppen nicht länger als strikt territorial definierte, sozialräumlich gebundene und kulturell homogene Akteure imaginiert werden können“⁵, bedeutet, bisher weitgehend unbeantwortet. An diese Fragestellung anknüpfend, widmet sich diese Untersuchung anhand der Konzepte Quartier und Nachbarschaft der Bedeutung und Verhandlung von Lokalität in spätmodernen, urbanen Kontexten. Das Ziel ist es, ausgehend von Basel nachzuvollziehen, wie, wozu und in welchen Kontexten verschiedene Akteur*innen auf die Konzepte Quartier und Nachbarschaft Bezug nehmen und wie sie diese als urbane Nahräume und Sozialitäten deuten, machen, nutzen und verhandeln. Die Untersuchung gegenwärtiger Quartier- und Nachbar-

3 Flyer Quartierflohmi Matthäus, 4. Juni 2016.

4 Siehe z. B. <https://www.lena.coop> (Stand: 27. März 2019) oder <https://www.zimmerfreibasel.ch> (Stand: 10. April 2019).

5 Vgl. Berking 2006, S. 14.

schaftspraxen soll einen Beitrag zur kulturalanthropologischen Stadtforschung und insbesondere zur Auseinandersetzung mit heutigen Bedeutungen und Praxen von Lokalität liefern.⁶

Im Sinne eines *doing neighbourhood* begreife ich Quartier und Nachbarschaft dabei nicht als gegebene sozialräumliche Einheiten, als ‚natürliche‘ Phänomene⁷, sondern als „aktives Tun“⁸, als veränderliche Praxen, die eingebettet sind in gesellschaftliche und räumliche Strukturen, die sie zugleich ständig mit erschaffen. Dieses prozesshafte Verständnis von Quartier und Nachbarschaft ist in der relationalen Kulturanalyse verankert, die das theoretische und methodologische Fundament meiner Forschung bildet. Zur Weiterentwicklung und konzeptionellen Schärfung der relationalen Kulturanalyse beziehe ich aktuelle Praxis- und Assemblagetheorien ein. Wichtig für meinen analytischen Zugang ist dabei insbesondere der von Annermarie Mol geprägte Ansatz, von einer Multiplizität von Wirklichkeit auszugehen.⁹ Daran anknüpfend, begreife ich Quartier und Nachbarschaft als veränderliche Tätigkeitszusammenhänge und multiple Objekte, die immer wieder neu und anders versammelt (*assembled*) werden. Ich untersuche Quartier und Nachbarschaft eingebettet in die gesellschaftlichen Kontexte, in denen sie aktualisiert werden, und zeige auf, wie sie immer wieder unterschiedlich versammelt, imaginiert, praktiziert und (re-)produziert werden – ohne deswegen jeweils etwas komplett anderes zu sein. Während Quartier und Nachbarschaft meist unhinterfragt als *Feel-Good*-Konzepte betrachtet und lokalräumliches Engagement und ‚gute‘ Nachbarschaftsbeziehungen als erstrebenswert erachtet werden, sollen durch den ethnographischen Ansatz auch Friktionen, Ausschlussmechanismen und Schwierigkeiten des *doing neighbourhood* sichtbar gemacht werden.

Quartier und Nachbarschaft verstehe ich als eng miteinander verflochtene Konzepte, die beide bestimmte Verhältnisse zwischen lokalen Räumen und Sozialitäten beschreiben. Ich will nachvollziehen, wie Akteur*innen in den von mir untersuchten Praxen Quartier und Nachbarschaft deuten und machen und wie die beiden

6 Die vorliegende Publikation ist als Dissertation aus dem vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Projekt „Medienwelten und Alltagsurbanität“ (2013–2017) hervorgegangen. In diesem Zeitraum fand auch die Materialerhebung statt. Im Mai 2019 wurde die Dissertation am Fachbereich Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel eingereicht. Für die vorliegende Veröffentlichung wurde sie sprachlich und formal leicht überarbeitet. Die Beschreibungen und Analysen der untersuchten Quartier- und Nachbarschaftspraxen entsprechen inhaltlich dem Stand zum Zeitpunkt der Abgabe der Dissertation und wurden nicht aktualisiert.

7 Der Politologe Howard W. Hallman beispielsweise versteht *neighbourhood* in einem essentialistischen Sinne als eine naturgegebene gesellschaftliche Konstante: „To be neighborly is a natural human trait.“ Hallman 1984, S. 11. Sie sei ein natürliches Phänomen, das in organischer Weise überall entsteht, wo Menschen nahe beieinander wohnen. Vgl. Hallman 1984, S. 11 und S. 106.

8 Leimgruber 2013, S. 74.

9 Vgl. Mol 2002 und die Ausführungen im Kapitel 3.1.3.

Konzepte miteinander zusammenhängen. Anstatt Quartier und Nachbarschaft im Vorfeld zu definieren und voneinander abzugrenzen, gehe ich deshalb den multiplen Bedeutungen und Verflechtungen von Quartier und Nachbarschaft empirisch nach: Ich ethnographiere die Praxen unterschiedlicher, vor allem kollektiver Akteur*innen, die sich in Basel (und zum Teil darüber hinaus) auf die Konzepte Quartier und Nachbarschaft beziehen und dadurch zugleich auch Quartier und Nachbarschaft, Quartierbewohner*innen und Nachbar*innen *machen*. Den physischen Ausgangspunkt meiner Forschung bildet dabei das Matthäusquartier in Kleinbasel¹⁰. Von dort aus haben mich meine ethnographischen Erkundungen zu weiteren Quartier- und Nachbarschaftspraxen geführt, die in anderen Basler Quartieren situiert sind und/oder teilweise schweizweit und international agieren. Anders als in den Quartier- und Nachbarschaftsforschungen, die mir bekannt sind, ist mein Forschungsfeld also nicht identisch mit einem geografisch-administrativ definierten Quartier oder mit einer als Nachbarschaft verstandenen Wohnsiedlung. Mein Forschungsfeld setzt sich vielmehr aus unterschiedlichen Quartier- und Nachbarschaftspraxen und damit auch aus verschiedenen Orten und Akteur*innen zusammen. Dabei habe ich darauf geachtet, verschiedene gesellschaftliche Kontexte – Statistik und Wissenschaft, Stadtentwicklung, Soziale Arbeit, IT- und Immobilienbranche, soziale Bewegungen et cetera – und Akteur*innen – städtische Verwaltungsstellen, Quartierorganisationen, Unternehmen, Vereine, aktivistische Gruppierungen, Privatpersonen – einzubeziehen. Mein Untersuchungsfeld setzt sich zusammen aus administrativen Praxen der Quartiereinteilung in Basel, Quartiererzählungen von Bewohner*innen der Stadt Basel, mediatisierten Formen der Vermittlung von Nachbarschaft auf unterschiedlichen lokal und translokal operierenden Plattformen, einer als Quartier-Event organisierten Putzaktion in Kleinbasel, quartierbezogener partizipativer Stadt(teil)entwicklung in Basel und einer in verschiedenen Schweizer Städten aktiven sozialen Bewegung, die durch die Entwicklung multifunktionaler Nachbarschaften einen sozio-ökologischen Wandel herbeiführen will. In diesen verschiedenen Quartier- und Nachbarschaftspraxen führte ich teilnehmende Beobachtungen und teilnarrative Leitfadenterviews durch und sammelte Dokumente. Die so erhobenen Materialien wurden mit kodierenden Verfahren der Grounded Theory und Mapping-Techniken der Situationsanalyse ausgewertet.

Das vorliegende Buch beginnt mit einem einführenden Kapitel, in dem ich meine Untersuchung in das Feld kultur- und sozialwissenschaftlicher Raumforschungen einbette, mein Forschungsinteresse herleite und meinen Umgang mit den Begriffen Quartier und Nachbarschaft erläutere. Im darauffolgenden Kapitel lege ich das theoretische und method(olog)ische Fundament meiner Untersuchung: Ich entwickle durch den Einbezug aktueller Praxis- und Assemblagetheorien eine kulturanalytische Perspektive auf Quartier und Nachbarschaft und leite daraus meine For-

10 Der Rhein unterteilt Basel in zwei Teile. Linksrheinisch liegt Grossbasel, rechtsrheinisch Kleinbasel. Kleinbasel gilt seit jeher als das ‚mindere‘ Basel und bis heute haftet ihm das Bild eines marginalisierten Arbeiter*innen- und Migrant*innen-Stadtteils an.

schungsfrage ab. Danach verorte ich mich methodologisch in der Ethnographie und der Praxeographie und erläutere meine Feldkonstruktion. Am Ende des Kapitels führe ich mein methodisches Vorgehen bei der Materialerhebung und -analyse aus.

Die in diesem Kapitel entwickelte theoretische Perspektive wende ich anschließend auf die sozial- und kulturwissenschaftliche Forschungsliteratur über Quartier und Nachbarschaft an. Ich verstehe dieses Forschungsfeld – ebenso wie die von mir ethnographierten Felder – als eine Praxis, in der Quartier und Nachbarschaft auf eine spezifische Weise versammelt und (re-)produziert werden. Durch die Auseinandersetzung mit der Forschungslandschaft wird die Multiplizität des *doing neighbourhood* bereits zu Beginn der Analyse in zweifacher Weise erkennbar: Einerseits zeigt sich, wie unterschiedlich Quartier und Nachbarschaft (als ontologische Objekte) ausgestaltet sein können, andererseits wird auch die Heterogenität der Forschungszugänge (als unterschiedliche epistemologische Perspektiven auf Quartier und Nachbarschaft) deutlich. Das Forschungsfeld Quartier und Nachbarschaft erweist sich dadurch als eine äusserst heterogene Assemblage, die eine Vielzahl an Untersuchungsgegenständen, disziplinären Perspektiven, Forschungsinteressen, methodischen Vorgehensweisen und analytischen Zugängen umfasst und sich immer wieder verändert.

Den Hauptteil bildet das darauffolgende Kapitel, in dem ich meine Analyse des empirischen Materials entfalte. In jedem Unterkapitel steht eine spezifische Quartier- oder Nachbarschaftspraxis im Zentrum, die ich danach befrage, wie sie organisiert ist und wie in ihr Quartier oder Nachbarschaft versammelt, imaginiert, praktiziert und (re-)produziert wird. Dieses Kapitel gibt damit einen Einblick in unterschiedliche Formen des *doing neighbourhood* in Basel: In einem ersten Unterkapitel lege ich administrative Praxen der Quartiereinteilung dar, die das Quartier als überschaubares, abgrenzbares Territorium und als Untereinheit des städtischen Raums (re-)produzieren. Ich zeige die Wirkmächtigkeit und Stabilität dieser Quartierkonstruktion auf und mache zugleich Destabilisierungen dieses scheinbar fixen Konzepts sichtbar. In einem nächsten Unterkapitel widme ich mich den Quartiererzählungen von Bewohner*innen der Stadt Basel. Ich frage danach, wie sie ‚ihr‘ Quartier wahrnehmen und durch ihr alltägliches Tun herstellen. Das Quartier zeigt sich hier nicht als Territorium mit eindeutigen Grenzen, sondern als individuell erfahrener Alltagsraum, der je nach Person und Situation anders (re-)produziert wird. Anschliessend beschäftige ich mich mit mediatisierten Formen der Vermittlung von Nachbarschaft auf unterschiedlichen analog und digital operierenden Plattformen: mit dem Verein NachbarNet, der im Raum Basel nachbarschaftliche Hilfeleistungen und Kontakte vermittelt; mit der *sharing community* Pumpipumpe, die das Teilen in der Nachbarschaft fördern will; mit dem sozialen Online-Netzwerk Nachbarschaft.net und mit der erlenapp, einer von einer IT-Firma entwickelten App für die Bewohner*innen der Siedlung Erlenmatt. Im Fokus steht hier die Frage, wie Medien in diesen Praxen zur Vermittlung nachbarschaftlicher Kontakte genutzt werden und wie durch Mediatisierung neue Formen des *doing neighbourhood* entstehen. Im Zentrum des

nächsten Unterkapitels steht der Trashmob GoldGlove, ein lokaler Event, bei dem Quartierbewohner*innen gemeinsam Müll im öffentlichen Raum einsammeln. Ich setze mich hier vor allem mit der Frage auseinander, wie solche Events genutzt werden, um lokale Gemeinschaft erfahrbar zu machen und zu (re-)produzieren und arbeite dabei die Schwierigkeiten des Versammelns und eine Diskrepanz zwischen der von den Organisator*innen adressierten und der effektiv am Trashmob teilnehmenden Gemeinschaft heraus. Einen Schwerpunkt bildet die Analyse verschiedener partizipativer Praxen in der Basler Stadt(teil)entwicklung. Ich untersuche sowohl ein offizielles, von der Stadtverwaltung organisiertes Mitwirkungsverfahren als auch widerständige Praxen alternativer Gruppierungen, die ebenso wie die Verwaltung versuchen, die Quartierbevölkerung in lokale Stadtentwicklungsprojekte einzubeziehen. Ich arbeite heraus, wie das Quartier in diesen Praxen als lokales politisches Subjekt und als geeintes Gegenüber der Stadtverwaltung imaginiert wird. Wie beim Trashmob zeigt sich auch hier, dass physische Nähe unter den Bewohner*innen allein nicht reicht, um das Quartier zu einem engagierten, lokalen Kollektiv zu versammeln, und dass *doing neighbourhood* nicht als friktionsfreier Prozess, sondern in all seinen Widersprüchlich- und Schwierigkeiten zu untersuchen ist. Als letztes folgt ein Kapitel zur sozialen Bewegung Neustart Schweiz und dessen Regiogruppe Basel. Neustart Schweiz hat ein spezifisches Nachbarschaftsmodell entwickelt, welches das Grundmodul einer zukünftigen, sozial und ökologisch nachhaltigen Gesellschaft bilden soll, und setzt sich für dessen Verbreitung und Umsetzung ein. Ich analysiere, welche Vorstellungen vom ‚guten Leben‘ sich in diesem Nachbarschaftskonzept manifestieren und wie anhand des Nachbarschaftsmodells Zukunft verhandelt wird.

Während der Hauptteil thematisch aufgebaut ist und in jedem Unterkapitel eine andere Spielart von Quartier und Nachbarschaft im Fokus steht, führe ich im Schlusskapitel die Erkenntnisse, die ich aus der Analyse der verschiedenen Praxen gewonnen habe, zusammen: Ich arbeite die Relationen, die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den verschiedenen von mir untersuchten Praxen und ihre Verflochtenheit im urbanen Raum heraus. Ausserdem biete ich die Quartier- und Nachbarschaftspraxen in ihren zeitlichen Kontext ein und setze sie in Bezug zu gegenwärtigen Diskursen über die Fragilität spätmoderner Räume und Sozialitäten. Abschliessend erläutere ich Potenzial und Relevanz von praxis- und assemblagetheoretischen Ansätzen für die Kulturanalyse und von Quartier- und Nachbarschaftsforschungen.

Die Studie macht deutlich, dass Quartier und Nachbarschaft als lokale Räume und Sozialitäten in gegenwärtigen Kontexten translokaler Vernetzung und umfassender Mediatisierung keineswegs an Bedeutung verlieren, sondern von verschiedensten Akteur*innen als Bezugs- und Orientierungspunkte genutzt und dabei immer wieder neu und anders versammelt, imaginiert, praktiziert und (re-)produziert werden. Sie zeigt auf, wie und wozu Quartier und Nachbarschaft von verschiedenen gesellschaftlichen Akteur*innen genutzt werden, welche Bedeutung sie als ordnungsstiftende Konzepte in der fortwährenden gesellschaftlichen Aushandlung

eines ‚guten‘ urbanen Mit- und Nebeneinanders haben und welche Werte und Normen – und damit auch Ausschlussmechanismen – in sie eingeschrieben sind, und lädt damit zu einer Reflexion über meist unhinterfragte, alltägliche Konzepte und Erfahrungshorizonte ein.

2 Vorbemerkungen: Quartier und Nachbarschaft als Denkwerkzeuge

2.1 Quartier und Nachbarschaft zwischen Auflösung und Persistenz: Perspektiven der kultur- und sozialwissenschaftlichen Raumforschung

Zur Beschäftigung mit urbanen Quartier- und Nachbarschaftspraxen hat mich mein Interesse für die kulturanthropologische Raumforschung und die räumlichen Dimensionen gesellschaftlicher Prozesse – insbesondere für die Bedeutung von Lokalität in gegenwärtigen Kontexten vielfältiger translokaler Verflechtungen – geführt.¹

Die Grundlage der kulturanthropologischen Raumforschung bildet ein Raumverständnis, das nicht von naturgegebenen Räumen und fixen Territorien ausgeht, sondern darauf verweist, dass Raum in „einem vielschichtigen und oft widersprüchlichen gesellschaftlichen Prozess“² sozial produziert wird. Infolge des sogenannten *Spatial turns*, der postmodernen Hinwendung der Kulturwissenschaften zum Raum, erfahren die räumlichen Dimensionen gesellschaftlicher Prozesse seit den 1980er-Jahren wieder vermehrte Aufmerksamkeit.³ Gleichzeitig zu dieser Rückkehr des Raumes als analytischer Kategorie wird angesichts der Globalisierung, der weltweiten Ausdehnung neuer Kommunikationsmedien und deren distanzüberbrückenden Wirkung jedoch auch eine Entgrenzung und Enträumlichung postuliert, durch die das Lokale an Bedeutung verliere.⁴ So sind neue Gesellschafts- und Kulturtheorien entstanden, die den Einfluss weltweiter Vernetzung auf die Konstitution von Räumen und Sozialitäten miteinbeziehen. Gemäss dem Soziologen Anthony Giddens sind soziale Systeme in der Spätmoderne von einer räumlichen und zeitlichen Entbettung (*disembedding*) geprägt, womit er „das ‚Herausheben‘ sozialer Beziehungen aus ortsgebundenen Interaktionszusammenhängen und ihre unbegrenzte Raum-Zeit-Spannen übergreifende Umstrukturierung“⁵ meint. Gesellschaftliche Strukturen und soziale Beziehungen sind nicht mehr an Räume gekoppelt und an lokale Kontexte gebunden.⁶ Dazu führen die Soziolog*innen Norbert F. Schneider und Kerstin Ruckdeschel sowie die Psychologin Ruth Limmer aus:

1 Bereits in meiner Masterarbeit habe ich mich am Beispiel eines Zentralschweizer Dorfs damit auseinandergesetzt, wie Lokalität – als Raum und Sozialität – heutzutage gedeutet, praktiziert, ausgehandelt und hergestellt wird. Vgl. Besmer 2012. Einzelne Passagen des folgenden Abschnitts wurden aus dieser unveröffentlichten Masterarbeit übernommen.

2 Bachmann-Medick 2006, S. 289.

3 Zum *Spatial turn* in den Kulturwissenschaften vgl. Bachmann-Medick 2006, S. 284–328.

4 Medien entkoppeln Kommunikation von körperlicher Ko-Präsenz und ermöglichen so einen Austausch über räumliche und zeitliche Distanzen hinweg. Diese „raum-zeitliche Ausdehnung der mittelbaren Kommunikationsfähigkeit, die Möglichkeit, mit abwesenden Akteuren zu kommunizieren“ (Werlen 1999, S. 115) bildet gemäss dem Sozialgeographen Benno Werlen die zentrale Voraussetzung der Globalisierung. Vgl. Werlen 1999, S. 115 f.

5 Giddens 1995, S. 33.

6 Vgl. Albrow 1998, S. 425 und Werlen 1999, S. 114.

Die Zugehörigkeit von Individuen zu einer sozialen Gruppe wird immer weniger abhängig von einem bestimmten Territorium und von der regionalen Herkunft. Soziale Gemeinschaftsbildung löst sich von der Basis räumlicher Nähe und erfolgt zunehmend ortsungebunden (vgl. Noller 2000). Räumlich gebundene Identität wird gesprengt und rekonfiguriert sich fortan über Geschlecht, Beziehungswahl, individuelle Vorlieben und berufliche Positionen. Für eine wachsende Zahl mobiler Menschen verliert Lokalität, im Sinne örtlicher Fixierung, an sozialrelevanter Bedeutung. In diesem Prozess der gesellschaftlichen Neuformierung des Raumes werden an Raum und Räumlichkeit gebundene, einst hoch integrierte Sozialräume wie Haushalt, Nachbarschaft, Dorfgemeinschaft und Nationalstaat aufgebrochen.⁷

Vor diesem Hintergrund verändert sich selbstredend auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Quartier(en) und Nachbarschaft(en):⁸ In Bezug auf traditionelle Gesellschaften ging man davon aus, dass Menschen über lange Zeit am selben Ort wohnten, „[d]ie lokale Gemeinschaft [...] den vertrauten Lebenskontext“⁹ bildete und Interaktionen in erster Linie im Face-to-Face-Modus stattfanden. In Quartier und Nachbarschaft schienen dementsprechend Raum und soziale Gruppenzugehörigkeit zusammenzufallen. Aus einer spätmodernen Perspektive löst sich in Quartieren und Nachbarschaften diese vormals (vermeintlich) enge Kopplung zwischen geteilter räumlicher Nähe und darauf basierender sozialer Zugehörigkeit und Interaktion zunehmend auf.¹⁰ Studien heben stattdessen die Bedeutung quartier- und nachbarschaftsübergreifender, translokaler Netzwerke und Aktionsräume hervor.¹¹ Da die Ortsbindung weniger ausgeprägt ist als in traditionellen Gesellschaften, können sich in der Spätmoderne „viele Menschen ihre sozialen Bezüge selbst zusammenstellen“¹². Quartiere und Nachbarschaften gelten nicht mehr in gleicher Weise wie früher als stabile sozialräumliche Einheiten, sondern als Gebilde, die „immer wieder neu und für kurze Zeit zusammengewürfelt werden“¹³. Als zentrale Orte des gesellschaftlichen Lebens verlieren sie damit aus wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Perspektive an Stabilität und an Relevanz. Quartier und Nachbarschaft sind „sowohl in der öffentlichen als auch in der sozialwissenschaftlichen Diskussion und Forschung etwas aus der Mode gekommen“¹⁴. Dementsprechend gibt es gegenwärtig – so mein Eindruck – auch wenige kulturwissenschaftliche Forschungen,

7 Schneider/Limmer/Ruckdeschel 2002, S. 16.

8 Die Klammerkonstruktion soll andeuten, dass sowohl Quartier und Nachbarschaft als gesellschaftliche Konzepte als auch deren empirisch je unterschiedliche Ausgestaltung in konkreten Quartieren und Nachbarschaften gemeint sind.

9 Werlen 1999, S. 102.

10 Für eine volkswissenschaftliche Kritik an „der einfachen Gleichsetzung Nachbarschaft = Dorf = Gemeinschaft“ siehe Gyr 1992, S. 691.

11 Vgl. z. B. Reutlinger et al. 2010, S. 229.

12 Brüscheiler et al. 2015, S. 234.

13 Brüscheiler et al. 2015, S. 235.

14 Günther 2009, S. 445.

welche sich explizit mit Quartier und Nachbarschaft auseinandersetzen und diese nicht lediglich als räumlichen Kontext ihrer Untersuchungen verwenden.

Parallel zu diesem Auflösungsdiskurs betonen andere die fortwährende Bedeutung lokaler Sozialräume: Das Lokale bilde den Raum der Alltagserfahrung, der Face-to-Face-Kontakte und der langwährenden Beziehungen; es sei nach wie vor ein wichtiger Bezugspunkt für Identitäts- und Gruppenbildungsprozesse. Lokalität sei deshalb, auch wenn sie im Zeitalter der Globalisierung in translokale Kontexte eingebettet sei, nach wie vor von grosser Relevanz.¹⁵ Lokalität und Globalisierung werden in den Sozial- und Kulturwissenschaften in einem relationalen Verhältnis betrachtet. Die Hervorhebung des Lokalen ist integraler Teil der Globalisierung; räumliche Nähe wird in Wert gesetzt; lokale Zugehörigkeit und Gemeinschaft erfahren als Gegenkonzepte zur Globalisierung ein Revival.¹⁶ Die beiden Pädagogen Fabian Kessl und Hans-Uwe Otto legen ausserdem dar, wie sich die Rolle des Lokalen durch einen Bedeutungswandel des Nationalstaates „[s]eit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts“¹⁷ verändert habe: Die Wohlfahrtsstaaten nach fordistischem Modell verlören durch eine marktliberale Neuausrichtung der Wirtschaft an regulierender Kraft; Regulierungskompetenzen der Nationalstaaten würden auf eine transnationale Ebene verlagert. Zugleich gewannen subnationale, lokale Räume an Bedeutung für die gesellschaftliche Integration. Damit verändere sich, so Kessl/Otto, die „Territorialisierung des Sozialen“¹⁸ grundlegend:

Während ökonomische Produktionsprozesse und Prozesse der Wissens(re-)produktion zunehmend de-territorialisiert werden (vgl. Hardt/Negri 2000/2002: 37), wird das Soziale in kleinräumigen Formaten neu territorialisiert. Während also die Regulierung des Marktgeschehen [sic!] an vielen Stellen auf eine Ebene des Transnationalen verlagert wird oder mit Bezug auf diese verändert wird, wird das Substitut für die bisherige nationalstaatliche Integrationspolitik auf der Ebene unterhalb des Nationalstaatlichen ausgemacht. Die regionalen und lokalen sozialen Zusammenhänge sollen den Gesellschaftsmitgliedern als kleinräumige „Identitätsräume“ einen Ersatz für die bisherigen national-staatlichen Gemeinschaften anbieten. Statt der wohlfahrtsstaatlichen Integrationspolitik wird deshalb eine kleinräumige Inklusionspolitik etabliert. Die bisherige wohlfahrtsstaatliche Regierung des Sozialen als Regierung einer nationalstaatlich ver-

15 Vgl. Forrest 2008, S. 129, Hannerz 1998, S. 26 f. und Moser 2002, S. 308.

16 Vgl. Althaus 2013, S. 149, Bachmann-Medick 2006, S. 287 f. und Forrest 2008, S. 132. So führt beispielsweise auch Gisela Welz aus, dass, „[j]ust in dem Moment, wo der Stadtteil, als Folge von Deindustrialisierung, Tertiarisierung und Gentrifizierung, die Fähigkeit verliert, seiner angestammten Bevölkerung Wohn-, Arbeits- und Freizeitraum zu sein, [...] die lokale Stadtteilsidentität inszeniert [wird]“ (Welz 1994, S. 219); das Lokale wird also gerade dann zum „Bedeutungsträger“ (Welz 1994, S. 219) erhoben, wenn es an Bedeutung und Kontur zu verlieren droht.

17 Kessl/Otto 2007, S. 9.

18 Kessl/Otto 2007, S. 9.

fassten Bevölkerungsgruppe wird in eine *Regierung über soziale Nahräume* überführt, das Soziale also in dieser neuen Form territorialisiert.¹⁹

So ist denn auch zu beobachten, dass Quartieren und Nachbarschaften als lokalen Sozialräumen in der Spätmoderne nach wie vor – oder gerade umso mehr – Relevanz zugesprochen wird.²⁰ Der Volkskundler Hubert Honvehlmann hat beispielsweise bereits zu Beginn der 1990er-Jahre ein Nachbarschaftsrevival proklamiert:

Gerade in der näheren Vergangenheit konnte immer wieder festgestellt werden, dass die Nachbarschaft noch lebendig ist und sogar neuen Aufschwung erfährt. Sich beständig ausbreitende Differenzierungs- und Individualisierungsbestrebungen in allen gesellschaftlichen Bereichen, die sich in einer zunehmenden Orientierungslosigkeit ausdrücken, lassen sie scheinbar unberührt. Ganz offensichtlich schwimmt die Nachbarschaft im Zuge eines neuen Heimatbewusstseins auf einer „Revitalisierungswelle“ mit. Hinzu kommt ein gesteigertes Bedürfnis nach umweltgerechten Lebensformen, ganz im Sinne einer naturbewussten und wieder mehr auf den Menschen und seine Mitmenschen gerichteten Daseinsform, einhergehend mit einem grösseren Angebot an frei verfügbarer Zeit, als angenehmes Resultat einer Dienstleistungsgesellschaft mit exakt geplanten Arbeitsteilungen und kürzeren Arbeitszeiten.²¹

Zweieinhalb Jahrzehnte später sprechen Christian Reutlinger, Steve Stiehler und Eva Lingg aus der Perspektive der Sozialen Arbeit von der „Allgegenwärtigkeit des Nachbarschaftsbegriffs“²². Akteur*innen aus unterschiedlichsten gesellschaftlichen Bereichen docken an die Idee von Quartier und Nachbarschaft an und nutzen diese lokalen Sozialräume als Interventions- und Handlungsebene. Dazu Reutlinger/Stiehler/Lingg:

Im Rahmen der allgemeinen Tendenz, gesellschaftliche Wirklichkeit mit räumlichen Begrifflichkeiten und Raummetaphern zu deuten resp. zu ordnen, wird auch *die Nachbarschaft* vermehrt ins Zentrum praktisch-gestalterischer Aktivitäten von Sozialpolitik, Stadtentwicklung, Raumplanung oder Sozialer Arbeit gerückt. Im Zuge dessen wird innerhalb politisch initiiertes Förder- und Aktivierungsprogramme versucht, nachbarschaftliche Hilfe- und Unterstützungssysteme aufzubauen, nähräumliche Netzwerke zu stärken oder allgemeiner den sozialen Zusammenhalt resp. *Kitt* unter den Bewohnerinnen und Bewohnern bestimmter Gebiete zu generieren.²³

Die Initiativen setzen in der Regel in einzelnen – meist als sozial benachteiligt geltenden – Stadtteilen und Quartieren an. In diesen Nachbarschaftsprojekten sollen durch „die Stärkung lokaler Vergemeinschaftung“²⁴ zugleich auch „ganz unter-

19 Hervorhebung im Original. Kessl/Otto 2007, S. 9 f.

20 Vgl. z. B. Forrest 2008, S. 129.

21 Honvehlmann 1990, S. 1.

22 Reutlinger/Stiehler/Lingg 2015b, S. 35.

23 Hervorhebung im Original. Reutlinger/Stiehler/Lingg 2015a, S. 11.

24 Reutlinger/Stiehler/Lingg 2015a, S. 11.

schiedliche soziale Herausforderungen, wie beispielsweise Überalterung, Vereinsamung, Armut, Gewalt, soziale Ausgrenzung oder gesellschaftliche Spaltung²⁵ angegangen und bewältigt werden. Die Projekte teilen die ideologische Vorstellung, dass ein nachbarschaftliches Miteinander die Lebensqualität erhöht und diese Art der Gemeinschaft durch gezielte Gestaltung und Interventionen geschaffen und gefördert werden kann.²⁶ Bei meinen explorativen Erkundungen im Basler Mathäusquartier, die ich als Mitarbeiterin des Forschungsprojekts „Medienwelten und Alltagsurbanität“²⁷ durchgeführt habe, bin ich selbst auf zahlreiche solcher quartier- und nachbarschaftsbezogenen Akteur*innen und Praxen gestossen: Seit längerem gab es eine Quartierzeitung; ein Stadtteilsekretariat fungierte als Schnittstelle zwischen Quartierbevölkerung und Stadtverwaltung; es gab mehrere Quartiertreffpunkte; regelmässig fanden Mitwirkungsveranstaltungen statt, welche die Quartierbevölkerung in aktuelle Stadtentwicklungsprojekte einzubeziehen versuchten; für Personen, die neu in das Quartier zogen, gab es spezielle Begrüssungsanlässe; im Rahmen einer Diskussionsreihe konnten Bewohner*innen zusammen mit Personen aus Politik und Verwaltung über Probleme im Quartier diskutieren und Lösungsansätze entwickeln. In diesen empirischen Beispielen dienen Quartier und Nachbarschaft vor allem dazu, die soziale Kohäsion und die demokratische Teilhabe von Stadtbewohner*innen zu stärken.²⁸ Quartiere und Nachbarschaften erfahren aber auch wissenschaftliche und sozialpolitische Aufmerksamkeit in Zusammenhang mit sozialräumlicher Segregation in Städten und der Frage nach dem Einfluss des Wohnumfelds auf die Bewohner*innen (beispielsweise hinsichtlich ihrer sozialen Mobilität, ihrer Chancen auf dem Arbeitsmarkt oder ihrer Gesundheit).²⁹ Auch für kommerziell tätige Akteur*innen sind Quartier und Nachbarschaft wichtige Handlungsfelder: In sogenannten *gated communities* beispielsweise – abgezaunten und bewachten privaten Wohnkomplexen – werden Sicherheit, Status und Gemeinschaft kommodifiziert und einer finanzkräftigen Schicht als exklusives Gut verkauft.³⁰ So lässt sich mit dem Stadtforscher Ray Forrest schliessen, dass „the idea of neighbourhood, or community, with some kind of implicit or explicit local spatial dimension, retains a powerful imagery and appears to remain an important part of our lived experience“³¹. In Bezug auf Quartier und Nachbarschaft lässt sich damit ein eigentliches Paradox feststellen: Quartier und Nachbarschaft liegen als vermeintlich stabile, lokale Sozialräume und Handlungsfelder gegenwärtig im Trend, auch wenn in der

25 Reutlinger/Stiehler/Lingg 2015a, S. 11.

26 Vgl. Reutlinger/Stiehler/Lingg 2015a, S. 12 und S. 15.

27 Vgl. <http://p3.snf.ch/Project-144561#> und https://forschddb2.unibas.ch/inf2/rm_projects/object_view.php?r=1380062 (Stand: 21. Februar 2019).

28 Vgl. Forrest 2008, S. 131.

29 Vgl. Forrest 2008, S. 134 f. und van Kempen/Wissink 2014, S. 96–98.

30 Vgl. Forrest 2008, S. 135 f.

31 Forrest 2008, S. 129.

Spätmoderne Räume zunehmend fluide werden und soziale Strukturen nicht mehr an Orte gebunden sind.³²

Dieses Spannungsfeld zwischen Bedeutungsverlust und -persistenz von Quartier und Nachbarschaft als lokalen Sozialräumen bildet die Basis meines Forschungsinteresses, das sich insbesondere auf die gegenwärtige Bedeutung von Quartier und Nachbarschaft in städtischen Kontexten richtet. Der modernen Grossstadt werden grundsätzlich Dichte, Dynamik, Flüchtigkeit, Heterogenität und Anonymität als zentrale Eigenschaften zugeschrieben.³³ Quartiere und Nachbarschaften als – in der Idealvorstellung – überschaubare, ‚gesellige‘ und stabile Sozialräume erscheinen als Gegenteil von Urbanität. Zugleich dienen Quartier und Nachbarschaft, wie auch meine empirischen Erkundungen in Basel gezeigt haben, gerade in spätmodernen städtischen Kontexten als Orientierungspunkte. Mit einem Fokus auf Basel gehe ich den omnipräsenten gesellschaftlichen Bezugnahmen auf die Konzepte Quartier und Nachbarschaft in einem urbanen Umfeld empirisch nach und frage danach, was Quartier und Nachbarschaft heutzutage in unterschiedlichen gesellschaftlichen Zusammenhängen bedeuten, wie sie gedeutet, gelebt, hergestellt und verhandelt werden. Im Zentrum stehen dabei Praxen, die sich auf Quartier und Nachbarschaft beziehen, diese Konzepte für ihre Anliegen nutzen, und die so Quartier und Nachbarschaft – wider die postulierte Enträumlichung – *machen*.

2.2 Begriffsverflechtungen und -klärungen: den Bedeutungsdimensionen von Quartier und Nachbarschaft folgen

Begriffsverflechtungen

Bei Quartier und Nachbarschaft handelt es sich um alltäglich verwendete Begriffe, die leicht fassbar wirken. Bei einer näheren Betrachtung lösen sich die Begriffe jedoch in eine Vielfalt von Bedeutungsdimensionen auf und entziehen sich einer eindeutigen Definition. Diese Kombination aus alltäglicher Selbstverständlichkeit und einem Mangel an präziser Begriffsdefinition meint Alfred Hunter, wenn er sagt: „[...] we cannot define neighborhoods precisely, but we all know what they are and what they mean when we talk about them.“³⁴ Es gibt zwar, wie das Kapitel 4 zeigt, zahlreiche Forschungen zu Quartier und Nachbarschaft. Doch es handelt sich dabei, so der Geograf Olaf Schnur, um „ein weites, interdisziplinäres und zersplittertes Forschungsfeld“³⁵, dem es entsprechend auch an einer einheitlichen Begriffsverwendung fehlt. Die Volkskundlerin Jutta-Beate Engelhard kommentiert diese Vielfalt an Begriffsverständnissen lapidar: „Der Bedeutungsinhalt wird also mit der Zeit immer

32 Vgl. Althaus 2013, S. 149 und Forrest 2008, S. 129.

33 Vgl. z. B. Atteslander 1960, S. 443, Hengartner/Kokot/Wildner 2000, S. 12 f., Korff 1985, S. 344, Lindner 2000, S. 259 f. und Wirth 1938.

34 Hunter 1979, S. 270, zitiert nach Schnur 2008b, S. 36.

35 Schnur 2008a, S. 9.

schillernder, und in nahezu jeder Arbeit, die sich mit der Nachbarschaft beschäftigt, findet man die Klage über die allgemeine Begriffsverwirrung.³⁶ Nicht klagend, sondern beobachtend und zusammenfassend gebe ich im Folgenden einen Einblick in die Begriffslandschaft Quartier und Nachbarschaft.

Am Anfang meiner Forschung stand der Quartierbegriff. Aufgrund der Mitarbeit im bereits erwähnten Projekt „Medienwelten und Alltagsurbanität“, das ausgehend vom Basler Matthäusquartier das Wechselverhältnis zwischen Medien und Stadt untersuchte, führte ich dort explorative Erkundungen durch und setzte mich mit dem Quartierbegriff auseinander, was mich rasch auch zu dem der Nachbarschaft führte. In meinem Untersuchungsfeld war Quartier als Raum – zumindest bei gewissen Akteur*innen – an Vorstellungen einer nachbarschaftlichen Sozialität unter den Quartierbewohner*innen gekoppelt. Diese Verflochtenheit von Quartier und Nachbarschaft zeigte sich nicht nur in meinem empirischen Forschungsfeld, sondern auch in der Literatur, die mich in ein komplexes Begriffsfeld eintauchen liess: Das deutschsprachige kreist einerseits um die mehr oder weniger synonym verwendeten Begriffe Quartier³⁷, (Stadt-)Viertel, Kiez und andere lokale Ausdrücke, andererseits um Nachbarschaft und Nachbar*innen; das englischsprachige wird durch *neighbourhood*, *neighbours* und *neighbouring* oder auch (*local*) *community* abgedeckt.

Der Geograf Olaf Schnur plädiert dafür, mit dem Quartierbegriff zu arbeiten, da dieser aus seiner Sicht Nachbarschaft stets miteinbezieht: Nachbarschaft als soziale Gruppe sei nicht ohne „das räumliche Setting zu begreifen“³⁸, in das sie eingebettet ist. Ein Quartier ist gemäss seiner Definition

ein kontextuell eingebetteter, durch externe und interne Handlungen sozial konstruierter, jedoch unscharf konturierter Mittelpunkt-Ort alltäglicher Lebenswelten und individueller sozialer Sphären, deren Schnittmengen sich im räumlich-identifikatorischen Zusammenhang eines überschaubaren Wohnumfelds abbilden.³⁹

Ein Quartier ist also aus Schnurs Sicht ein sozial konstruierter, überschaubarer lokaler Raum,⁴⁰ mit dem sich die Bewohner*innen identifizieren, wo sie ihre sozialen

36 Engelhard 1986, S. 27.

37 Ich verwende im Folgenden – soweit ich nicht andere Autor*innen zitiere oder paraphrasiere – den Quartierbegriff, da dieser in meinem Untersuchungskontext Basel sowie allgemein in der Deutschschweiz gebräuchlich ist. Dazu ist anzumerken, dass der Quartierbegriff in der Schweiz – anders als in Deutschland und Österreich – auch in der Alltagssprache gebraucht wird. Er kann also zwar eine offizielle städtische Verwaltungseinheit bezeichnen, wird aber ebenso verwendet, um einen alltagsweltlichen, individuell wahrgenommenen Nahraum zu benennen und ist in letzterer Bedeutung ein Synonym zu beispielsweise Kiez oder Grätzl. Vgl. Schnur 2008a, S. 8.

38 Schnur 2012, S. 454.

39 Schnur 2008b, S. 40.

40 Eine klare Aussage über die räumliche Ausdehnung eines Quartiers wird damit nicht gemacht. Vgl. dazu auch Jan Wehrheim, gemäss dem es einen Konsens gibt, dass Quartiere

Kontakte pflegen und ihren Alltag gestalten.⁴¹ Auch wenn Raum und Sozialität (im Sinne von Nachbarschaft) für Schnur im Quartierbegriff miteinander verwoben sind, so steht für ihn dennoch der räumliche Aspekt – das Quartier als individuell und kollektiv erfahrbare Raum – im Fokus.

Bei anderen Wissenschaftler*innen hingegen steht eher die soziale Dimension und damit der Begriff der Nachbarschaft im Vordergrund: Die Erziehungswissenschaftlerin Julia Günther beispielsweise bezeichnet Nachbarschaft als einen „Typus sozialer Beziehungen [...], die Einzelpersonen und Gruppen aufgrund ihrer räumlichen Nähe durch die gemeinsame Bindung an einen Wohnort eingehen“⁴². Der Nachbarschaftsbegriff beinhaltet für Günther eine soziale *und* eine räumliche Dimension, was sich in folgender Beschreibung zeigt: „Allgemein gebräuchlich ist der Terminus Nachbarschaft für ein den eigenen Wohnbereich umgebendes oder an ihn grenzendes Territorium [sic!] etwa einen Häuserblock, einen Strassenzug oder eine Siedlung. Nachbarschaft meint zudem das soziale Netzwerk der Personen, die in räumlicher Nähe wohnen.“⁴³ Im Nachbarschaftsbegriff schwingen genau betrachtet drei Bedeutungsgehalte mit: Er bezeichnet sowohl einen Raum als auch eine Gruppe von Menschen sowie die Beziehungen und Interaktionen innerhalb dieser Gruppe.⁴⁴

Etymologisch ist der Nachbarschaftsbegriff aus dem althochdeutschen *nāhgibūr(o)* und dem mittelhochdeutschen *nāchgebūr(e)* herzuleiten. Er setzt sich also zusammen aus ‚nahe‘ und ‚Bauer‘ und bezeichnet damit nahebei Wohnende.⁴⁵ Nachbarschaft beschreibt, in den Worten Stephan Beetz, „eine besondere Form des Sozialen, die auf dem Miteinander des Wohnens“⁴⁶ basiert. Die nachbarschaftliche Sozialität ist stets an physische Nähe in einem geteilten Wohnraum gekoppelt. Sie beschränkt sich dabei, so ebenfalls Beetz, nicht auf ein „blosses Nebeneinanderwohnen“⁴⁷, sondern beinhaltet auch „soziale[] Interaktionen, die durch das gemeinsame Wohnen entstehen, auf gemeinsamen Interessen beruhen und durch wechselseitige Unter-

„irgendwo zwischen Wohngebäude und Stadtbezirk zu verorten sind“ (Wehrheim 2015, S. 24).

41 Wehrheim unterscheidet bezugnehmend auf Schnurs Definition Quartiere von Stadtteilen und Stadtbezirken, die für ihn administrative Begriffe sind: „Stadtteile bezeichnen die administrativ definierten Raumausschnitte einer Stadt, vergleichbar mit Postleitzahlendistrikten oder Wahlbezirken; soziale Beziehungen der Bewohner*innen oder Nutzer*innen sind hier unbedeutend.“ Wehrheim 2015, S. 24.

42 Günther 2009, S. 447.

43 Günther 2009, S. 446.

44 Vgl. Hüllemann/Brüschweiler/Reutlinger 2015, S. 22. Karl-Sigismund Kramer fasst diese drei Bedeutungsdimensionen als: „1.) Die Gesamtheit der Nachbarn in einem Orte; 2.) topographisch, die nähere Umgebung; 3.) das Verhältnis der Nachbarn untereinander.“ Kramer 1954, S. 30. Zu diesen verschiedenen Bedeutungsgehalten des Nachbarschaftsbegriffes vgl. auch Schnur 2012, S. 452.

45 Vgl. <http://www.duden.de/rechtschreibung/Nachbar> (Stand: 15. März 2019).

46 Beetz 2007, S. 242.

47 Beetz 2007, S. 241.

stützungsleistungen vertieft werden können⁴⁸. Der Soziologe Ferdinand Tönnies spricht von Nachbarschaft kurz und knapp als „Gemeinschaft des Ortes“⁴⁹. In vielen Texten über Nachbarschaft wird ausserdem Bezug genommen auf die Definition des Soziologen Bernhard Hamm, der Nachbarschaft als „soziale Gruppe [bezeichnet], deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren“⁵⁰. Dabei bleibt jedoch, wie auch der Sozialwissenschaftler Jan Wehrheim anmerkt, die räumliche Dimension des geteilten Wohnortes – ob Nachbarschaft ein Mietshaus oder einen Strassenzug umfasst oder gar deckungsgleich mit einem Quartier ist – offen.⁵¹ Der gemeinsame Nenner der verschiedenen Nachbarschaftsdefinitionen ist letztlich, dass es immer „um soziale Beziehungen auf einer räumlichen Basis“⁵² geht. Im Vergleich zum Quartierbegriff steht bei Nachbarschaft also die soziale Dimension, die Beziehungsebene stärker im Vordergrund.

Der englische Begriff *neighbourhood* wiederum trägt Bedeutungsdimensionen sowohl von Quartier als auch von Nachbarschaft in sich. Howard W. Hallman beispielsweise nimmt folgende Definition vor:

A neighborhood is a territory, a small area within a larger settlement. It contains dwellings occupied by people, and usually community facilities and buildings with other uses. The residents come into contact with one another and interact. They are neighbors on the basis of propinquity, that is, nearness, regardless of any other social ties. Therefore, a neighborhood is both a physical place and a social community (minimally at least). In sum, *a neighborhood is a limited territory within a larger urban area where people inhabit dwellings and interact socially.*⁵³

Diese Definition erinnert an Schnurs Quartierbegriff. Als *neighbourhood* gilt eine räumliche Untereinheit der Stadt; eine *neighbourhood* ist jedoch gemäss Hallman nicht einfach nur ein Raum, sondern auch eine soziale Gemeinschaft im Sinne einer Nachbarschaft.

Diese wissenschaftlichen Begriffsdiskussionen über den Bedeutungsgehalt von Quartier und Nachbarschaft und die Definitionsversuche werden komplettiert durch empirische Untersuchungen, welche (Stadt-)Bewohner*innen nach ihrem jeweiligen Quartier- und Nachbarschaftsverständnis befragen. Hier zeigt sich – wie beispielsweise in der quantitativen Untersuchung der Soziologen Avery M. Guest und Barrett A. Lee zum *neighbourhood*-Verständnis von Bewohner*innen Seat-

48 Beetz 2007, S. 241.

49 Tönnies 1935, S. 14.

50 Hervorhebung im Original. Hamm 1973, S. 18.

51 Vgl. Wehrheim 2015, S. 22. Während aus der Sicht von Reutlinger/Stiehler/Lingg Nachbarschaft häufig synonym nicht nur zu Wohngebiet, sondern auch zu Quartier oder Stadtteil verwendet wird, steht für Beetz wiederum fest, dass der Nachbarschaftsbegriff räumlich kleiner gefasst ist als der Quartierbegriff und lediglich die unmittelbare Wohnumgebung umfasst. Vgl. Reutlinger/Stiehler/Lingg 2015a, S. 20 und Beetz 2007, S. 241.

52 Wehrheim 2015, S. 22.

53 Hervorhebung im Original. Hallman 1984, S. 12 f.

tes –, dass die Begriffe sich nicht nur im wissenschaftlichen Diskurs, sondern auch in den Beschreibungen von Stadtbewohner*innen in eine Vielzahl an Definitionen mit je unterschiedlichen räumlichen und sozialen Eigenschaften auffächern.⁵⁴

Der Geograf Olaf Schnur weist explizit auf diese Verflechtungen zwischen den Begriffen hin. Er listet in einem Aufsatz von 2012 vorhandene Definitionen der Begriffe Nachbarschaft, *neighbourhood*, *local community*, Quartier und Wohngebiet auf und schliesst daraus, dass die meisten „Nachbarschaft und räumliches Wohnumfeld als eine Form der diffusen ‚Koexistenz‘ [verhandeln, C. B.], wenn sie überhaupt eine klare Aussage zu deren Relation machen“⁵⁵. Die von Schnur aufgelisteten Definitionen setzen zwar ihre eigenen Schwerpunkte: Bei den einen steht das Quartier als Wohnumgebung und überblickbarer Raum oder als Identifikationsraum im Fokus, bei anderen Nachbarschaft als eine soziale Gruppe oder als Beziehungs- und Interaktionsform. Doch die Definitionen überlappen sich auch und das Verhältnis zwischen Quartier (als räumlicher Wohnumgebung) und Nachbarschaft (als Beziehungs- und Interaktionsform), zwischen Raum und Sozialität bleibt meist ungeklärt.

Die Begriffe Quartier und Nachbarschaft verbindet letztlich, dass sie Teil eines Feldes verwandter Begriffe sind, die alle einen Zusammenhang zwischen geteiltem physischem Nahraum und darauf basierender Sozialität beschreiben.⁵⁶ Sowohl Quartier als auch Nachbarschaft sind nach meinem Verständnis Imaginationen von Lokalität, die den (städtischen) Raum in überschaubare räumliche und soziale Einheiten gliedern. Dieses Begriffsverständnis ermöglicht mir, danach zu fragen, wie das Verhältnis zwischen Raum und Sozialität in den verschiedenen von mir erforschten Praxen auf eine jeweils spezifische Art und Weise ausgehandelt und gestaltet wird.

Begriffsklärungen: Quartier(e) und Nachbarschaft(en) als lokale Räume und Sozialitäten

Wenn ich von Quartieren und Nachbarschaften als Räumen spreche, begreife ich diese stets als relationale Räume.⁵⁷ Ich gehe davon aus, dass Raum und gesellschaft-

54 Vgl. Guest/Lee 1984.

55 Schnur 2012, S. 452.

56 Vgl. dazu Olaf Schnur, der festhält, dass die unterschiedlichen Begriffe – Quartier, Nachbarschaft, *neighbourhood*, *local community*, Wohngebiet et cetera – alle ein bestimmtes „Verhältnis von Gesellschaft und Raum“ bezeichnen. Schnur 2012, S. 452. Auf diese enge Verknüpfung von räumlich-territorialen und sozialen Aspekten kommen Wissenschaftler*innen immer wieder zurück, wenn es darum geht, das Grundprinzip von Quartier und/oder Nachbarschaft auf den Punkt zu bringen. Vgl. beispielsweise Althaus 2013, S. 149, Hamm 2000, S. 173, Schubert 1977, S. 28 oder Wietschorke 2012, S. 93.

57 Zur Entwicklung eines soziologischen Raumbegriffs vgl. Löw 2001. Siehe auch Läßle 1991, der ein gesellschaftszentriertes Raumkonzept erarbeitet hat. Die Kulturanthropologin Johanna Rolshoven plädiert in einem fachintern viel zitierten Aufsatz für eine ver-

liche Praxis in einer Wechselbeziehung stehen und sich gegenseitig konstituieren. Einem gegenwärtigen kulturwissenschaftlichen Raumverständnis entsprechend, betrachte ich Räume also nicht als blosse „Behälter von Dingen und Menschen“⁵⁸, als physikalisch-geografische Begebenheiten, sondern als Produkt vielfältiger gesellschaftlicher Praxen. Räume sind dabei nicht nur eine Folge von Praxen, sondern sie gestalten diese Praxen zugleich mit und beeinflussen – beispielsweise durch ihre Materialität –, wie in ihnen agiert wird.⁵⁹

Wie in diesem Kapitel ausgeführt, sind Quartiere und Nachbarschaften jedoch nicht lediglich als – sozial (re-)produzierte – Räume, sondern auch als spezifische – auf diesen Raum bezogene – Sozialitäten zu verstehen. Ich verwende den Sozialitätsbegriff, um in einem allgemeinen Sinne ein soziales Gefüge, ein Beziehungs- und Interaktionsgeflecht zu bezeichnen. Sozialität beschreibt gemäss den Anthropolog*innen Nicholas J. Long und Henrietta L. Moore eine Beziehungsmatrix, in welche die Menschen eingebettet sind; der Begriff trifft aber keine Aussage über die Art dieser Beziehungen, über die Gestalt der sozialen Matrix.⁶⁰ Ich nutze diese Vagheit des Sozialitätsbegriffs, um aus der Empirie heraus nach der Qualität der sozialen Verbindungen zu fragen, anstatt im Vorhinein eine bestimmte Sozialitätsform von Quartier und Nachbarschaft – etwa ‚Gemeinschaft‘ – festzulegen und zu überprüfen, inwiefern die beobachteten Praxen dieser entsprechen. Ich gehe dabei davon aus, dass quartier- und nachbarschaftsbezogene Sozialität unterschiedlichste Formen annehmen kann.⁶¹

Ich verwende Raum und Sozialität als offene Arbeitsbegriffe, mit denen ich untersuche, wie die räumlichen und sozialen Dimensionen von Quartier und Nachbarschaft in verschiedenen Praxen je unterschiedlich ausgestaltet werden.

Inspirationsquellen aus der anthropologischen community-Forschung: Quartier und Nachbarschaft als Denkwerkzeuge

Eine wichtige Inspirationsquelle für meinen analytischen Zugang zu Quartier und Nachbarschaft fand ich bei den Anthropologinnen Sharon Macdonald und Vered Amit und in ihrem Umgang mit dem *community*-Begriff:

Macdonald zeichnet nach, wie *community* früher ein Eckpfeiler anthropologischer Forschung gewesen, mittlerweile jedoch aus der Mode gekommen sei und als Begriff von Anthropolog*innen nur noch in Anführungszeichen verwendet werde:⁶²

tiefe kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Kategorie Raum und erörtert in diesem Zusammenhang verschiedene Raumtheorien. Vgl. Rolshoven 2003.

58 Löw 2001, S. 264.

59 Vgl. Huffschild/Wildner 2009, o. S.

60 Vgl. Long/Moore 2013, S. 2.

61 Vgl. Postill/Pink 2012, S. 127 und S. 130.

62 Vgl. Macdonald 2011, S. 33 f.

It came to be seen as too romanticised – naively assuming nice warm social relations; too functionalist – naively assuming everything working neatly together; and too tidily opposed to „society“ – a naïve nostalgic regression to the non- or pre-modern. Terms like „site“, „location“ and „locality“ and „network“ became the preferred vocabulary. Unlike „community“, these seemed to not to make a presupposition of the kind of social relations that might follow from the designation. They seemed to have less value-judgement built in.⁶³

Während der *community*-Begriff von Wissenschaftler*innen kritisiert wird, ist er, wie Macdonald beschreibt, im alltäglichen Gebrauch und insbesondere im politischen Diskurs nach wie vor verbreitet. Macdonald führt ein Beispiel aus ihrer Feldforschung auf den Hebriden in Schottland aus: Im Wissen, dass die Regierung Geld für *community*-Initiativen bereitstellt, gründeten Inselbewohner*innen eine *community cooperative* mit einem kleinen Supermarkt. Sie nutzten bewusst den *community*-Begriff, um damit an finanzielle Ressourcen zu gelangen. Macdonald konnte aufgrund ihrer teilnehmenden Beobachtung herausarbeiten, welche Aushandlungsprozesse und Konflikte diese lokale *community*-Kooperative begleiteten. Unabhängig davon, wie der Begriff – zu Recht – aus wissenschaftlicher Sicht kritisiert werde, stellt Macdonald fest, dass *community* ein Konzept sei, „that mattered to people, and that mattered quite deeply“⁶⁴: „They weren’t saying that ‚community‘ was irrelevant or not worth striving for; they weren’t saying that it was something that had never existed or could never do so. Rather, they were contesting the form in which it was currently being performed – and what they felt was a kind of co-opting of it [...]“⁶⁵ Macdonald plädiert deshalb für einen anthropologischen Zugang zu *community*: „The obvious anthropological approach [...] is to track its uses, see how it is deployed in practice, what work it is made to do and what contests erupt over it.“⁶⁶

Einen ähnlichen Zugang vertritt Vered Amit. Auch sie macht in ihrem Aufsatz mit dem Titel „Community as ‚good to think with‘“⁶⁷ deutlich, wie der *community*-Begriff von Wissenschaftler*innen kritisiert wird. Er sei zu ungenau und nicht geeignet als analytischer Begriff. Amit beobachtet aber ebenso wie Macdonald, dass seine Verwendung ausufere und auf unterschiedlichste Kontexte ausgreife. Sie schlägt deshalb vor, die zahlreichen Bezugnahmen auf *community* selbst als untersuchenswert anzusehen: „If people continue to insist on using community to refer to many different forms of association, perhaps we need to probe how they might do so rather than bemoan the lack of precision in this terminology.“⁶⁸ Sie versteht *community* in diesem Sinne als ein Denkwerkzeug, das es ermöglicht, den Ambiguitäten des *community*-Konzepts nachzugehen und sie analytisch fruchtbar zu machen.

63 Macdonald 2011, S. 34.

64 Macdonald 2011, S. 36.

65 Macdonald 2011, S. 36.

66 Macdonald 2011, S. 36.

67 Amit 2012.

68 Amit 2012, S. 3.

Ich übertrage die Zugänge, die Macdonald und Amit herausgearbeitet haben, – nicht aber den *community*-Begriff an sich – auf die Begriffsverflechtungen und -verwirrungen in meinem Untersuchungsfeld. Mein wissenschaftlicher Zugang ist es, die Verflechtung der Begriffe als inhärente Eigenschaft meines Forschungsfeldes zu betrachten und empirisch zu erkunden. Dementsprechend verwende ich im Folgenden auch beide Begriffe – Quartier und Nachbarschaft – oder eben denjenigen Begriff, der in den von mir untersuchten Praxen oder von den Autor*innen, auf die ich mich beziehe, benutzt wird. Ich kritisiere weder die semantische Unschärfe noch die ideologischen Aufladungen⁶⁹ der Begriffe. Ich entscheide mich als Forscherin auch nicht im Vorfeld für einen der Begriffe oder definiere, worin genau der Unterschied zwischen Quartier und Nachbarschaft besteht, was (gute) Nachbarschaft ist und was nicht. Vielmehr frage ich danach, wie die Akteur*innen in meinen Untersuchungsfeldern Quartier und Nachbarschaft deuten und gestalten sowie auf welche Weise und zu welchen Zwecken sie diese Konzepte nutzen. Ich behandle die Begriffe Quartier und Nachbarschaft als Denkwerkzeuge, die es mir ermöglichen, verschiedenen Imaginationen und Praxen von lokaler Räumlichkeit und Sozialität zu folgen und die Begriffe aus dem empirischen Material heraus zu verdichten und mit Inhalt zu füllen. Das Verhältnis zwischen Quartier und Nachbarschaft wird also nicht aufbauend auf vorhandenen Definitionen vom Schreibtisch aus erklärt, sondern durch die Analyse des von mir erhobenen empirischen Materials. Mein Ziel ist es, die Konzepte Quartier und Nachbarschaft, die in der Kulturanthropologie und verwandten Fächern durchaus ihre Geschichte haben, wieder aufzusuchen und aus einer anderen Perspektive zu betrachten – *to revisit* und *to revise* –,⁷⁰ um dadurch einen Reflexionsraum über urbane lokale Räume und Sozialitäten zu eröffnen.

69 Vgl. dazu z. B. Hamm 1973, S. 12.

70 Ich danke meiner Arbeitskollegin Sabine Eggmann für diese passende Formulierung, die sie während eines inhaltlichen Austauschs über mein Forschungsprojekt einbrachte.

3 Forschungszugänge: theoretische und method(olog)ische Verortungen

Mein Instrumentarium zur Erforschung von Quartier und Nachbarschaft habe ich unter Rückgriff auf aktuelle Theorie- und Methodendiskussionen der Kulturanthropologie und verwandter Disziplinen entwickelt. Meine Untersuchung ist dabei von drei Denklinien geprägt: Die Basis bildet die relationale Kulturanalyse, ausserdem fliessen praxeologische Zugänge sowie Assemblagetheorien in meine Forschung ein. Hier führe ich zunächst die theoretischen Grundlagen und meine leitenden Forschungsfragen ein; im Folgenden erläutere ich meine methodologische Verankerung und meine methodische Vorgehensweise, indem ich meine Feldkonstruktion sowie meine Erhebungs- und Analysemethoden vorstelle.

3.1 Doing neighbourhood: die Entwicklung einer kultur-anthropologischen Forschungsperspektive auf Quartier und Nachbarschaft

3.1.1 Theoretisches Fundament: relationale Kulturanalyse

Die vorliegende Studie ist disziplinär in der Kulturanthropologie angesiedelt und durch ein kulturanalytisches Denken geprägt, das eine spezifische Perspektive auf Quartier und Nachbarschaft eröffnet. Kultur dient dem Fach Kulturanthropologie – je nach institutionellem Zusammenhang auch Europäische Ethnologie, Volkskunde, Empirische Kulturwissenschaft oder Populäre Kulturen genannt – als Schlüsselbegriff und ist in verwandten Disziplinen, wie die Kulturanthropologin Sabine Eggmann erläutert, ebenfalls „*en vogue*“¹. In zahlreichen kulturanthropologischen Vorträgen, Artikeln, Aufsätzen und Monographien werden die Qualitäten und Schwierigkeiten des Kulturbegriffs zur fachspezifischen Wissensgenerierung diskutiert.² Ich beschränke mich im Folgenden darauf, zu erörtern, welchen kulturanalytischen Denkströmungen ich mich anschliesse. Wesentlich ist dabei für mich die Orientierung an einem epistemologischen Kulturverständnis. Ich verstehe Kultur nicht als Untersuchungsfeld (im Sinne bestimmter Quartier- oder Nachbarschaftskulturen, deren Eigenschaften ich erforschen will), sondern als eine Perspektive, als einen Erkenntnismodus und analytischen Werkzeugkasten. Kultur ist aus dieser Sicht, wie es der Kulturanthropologe Walter Leimgruber darlegt, „nicht irgendein

1 Hervorhebung im Original. Eggmann 2014, S. 269.

2 Sabine Eggmann hat sich in ihrer Dissertation in einer diskursanalytischen Herangehensweise mit dem Kulturbegriff der Volkskunde/Kulturanthropologie auseinandergesetzt. Ihre Publikationen bieten eine fundierte Erörterung der Kulturverständnisse und Identitätspolitik des Faches. Vgl. dazu u. a. Eggmann 2009 und Eggmann 2014.

Teilaspekt gesellschaftlicher Zusammenhänge, Kultur ist eine ganz spezifische Perspektive auf diese Gesellschaft“³. Dazu führt er weiter aus:

[...] Kultur in unserem Sinne steht nicht neben Begriffen wie Politik oder Wirtschaft, sondern hat zum Ziel, die symbolischen Ordnungen und kulturellen Codes, die Sinngebungs- und Sinndeutungsprozesse der Menschen an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten zu verstehen und zu erklären. Kultur erscheint damit nicht als irgendein Teilgebiet menschlichen und gesellschaftlichen Handelns, sondern als Zugangsweise und methodisches Werkzeug, um dieses in all seiner Vielfalt zu erforschen.⁴

Eine kulturanalytische Forschung richtet also gemäss Leimgruber ihren Fokus auf Prozesse gesellschaftlicher Sinnkonstruktionen in spezifischen räumlichen und zeitlichen Kontexten.

Ähnlich wie Leimgruber perspektiviert die Kulturanthropologin Irene Götz den Kulturbegriff als ein epistemologisches Werkzeug – als „Erkenntnismedium“⁵, nicht als „Erkenntniszweck“⁶. Der Begriff habe eine „Wegweiserfunktion“⁷ inne, indem er einen spezifischen Zugang zu Untersuchungsfeldern eröffne:

Er lenkt den Blick insbesondere auf die symbolischen Ordnungen der Lebenswelt, stellt in der kulturwissenschaftlich-empirischen Arbeit reichlich erprobte Begrifflichkeiten zu ihrer Analyse zur Verfügung, und er ermöglicht somit das kreative, erkenntnisfördernde, zunächst vor allem auch assoziative Spiel besonders mit polaren Begriffen, Positionierungen und Konzepten (z.B. das Eigene und das Fremde, Innen und Aussen, Oben und Unten, Tradition und Moderne). Nicht zuletzt verweist er ausserdem auf die historische Dimension, die Notwendigkeit der historischen Fundierung der aus der und über die Gegenwart gemachten Aussagen. So verstanden, erscheint der Kulturbegriff für die kulturwissenschaftliche Erkenntnis als Hilfskonstruktion unverzichtbar.⁸

Kultur als theoretischer und empirischer Werkzeugkasten dient dementsprechend dazu, symbolische Ordnungen in ihrer historischen Dimension zu untersuchen. Der Kulturbegriff fungiert dabei als ein „*relationales Hilfskonstrukt*“⁹, welches das Beobachtete nicht umfassend erklärt, sondern als „Assoziationsfeld“¹⁰ verschiedene Elemente miteinander in Beziehung setzt.

Diese Überlegungen zum Kulturbegriff verdichten sich bei Sabine Eggmann: Wie Leimgruber betont auch sie in ihrer diskursanalytischen Abhandlung über den Kulturbegriff der Volkskunde/Kulturanthropologie, dass der Gegenstand des

3 Leimgruber 2013, S. 75.

4 Leimgruber 2013, S. 75.

5 Hervorhebung im Original. Götz 2000, S. 70.

6 Hervorhebung im Original. Götz 2000, S. 70.

7 Hervorhebung im Original. Götz 2000, S. 72.

8 Götz 2000, S. 72.

9 Hervorhebung im Original. Götz 2000, S. 73.

10 Götz 2000, S. 73.

Faches die Gesellschaft ist – und nicht etwa die Kultur: „Kultur‘ ist nicht das Objekt, sondern der Schlüssel volkskundlichen Forschens.“¹¹ Dieser Schlüssel funktioniert laut Eggmann wie eine „Relationierungsformel“¹², die die Beziehungen zwischen verschiedenen Elementen sichtbar macht, sie beschreiben, analysieren und theoretisieren lässt. Der Kulturbegriff setzt deutende und handelnde Subjekte in Bezug zu „historischen und sozialen Zusammenhängen“¹³. Eine relationale Analyse fragt nach den Verbindungen zwischen dem Subjekt und a) sich selbst, b) anderen (Menschen, die sich in Gruppen zusammenschliessen), c) Gesellschaft als Staat (im Sinne einer abstrahierten Gruppenbildung) sowie d) der physischen Umwelt. Der Kulturbegriff setzt diese vier Dimensionen in ein komplexes Beziehungsfeld. Er ermöglicht eine genaue Beschreibung und Deutung sowohl der einzelnen Elemente als auch ihrer Vernetzungen und eröffnet damit ein breites Spektrum an Forschungsperspektiven: Eine Kulturanalyse bezieht verschiedenste Aspekte – Individuum, Kollektive, Wirtschaft, Dinge, gebaute Umwelt et cetera – und ihre Verbindungen in die Analyse mit ein und hält sie zugleich – unter dem Kulturbegriff – zusammen.¹⁴

Das analytische Zentrum dieses relationalen Kulturverständnisses bildet, so Eggmann, stets „der Mensch, der in seinen Kontext einbezogen und diesem unterworfen ist – wie er ihn auch selbst schafft, prägt und verändert. Untersucht werden jeweils die subjektive Praxis, das subjektive Denken, Wahrnehmen, Fühlen, Erfahren, Handeln, kurz: auch hier die ganze Lebensweise der Menschen.“¹⁵ Ausserdem betont dieses Kulturverständnis gemäss Eggmann den performativen Charakter dieser Praxen.¹⁶ Leimgruber nennt als wesentlichen Aspekt des Werkzeugkastens „Kultur‘ ebenfalls, dass dieser auf „den Handlungsaspekt, die *agency*, das *doing* der Subjekte“¹⁷ hinweist: „Kultur ist nicht Schicksal, dem man nicht entrinnen kann, sondern *aktives Tun*, sie unterliegt der Zufälligkeit, ist also kontingent. Kulturelle Praktiken sind abhängig von historischen und räumlichen Ordnungen, sie entstehen, werden reproduziert und verändern sich.“¹⁸

Als epistemologische Perspektive richtet der Kulturbegriff also die analytische Aufmerksamkeit auf die Relationen zwischen Menschen, sich selbst und ihrer sozialen und materiellen Umwelt. Im Zentrum der Kulturanalyse stehen handelnde

11 Eggmann 2009, S. 247.

12 Eggmann 2009, S. 245.

13 Eggmann 2009, S. 246.

14 Die Anthropologin Vered Amit beispielsweise beschreibt – ohne explizit auf den Kulturbegriff Bezug zu nehmen –, dass sich die anthropologische Perspektive durch ihr Interesse für Kontexte, Bedeutungen und soziale Beziehungen auszeichne. Ihre Stärke liege in ihrem Fokus auf „particular lives, broadly contextualized“ (Amit 2000, S. 15).

15 Eggmann 2016, S. 80.

16 „Praxis bestimmt sich als immer wieder neues Handeln, neues Entscheiden und neues Anpassen der Handlungs- und Entscheidungsmöglichkeiten an je aktuelle Situationen.“ Eggmann 2016, S. 80.

17 Leimgruber 2013, S. 74.

18 Eigene Hervorhebung. Leimgruber 2013, S. 74.

und deutende Subjekte. Mit dem Kulturbegriff als Relationierungsformel setzt eine kulturanalytische Forschung verschiedene menschliche und nicht-menschliche Elemente, individuelle und kollektive Deutungen und Praxen miteinander in Beziehung und versucht, sie – eingebettet in historische, soziale und räumliche Strukturen – in ihrer Prozesshaftigkeit und Komplexität zu verstehen.

Quartier und Nachbarschaft aus kulturanalytischer Perspektive

Die relationale Kulturanalyse fokussiert auf das „scheinbar Banale“¹⁹ und arbeitet durch eine Kontextualisierung dessen gesellschaftliche Problematik heraus.²⁰ Aus einer kulturanalytischen Perspektive Quartier und Nachbarschaft zu untersuchen, bedeutet für mich, diese nicht als gegebene sozialräumliche Einheiten, sondern, wie es Walter Leimgruber treffend formuliert hat, als „aktives Tun“²¹ zu verstehen, das eingebettet ist in spezifische zeitliche und räumliche Kontexte und damit veränderlich ist. Dies richtet den analytischen Fokus auf die Frage, wie Quartier und Nachbarschaft von unterschiedlichen Akteur*innen in konkreten Situationen *gemacht* werden. Es bedeutet auch, wie es Leimgruber und Götz geschildert haben, Bedeutungszuschreibungen und Sinnkonstruktionen, die in dieses Tun eingeschrieben sind, mit zu analysieren. Dieses alltägliche Tun ist als ein relationales Geflecht zu untersuchen; die handelnden Akteur*innen – diejenigen, die Quartier und Nachbarschaft machen – werden in Bezug gesetzt zu anderen Akteur*innen, zur physischen Umwelt und zu staatlichen Strukturen.

3.1.2 Theoretischer Baustein I: praxeologische Zugänge

Begriffe wie *doing*, Praxis oder Praktiken haben in den letzten Jahren zunehmend Eingang gefunden in das kulturanalytische Vokabular. Diese Begrifflichkeiten sollen hier in der Praxeologie/Praxistheorie²² verortet werden. Praxeologische Ansätze haben sich seit den 1980er-Jahren in verschiedenen kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen entwickelt und um die Jahrtausendwende mehr und mehr zu einem eigenen Paradigma verdichtet. Ich leite daraus ein Verständnis von Quartier und Nachbarschaft als Praxen her und nutze *doing neighbourhood* als analytisches Leitkonzept.

19 Eggmann 2012, S. 174.

20 Vgl. Eggmann 2012, S. 174.

21 Leimgruber 2013, S. 74.

22 Ich verwende im Folgenden die Begriffe Praxeologie und Praxistheorie bzw. praxeologisch und praxistheoretisch synonym.

Doing als kulturanalytischer Leitbegriff

Meine erste Annäherung an praxeologische Ansätze fand über den *doing*-Begriff statt, der gegenwärtig in den Titeln unzähliger kultur- und sozialwissenschaftlicher Forschungsprojekte, Publikationen, Tagungen und Vorträge auftaucht.²³ *Doing* hat sich zu einem populären analytischen Leitbegriff entwickelt und dient den Forschenden dabei als – oft nicht weiter theoretisiertes – Schlagwort, um auf das Gemacht-Sein und Gemacht-Werden von Wirklichkeit hinzuweisen. So verweist beispielsweise *doing society* im gleichnamigen, von den Kulturanthropologinnen Sabine Eggmann und Karoline Oehme-Jüngling herausgegebenen Sammelband auf „das immer wieder neu unternommene und zu unternehmende ‚Schaffen der Gesellschaft‘“²⁴ und umfasst dabei „[d]en Prozess und die Praxis des gesellschaftlichen Schaffens wie auch das Produkt, das Geordnete der geschaffenen Gesellschaft“^{25, 26}. Als wegweisende Publikation ist in diesem Zusammenhang insbesondere der Aufsatz „Doing Gender“ von Candace West und Don H. Zimmerman aus dem Jahr 1987 zu sehen.²⁷ Verankert in der Ethnomethodologie und der Interaktionstheorie arbeiten die beiden Soziolog*innen heraus, dass Geschlecht nicht natürlich gegeben, sondern als „fortlaufender Herstellungsprozess“²⁸ zu verstehen ist. Die Kategorien Mann/Frau müssen also zuerst sozial konstruiert werden, damit sie überhaupt relevant werden. Dieses Grundverständnis, dass Kategorien und andere gesellschaftliche Phänomene, die gemeinhin als gegeben betrachtet werden, Resultat von immerwährenden Herstellungsprozessen sind, dass sie konstruiert sind, ist prägend

23 Beispielsweise „doing school“ (Kessler 2017), „doing history“ (Willner/Koch/Samida 2016), „doing rurality“ (<https://uol.de/graduierntenkolleg-selbst-bildungen/claudia-oltmanns/>, Stand: 25. Februar 2019), „doing Welterbe“ (https://www.sparklingscience.at/de/projects/show.html?--typo3_neos_nodetypes-page%5bid%5d=914, Stand: 25. Februar 2019). Die Organisator*innen der dgv-Studierendentagung 2017 kommentieren die gegenwärtige Konjunktur des doing-Begriffs treffend: „Doing culture, doing gender, doing nation... – so ziemlich alles wurde mittlerweile auf den konstruktivistischen und performativen Charakter abgeklopft [...].“ <http://www.d-g-v.org/aktuelles/dgv-nachrichten/dgvstudierendentagung-2017-call-papers> (Stand: 15. März 2019). Doing steht also sinnbildlich dafür, dass Schule, Geschichte, Ländlichkeit oder Welterbe in konkreten Alltagspraxen von handelnden und deutenden Subjekten immer wieder und immer wieder anders gemacht werden.

24 Eggmann/Oehme-Jüngling 2013, S. 8.

25 Eggmann/Oehme-Jüngling 2013, S. 8.

26 Eggmann führt diesen Ansatz weiter aus: „Angelehnt an die theoretische und analytische Praxis des ‚doing gender‘ soll das hier verwendete doing society als Leitlinie der Untersuchung von subjektivem Handeln und gesellschaftlichen Phänomenen dienen. Im Bewussthalten des verstetigten, alltäglichen und allgemeinen Herstellens von Gesellschaft wird so der Blick auf die Komplexität, die Aktualität und Aktualisierung sowie auf die sozialen Manifestationen des ‚Machens‘ von ‚Gesellschaft‘ gelenkt.“ Eggmann 2013, S. 10.

27 West/Zimmerman 1987.

28 Gildemeister 2010, S. 137.

für die gegenwärtige Kulturanthropologie, aber auch für andere sozial- und kulturwissenschaftliche Disziplinen. Die Soziolog*innen Karl H. Hörning und Julia Reuter bringen dies folgendermassen auf den Punkt:

Ganz gleich, ob der Umgang mit dem Computer im Betrieb oder dem Auto im Alltag, die Rezeption von Fernsehsendungen oder wissenschaftlichen Texten, der Prozess der Identifikation oder Repräsentation von Personen, oder auch nur die Art und Weise, wie üblicherweise Fahrstuhl gefahren, Geschlecht praktiziert oder Wissen gewusst wird – es handelt sich um das Praktizieren von Kultur. Und: Die gesellschaftliche Wirklichkeit ist keine ‚objektive Tatsache‘, sondern eine ‚interaktive Sache des Tuns‘.²⁹

Dieser konstruktivistische Blick auf gesellschaftliche Phänomene weist darauf hin, dass, was immer betrachtet wird, auch anders sein könnte.³⁰

Von *doing neighbourhood* zu sprechen, bedeutet somit davon auszugehen, dass Quartier und Nachbarschaft fortwährend hergestellt werden, dass sie in ihrer jeweils spezifischen Ausprägung sozial konstruiert sind und dass sie potenziell auch anders praktiziert werden (könnten). Die Grundannahme vom Gemacht-Sein und Gemacht-Werden von Wirklichkeit rückt dabei immer die Frage in den Fokus, wer, wie, wann, wo Quartier und Nachbarschaft macht.

Gemäss Hörning/Reuter liegt den mit dem *doing*-Begriff operierenden Forschungsansätzen eine „praxistheoretische“ Prämisse zugrunde³¹. Sie verorten damit die wissenschaftliche Konjunktur des *doing*-Begriffs in einer umfassenden praxistheoretischen Wende in den Kultur- und Sozialwissenschaften.

Praxistheoretische Begrifflichkeiten

Erstmals wurde ein *practice turn* im Jahr 2001 von Theodore R. Schatzki, Karin Knorr Cetina und Eike von Savigny proklamiert.³² Wie Schatzki festhält, ist damit nicht die Existenz eines einheitlichen praxistheoretischen Zugangs gemeint.³³ Mit der Diagnose einer Praxiswende in den Kultur- und Sozialwissenschaften wird viel

29 Hörning/Reuter 2004, S. 10.

30 Dazu erklärt Thomas Mathar unter Verweis auf Ian Hacking: „Über die soziale Konstruktion von X zu sprechen, so konstatiert Ian Hacking, hat etwas Befreiendes. Ganz gleich, ob X für ‚Geschlecht‘, ‚Nation‘, ‚Rasse‘ oder andere Kategorien stehe, die Entlarvung von X als etwas sozial konstruiertes erreiche womöglich, dass wir uns vorstellen können, ohne X zu leben, weil wir erführen, dass ‚X hätte nicht existieren müssen oder [...] keineswegs so sein [müsste,] wie es ist‘ (Hacking 1999: 19). Die austauschbare Variable X wird somit auch leicht der Kritik zugänglich, weil dadurch das [sic!] X als Konstruktion entlarvt wurde, klar würde, dass ‚X – oder X, wie es gegenwärtig ist – [...] nicht vom Wesen der Dinge bestimmt [ist]. Es ist nicht unvermeidlich.‘ (ebd.).“ Mathar 2010, S. 61.

31 Hörning/Reuter 2004, S. 10.

32 Vgl. Schatzki/Knorr Cetina/von Savigny 2001.

33 Vgl. Schatzki 2001, S. 2.

eher darauf hingewiesen, dass ab den 1980er-Jahren – unter Begriffen wie Praxistheorie, Praxeologie, soziale Praktiken oder auch *doing* – in verschiedenen Disziplinen „praxiszentrierte[] Ansätze“³⁴ entwickelt und (wieder-)entdeckt worden sind und sich zu einem theoretischen Paradigma verdichtet haben.³⁵ Mehrere Forschende haben die Entwicklung und die Unterschiede zwischen verschiedenen praxistheoretischen Strömungen aufgezeigt.³⁶ An dieser Stelle will ich nur einige zentrale Merkmale praxistheoretischer Ansätze herausarbeiten, um sie anschliessend zu meinem Forschungsthema in Beziehung zu setzen.

Die Begriffe Praxis und Praktik stehen im Zentrum der praxeologischen Ansätze, wobei die verschiedenen Autor*innen die Begriffe unterschiedlich (und auch nicht immer systematisch) verwenden. Der Soziologe Andreas Reckwitz beispielsweise unterscheidet klar zwischen Praxis und Praktik:

First of all, it is necessary to distinguish between ‚practice‘ and ‚practices‘ (in German there is the useful difference between Praxis and Praktiken). ‚Practice‘ (Praxis) in the singular represents merely an emphatic term to describe the whole of human action (in contrast to ‚theory‘ and mere thinking). ‚Practices‘ in the sense of the theory of social practices, however, is something else. A ‚practice‘ (Praktik) is a routinized type of behaviour which consists of several elements, interconnected to one other: forms of bodily activities, forms of mental activities, ‚things‘ and their use, a background knowledge in the form of understanding, know-how, states of emotion and motivational knowledge. A practice – a way of cooking, of consuming, of working, of investigating, of taking care of oneself or of others, etc. – forms so to speak a ‚block‘ whose existence necessarily depends on the existence and specific interconnectedness of these elements, and which cannot be reduced to any one of these single elements.³⁷

Der Begriff Praxis bildet gemäss Reckwitz, einer alltäglichen Begriffsverwendung entsprechend, den Gegensatz zu Theorie und beschreibt in einem allgemeinen Sinne menschliches Tätigsein. Praktik (im Plural „Praktiken“) hingegen verwendet Reckwitz als einen theoretischen Begriff, um eine routinisierte Verhaltensform zu bezeichnen. Eine Praktik meint dabei eine bestimmte Art, etwas zu tun, und setzt sich aus einem komplexen Gefüge aus körperlichen und geistigen Aktivitäten, Dingen, Wissen, Emotionen et cetera zusammen. Der Kulturanthropologe Stefan Beck wiederum schlägt eine geradezu gegensätzliche Verwendung der Begriffe Pra-

34 Hörning/Reuter 2004, S. 10.

35 Vgl. Beck 1997, S. 316, Hörning/Reuter 2004, S. 10 und Reckwitz 2003, S. 282.

36 Für eine ausführliche Darlegung verschiedener praxistheoretischer Denklinien und deren Bedeutung für die Kulturanthropologie sei verwiesen auf Beck 1997, S. 310–339. Beck arbeitet hier unter anderem verschiedene Praxiskonzepte in der Ethnologie und Volkskunde heraus, wobei er insbesondere Pierre Bourdieus Publikation „Esquisse d'une Théorie de la Pratique“ als einflussreich beschreibt. Für eine Übersicht über die Rezeption von Praxistheorien in der Soziologie und anderen kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen siehe Schäfer 2016, S. 14–16.

37 Reckwitz 2002, S. 249 f.

xis und Praktik vor: Der Praxisbegriff bezeichnet gemäss seiner Definition „keine einfache Tätigkeitsform, die sich einfach beobachten liesse, sondern impliziert eine Abstraktionsform“³⁸. Er beschreibt Praxen als „alltägliche[] Handlungsmuster“³⁹, „als körper- und situationsgebunden, als prozessual und reflexiv, als handelndes und erkennendes Tätigsein in der alltäglichen Lebenswelt“⁴⁰. Zur Bezeichnung einer einfachen, beobachtbaren Tätigkeitsform würde Beck, wie er in einem Vortrag über analoge und digitale Praxen darlegt, eher den Begriff der „Praktik“ verwenden oder schlichtweg sagen „da tut jemand was“⁴¹. Der Soziologe Frank Hillebrandt wiederum verwendet ebenfalls Praxis als theoretischen Begriff und versteht darunter eine „Verkettung von physisch zu fassenden Praktiken“⁴². Beck und Hillebrandt verstehen also, anders als Reckwitz, unter Praktik eine bestimmte Tätigkeit und unter Praxis in abstrakterer Form ein Geflecht von Tätigkeitsformen. Ich orientiere mich im Folgenden terminologisch an Beck und Hillebrandt und verwende den Begriff der Praxis/Praxen, insofern ich nicht von einer einzelnen, konkreten Tätigkeit, einer Praktik, spreche. Zitiere oder paraphrasiere ich andere Autor*innen, übernehme ich jedoch deren Begriffsverwendung. Im Englischen besteht diese begriffliche Unterscheidung zwischen Praxis und Praktik nicht. Hier steht der Begriff *practice* im Fokus. Theodore R. Schatzki beschreibt eine *practice* beispielsweise als „arrays of activities“⁴³ oder als „set of doings and sayings“⁴⁴, was ebenfalls ein Geflecht von Tätigkeiten bezeichnet. Auch wenn die Autoren verschiedene Begriffe verwenden, lässt sich festhalten, dass sie als Gegenstand der Praxistheorie nicht einzelne, beobachtbare Handlungen, sondern miteinander verflochtene Verkettungen alltäglicher Tätigkeiten verstehen. Eine Praxis bezeichnet damit eine routinisierte Form des Tuns, einen Tätigkeitszusammenhang „aus menschlichen und nicht-menschlichen Elementen“⁴⁵. Dieses relationale Verständnis von Tätigsein bildet ein zentrales, wenn nicht *das* zentrale, Merkmal praxistheoretischer Ansätze. Der Kultursociologe Hilmar Schäfer betont die Abhängigkeit einer Praxis „von ihrem Verhältnis zu anderen (auch vergangenen) Praktiken und vom sozialen Kontext, in dem sie auftritt. Daher lässt sich schon die Frage, was *eine* Praxis ist, nur relational beantworten.“⁴⁶

38 Beck 2019, S. 14.

39 Beck 1997, S. 295.

40 Beck 1997, S. 298.

41 Vgl. Beck 2015, Min. 19.40.

42 Hillebrandt 2015, S. 17.

43 Schatzki 2001, S. 2.

44 Schatzki 2002, S. 73.

45 Beck 2019, S. 21.

46 Hervorhebung im Original. Schäfer 2016, S. 11. Schäfer erklärt: „Die praxeologische Perspektive zeichnet sich dadurch aus, dass sie Handlungen nicht isoliert betrachtet, sondern als einen Zusammenhang begreift, der bei Theodore Schatzki etwa als ‚field of practices‘, ‚total nexus of interconnected human practices‘ (Schatzki 2001: 2) oder ‚organized nexus of actions‘ (Schatzki 2002: 71) bezeichnet wird.“ Schäfer 2016, S. 11.

Eine Praxis besteht also aus einem Geflecht von Tätigkeiten und befindet sich wiederum selbst in einem Geflecht mit anderen gegenwärtigen und früheren Praxen und gesellschaftlichen Kontexten.

Situierung praxeologischer Ansätze im Feld der Kultur- und Sozialtheorien

Der Praxisbegriff bildet, so Hörning/Reuter, ein „Scharnier zwischen dem Subjekt und den Strukturen“^{47, 48}. In eine Praxis sind gesellschaftliche Regeln, Werte und Normen, Wissensbestände, aber auch biographische Erfahrungen einverleibt, die beeinflussen, wie jemand etwas tut, wie beispielsweise Nachbarschaft in konkreten Alltagssituationen praktiziert wird. Zugleich ist eine Praxis nicht als reines Routinehandeln und stures Befolgen von Regeln zu verstehen. Vielmehr werden Regeln, Werte, Normen, Wissen et cetera in Praxen eingebracht und dabei auch immer wieder (neu) gebildet und verändert. Gesellschaftliche Wirklichkeit wird in Praxen vollzogen und hergestellt.⁴⁹ Der Praxisbegriff leistet also gemäss Beck zweierlei:

Erstens wird in bezug auf die einzelne Handlungssituation betont, dass Strukturen, Normen, Regulative oder Dispositionen von den Handelnden nicht einfach *ausgeführt*, sondern im Handeln *aktualisiert* werden müssen. Zweitens wird – unter einer kognitionstheoretischen oder konstruktivistischen Perspektive – davon ausgegangen, dass von den Handelnden die Wirklichkeit in einem aktiven Prozess *konstruiert* werden muss.⁵⁰

Der Praxisbegriff ermöglicht es damit, (menschliches) Tätigsein in seiner Einbettung in ein komplexes Gefüge von Regeln, Dingen, Wissen, Emotionen, Erfahrungen zu analysieren, ohne davon auszugehen, dass dieses von Strukturen determiniert ist. Individuum und Gesellschaft stehen sich nicht als Totalitäten gegenüber, „sondern konstituieren sich gleichermassen auf der ‚flachen‘ Ebene der Praxis“⁵¹. Praxistheoretische Ansätze interessieren sich deshalb weniger für Strukturen und Systeme als für das Tätigsein ‚an sich‘. Sie rücken, so Beck, aus einer „*akteurszentrierten Perspektive*“⁵² routinisierte Alltagstätigkeiten, deren situative Ausprägung und Kreativität in den analytischen Fokus.

Wie Reckwitz erläutert, eröffnet sich durch praxeologische Ansätze nicht nur ein anderer Blick auf das Verhältnis zwischen Subjekt und Struktur, sondern auch ein anderes Kulturverständnis. Dabei unterscheidet sich eine Theorie sozialer Praktiken, wie Reckwitz betont, wesentlich von den beiden anderen Idealtypen der Kulturtheorie, dem Mentalismus und dem Textualismus: Der Mentalismus versteht Kultur

47 Hörning/Reuter 2004, S. 13.

48 Vgl. auch Schatzki 2001, S. 1.

49 Vgl. Hillebrandt 2015, S. 15.

50 Hervorhebung im Original. Beck 1997, S. 341.

51 Schäfer 2016, S. 12.

52 Hervorhebung im Original. Beck 1997, S. 295.

als „ein geistiges, ideelles Phänomen“⁵³ und interessiert sich dementsprechend für „kulturelle[] Symbolsysteme“⁵⁴. Der Textualismus hingegen, der sich ab den 1960er-Jahren entwickelt hat, verortet Kultur nicht im menschlichen Geist, sondern „auf der Ebene von Texten, von Diskursen, von ‚öffentlichen Symbolen‘ und schliesslich von ‚Kommunikation‘“⁵⁵. Das heisst, „[w]enn für den Mentalismus Kultur im ‚Innern‘ des Mentalen verborgen war, so bietet sie sich für den Textualismus genau umgekehrt im Aussen der Diskurse, der Texte, der Symbole, der kommunikativen Sequenzen öffentlich dar“⁵⁶. Die Praxistheorie nimmt hier eine dritte Perspektive ein und verortet Kultur im praktischen Können und in alltäglichen Routinen:

Die Praxistheorie begreift die kollektiven Wissensordnungen der Kultur nicht als ein geistiges ‚knowing that‘ oder als rein kognitive Schemata der Beobachtung, auch nicht allein als die Codes innerhalb von Diskursen und Kommunikationen, sondern als ein praktisches Wissen, ein Können, ein know how, ein Konglomerat von Alltagstechniken, ein praktisches Verstehen im Sinne eines ‚Sich auf etwas verstehen‘. Der ‚Ort‘ des Sozialen ist damit nicht der (kollektive) ‚Geist‘ und auch nicht ein Konglomerat von Texten und Symbolen (erst recht nicht ein Konsens von Normen), sondern es sind die ‚sozialen Praktiken‘, verstanden als know-how abhängige [sic!] und von einem praktischen ‚Verstehen‘ zusammengehaltene Verhaltensroutinen, deren Wissen einerseits in den Körpern der handelnden Subjekte ‚inkorporiert‘ ist, die andererseits regelmässig die Form von routinisierten Beziehungen zwischen Subjekten und von ihnen ‚verwendeten‘ materialen Artefakten annehmen.⁵⁷

Praxistheoretische Ansätze bieten damit eine theoretische Fundierung, um das alltägliche Tun der Menschen als zentralen ‚Ort‘ zu untersuchen, wo – je nach fachlicher Perspektive – Kultur beziehungsweise Gesellschaft gelebt und hergestellt wird.

Zentrale Merkmale praxistheoretischer Ansätze

Vor dem Hintergrund dieser grundsätzlichen Positionierung praxeologischer Ansätze im Feld der Kultur- und Sozialtheorien lassen sich, basierend auf Reckwitz,⁵⁸ drei zentrale Elemente von Praxistheorien festhalten:

- (1) Praxistheorien betonen die Materialität menschlichen Tätigseins.⁵⁹ Damit ist einerseits gemeint, dass Praxen immer körperlich sind. Eine Praxis basiert auf inkorporiertem Wissen und einem sich bewegenden, wahrnehmenden, agie-

53 Reckwitz 2003, S. 288.

54 Reckwitz 2003, S. 288.

55 Reckwitz 2003, S. 288.

56 Reckwitz 2003, S. 288 f.

57 Reckwitz 2003, S. 289.

58 Vgl. Reckwitz 2003.

59 Vgl. auch Schäfer 2016, S. 13 f.

renden Körper. Andererseits berücksichtigen Praxistheorien die Materialität sozialer Situationen. Praxen bestehen immer auch aus Objekten, mit denen Menschen etwas tun, zu denen sich menschliche Akteur*innen verhalten und die als Akteur*innen selbst auf die Praxis einwirken. Praxistheorien sind hier insbesondere von der Akteur-Netzwerk-Theorie beeinflusst.⁶⁰ Sie gehen davon aus, dass Objekte nicht nur „durch Subjekte geformt und verwendet werden“⁶¹, sondern „aktiv Einfluss auf die Formation der Praxis nehmen“⁶². Damit lösen Praxistheorien auch die dominierenden Dichotomien zwischen Geist und Körper sowie zwischen Subjekt und Objekt auf, die mentalistische und textualistische Kulturtheorien prägen, und betrachten Körper und Objekte als zentrale Bestandteile des Sozialen.⁶³

- (2) Praxistheorien rücken informelle Logiken und praktisches Wissen in den Fokus. Wissen wird nicht (nur) als „explizierbares Aussagewissen (knowing that)“⁶⁴, als ein theoretisches Wissen, konzeptionalisiert, sondern als inkorporiertes praktisches Wissen. Praxen sind von impliziten Logiken und verinnerlichtem Know-How geprägt.
- (3) Praxen sind einerseits routinisierte Tätigkeiten, die auf einem inkorporierten, praktischen Wissen basieren. Andererseits bedeutet dies nicht, dass sie nach einem starren Schema immer gleich ausgeführt werden. Praxen sind, trotz ihrer Wiederholung, per se unberechenbar. Ihre Ausübung kann misslingen, sie werden neu interpretiert, angepasst, verändert. Soziale Praxen sind also, so Hillebrandt, als routinisierte Tätigkeiten „auf Dauer gestellt“⁶⁵ und ereignen sich zugleich immer wieder neu.⁶⁶ Hörning/Reuter fassen dies folgendermassen zusammen:

Praxis ist zugleich regelmässig *und* regelwidrig, sie ist zugleich wiederholend *und* wiedererzeugend, sie ist zugleich strategisch *und* illusorisch. In ihr sind Erfahrungen, Erkenntnisse und Wissen eingelagert, manchmal sogar regelrecht einverleibt. Doch die Erfahrungen, die Erkenntnisse und das Wissen werden in der Praxis immer wieder neu eingebracht, erlebt und mobilisiert.⁶⁷

Eine Praxis muss also immer wieder in Ereignissen aktualisiert, in konkreten Praktiken vollzogen werden.⁶⁸ Praxen formieren sich, so Hillebrandt, durch

60 Vgl. Hillebrandt 2015, S. 21–27.

61 Hillebrandt 2015, S. 24.

62 Hillebrandt 2015, S. 24.

63 Vgl. Reckwitz 2003, S. 291.

64 Reckwitz 2003, S. 292.

65 Hillebrandt 2015, S. 32.

66 Vgl. Hillebrandt 2015, S. 32.

67 Hervorhebung im Original. Hörning/Reuter 2004, S. 13.

68 Vgl. Hillebrandt 2015, S. 32.

eine Verkettung von Praktiken. Sie ereignen sich damit auch nicht voraussetzungslos, sondern schliessen an bereits ausgeführte Praktiken an.⁶⁹

Doing neighbourhood: Quartier und Nachbarschaft als Praxen

Was bedeutet es vor dem Hintergrund dieser wesentlichen Merkmale praxeologischer Ansätze, auf das *doing neighbourhood* zu fokussieren und Quartier und Nachbarschaft als Praxen zu untersuchen?

Der *doing*-Begriff unterstreicht das auch in der Kulturanalyse wichtige Verständnis vom Gemacht-Sein und fortwährenden Gemacht-Werden gesellschaftlicher Wirklichkeit in alltäglichen Tätigkeiten. Die Praxeologie bietet eine konzeptionelle Grundlage, um diese Grundannahme zu theoretisieren und das alltägliche Tun als ein relationales Geflecht – im Sinne von Praxen als Tätigkeitszusammenhängen – zu begreifen. *Doing neighbourhood* als analytische Perspektive lässt danach fragen, wie Quartier und Nachbarschaft in alltäglichen Praxen immer wieder und immer wieder anders gemacht werden und damit als gesellschaftliche Wirklichkeiten entstehen. Diese unterschiedlichen Praxen sind als komplexe Tätigkeitszusammenhänge zu verstehen, die sich aus menschlichen und nicht-menschlichen Elementen zusammensetzen. Durch den Einbezug praxeologischer Ansätze wird der Materialität von Quartier und Nachbarschaft und der aktiven Rolle von Objekten explizit Beachtung geschenkt. Quartier- und Nachbarschaftspraxen basieren auf impliziten Logiken und inkorporiertem Wissen, sie sind routinisiert und zugleich unberechenbar. Wesentlich ist auch, dass Quartier und Nachbarschaft zwar in konkreten Situationen immer wieder neu vollzogen werden, dabei jedoch stets an frühere und gleichzeitige andere Quartier- und Nachbarschaftsvollzüge anknüpfen und so in einem relationalen Geflecht mit anderen Praxen verbunden sind.

3.1.3 Theoretischer Baustein II: in Assemblagen denken

Auf den folgenden Seiten will ich das Konzept der Assemblage einführen, das in den letzten Jahren in den Sozial- und Kulturwissenschaften zunehmende Aufmerksam-

69 Vgl. Hillebrandt 2015, S. 28 f. Schäfer erklärt dazu: „Praktiken sind das Tun, Sprechen, Fühlen und Denken, das wir notwendig mit anderen teilen. Dass wir es mit anderen gemeinsam haben, ist Voraussetzung dafür, dass wir die Welt verstehen, uns sinnvoll darin bewegen und handeln können. Praktiken bestehen bereits, bevor der/die Einzelne handelt, und ermöglichen dieses Handeln ebenso [sic!] wie sie es strukturieren und einschränken. Sie werden nicht nur *von uns* ausgeführt, sie existieren auch *um uns herum* und historisch *vor uns*. Sie zirkulieren unabhängig von einzelnen Subjekten und sind dennoch davon abhängig, von ihnen aus- und aufgeführt zu werden.“ Hervorhebung im Original. Schäfer 2016, S. 12.

keit erfahren, neue Impulse für die Stadtforschung geliefert und auch meine Herangehensweise an das Thema Quartier und Nachbarschaft wesentlich geprägt hat.

Der Begriff der Assemblage wird von Forschenden unterschiedlicher Disziplinen benutzt, um – mal mehr, mal weniger präzise – ephemere Ensembles heterogener Elemente zu beschreiben.⁷⁰ Das Konzept der Assemblage ist ein Versuch, Gefüge aus menschlichen und nicht-menschlichen Elementen begrifflich zu fassen und analytisch zu betrachten, ohne diese als statische Strukturen zu verstehen; der Fokus liegt auf der Emergenz dieser soziomateriellen Formationen, auf der Heterogenität ihrer Elemente und deren Relationen.⁷¹ Dazu erklären die Geografen Ben Anderson und Colin McFarlane:

In broad terms, assemblage is, then, part of a more general reconstitution of the social that seeks to blur divisions of social–material, near–far and structure–agency (DeLanda 2006). In this use, deploying the term assemblage enables us to remain deliberately open as to the form of the unity, its durability, the types of relations and the human and non-human elements involved.⁷²

Es handelt sich beim Denken in Assemblagen, wie auch der Geograf Colin McFarlane und der Soziologe Sebastian Ureta hervorheben, nicht um einen einheitlichen Theoriestrang.⁷³ Dennoch wird das Assemblagekonzept, soweit es von den Autor*innen überhaupt erörtert wird, in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Literatur häufig auf den französischen Philosophen Gilles Deleuze zurückgeführt, der zusammen mit seinem Weggefährten Félix Guattari das Konzept des *agencements* eingeführt hat. Seine Assemblagetheorie wird dabei, so die Anthropologen George Marcus und Erkan Saka, in der Regel eher bruchstückhaft und unsystematisch rezipiert.⁷⁴ Dem Philosophen Manuel DeLanda ist eine ausführliche Interpretation und Weiterentwicklung von Deleuzes Assemblagekonzept zu verdanken. In seiner Monographie „A new philosophy of society. Assemblage theory and social complexity“⁷⁵ arbeitet DeLanda Deleuzes Verständnis von Assemblagen als „wholes constructed from heterogeneous parts“⁷⁶ weiter aus und entwickelt aus den verschiedenen Assemblagedefinitionen, die sich über Deleuzes Werk verstreut finden, eine neue, umfassende soziale Ontologie.⁷⁷ Seine Erläuterungen gelten als „the most thorough interpretation of the technical, abstract and formal use of assemblage in

70 Die Formulierung stützt sich auf Stephen J. Collier und Aihwa Ong, die unter Assemblagen „ensembles of heterogeneous elements“ (Collier/Ong 2008, S. 4 f.) verstehen.

71 Vgl. Anderson/McFarlane 2011, S. 124.

72 Anderson/McFarlane 2011, S. 124.

73 Vgl. Anderson/McFarlane 2011, S. 124.

74 Vgl. Marcus/Saka 2006, S. 103.

75 DeLanda 2006.

76 DeLanda 2006, S. 3.

77 Vgl. DeLanda 2006, S. 3.

the Deleuzian schema⁷⁸ und werden seither von anderen Autor*innen, die mit dem Begriff arbeiten, immer wieder zur theoretischen Fundierung des Assemblage-Ansatzes aufgegriffen. Ausgehend von DeLanda lege ich im Folgenden lediglich einige für meine Zwecke zentrale Elemente assemblagetheoretischer Ansätze dar.⁷⁹

DeLanda versteht unter einer Assemblage ein Geflecht aus heterogenen Elementen, die sich wiederum aus heterogenen Elementen zusammensetzen. Die Assemblage Universität Basel beispielsweise besteht aus Gebäuden, Studierenden, Mitarbeitenden, Büchern, Grünflächen, Laborinstrumenten, Wissensbeständen et cetera. Alle einzelnen Elemente sind ebenfalls Assemblagen aus verschiedenen Elementen: das Hauptgebäude der Universität beispielsweise aus Räumen und Gängen, Möbeln und so weiter. Ausserdem kann jedes Element einer Assemblage auch Teil einer anderen Assemblage sein, was DeLanda mit dem in seinen Ausführungen zentralen Begriff „*relations of exteriority*“⁸⁰ fasst: „These relations imply [...] that a component part of an assemblage may be detached from it and plugged into a different assemblage in which its interaction is different.“⁸¹ So ist der Student A beispielsweise nicht nur ein Teil der Assemblage Universität Basel, sondern auch der Assemblage Familie Müller oder der Assemblage Fussballverein und nimmt in allen einen je anderen Platz, eine andere Rolle ein. DeLanda grenzt sich damit von einem Denken in Totalitäten, taxonomischen Systemen und Organismen ab, in denen jedes Element sich durch seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten übergeordneten Einheit definiert. Die einzelnen Elemente einer Assemblage sind also autonom, ihre Eigenschaften nicht durch ihre Zugehörigkeit zu einer spezifischen Assemblage definiert, sie haben ihre eigene *agency* und sind in der Regel Bestandteil unterschiedlicher Assemblagen.⁸²

Assemblagen sind gekennzeichnet durch spezifische Teil-Ganzes-Relationen. Aus den Interaktionen einzelner Elemente entsteht, so DeLanda, ein Ganzes, und dieses Ganze wirkt wiederum auf dessen einzelne Elemente zurück. Sowohl die Assemblage als Ganzes als auch deren einzelne Elemente haben eine *agency* und interagieren mit anderen Assemblagen und deren Elementen. Das heisst, wenn beispielsweise eine Organisation mit einer anderen zusammenarbeitet, agieren hier ebenso die beiden Organisationen als Ganzes miteinander wie auch die einzelnen Akteur*innen, aus denen sich diese Organisationen zusammensetzen, indem etwa ein Mitarbeiter der Organisation A mit einer Mitarbeiterin der Organisation B verhandelt. Es gilt also gemäss DeLanda zu akzeptieren, dass „assemblages of people

78 Marcus/Saka 2006, S. 103.

79 Die folgenden Ausführungen beziehen sich, wenn nicht anders angegeben, auf DeLanda 2006.

80 Hervorhebung im Original. DeLanda 2006, S. 10.

81 DeLanda 2006, S. 10.

82 Vgl. Ureta 2014, S. 232.

must interact by means of the activity of people and at the same time argue that these larger entities do have their own causal capacities⁸³.

Ein weiteres wesentliches Element von Assemblagen, das DeLanda anführt, ist deren Instabilität. Die Bestandteile einer Assemblage können jeweils stabilisierend oder destabilisierend auf sie einwirken. Dies fasst er mit den Begriffen Territorialisierung (*territorialization*) und Entterritorialisierung (*deterritorialization*). Territorialisierungsprozesse sind nicht rein räumlich zu denken, sondern allgemein als Prozesse zu verstehen, welche die interne Homogenität einer Assemblage erhöhen und deren Grenzen schärfen:⁸⁴

So, in the first place, processes of territorialization are processes that define or sharpen the spatial boundaries of actual territories. Territorialization, on the other hand, also refers to non-spatial processes which increase the internal homogeneity of an assemblage, such as the sorting processes which exclude a certain category of people from membership of an organization, or the segregation processes which increase the ethnic or racial homogeneity of a neighbourhood. Any process which either destabilizes spatial boundaries or increases internal heterogeneity is considered deterritorializing.⁸⁵

Die kartographische Festlegung von Quartiergrenzen lässt sich damit beispielsweise als eine Form der Stabilisierung deuten. Als Beispiel für Deterritorialisierung nennt DeLanda Kommunikationstechnologien wie Post, Telegraphen oder Computer, „which blur the spatial boundaries of social entities by eliminating the need of co-presence“⁸⁶. Wie auch Ureta ausführt, sind Assemblagen nie gänzlich stabil und auch nie eindeutig begrenzt, sondern befinden sich in einem Zustand ständiger Transformation und Emergenz.⁸⁷ Damit lenkt das Assemblagekonzept den Blick auf Entstehens- und Transformationsprozesse. Zu fokussieren seien, so DeLanda, Produktionsprozesse und nicht die Eigenschaften eines fertigen Produkts.⁸⁸ Für Forschende gilt es, sowohl zu untersuchen, wie sich Elemente zu einem Gefüge versammeln und stabilisieren, als auch die Auflösungsprozesse in den Blick zu nehmen, wie es Anderson/McFarlane erläutern:

[A]ssemblage emphasises gathering, coherence and dispersion. In particular, this draws attention to the labour of assembling and re-assembling sociomaterial practices that are diffuse, tangled and contingent. In this respect, assemblage emphasises spatiality and temporality: elements are drawn together at a particular conjuncture only to disperse or realign, and the shape shifts – as anthropologist Tania Murray Li (2007, 265) has put it – according to place and the ‚angle of vision‘. Assemblage therefore involves an orientation

83 DeLanda 2006, S. 37.

84 Vgl. DeLanda 2006, S. 12.

85 DeLanda 2006, S. 13.

86 DeLanda 2006, S. 13.

87 Vgl. Ureta 2014, S. 232.

88 Vgl. DeLanda 2006, S. 38.

to assembling and disassembling, as relations form, take hold and endure, but they also may change or be disrupted.⁸⁹

Das Assemblagekonzept ermöglicht es, Gefüge zwar als so stabil zu betrachten, dass sie sich als ein solches beschreiben und untersuchen lassen, zugleich aber ihre Fragilität und Veränderlichkeit mitzubeachten: „The brilliance of the concept of assemblages is that it describes an entity that has both consistency and fuzzy borders. A political assemblage – a city, state, party, or international order – has some coherence in what it says and what it does, but it continually dissolves and morphs into something new.“⁹⁰ Diese Flüchtigkeit findet sich auch in Paul Rabinows Assemblagekonzept, wie es Tobias Rees und Carlo Caduff in der Einleitung zu Rabinows „Anthropologie der Vernunft“ darlegen:

Assemblages sind sich ereignende Formen. Im Gegensatz zur genealogischen Methode bzw. zum Dispositiv bezeichnen sie das Vorübergehende, das noch nicht in abgeschlossener Form Bestehende. Ihr herausragendes Merkmal ist daher, dass sie sich permanent neu fügen und Neues generieren. Entweder verdichten sie sich zu einer festen Form, einem Dispositiv, oder verschwinden wieder. Ihre Temporalität ist das „nicht mehr und noch nicht“.⁹¹

Das Assemblagekonzept, wie es hier skizziert wurde, dient Forschenden einerseits dazu, ihre Untersuchungsfelder greifbar zu machen: Mit dem Begriff der Assemblage lassen sich zu untersuchende Objekte identifizieren, beschreiben und untersuchen, ohne sie als eine stabile, eindeutig begrenzte Einheit zu behandeln. Dies formuliert die Kulturanthropologin Gisela Welz so:

Der Begriff der Assemblage versucht also, der Flüchtigkeit und Instabilität neuer kultureller Formen Rechnung zu tragen. Gleichzeitig ermöglicht es der Begriff, Einheiten zu bestimmen, die für eine gewisse Zeitspanne eine strukturelle Kohärenz und Konsistenz haben (vgl. Marcus/Saka 2006). Assemblagen halten zumindest für ein paar Momente still, sie sind der ethnographischen Erhebung zugänglich und entziehen sich nicht dem Vergleich mit anderen Assemblagen.⁹²

Der Anthropologe George Marcus betont die Vorzüge des Assemblagekonzepts in ähnlicher Weise:

Der Assemblage-Ansatz bringt akteurszentrierte, prozessuale Perspektiven und strukturelle Anspielungen mit ausreichend Klarheit und Komplexität zusammen, um jenen Forscher_innen, die ethnografische Methoden bevorzugen und im Kontext diffuser Arrangements und verstreuter Organisation arbeiten, ein sinnvolles Konzept zu bieten, das

⁸⁹ Anderson/McFarlane 2011, S. 124 f.

⁹⁰ Tampio 2009, S. 394.

⁹¹ Rees/Caduff 2004, S. 25. Vgl. zu Rabinows Assemblagekonzept auch Rabinow 2004, S. 72 f.

⁹² Welz 2009, S. 206 f.

konzeptuell und empirisch ein buchstäbliches und dynamisches Untersuchungs-,Feld' definiert.⁹³

Eine Assemblage beschreibt also ein temporäres Gefüge heterogener Elemente, das zwar instabil, aber genügend verfestigt ist, um beschreib- und untersuchbar zu sein. Der Assemblagebegriff macht es, so Allen, möglich zu denken, dass diese zusammenhalten, ohne deswegen ein kohärentes Ganzes zu formen oder aufzuhören heterogen zu sein.⁹⁴

Andererseits jedoch ist der Begriff der Assemblage auch mit einer theoretischen Perspektive verbunden, die den Blick darauf richtet, wie Gefüge aus heterogenen Elementen sich immer wieder neu versammeln, auflösen und miteinander koordinieren. Eine Assemblage ist damit, wie McFarlane festhält, „both a particular object in the world (e.g. a policy assemblage) and an orientation to the world that focuses on the interactive co-constitution of human and nonhuman agents through relations of exteriority and unequal capacities“⁹⁵.

Das Assemblagekonzept versteht Gefüge als fragil und provisorisch. Anstatt von gegebenen Einheiten auszugehen und deren Eigenschaften zu untersuchen, nehmen Forschende in den Blick, wie sich heterogene Gefüge aus menschlichen und nicht-menschlichen Elementen immer wieder neu und anders versammeln, sich verfestigen und wieder auflösen. Die *agency* einer Assemblage wird nicht einem zentralen Akteur zugeschrieben, sondern ist verteilt auf verschiedene menschliche und nicht-menschliche Bestandteile der Assemblage.⁹⁶ Den materiellen Elementen wird damit eine aktive Rolle, eine eigene *agency* zugeschrieben.⁹⁷ Assemblage bezeichnet also, so lässt sich zusammenfassen, ein Objekt (eine bestimmte, zu untersuchende Assemblage), einen Prozess (den Akt des Versammelns) und eine theoretische Perspektive.

Assemblageansätze in der Stadtforschung

Verschiedene Autor*innen haben auf einer theoretischen Ebene diskutiert, wie sich das Konzept der Assemblage für die Stadtforschung fruchtbar machen lässt, und entsprechende empirische Untersuchungen durchgeführt.⁹⁸ Diese Überlegungen sind für meine Forschung über urbane Quartier- und Nachbarschaftspraxen von besonderer Relevanz und werden deshalb im Folgenden angesprochen. Ich beziehe mich dabei insbesondere auf den von dem Kulturanthropologen Ignacio

93 Marcus 2013, S. 313.

94 Vgl. Allen 2011, S. 154.

95 Hervorhebung im Original. McFarlane 2011, S. 208.

96 Vgl. Ureta 2014, S. 232.

97 Vgl. McFarlane 2011, S. 218.

98 Vgl. z. B. Blok/Farías 2016, Färber 2014, Farías/Bender 2011 und Ureta 2014. Siehe auch die Debatten in den Zeitschriften *City* 15/2–15/6 (2011) und *sub/urban* 2/1 (2014).

Fariás und dem Historiker Thomas Bender herausgegebenen Sammelband „Urban Assemblages“⁹⁹. In dessen Einleitung plädiert Fariás dafür, die Perspektiven und Zugänge der Akteur-Netzwerk-Theorie¹⁰⁰ in der Stadtforschung anzuwenden, und verbindet diese mit dem Konzept der Assemblage. Gemäss Fariás liegt die zentrale Herausforderung darin, das Verständnis von Stadt als etwas Stabilem und Begrenztem, das die Stadtforschung bisher geprägt hat, durch die Denkweisen der Akteur-Netzwerk-Theorie und der Assemblagetheorie zu hinterfragen:

The notion of urban assemblages in the plural form offers a powerful foundation to grasp the city anew, as an object which is relentlessly being assembled at concrete sites of urban practice or, to put it differently, as a multiplicity of processes of becoming, affixing socio-technical networks, hybrid collectives and alternative topologies. From this perspective, the city becomes a difficult and decentred object, which cannot any more be taken for granted as a bounded object, specific context or delimited site. The city is rather an improbable ontological achievement that necessitates an elucidation.¹⁰¹

Fariás grenzt diesen Ansatz von einem in der Stadtforschung über verschiedene Forschungsausrichtungen hinweg persistenten Grundverständnis von Stadt als zwar – je nachdem – fluider, aber dennoch begrenzter und identifizierbarer Einheit ab.¹⁰² Er beschreibt Stadt im Gegensatz dazu als ein „messy and elusive object“¹⁰³ und fordert unter dem analytischen Leitbegriff der *urban assemblages* eine „alternative ontology for the city“¹⁰⁴, die auf folgenden zentralen Prinzipien aufbaut:¹⁰⁵

99 Fariás/Bender 2011.

100 Fariás hält dabei fest, dass die Akteur-Netzwerk-Theorie weniger als Theorie, sondern als spezifische Perspektive zu verstehen ist: „It would be inaccurate to define it as a theory, for it does not aim at providing explanatory theoretical constructs for any particular state of affairs. It involves rather a certain sensibility towards the active role of non-human actors in the assemblage of the world, towards the relational constitution of objects, and the sense that all this calls for symmetrical explanations.“ Fariás 2011, S. 3.

101 Fariás 2011, S. 2.

102 „[F]or even when conceptualizations of ,the city might vary a great deal in the details, they remain rather monolithic in the assumption that cities (should) involve some stability of shape, that cities are spatial formations, socioeconomic entities or sites for action or culture that can (should) be positively identified and distinctly delimited. Indeed, the obduracy of conceptions of the city in the field is striking. Since the early attempts of sociologists, historians, economists and urban planners to develop a field of urban studies, the reality of the city has been understood in highly stable and bounded ways. While much of contemporary research has revealed and explored the relational or processual aspects of city life, in most of the cases the city is understood as ‚one‘ entity that can be identified, observed and investigated across multiple contexts of representation and practice.“ Fariás 2011, S. 9.

103 Fariás 2011, S. 13.

104 Fariás 2011, S. 13.

105 Vgl. Fariás 2011, S. 13 f.

- (1) Stadt ist nicht als Entität zu verstehen, die unabhängig von Praxen besteht. Städte sind nicht einfach da, sondern sie sind „a variable product of concrete practices, constructed *in situ*“¹⁰⁶. Damit richtet sich die analytische Perspektive auf die Frage, wie Stadt „[is] being made and unmade at particular sites of practices“¹⁰⁷.
- (2) Es gibt kein konstruierendes Subjekt, keinen machtvollen Schöpfer; Stadt entsteht vielmehr in heterogenen Netzwerken, die sich aus Körpern, Materialitäten, Technologien, Objekten, Naturen und Menschen zusammensetzen.¹⁰⁸
- (3) Stadt ist ein multiples Objekt. Fariás bezieht sich damit auf Annemarie Mols Buch „The body multiple“¹⁰⁹, in dem die Anthropologin und Philosophin darlegt, dass „differences in the ways an object (such as a body) is enacted at different moments and sites are not to be understood epistemologically as different perspectives on the object, but ontologically, acknowledging that different realities are being enacted here and there, now and then“¹¹⁰. Es geht aus dieser Perspektive nicht darum, dass Stadt als ein singuläres Objekt von verschiedenen Akteur*innen anders wahrgenommen wird, sondern dass Stadt in multiplen und sich überlappenden Formen existiert.¹¹¹ Stadt wird in unterschiedlichen Situationen immer wieder anders aufgeführt (*enacted*) und diese verschiedenen ‚Aufführungen‘ von Stadt gehen nicht einfach harmonisch ineinander über, sondern können sich überschneiden, miteinander kollidieren, sich stören. Damit wird es zur Aufgabe der Stadtforschung, diese verschiedenen Aufführungen von Stadt zu identifizieren, beschreiben und analysieren und zu verstehen, „how they are articulated, concealed, exposed and made present and absent“¹¹².

Zusammengefasst steht der Begriff der *urban assemblages* bei Fariás für ein Verständnis von Stadt als einem multiplen Objekt, das sich in konkreten Situationen immer wieder neu und anders bildet und dabei aus sich ständig verändernden Netzwerken unterschiedlicher menschlicher und nicht-menschlicher Akteur*innen besteht.

Sechs Jahre nach dem erstmaligen Erscheinen von „Urban assemblages“ hat Ignacio Fariás zusammen mit Anders Blok den Sammelband „Urban cosmopolitics“¹¹³ herausgegeben. Der Band baut auf den Überlegungen zur Stadt als Assemblage auf und entwickelt diese in Verbindung mit dem Konzept der *cosmopolitics* weiter. Fariás/Blok arbeiten damit eine analytische Perspektive aus, die nicht nur untersucht, wie Stadt in verschiedenen Assemblagen aufgeführt wird, sondern auch die Frage urbaner Ko-Existenz in den Blick nimmt und damit den Fokus auf die von Hierar-

106 Hervorhebung im Original. Fariás 2011, S. 13.

107 Fariás 2011, S. 13.

108 Vgl. Fariás 2011, S. 13.

109 Vgl. Mol 2002.

110 Fariás 2011, S. 13.

111 Vgl. Fariás/Blok 2016, S. 2.

112 Fariás 2011, S. 14.

113 Blok/Fariás 2016.

chien durchzogenen Relationen zwischen verschiedenen Assemblagen richtet:¹¹⁴ „A cosmopolitical approach to the city focuses on the multiple forces and assemblages that constitute urban common worlds, and on the conflicts and compromises that arise among different ways of composing their forms and limits.“¹¹⁵ Mit dem Konzept der *urban cosmopolitics* rückt die Frage in das analytische Zentrum, wie sich eine Vielzahl an Assemblagen in verschiedenen urbanen Situationen artikuliert und miteinander koordiniert, des Weiteren geht es darum, welche Rolle dabei Ein- und Ausschlussmechanismen spielen.¹¹⁶

Hier wird der relationale Ansatz der Assemblagetheorie also weitergedacht, indem nicht nur untersucht wird, wie einzelne Assemblagen sich formieren, stabilisieren und destabilisieren; es wird stattdessen verstärkt in den Blick genommen, wie unterschiedliche Assemblagen im städtischen Raum aufeinandertreffen, wo Rei-

114 Jörg Niewöhner fordert für praxistheoretische Untersuchungen ebenfalls, dass sie nicht nur einzelne Praktiken beschreiben, sondern „transparent [...] machen, wie Praktiken sich zueinander verhalten, wie sie sich gegeneinander durchsetzen und stabilisieren oder rasch wieder verschwinden und welche Legitimierungsstrategien dabei zum Einsatz kommen“ (Niewöhner 2014, S. 127).

115 Fariás/Blok 2016, S. 2. Wie Ureta erläutert, haben verschiedene Stadtforschende an den Assemblagetheorien kritisiert, dass diese die politische Dimension des urbanen Lebens und wirkmächtige Machtgefüge und Ungleichheiten vernachlässigen. Vgl. Ureta 2014, S. 233. Brenner/Madden/Wachmuth bemängeln beispielsweise, dass die Assemblagetheorie keine Antwort auf die Frage gibt, wie, wann und warum bestimmte (urbane) Assemblagen sich gegenüber anderen durchsetzen und diese unterdrücken und ausschliessen. Vgl. Brenner/Madden/Wachmuth 2011, S. 235. Bloks/Fariás' Sammelband lässt sich als eine mögliche Antwort auf diese Kritik lesen. Andere Befürworter*innen der Assemblagetheorie entgegnen der Kritik, dass sie per se davon ausgehen, dass Assemblagen durch ungleiche Machtbeziehungen strukturiert sind. Asymmetrien in den Ressourcen, der Deutungs- und Handlungsmacht urbaner Akteur*innen werden dabei nicht einfach mit strukturellen Gründen erklärt, die oft eine Art Blackbox bleiben; stattdessen wird untersucht, wie Hierarchien und Ungleichheiten in konkreten urbanen Situationen und soziomateriellen Gefügen hergestellt werden. Vgl. Ureta 2014, S. 233 f. Da sie nicht von gegebenen, stabilen Einheiten ausgeht, lenkt die Assemblagetheorie den Blick darauf, wie gewisse (städtische) Gefüge durch machtvolle Akteur*innen stabilisiert werden, wie sie sich aber auch in Auseinandersetzungen, sich verändernden Machtgefügen und neuen Kontexten immer wieder auflösen und neu zusammenfügen. Vgl. McFarlane 2011, S. 208 f.

116 Vgl. Fariás/Blok 2016, S. 2. Die beiden Herausgeber formulieren: „Studying the ontological politics of urban assemblages thus involves looking at what is included and what is excluded from different enactments of the city, which entities and relationships are made present, and which are made absent. Hence the key political question for an ontological politics of urban assemblages is not first and foremost for whom these function, but rather how shared urban realities are made and remade in various contested practices.“ Fariás/Blok 2016, S. 7.

bungen entstehen, wo gemeinsame Welten, welche Assemblagen sich durchsetzen und wie folglich die Stadt als Geflecht verschiedener Assemblagen strukturiert ist.¹¹⁷

Urban assemblages und *urban cosmopolitics* lassen sich als Konzepte verstehen, die Assemblagetheorien auf das spezifische Forschungsfeld Stadt anwenden. Stadt wird dabei nicht als eine gegebene, eindeutig begrenzte Einheit verstanden, sondern es wird untersucht, wie Urbanität immer wieder situativ in einem Geflecht von menschlichen und nicht-menschlichen Akteur*innen hergestellt wird und wie sich verschiedene Assemblagen in einem hierarchischen Gefüge miteinander koordinieren.¹¹⁸ Das Assemblagekonzept dient in der aktuellen Stadtforschung, so lässt sich mit den Worten Uretas festhalten, als „a new ontology for understanding cities as emergent and fluid concatenations of multiple elements“¹¹⁹. Der Fokus der Untersuchungen richtet sich somit sowohl darauf, wie das Urbane in konkreten Situationen ständig (re-)produziert wird, als auch darauf, wie verschiedene urbane Assemblagen miteinander in Beziehung treten und welche Formen des Urbanen sich dabei durchsetzen.¹²⁰

Quartier und Nachbarschaft als Assemblagen

Mithilfe der hier herausgearbeiteten Elemente der Assemblagetheorien und im Speziellen der Perspektive der *urban assemblages* und *urban cosmopolitics* folgend, verstehe ich Quartier und Nachbarschaft in meiner Untersuchung nicht als gegebene Einheiten und eindeutig begrenzte und damit auch identifizier- und erforschbare Objekte, deren Eigenheiten es zu untersuchen gilt. Ich gehe vielmehr davon aus, dass Quartier und Nachbarschaft multiple Objekte sind, die in konkreten Situationen urbaner Praxis immer wieder anders versammelt (*assembled*) werden, ohne dass es sich dabei um etwas komplett Verschiedenes handeln würde. Als wichtig erachte ich ausserdem, dieses Versammeln nicht als reibungslosen Prozess zu verstehen, sondern auch Friktionen in den Blick zu nehmen.

3.1.4 Analytische Perspektiven und Leitfragen

Die verschiedenen Denkansätze sollen nun zusammengeführt und zu einer spezifischen analytischen Perspektive verdichtet werden, die ich hier auf Quartier und

117 Uretas Untersuchung über den Konflikt, der in Santiago (Chile) entsteht, als eine neue Bushaltestelle vor der denkmalgeschützten Nationalbibliothek gebaut werden soll, zeigt anschaulich, wie mit Assemblageansätzen urbane Hierarchien anhand konkreter Aushandlungsprozesse herausgearbeitet werden können. Vgl. Ureta 2014.

118 Vgl. McFarlane 2011, S. 221.

119 Ureta 2014, S. 231.

120 Vgl. Ureta 2014, S. 233 und S. 244.

Nachbarschaft anwende. Im Anschluss formuliere ich darauf aufbauend meine leitenden Forschungsfragen.

Die drei vorgestellten Ansätze – Kulturanalyse, Praxeologie und Assemblage-theorie – ähneln und überschneiden sich in vielerlei Hinsicht. Dazu gehören ein relationales Denken, der Einbezug menschlicher *und* nicht-menschlicher Elemente in die Analyse sowie ein ‚konstruktivistisches‘¹²¹ Denken, das vom Gemacht-Sein gesellschaftlicher Phänomene ausgeht. Im Sinne einer Entflechtung soll hier in knapper Form zunächst dargelegt werden, welche Elemente in den einzelnen Theoriesträngen aus meiner Sicht besonders akzentuiert sind und die jeweils anderen Ansätze konzeptionell ergänzen. Ich plädiere damit für eine bewusste Zusammenführung dieser drei Perspektiven.

Die relationale Kulturanalyse rückt alltägliches Quartier- und Nachbarschaft-Machen in den analytischen Fokus.¹²² Sie ermöglicht die Frage, wie verschiedene urbane Akteur*innen Quartier und Nachbarschaft deuten, leben, gestalten, herstellen. Die Kulturanalyse verweist dabei insbesondere auf die Ebene von Symbolsystemen, Bedeutungszuschreibungen und Sinnkonstruktionen. Es geht ihr nicht nur um das Tun an sich, sondern auch darum, wie Akteur*innen ihr eigenes Tun und dasjenige anderer wahrnehmen und mit Bedeutung versehen. Die Kulturanalyse verweist ausserdem explizit darauf, dass Quartier und Nachbarschaft jeweils in ihrer historischen Dimension, ihrer lokalen Spezifik und in ihrer Einbettung in gesellschaftliche und räumliche Strukturen zu untersuchen sind. Kurz gesagt: Eine in der relationalen Kulturanalyse verankerte Untersuchung fragt nach dem alltäglichen *doing neighbourhood*, kontextualisiert dieses räumlich und zeitlich und arbeitet dessen gesellschaftliche Dimension heraus.

Die Auseinandersetzung mit Praxistheorien hilft, dieses alltägliche Quartier- und Nachbarschaft-Machen als komplexe Verkettung von Tätigkeiten zu begreifen, die wiederum mit anderen Tätigkeitszusammenhängen verflochten ist. Der Praxisbegriff macht terminologisch greifbar, dass sich bestimmte Arten, Quartier und Nachbarschaft zu leben, zu einer Praxis verdichten können. Ausserdem verschränkt er individuelles Tun mit gesellschaftlichen Strukturen. So lässt sich theoretisch fassen, dass gewisse überindividuelle Handlungsmuster, gesellschaftliche Strukturen, Wertvorstellungen et cetera in Quartier- und Nachbarschaftspraxen einfließen und

121 Die Assemblagetheorie distanziert sich genau genommen von einem konstruktivistischen Denken, da es hier kein konstruierendes Subjekt gibt, sondern Wirklichkeit durch ein Zusammenspiel unterschiedlicher, menschlicher und nicht-menschlicher Akteur*innen entsteht.

122 Aus der Perspektive der Sozialen Arbeit und der Sozialraumforschung plädieren auch Brüscheweiler et al. dafür, „das *alltägliche Nachbarschaften-Machen*, also den Herstellungsprozess des sozialräumlichen Zusammenhangs von Nachbarschaften genauer zu untersuchen“ (Hervorhebung im Original. Brüscheweiler et al. 2015, S. 245). Dabei sollen die Akteur*innen, die Nachbarschaft herstellen, die Strukturen, in die sie eingebunden sind, und ihre biographischen Erfahrungen in die Untersuchung einbezogen werden. Vgl. Brüscheweiler et al. 2015, S. 244 f.

diese mitstrukturieren, zugleich aber immer wieder in Praxen (neu) hervorgebracht und verstetigt werden müssen. Ich verknüpfe in meiner Untersuchung also die Kulturanalyse mit praxeologischen Ansätzen und nutze den Praxisbegriff einerseits zur Konzeptionalisierung meiner Forschungsfelder – indem ich verschiedene Quartier- und Nachbarschaftspraxen untersuche – und andererseits als theoretische Perspektive, aus der ich danach frage, *wie* in diesen unterschiedlichen Praxen, verstanden als miteinander verflochtene Tätigkeitszusammenhänge, Quartier und Nachbarschaft gedacht, gelebt und hergestellt werden.

Der Assemblagebegriff wiederum dient dazu, Quartier- und Nachbarschaftspraxen als *fluide* relationale Geflechte zu konzeptionalisieren. Während im Zentrum der kulturanalytischen Relationierungsmatrix nach Eggmann stets ein menschliches Subjekt steht, das in der Analyse mit anderen Elementen in Bezug gesetzt wird, sind in einer Assemblage verschiedene Elemente in unterschiedlichen Formationen versammelt. Das menschliche Subjekt ist nicht mehr das gegebene analytische Zentrum. Stattdessen werden Relationen zwischen verschiedenen menschlichen und nicht-menschlichen Elementen untersucht, können also verschiedene ‚Knotenpunkte‘ des Geflechts in den analytischen Fokus rücken. Für eine Untersuchung von Quartier und Nachbarschaft können unterschiedlichste Elemente – einzelne Stadtbewohner*innen, Vereine, virtuelle Plattformen, kartographische Darstellungen, Flyer, Möbelstücke et cetera mit ihren gegenseitigen Beziehungen in den Blick genommen werden. Dass der Assemblagebegriff – besonders wie von Farías/Bender konzeptualisiert – auf die Multiplizität von Wirklichkeit hinweist, macht es möglich, Quartier und Nachbarschaft als ein multiples Objekt zu verstehen, das immer wieder anders versammelt wird. Zentral ist auch der Aspekt der Temporalität. Der Assemblagebegriff nimmt mit seinem Interesse für Stabilisierungen und Destabilisierungen sowohl das Versammeln als auch das Auflösen von Gefügen in den Blick und verweist damit auf deren fluiden Charakter. Indem ich Quartier- und Nachbarschaftspraxen als Assemblagen verstehe, kann ich sie als Forschungsfelder definieren, für den Zeitpunkt meiner Analyse ‚festhalten‘, ohne deswegen davon auszugehen, dass es sich um stabile Gefüge handelt. Die Assemblagetheorie richtet damit meinen analytischen Blick darauf, wie sich bestimmte Quartier- und Nachbarschaftspraxen versammeln und zu einer Praxis verdichten, wie die verschiedenen Elemente miteinander verbunden sind, wie sie sich stabilisieren, aber allenfalls auch wieder auflösen und mit anderen Praxen koordinieren.

Die Assemblage- und Praxistheorien ermöglichen, so lässt sich abschliessend konstatieren, begrifflich klar zu fassen und theoretisch zu verankern, was die Kulturanalyse einfordert: ein „Denken in Relationen“¹²³, die Fokussierung auf das *doing* der untersuchten Akteur*innen in konkreten Situationen, auf die Emergenz und Temporalität gesellschaftlicher Phänomene.

Das Fundament meiner Auseinandersetzung mit Quartier und Nachbarschaft bildet die relationale Kulturanalyse, geschärft und erweitert durch Ansätze der As-

123 Lindner 2003, S. 179.

semblage- und Praxistheorien. Das Konzept des *doing neighbourhood* zieht sich als analytische Denkhilfe durch meine Untersuchung und die Analyse der verschiedenen Fallbeispiele. Diese verschiedenen Fallbeispiele konzeptionalisiere ich als Praxen, das heisst als Tätigkeitszusammenhänge aus verschiedenen menschlichen und nicht-menschlichen Elementen, als relationale Geflechte, die sich temporär zu Assemblagen verdichten, potenziell aber auch wieder auflösen und anders zusammenfügen. Basierend auf Fariás' Konzept der *urban assemblages* verstehe ich Quartier und Nachbarschaft als multiple Objekte, die in konkreten urbanen Situationen immer wieder anders versammelt, imaginiert, praktiziert und dadurch auch (re-)produziert werden.

Die Formulierung meiner Leitfragen ist inspiriert von Stefan Beck, der als Aufgabe einer praxistheoretisch arbeitenden Kulturanthropologie benannt hat, „Assemblages aus menschlichen und nicht-menschlichen Elementen in konkreten Handlungszusammenhängen daraufhin [zu] untersuchen, was ihr zugrundeliegendes Organisationsprinzip ausmacht“¹²⁴, und dabei der Frage nachzugehen, wie in Praxen das Soziale produziert und reproduziert wird und welchen Einfluss dies auf Anthropos hat.¹²⁵ Meine Untersuchung ausgewählter Quartier- und Nachbarschaftspraxen in Basel orientiert sich darauf beziehend an folgenden zwei Leitfragen:

- (1) Wie sind die Praxen organisiert? In anderen Worten: Welche menschlichen und nicht-menschlichen Akteur*innen sind beteiligt? Wer oder was tut wo, wann, wie, womit, was?
- (2) Wie werden in diesen Praxen Quartier und Nachbarschaft je unterschiedlich versammelt, imaginiert, praktiziert und (re-)produziert?¹²⁶

124 Beck 2019, S. 21.

125 Vgl. Beck 2019, S. 13. Beck hält in einem Vortrag pointiert fest, dass es die Produktion des Sozialen sei, auf welches die Kultur- und Sozialanthropologie ihr Augenmerk richten sollte. Während das Soziale – mit Verweis auf unter anderem Durckheim und Evans-Pritchard – früher selbstverständlich im Fokus des Fachs gestanden habe, habe, so James Carrier, unser Fach ob all der detaillierten „Beschreibung[en] individueller Bäume den Blick für den Wald verloren“ (Beck 2019, S. 13). Die Kultur- und Sozialanthropologie habe sich so sehr mit den einzelnen, deutenden und handelnden Subjekten, mit individuellen Lebensgeschichten, Wahrnehmungen und Handlungen beschäftigt, dass sie dabei die gesellschaftliche Perspektive verloren habe und keine sozialwissenschaftlichen Theorien mehr produziere.

126 Ich spreche hier jeweils von ‚imaginieren‘ und ‚praktizieren‘, um deren gegenseitige Verflechtung auszudrücken. Die Verschränkung zwischen Imagination und Praxis ist eine doppelte: Einerseits entstehen und verändern sich Imaginationen in Praxen, basieren also auf Praxen; andererseits werden Praxen durch spezifische, in sie einverlebte Imaginationen geprägt. Mit ‚(re-)produzieren‘ drücke ich aus, dass Quartier und Nachbarschaft in Praxen hergestellt (produziert) und zugleich bestehende Formen von Quartier und Nachbarschaft in Praxen ständig wiederhergestellt, reaktualisiert und dadurch aufrechterhalten werden.

Dabei richtet sich mein Interesse stets auf die räumliche *und* soziale Dimension von Quartier und Nachbarschaft sowie auf das Verhältnis zwischen Raum und Sozialität. Diese übergeordneten Leitfragen werden in der Analyse der einzelnen Praxen durch verschiedene thematisch fokussierte, vertiefende Anschlussfragen ergänzt, die in den jeweiligen Kapiteln eingeführt werden.

3.2 Methodologische Fundierungen: Quartier und Nachbarschaft ethnographieren

Im Folgenden werden Erkenntnisinteresse und methodische Vorgehensweise – im Sinne einer methodologischen Einbettung und als Hinführung zum darauffolgenden Unterkapitel – miteinander verknüpft. Meine Untersuchung urbaner Quartier- und Nachbarschaftspraxen ist grundsätzlich von einer ethnographischen Denk- und Vorgehensweise geprägt, die ich mit neueren Ansätzen der Praxeographie erweitere.

Die Ethnographie beinhaltet, wie die Ethnologin und Kulturanthropologin Michi Knecht darlegt, verschiedene Bedeutungsdimensionen: (1) Einerseits bezeichnet Ethnographie eine spezifische Art des empirischen Forschens. In dieser Bedeutungsdimension ist Ethnographie – so mein Begriffsverständnis – gleichbedeutend mit Feldforschung. (2) Andererseits bezeichnet Ethnographie das Produkt dieser empirischen Forschungsarbeit, also „eine spezifische textuelle oder visuelle Darstellungsweise“¹²⁷. (3) Ausserdem stellt die Ethnographie immer einen „Empirie-Theorie-Nexus“¹²⁸ dar; empirische Vorgehensweise und Theorie wirken gegenseitig aufeinander ein; die entwickelten Theorien sind stets „Empirie-geladen“¹²⁹. Ethnographie bezeichnet also in dieser Vielschichtigkeit nicht nur ein Methodenbündel oder eine analytisch-beschreibende Darstellung, sondern auch eine spezifische, unter anderem für die Disziplin der Kulturanthropologie zentrale „Erkenntnishaltung“¹³⁰. Die Ethnographie zeichnet sich dadurch aus, dass sie die zu untersuchenden Phänomene aus einer Innenperspektive heraus zu verstehen versucht und dabei stets die Zusammenhänge, in die diese eingebettet sind, in den Blick nimmt.¹³¹ Ethnographie ist, so Andreas Wittel, „about revealing context and thus complexity“¹³².

Das ethnographische Ziel der möglichst ganzheitlichen Erfassung und vielschichtigen Kontextualisierung der Untersuchungsphänomene bildet ein zentrales Element der Kulturanalyse, die ich bereits im Kapitel 3.1.1 als Grundlage kultur-anthropologischen Denkens eingeführt habe.¹³³ Gemäss dem Kulturanthropologen

127 Knecht 2012, S. 248.

128 Knecht 2012, S. 248.

129 Knecht verweist damit auf Stefan Hirschauer und seine Ausführungen zur „Empirie-geladenheit von Theorien“ (Hirschauer 2008).

130 Breidenstein et al. 2013, S. 31.

131 Vgl. Breidenstein et al. 2013, S. 33 und Schmidt-Lauber 2007b, S. 219.

132 Wittel 2000, o. S.

133 Vgl. Egger 2014, S. 401.

Rolf Lindner erfordert die Kulturanalyse ein „Denken in Relationen“¹³⁴: „[S]ie geht von der Grundannahme aus, dass der Sinngehalt kultureller Phänomene erst durch die Untersuchung des Beziehungsgeflechts entschlüsselt wird, dem sie ihre spezifische Gestalt verdanken.“¹³⁵ Lindner folgert daraus, dass Feldforschung „immer Feld-Forschung sein [muss], das heisst die Erforschung des Feldes, in dem unser Phänomen situiert ist“¹³⁶. Die Komplexität des zu untersuchenden Phänomens soll durch eine synchrone und diachrone Kontextualisierung herausgearbeitet werden.

Um Zugang zur Innensicht zu erhalten, basiert Ethnographie auf einer Kopräsenz der forschenden Person im Feld; die Forschenden suchen diejenigen gesellschaftlichen Zusammenhänge, die sie erforschen wollen, auf, begeben sich an die Orte des Geschehens. In einem klassischen Verständnis gilt „die *anhaltende Kopräsenz* von Beobachter und Geschehen“¹³⁷ in Form von teilnehmender Beobachtung als Charakteristikum der Ethnographie.¹³⁸ Bereits seit einiger Zeit wird jedoch diskutiert, inwiefern sich Formen des Vor-Ort-Seins bei der Erforschung von mediatisierten Lebenszusammenhängen und virtuellen Feldern sowie in mobilen und globalisierten Kontexten verändern.¹³⁹ Ausserdem ist in der Kulturanthropologie – anders als in der Ethnologie – die Dauerhaftigkeit der Kopräsenz nicht ausschlaggebend. Forschungen finden oft im geografischen Nahbereich statt und gestalten sich deshalb meist nicht als lange, stationäre Feldaufenthalte, sondern sind eher durch „ein stetes Pendeln in das und aus dem Feld“¹⁴⁰ geprägt.¹⁴¹ Auch wenn der teilnehmenden Beobachtung nach wie vor eine zentrale Bedeutung für die Ethnographie zugeschrieben wird, wird diese auch durch andere Methoden ergänzt oder teilweise auch ersetzt. Die Ethnographie zeichnet sich dabei prinzipiell durch eine offene, induktive Vorgehensweise und einen zirkulären Forschungsprozess aus. Das bedeutet einerseits, dass die Erhebungsmethoden an die Eigenschaften des Untersuchungsfelds angepasst und verschiedene Methoden und Quellen miteinander kombiniert werden. Andererseits wechseln sich Datenerhebung und -analyse ab. Die Forschungsfrage wird dabei laufend verfeinert, die Materialerhebung an die Erkenntnisse aus der Analyse angepasst.¹⁴²

Die Praxeographie bildet eine Spezialform der Ethnographie, die primär in den *Science and Technology Studies (STS)* entwickelt wurde:

Ethnographie und Praxeographie ähneln sich darin, dass sie sich für Praktiken und Prozesse interessieren, für das genaue „Wie“ des Alltagsvollzugs in konkreten Situationen

134 Lindner 2003, S. 179.

135 Lindner 2003, S. 179.

136 Lindner 2001, S. 15.

137 Hervorhebung im Original. Amann/Hirschauer 1997, S. 21.

138 Vgl. Amann/Hirschauer 1997, S. 16.

139 Vgl. z. B. Marcus 1995 oder Wittel 2000.

140 Schmidt-Lauber 2007b, S. 228.

141 Zur Temporalisierung der Feldforschung vgl. Welz 2013.

142 Vgl. Breidenstein et al. 2013, S. 34 und S. 45 sowie Schmidt-Lauber 2007b, S. 220.

(Hirschauer 2004: 73). Praxeographie jedoch radikalisiert dieses Interesse, indem sie eindeutig die Praktiken selbst sowie ihre Konstellationen und „Gefüge“ in den Mittelpunkt rückt – und nicht die Akteure oder sozialen Kollektive, wie das die Ethnographie meist tut.¹⁴³

Der Begriff der Ethnographie wird in der Ethnologie und Kulturanthropologie zwar nach wie vor häufig verwendet, ist aber wortwörtlich verstanden, so Michi Knecht, eigentlich nicht mehr passend, wenn Forschungen „nicht mehr länger ‚Kulturen‘ oder ‚Ethnien‘ als vermeintlich abgegrenzte und relativ homogene Gruppen“¹⁴⁴ untersuchen.¹⁴⁵ Die Praxeographie greift diese Abwendung vom *ethnos* konzeptionell auf und rückt stattdessen Praxen ins analytische Zentrum. Ihr Fokus ist „auf interaktiv-prozessual sich entfaltende Ordnungen gerichtet, an deren Herausbildung ganz unterschiedliche Akteure, Infrastrukturen, Diskurse und Objekte beteiligt sind, die miteinander in Beziehung stehen und sich gegenseitig beeinflussen“¹⁴⁶. Nicht-menschliche Akteur*innen werden dabei als wesentliches Element von Praxen betrachtet. Ordnungen werden verstanden als veränderliche, sich verfestigende, aber auch wieder auflösende Gefüge; Wirklichkeit wird als eine Konstruktion begriffen: „Situationen, Konstellationen, Raum und Zeit, Objekte und Verhältnisse werden nicht vorausgesetzt, sondern aus der Verwobenheit unterschiedlicher Praktiken und der Involviertheit der Forschenden darin konstruiert.“¹⁴⁷ Die Praxeographie ist eine „Beschreibungspraxis von Wirklichkeit, die auf Verben fokussiert und das unabschliessbare ‚Gemacht-Sein‘ von Prozessen und Ordnungen betont“¹⁴⁸. Wie auch die Ethnographie verweist sie auf „den ‚doingness‘-Charakter der Welt (Adele Clarke) und w[ill] verständlich machen, wie diese Welt immer wieder hergestellt und ‚enacted‘ [wird] und wie spezifische soziale Ordnungen ausgehandelt und stabilisiert werden“¹⁴⁹.

Etwas vereinfachend gesagt, lässt sich die Praxeographie damit als ein methodologischer Zugang beschreiben, der das, was viele *ethnographisch* Arbeitende heutzutage tun, begrifflich neu fasst und konzeptionalisiert: Es geht um eine Abkehr von stabilen Entitäten (seien es ethnische Gruppen oder ‚die Wirklichkeit‘); in den Fokus rücken das Gemacht-Sein, das Aushandeln, Entstehen, Verfestigen und Verflüssigen von sozialen Ordnungen und die Interaktionen verschiedener Akteur*innen. Dabei betont die Praxeographie insbesondere die Bedeutung von nicht-menschlichen Elementen, was sich auch mit ihrer Entstehung aus dem Kontext der STS erklären lässt. Ihr Ausgangspunkt sind nicht bestimmte ethnische oder soziale Gruppen (die Bewohner*innen einer abgelegenen Insel oder eine subkultu-

143 Knecht 2012, S. 249.

144 Knecht 2012, S. 254.

145 Vgl. Knecht 2012, S. 250–255 für einen Abriss über die Entwicklung der Ethnographie.

146 Knecht 2012, S. 259.

147 Knecht 2012, S. 258.

148 Knecht 2012, S. 258.

149 Knecht 2012, S. 258.

relle Jugendclique beispielsweise), sondern Praxen. Auch wenn ich mich mit meiner Forschung nicht im Feld der STS bewege, erachte ich den praxeographischen Ansatz, wie er von Knecht beschrieben wird, als eine gewinnbringende Inspiration für meine empirische Forschung. Die Praxeographie bietet mir ein methodologisches Gerüst, um konsequent Praxen in den Fokus der Forschung zu setzen. Verschiedene Quartier- und Nachbarschaftspraxen bilden meinen Zugang zur Wirklichkeit. Ich analysiere Interviewerzählungen, wissenschaftliche Texte, statistische Erhebungen, Mitwirkungsanlässe et cetera als Praxen, in denen Quartier und Nachbarschaft auf je unterschiedliche Weise *gemacht* werden. Ich befrage diese Praxen danach, wie in ihnen soziale und räumliche Ordnungen von verschiedenen – auch nicht-menschlichen – Akteur*innen ausgehandelt und hergestellt werden, wie sich bestimmte Ordnungen von Quartier und Nachbarschaft verfestigen, aber auch wieder auflösen.

3.3 Mein Forschungsfeld versammeln: Quartier- und Nachbarschaftspraxen in Basel

Ethnographie als Feldforschung ist immer gekoppelt an ein – wie auch immer geartetes – Forschungsfeld. Wie der Sozialanthropologe Ulf Hannerz pointiert beschreibt, ist das Forschungsfeld als fassbare Einheit den Forschenden jedoch zunehmend abhandengekommen:

We seem to worry about ‚the field‘ these days. Perhaps anthropologists always did, in a more private way, even in the past when elders tended to be secretive or at least vague about the field experience, and when first fieldwork was thus indeed like a rite of passage into professional maturity. But that field was probably a rather fixed entity to worry about, a ‚tribe‘, a village, some place you could get to know by covering it on foot and engaging with its people face to face. And it used to be self-evidently a matter of ‚being there‘ – *away*, rather than ‚here‘. Now we do not seem to know what the field is, or where it should be, if it is real or perhaps virtual, and even if there has to be one at all.¹⁵⁰

Im Folgenden lege ich deshalb dar, wie ich mein Forschungsfeld konzipiert habe.

Quartier und Nachbarschaft folgen

In meiner Forschung gehe ich den Konzepten Quartier und Nachbarschaft sowie ihren Verflechtungen empirisch nach, um zu verstehen, wie, wozu und in welchen Kontexten verschiedene Akteur*innen Quartier und Nachbarschaft versammeln, imaginieren, praktizieren und damit auch (re-)produzieren. Dementsprechend unterscheidet sich auch die Konstruktion meines Forschungsfeldes von den üblichen Ansätzen der Quartier- und Nachbarschaftsforschung, die ihre Untersuchung in einem bestimmten, im Vorfeld durch die forschende Person ausgesuchten Raum

¹⁵⁰ Hervorhebung im Original. Hannerz 2006, S. 23.

– oder bei Vergleichsstudien in mehreren Räumen – ansiedeln: Untersucht werden in aller Regel ein Raum X und die Praxen der Bewohner*innen dieses Raums. Gerade da dieser raumbezogene Zugang in der Quartier- und Nachbarschaftsforschung dominierend ist, ist an dieser Stelle zu betonen, dass ich bewusst einen anderen Zugang gewählt habe: Quartier und Nachbarschaft stellen, um in den Worten Ulf Hannerz' zu sprechen, nicht den *locus*, sondern den *focus* meiner Untersuchung dar.¹⁵¹ Ich beschränke mich deshalb auch nicht auf ein bestimmtes Quartier oder auf zwei, drei Quartiere, die ich miteinander vergleiche, und auch nicht auf spezifische Wohnräume, in denen ich Nachbarschaftsbeziehungen untersuche. Vielmehr folge ich den Konzepten Quartier und Nachbarschaft empirisch und untersuche verschiedene Formen des *doing neighbourhood*. Als Inspirationsquelle dienen mir George E. Marcus' Ausführungen zur *multi-sited ethnography*.¹⁵² Marcus plädiert in einem viel beachteten Aufsatz für eine Forschung an mehreren Orten. Anstatt stationär an einem Ort zu forschen, sollen die Anthropolog*innen in einem beweglichen Modus der Ethnographie ihren Untersuchungsobjekten und -objekten – Menschen, Dingen, Geschichten, Konflikten et cetera – *folgen*.¹⁵³ Diesen Ansatz übernehmend, folge ich in meiner Untersuchung den miteinander verwobenen Konzepten Quartier und Nachbarschaft.

Um den *following*-Ansatz empirisch umsetzen zu können, war ein Ausgangspunkt nötig. Durch meine Mitarbeit im Forschungsprojekt „Medienwelten und Alltagsurbanität“, das sich ausgehend vom Matthäusquartier in Basel mit dem Wechselspiel zwischen Medien und Stadt auseinandersetzte, bot sich mir dieses Quartier als Anfangspunkt an, um verschiedenen Quartier- und Nachbarschaftspraxen nachzuspüren. In diesem dicht besiedelten, am rechten Rheinufer in Kleinbasel¹⁵⁴ gelegenen Quartier wohnen zurzeit fast 16'000 Personen, der sogenannte Ausländeranteil beträgt rund 50 Prozent.¹⁵⁵ Zu Beginn meiner Mitarbeit im Forschungsprojekt nahm ich an verschiedenen Anlässen im Matthäusquartier und in angrenzenden Quartieren teil, führte einen Wahrnehmungsspaziergang durch, verfolgte die Medienberichterstattung über Kleinbasel und las mich in relevante Forschungsliteratur ein. Ich hatte – aufgrund des Leitinteresses des Forschungsprojekts – mediatisierte Praxen im Blick und ging davon aus, dass gerade in einem so von Heterogenität geprägten Quartier viele Bewohner*innen in translokale und transnationale Netzwerke eingebettet sind und ihr Identifikations- und Aktionsraum sich je nachdem weit über das Quartier hinaus spannt. Zugleich fiel mir bei meinen explorativen Erkundungen auf, dass es durchaus viele quartierbezogene Anlässe gab, dass viele Akteur*innen sich für die Belange des Quartiers einsetzten und so zugleich die Idee von Quartier (re-)produzierten.

151 Vgl. Hannerz 1980, S. 3.

152 Marcus 1995.

153 Vgl. Marcus 1995, S. 106–110.

154 Siehe Kapitel 1, Fussnote 10.

155 Vgl. Statistisches Amt des Kantons Basel-Stadt 2018, S. 19.

Diese Beobachtung liess nicht nur mein Dissertationsthema entstehen, sondern nach und nach auch mein Forschungsfeld Konturen annehmen: Als ich mich für quartierbezogene Mitwirkungsveranstaltungen zu interessieren begann, besuchte ich partizipative Anlässe nicht nur im Matthäusquartier, sondern auch in anderen Quartieren. Als eine Putzaktion, bei der Bewohner*innen des Matthäusquartiers gemeinsam Abfall im öffentlichen Raum einsammelten, später ähnlich in den Kleinbasler Quartieren Klybeck und Kleinhüningen stattfand, nahm ich dort ebenfalls beobachtend teil. Während meiner Feldforschung lernte ich Menschen kennen, die mir von einem Verein oder einem Anlass erzählten, von dem sie dachten, dass dieser für mich interessant sein könnte; ich entdeckte einen Flyer bei einem Cafébesuch oder erfuhr über einen Newsletter von einer Veranstaltung. Wie es auch die Kulturanthropologen Billy Ehn und Orvar Löfgren schildern, liess mich meine „analytische[] Wachsamkeit“¹⁵⁶ auf unterschiedliche Spuren aufmerksam werden und ich entschied aufgrund meines Forschungsinteresses, ob, wie und wie lange ich welchen Spuren folgte. Es handelte sich bei meiner Feldkonstruktion also um eine Kombination von zufälligen Entdeckungen und bewussten Entscheidungen.¹⁵⁷ So konstruierte ich als Forscherin mein Forschungsfeld im Prozess des Folgens, das heisst indem ich auswählte, wem und was ich wie folgte. Ausgehend von meinen Erkundungen im Matthäusquartier stiess ich nach und nach auf Quartier- und Nachbarschaftspraxen in anderen Quartieren Kleinbasels, aber auch auf Akteur*innen, die in ganz Basel oder gar schweizweit und international agieren und keine Anbindung an ein bestimmtes Quartier haben.

Ein Thema, mit dem ich mich intensiv beschäftigte, ist die partizipative Stadt(teil-)entwicklung, die in Basel auf der Ebene der einzelnen Quartiere organisiert ist. Ich nahm in Kleinbasel an offiziellen Mitwirkungsverfahren teil und begleitete Initiativen zivilgesellschaftlicher Gruppierungen, welche die Bevölkerung auf ihre Weise in die Stadtentwicklung einzubeziehen versuchen. Mit dem Trashmob GoldGlove ethnographierte ich einen lokalen Event, der die Bevölkerung des Matthäusquartiers und anderer Basler Quartiere dazu animierte, bei einer gemeinsamen Aktion Abfall aus dem öffentlichen Raum zu entfernen. Der Verein NachbarNet war eine weitere Praxis, die ich untersuchte. Dieser Verein vermittelt in Basel über eine Geschäftsstelle und eine Internetplattform Hilfeleistungen und soziale Kontakte unter Nachbar*innen. Um Nachbarschaft ging es auch bei der Regiogruppe Basel des Vereins Neustart Schweiz. Diese soziale Bewegung will durch die Entwicklung und Umsetzung multifunktionaler Nachbarschaften einen sozialen und ökologischen Wandel herbeiführen.

156 Ehn/Löfgren 2012, S. 279.

157 Dazu nochmals Ehn/Löfgren: „Der Forschungsprozess kann einem so vorkommen, als stolpere man einen kurvigen Pfad voller Ab- und Umwege, Sackgassen und Zufallsbegegnungen entlang. Dabei gilt immer noch zu entscheiden, wann man abbiegt, anhält oder zurückgeht und welche Fragen, Materialien und Perspektiven man auswählt.“ Ehn/Löfgren 2012, S. 274.

Zusätzlich zu diesen Quartier- und Nachbarschaftspraxen, zu denen ich vielfältiges und umfangreiches Forschungsmaterial erhob, bezog ich weitere Praxen mit ein. Bei diesen ist die Materialgrundlage weniger dicht, dennoch waren sie wichtig für meine Analyse, da sie meinen Blick auf Quartier und Nachbarschaft erweiterten. Zu nennen sind zunächst weitere Plattformen, die nachbarschaftliche Kontakte und Hilfeleistungen vermitteln: Der Schweizer Verein Pumpipumpe¹⁵⁸ stellt Sticker von Alltagsgegenständen her, die – irgendwo auf der Welt – an den Briefkasten geklebt werden können, um den Nachbar*innen zu signalisieren, welche Gegenstände man bereit ist, zu verleihen. Die erlenapp bietet Bewohner*innen des Basler Erlenmattareals eine virtuelle Ablage mit Dokumenten zu Haus und Wohnung, Informationen zur Umgebung, sowie Kanäle zur Kommunikation mit Nachbar*innen, Verwaltung und Hauswartung. Nachbarschaft.net wiederum steht im ganzen deutschsprachigen Raum zur Verfügung und will Nutzer*innen über eine digitale Plattform das Kennenlernen ihrer Nachbar*innen erleichtern. Darüber hinaus setzte ich mich mit der administrativen Quartiereinteilung der Stadt Basel auseinander und führte Interviews mit verschiedenen im Matthäusquartier wohnhaften Einzelpersonen. Ausserdem sammelte ich diverse Zeitungsartikel, Flyer, Webseiteninhalte und andere Dokumente zu den Themen Quartier und Nachbarschaft und nahm an verschiedenen Quartieranlässen teil.

Mein Feld ist somit – anders als lange Zeit für ethnographische Forschungen typisch – nicht deckungsgleich mit einem bestimmten geografischen Ort oder einer Gruppe, sondern gestaltet sich als ein „netzwerkförmige[s] Gebilde“¹⁵⁹, das sich über verschiedene Orte, Praxen und Akteur*innen spannt. So lässt sich mein Forschungsfeld in den Worten der Kulturanthropologin Esther Gajek beschreiben als

ein sich immer wieder neu und anders konstituierendes Gebilde, das sehr verschiedene Ausdrucksformen enthält: Handlungen, Akteurinnen und Akteure, Bedeutungen, Objekte und Diskurse, die sich stetig verändern, auflösen und wieder neu zusammensetzen. Damit steht nicht (mehr) die Homogenität eines konkreten Ortes im Mittelpunkt, sondern die Heterogenität, die sich aus dem Netzwerk von Bezügen und Beziehungen ergibt.¹⁶⁰

Mein Forschungsansatz ist vom Verständnis geprägt, dass ich als Ethnographin mein Forschungsfeld (mit-)konstruiere. Das Feld entsteht dadurch, dass verschiedene Elemente beim Forschen miteinander in Beziehung gesetzt und dabei auch die Grenzen des Feldes produziert und ständig angepasst werden.¹⁶¹ Mein Untersuchungsfeld ist als eine Assemblage zu verstehen, die sich aus unterschiedlichen Elementen – Praxen, Akteur*innen, Orten et cetera – zusammensetzt und deren Gestalt sich im Ver-

158 Schweizerdeutsch für „Fahrradpumpe ausleihen“.

159 Hess/Schwertl 2013, S. 30.

160 Gajek 2014, S. 53.

161 Vgl. Amit 2000, S. 14, Naess 2016, o. S. und Welz 2009, S. 202.

lauf meiner Forschung ständig verändert.¹⁶² Die unterschiedlichen Quartier- und Nachbarschaftspraxen – ebenso wie die damit verwobenen Menschen, Räume, Erzählungen, Dinge –, die ich durch mein Folgen aufgespürt habe, bilden zusammen mein Untersuchungsfeld. Die verschiedenen untersuchten Praxen kann ich in einer relationalen Analyse miteinander vergleichen, durch den Vergleich zugleich die einzelnen Praxen besser verstehen und ihre Spezifik herausarbeiten. Ein solch vergleichender Ansatz ermöglicht es, so Michi Knecht, „Komplexität beschreibbar und analysierbar zu machen“¹⁶³ und ist besonders „in Forschungsfeldern, die eher von zu grosser Vertrautheit und Nähe als von Fremdheit geprägt sind, [...] unverzichtbar – um überhaupt etwas sehen zu können und um Neues sichtbar zu machen“¹⁶⁴. In erster Linie geht es dabei nicht darum, in den verschiedenen Quartier- und Nachbarschaftspraxen übergreifende Muster zu entdecken, sondern vielmehr darum, ihre Unterschiedlichkeiten herauszuarbeiten.¹⁶⁵

Wenig sehen und dadurch viel sehen: Quartier- und Nachbarschaftspraxen als Oligoptika

Im Fokus meiner Untersuchung stehen Praxen kollektiver und institutioneller Akteur*innen, die sich für Quartier und Nachbarschaft interessieren, die sich gezielt für die Stärkung von Nachbarschaftsbeziehungen und Quartierleben einsetzen und die Quartier und Nachbarschaft als geeignete Handlungsfelder für allerlei Tätigkeiten betrachten. Mich interessieren also primär Akteur*innen, die strategisch¹⁶⁶ Quartier und Nachbarschaft *machen* (und nicht die, die es nicht tun). Ich achtete bei der Konstruktion des Untersuchungsfelds darauf, Quartier- und Nachbarschaftspraxen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern, mit unterschiedlichen Intentionen und verschiedener Organisationsweise aufzusuchen, um so – im Sinne eines theoretischen Samplings¹⁶⁷ – ein möglichst vielschichtiges Bild von Quartier und Nachbarschaft zu erhalten. Ich besuchte zivilgesellschaftliche Gruppierungen und

162 Zum Forschungsfeld als Assemblage vgl. Welz 2009, S. 206 f. sowie die Ausführungen zur Assemblagetheorie im Kapitel 3.1.3.

163 Knecht 2013, S. 95.

164 Knecht 2013, S. 95.

165 Vgl. Burawoy 1998, S. 19.

166 Mein Verständnis des Begriffs „strategisch“ orientiert sich hier an Michel de Certeau und dessen Unterscheidung zwischen Strategien und Taktiken. Vgl. De Certeau 1988, S. 23.

167 „Theoretisches Sampling meint den auf die Generierung von Theorie zielenden Prozess der Datenerhebung, währenddessen der Forscher seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächste erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind. Dieser Prozess der Datenerhebung wird durch die im Entstehen [...] begriffene Theorie *kontrolliert*.“ Hervorhebung im Original. Glaser/Strauss 2005, S. 53.

Firmenbesitzer, untersuchte lokale Quartieranlässe und digitale Nachbarschaftsplattformen, beschäftigte mich mit Nachbarschaft in Nachhaltigkeitsprojekten ebenso wie mit quartierbezogener partizipativer Stadtentwicklung. Trotzdem bleibt mein Blick auf Quartier und Nachbarschaft mit dieser Fokussierung auf strategische Formen des *doing neighbourhood* natürlich ein selektiver.¹⁶⁸

Im Bewusstsein, dass es nicht möglich ist, ein ganzheitliches, umfassendes Bild von Quartier und Nachbarschaft zu zeichnen, verstehe ich die von mir ausgewählten Quartier- und Nachbarschaftspraxen, aus denen sich mein Forschungsfeld zusammensetzt, als Oligoptika. Diesen Begriff verwenden Bruno Latour und Emilie Hermant in ihrem Text- und Fotoband „Paris, ville invisible“¹⁶⁹. Sie führen darin eindrücklich vor, wie die Stadt Paris sich in konkreten Situationen immer wieder neu formiert und sich zusammensetzt aus sich ständig verändernden Netzwerken unterschiedlicher menschlicher und nicht-menschlicher Akteur*innen. Selbst wenn man auf einen hoch gelegenen Punkt steige – sie bringen die Aussichtsplattform des Pariser Warenhauses *La Samaritaine* als Beispiel – sei es unmöglich, die Stadt als Ganzes zu erfassen. Man sehe zwar Strassen, Häuserzeilen und markante Gebäude und habe den Eindruck, dass einem die ganze Stadt zu Füssen liege. Trotzdem erkenne man dadurch nicht, was die Stadt in all ihrer Vielfalt und Komplexität, was städtisches Leben ausmache. Die Stadt entziehe sich dem panoramatischen Blick; es gebe kein Paris als Ganzes, sondern ‚nur‘ eine Vielzahl an Infrastrukturen, Personen, Interaktionen, Handlungen, die Stadt machten. Latour/Hermant wenden sich deshalb von der Vorstellung eines Panoramas und eines Panoptikums ab und führen stattdessen den Begriff des Oligoptikons, eines begrenzten Ausschnitts, ein: Durch ein Oligoptikon erhält man keinen Überblick; man sieht wenig, aber dies dafür ganz genau.¹⁷⁰ Die Vorstellung einer grossen Erzählung wird aufgegeben. Stattdessen werden Ordnungen im Kleinen beziehungsweise Praxen des Ordnen in den Blick genommen, ohne damit zu suggerieren, dass es eine übergreifende Ordnung gibt. Latour/Hermant setzen diesen Ansatz in „Paris, ville invisible“ um, indem sie professionelle Ordnungssysteme aufsuchen – zum Beispiel die Raumzuteilung an einer

168 Mir ist dabei bewusst, dass Quartier und Nachbarschaft ebenso durch die alltäglichen, mehr oder weniger intensiven Quartier- und Nachbarschaftserfahrungen einzelner Individuen – die gemeinsame Benutzung der Waschküche, das (Nicht-)Grüssen im Treppenhaus, die Aneignung des Quartiers als Alltagsraum – konstituiert werden. Durch die Interviews mit einzelnen Stadtbewohner*innen wird diesen individuellen Quartier- und Nachbarschafts(re-)produktionen, wenn auch in beschränktem Ausmass, Raum gegeben. In den Interviews zeigt sich auch, dass sich Nachbarschaft für viele gerade durch das Nichts-miteinander-zu-tun-Haben, sporadische und lose Kontakte oder Streitigkeiten auszeichnet und das Quartier als Raum der Identifikation, Vernetzung und des lokalen Engagements für viele keine grössere Rolle spielt.

169 Latour/Hermant 1998. Die Texte und Fotografien des Buches sind auch auf einer mehrsprachigen Internetseite zugänglich: <http://www.bruno-latour.fr/virtual/index.html> (Stand: 15. März 2019).

170 Vgl. Latour 2012, S. 91 und S. 93.

Pariser Hochschule oder die Dienststelle für Strassenunterhalt – und durch die Analyse dieser Ordnungspraxen und deren Verflechtungen die Vorstellung *einer* grossen Ordnung dekonstruieren. Meine Forschung ist von diesem theoretischen Zugang inspiriert: Ich strebe folglich nicht danach, *die* Struktur von Quartier und Nachbarschaft zu untersuchen, sondern die Praxen der Akteur*innen, die Quartier und Nachbarschaft strukturieren. Ich will verstehen, wie, wozu und in welchen Gefügen verschiedene Akteur*innen Quartier und Nachbarschaft herstellen. Dazu wähle ich einzelne Ausschnitte – einzelne Quartier- und Nachbarschaftspraxen – aus, die ich untersuche, ohne damit suggerieren zu wollen, dass ich durch eine Zusammenfügung dieser Ausschnitte Quartier und Nachbarschaft als Ganzes erfassen kann. Ich nähere mich meinem Thema durch einen kaleidoskopischen und mikroskopischen Zugang an. Das heisst, es geht mir nicht darum, Quartier und Nachbarschaft zu überblicken, sondern zum einen eine Vielzahl unterschiedlicher Blickwinkel darauf zu eröffnen und zum anderen mithilfe der dichten Beschreibung einzelner Praxen die Komplexität von Quartier und Nachbarschaft herauszuarbeiten.

Wohnort als Forschungsfeld

In Zusammenhang mit der Beschreibung meiner Feldkonstruktion will ich an dieser Stelle auch auf die räumlichen Verflechtungen zwischen meinem Forschungsfeld und meinem Wohn- und Arbeitsort eingehen. Den physischen Ausgangspunkt meiner Forschung bildete das Matthäusquartier in Kleinbasel; die von mir untersuchten Quartier- und Nachbarschaftspraxen sind – wenn auch zum Teil translokal agierend – alle in Basel situiert. Ich selbst wohnte seit 2005 in Basel und von 2010 bis 2022 im Matthäusquartier. Mein Forschungsfeld war damit zugleich mein persönlicher Alltagsraum.

Die enge Verflechtung zwischen Wohn- und Forschungsort hatte für die Interaktion mit den Informant*innen den Vorteil, dass ich lokale Begebenheiten kannte und deswegen ihren Erzählungen – zum Beispiel Beschreibungen von Räumen und Institutionen – gut folgen konnte. Durch die geografische Nähe zu meinem Forschungsfeld konnte ich ohne logistischen Aufwand an Anlässen teilnehmen, Interviewpersonen treffen und die untersuchten Praxen auch über einen längeren Zeitraum begleiten. Ausserdem gelangte ich als interessierte Stadtbewohnerin quasi nebenbei – durch das Abonnieren von Newslettern, das Lesen lokaler Medien oder Veranstaltungsbesuche – an für meine Forschungsarbeit relevante Informationen.

Durch die geografische Übereinstimmung von Wohn-, Arbeits- und Forschungsraum gestaltete sich meine Feldforschung in einem „bewegliche[n] Modus“¹⁷¹. Das Feld war für mich nicht ein von meinem Alltag abgetrennter Ort, zu dem ich hinfuhr und an dem ich für eine Weile blieb; ich vollzog die Bewegung in mein Forschungsfeld viel eher mental. Ich pendelte ständig in das und aus dem Feld, wenn ich aufgrund

171 Egger 2014, S. 407.

meines Forschungsinteresses einen bestimmten Ort aufsuchte, an einem Anlass teilnahm, mit Leuten sprach oder einen Veranstaltungsflyer las. Meine Feldforschung gründet nicht auf einem langen stationären, sondern auf einer Vielzahl kürzerer ambulanter Aufenthalte. Dabei liess sich der Feldforschungsmodus nur bedingt vom Alltag abtrennen, da ich in meinem Alltag häufig forschungsrelevanten Themen begegnete, die meine wissenschaftliche Aufmerksamkeit weckten, und ich dann ad hoc in den Forschungsmodus wechselte.¹⁷² Es gab bei mir keine Phase, in der ich mich ausschliesslich der Feldforschung widmete, sondern die Feldforschung war stets Teil meines universitären und privaten Alltags. Oft besuchte ich Anlässe und traf Interviewpersonen im Anschluss an einen Arbeitstag in meinem Büro oder an Wochenenden. Aufgrund der geografischen Nähe zum Feld konnte ich die Materialerhebung flexibel mit anderen Forschungsarbeiten und mit meinem Privatleben kombinieren, sie verhinderte jedoch auch eine „singularity of focus and engagement“¹⁷³. Auch der Austritt aus dem Feld gestaltete sich als mentale Veränderung meiner Aufmerksamkeit und nicht als eine physische Bewegung oder einen spezifischen Moment. Er vollzog sich schrittweise in Zusammenhang mit einer zunehmenden Sättigung des Materials, einer Verschiebung meiner Aufmerksamkeit auf die Analyse und damit zusammenhängend dem Entscheid, an gewisse Orte und Anlässe nicht zu gehen, den Spuren nicht weiter zu folgen. Dennoch nehme ich das Feld stets mit, da sich die Feldforschung in meine Biografie, in mein Erleben von Stadt eingewoben hat.¹⁷⁴ Durch die Forschung veränderte sich mein persönlicher Bezug zu Basel und meinem Wohnquartier. Zu Beginn der Untersuchung, als ich bereits zweieinhalb Jahre im Matthäusquartier wohnte, pflegte ich ausser mit einer Freundin, die zufälligerweise in dieselbe Strasse gezogen war, und einigen Hausnachbar*innen, mit denen ich ab und zu ein paar Worte wechselte, keine persönlichen Kontakte in meinem Wohnquartier. Ich mochte das Quartier, ging dort einkaufen und ab und zu in ein Café; aber abgesehen von einer Begrüssungsveranstaltung für Neuzuzüger*innen hatte ich nie an Quartieranlässen teilgenommen und war auch in keiner lokalen Gruppierung aktiv. So gesehen war mir das Matthäusquartier zwar als Alltagsraum vertraut, doch den Akteur*innen in den von mir untersuchten Praxen begegnete ich anfänglich als Fremde. In Zusammenhang mit meiner Forschung begann ich die lokale Medienberichterstattung und Veranstaltungshinweise zu verfolgen; ich wusste mit der Zeit besser Bescheid über stadtpolitische Themen sowie lokale Angebote und Organisationen. Auch mein lokales Netzwerk an losen Beziehungen vergrösserte sich. Kannte ich zu Beginn der Forschung so gut wie niemanden im Quartier, begegnete ich beim Einkaufen auf dem Markt, auf der Strasse oder bei Freizeitunternehmungen nun zunehmend bekannten Gesichtern. Mein Blick auf das Quartier und die Stadt, in der ich wohnte, und meine Raumerfahrung intensivierten sich.

172 Vgl. dazu Egger 2014, S. 407.

173 Amit 2000, S. 5.

174 Vgl. Amit 2000, S. 9.

3.4 Erhebungs- und Analysemethoden

Mein Forschungsfeld gestaltet sich, wie dargelegt, als ein Geflecht aus verschiedenen, in Basel lokalisierten Quartier- und Nachbarschaftspraxen. Beim Ethnographieren dieser Praxen haben sich Phasen der Materialerhebung und der Analyse in einem zirkulären Prozess abgewechselt. Im Sinne einer Strukturierung werden sie im Folgenden trotzdem getrennt dargestellt.

3.4.1 *Beobachten, teilnehmen, sich unterhalten, befragen, sammeln*

Rolf Lindner plädiert – die Chicago-School als Vorbild nehmend – für eine Kombination unterschiedlichster Quellen in der Kulturanalyse:¹⁷⁵

Was immer unser Thema ist (Werbung, Jugend, Hotel), es gibt eine Fachpresse (werben & verkaufen, Bravo, Das Hotelwesen). Was immer auch unser Thema ist, es gibt einen Rechtsdiskurs (Gesetze, Verordnungen, Bestimmungen). Was immer auch unser Thema ist, es gibt einen medialen Diskurs (Thematisierung, Bericht, Kritik). Was immer auch unser Thema ist, es gibt themenspezifische Belletristik, Kinofilme und Theaterstücke. Was immer auch unser Thema ist, es gibt charakteristische Anekdoten, Redensarten, Witze. Sich einem Thema in totaler Weise nähern heisst also versuchen, der Komplexität des Gegenstandes, die sich gerade in der Vielfalt der Bezüge und Verschränkungen artikuliert, annähernd gerecht zu werden. Das ist das Mindeste, was der Gegenstand von uns erwarten kann.¹⁷⁶

Die Forschenden sollen mit allen Sinnen in das Untersuchungsfeld eintauchen:

Sich in ein Thema, einen Gegenstand „hineinbegeben“ heisst, dieses Thema, diesen Gegenstand auf Zeit „leben“. Nicht nur im Sinne klassischer Feldforschung, sondern im totalen Sinne eines Forschers, der alle seine Sinne öffnet, sieht, hört, riecht, schmeckt, fühlt, der sich ständig auf der Fährte befindet und Quellen aufspürt, (an) nichts anderes denkt als (an) seinen Gegenstand, um ihn ‚begreifen‘ zu können. Er muss sich heranpirschen an seinen Gegenstand, ihn umkreisen, ihn durchdringen, ihm auf verquere Weise begegnen, ihm zuweilen auch die kalte Schulter zeigen, um aus seinem Gegenteil, dem Antipoden, neue Anregungen zu gewinnen.¹⁷⁷

Auch Billy Ehn und Orvar Löfgren, die sich ebenfalls in der Kulturanalyse verorten, sprechen sich für einen Einbezug unterschiedlichster Forschungsmaterialien und damit verbundener Erhebungstechniken aus. In ihrer Untersuchung über das Nichtstun arbeiteten sie mit

¹⁷⁵ Vgl. Lindner 2001, S. 16.

¹⁷⁶ Lindner 2003, S. 187.

¹⁷⁷ Lindner 2003, S. 186.

Erinnerungen und Autoethnografien[,] Interviews und informellen Umfragen[,] spontanen und gezielten Beobachtungen[,] ethnografischen Schnappschüssen[,] künstlerischen Interpretationen (von Romanen bis zu Kunstprojekten)[,] Medien (von Zeitungsausschnitten bis zu Fernsehprogrammen)[,] Google-Suchen[,] kulturgeschichtlichen Lektüren.¹⁷⁸

Ehn/Löfgren bezeichnen sich selbst als „ethnografische Fliegenfänger“¹⁷⁹, die aufgrund ihres analytischen Interesses in ihrem Alltag ständig bereit waren, Materialien zu entdecken, die für ihr Forschungsthema relevant waren.

In meiner Untersuchung urbaner Quartier- und Nachbarschaftspraxen arbeitete ich ebenfalls mit verschiedensten Quellen und Erhebungsmethoden; die Vorgehensweise und die Materialgrundlage unterschieden sich je nach untersuchter Praxis. Meine Analyse über quartierbezogene partizipative Stadtentwicklung basierte beispielsweise auf teilnehmender Beobachtung an verschiedenen Mitwirkungsanlässen und auf der Analyse von Dokumenten¹⁸⁰ wie Zeitungsartikeln, Gesetzestexten, Mitwirkungsleitfäden, Einladungsflyern oder PowerPoint-Folien. Beim Trashmob GoldGlove kombinierte ich teilnehmende Beobachtungen während der Putzaktion, Interviews mit Beteiligten und Dokumentenanalyse. Das Gleiche galt für die Regio-gruppe Basel von Neustart Schweiz, wobei hier schriftliche Dokumente in Form von Publikationen von Neustart Schweiz einen grossen Stellenwert einnahmen. Beim NachbarNet Basel wiederum arbeitete ich primär mit Interviews. Ausserdem analysierte ich neben Flyern und anderen Dokumenten zum Verein auch dessen digitale Vermittlungsplattform. Meine Auseinandersetzung mit Pumpipumpe, Nachbarschaft.net und der ernenapp verstehe ich als „[e]thnografische Schnappschüsse“¹⁸¹, die meine Untersuchung zum NachbarNet ergänzten, zu denen ich aber weniger Material erhob. Bei Pumpipumpe und Nachbarschaft.net baute meine Analyse auf einer autoethnographischen Vorgehensweise auf, bei der ich selbst die Plattformen ausprobierte.

Zwei Erhebungsformen, die zusammen mit dem Sammeln von Dokumenten in meiner Untersuchung zentral waren, werden im Folgenden ausführlich dargestellt: teilnehmende Beobachtungen und teilnarrative Leitfadeninterviews.

178 Ehn/Löfgren 2012, S. 276.

179 Ehn/Löfgren 2012, S. 279.

180 Wenn ich von Dokumenten spreche, meine ich „prozessgenerierte Daten“ (Bauernschmidt 2014, S. 418). Diese werden, so Stefan Bauernschmidt, „nicht durch die Forschenden erzeugt und sind damit von empirisch-generiertem Material wie Interviews oder Beobachtungsprotokollen sowie meta-reflexiver Literatur wie wissenschaftlichen Publikationen zu unterscheiden“ (Bauernschmidt 2014, S. 418).

181 Ehn/Löfgren 2012, S. 278.

3.4.1.1 Teilnehmende Beobachtungen

Teilnehmende Beobachtung gilt, wie erwähnt, als „Schlüssel­methode“¹⁸² der Ethno­graphie. Bei der teilnehmenden Beobachtung sind Forschende (physisch) an ihren Untersuchungs­orten präsent, um sich so Informationen über das sie interessierende Phänomen zu beschaffen. Sie nehmen unmittelbar am Geschehen, am ‚alltäglichen‘ Leben teil und beobachten dieses zugleich.¹⁸³ Während Interviewer­zählungen immer eine reflektierte, interpretierte Version der subjektiven Wirklichkeit darstellen, Geschehnisse also in (vor-)gedeuteter und verbalisierter Form für die Forschenden greifbar werden, „steht bei der teilnehmenden Beobachtung das Handeln selbst und damit auch an Handlung gebundenes und nicht verbalisierbares Wissen (tacit knowledge) im Fokus“¹⁸⁴. Teilnehmende Beobachtungen geben damit einen Einblick in konkrete Tätigkeiten und Verhaltensweisen und in die situativen Zusammenhänge und Bedeutungsgeflechte, in die diese eingebettet sind. Teilnehmende Beobachtung ist dabei immer eine sinnliche, eine multisensorische Erfahrung, bei der Forschende sich selbst in ihrer Körperlichkeit als Erhebungsinstrument verwenden.¹⁸⁵ Es gilt, so der Ethnologe Gerd Spittler, „seinen ganzen Körper, seinen Verstand, sein Auge, sein Ohr und seine Stimme einzusetzen“¹⁸⁶. Teilnehmende Beobachtung wird begleitet von intensiven Verschriftlichungsprozessen; erste, eventuell stichwortartige Notizen während oder möglichst unmittelbar nach der Beobachtungssituation dienen als Basis ausführlicher Feldnotizen, welche das Beobachtete möglichst detailliert, spezifisch und atmosphärisch dicht beschreiben.¹⁸⁷

Teilnehmende Beobachtung mäandriert stets zwischen verschiedenen Formen von Nähe und Distanz. Teilnahme kann unterschiedliche Formen annehmen, bei der die forschende Person eher eine passive Rolle einnimmt – zum Beispiel als Zuschauerin eines Theaterstücks im Publikum – oder aber hochgradig involviert ist – zum Beispiel als Teil der Schauspielgruppe auf der Bühne.¹⁸⁸

Als wissenschaftliche Methode unterscheidet sich die teilnehmende Beobachtung wesentlich von einer alltagspraktischen Teilnahme: Sie „setzt bewusste Aufmerksamkeit all den Dingen gegenüber voraus, die den ‚normalen‘ Teilnehmern gar nicht auffallen, weil sie mitten drin sind“¹⁸⁹. Dies bedingt, dass die forschende Person sich nicht nur vom Geschehen mitreißen lässt und eben mittendrin ist, sondern auch gezielt eine beobachtende Haltung einnimmt. Diese Doppeldeutigkeit macht den

182 Schmidt-Lauber 2007b, S. 220.

183 Vgl. Breidenstein et al. 2013, S. 71 f., Cohn 2014, S. 72 und S. 75 sowie Schmidt-Lauber 2007b, S. 220.

184 Cohn 2014, S. 73 f.

185 Vgl. Bendix 2006, Schmidt-Lauber 2007b, S. 233 f. und Spittler 2001, S. 19 f.

186 Spittler 2001, S. 20.

187 Zum Schreiben von Feldnotizen vgl. Emerson/Fretz/Shaw 2002, Emerson/Fretz/Shaw 2011 und Tracy 2013, S. 114–123.

188 Vgl. Cohn 2014, S. 79 f. und Hauser-Schäublin 2008, S. 37 f.

189 Hauser-Schäublin 2008, S. 41.

Kern der teilnehmenden Beobachtung aus: „*Teilnahme bedeutet Nähe, Beobachten Distanz*: Teilnehmende Beobachtung setzt sich deshalb aus widersprüchlichem Verhalten zusammen, nämlich so zu sein, wie einer, der dazu gehört [sic!] und gleichzeitig mit einer Wahrnehmung wie einer, der ausserhalb steht.“¹⁹⁰ Ebenso wesentlich wie Involviertheit in der zu beobachtenden Situation sind also auch Reflexion und analytische Distanz.¹⁹¹

In meiner Forschung führte ich teilnehmende Beobachtungen an öffentlichen und semi-öffentlichen Anlässen durch, die sich an die Quartierbevölkerung richteten oder das Thema Nachbarschaft verhandelten. Je nach Anlass war ich in unterschiedlicher Weise in das Geschehen involviert: Bei öffentlichen Informationsanlässen zu Stadtentwicklungsprojekten in Kleinbasel war ich als Zuhörer*in anwesend. Ich nahm hier die Rolle einer interessierten Quartierbewohner*in ein, setzte mich ins Publikum, folgte den Ausführungen der eingeladenen Expert*innen und beteiligte mich gegebenenfalls an den Gruppenarbeiten. Die eher passive Rolle entsprach derjenigen der anderen Quartierbewohner*innen. Bei den einzelnen Trashmobs Gold-Glove, den öffentlichen Putzaktionen, die ich besuchte, war ich zwar aktiver, aber in einer ähnlich anonymen Rolle wie bei den Informationsanlässen. Ich war hier eine Quartierbewohner*in unter vielen, die ausgerüstet mit Putzhandschuhen und Eimer durch das Quartier spazierte, Papierfetzen und andere Arten von Müll einsammelte, und fiel nicht weiter auf. In anderen Feldforschungssituationen handelte es sich um semi-öffentliche Anlässe, bei denen eine überschaubare Gruppe von Menschen zusammenkam, die sich entweder schon kannten oder durch das gemeinsame Tun kennenlernten. Dies traf beispielsweise auf eine Arbeitsgruppe im Rahmen eines Mitwirkungsverfahrens zu, an der ich mich beteiligte. Diese Gruppe hatte die Aufgabe, von der Quartierbevölkerung bereits geäußerte Ideen zur Umnutzung eines Gebäudes weiter auszuarbeiten. Ich diskutierte aktiv mit, brachte eigene Ideen ein und kommentierte diejenigen anderer Gruppenmitglieder. Da ich selbst in der Nähe des Gebäudes wohnte, vermischten sich hier meine Rollen als Forscher*in und als Quartierbewohner*in. In nochmals anderer Form erlebte ich beim Verein Das Modell eine Praxis partizipativer Stadt(teil)entwicklung mit. Die Gruppe traf sich wöchentlich, um die Quartiere Klybeck und Kleinhüningen, die an ein grosses Stadtentwicklungsprojekt angrenzen, aus Karton nachzubauen. Ich nahm an mehreren Treffen teil, liess mich in den Modellbau einführen und erstellte jeweils selbst ein bis zwei Gebäude pro Bastelabend. Auch die Diskussionsreihe zum Thema „Lebenswerte Nachbarschaften“, welche die Regiogruppe Basel von Neustart Schweiz veranstaltete, bestand aus einer überschaubaren Gruppe von Teilnehmer*innen und auch hier beteiligte ich mich aktiv. Ich sass wie die anderen Mitglieder der Gruppe im Kreis und brachte mich in die Diskussionen ein.

Wie aus diesen kurzen Ausführungen hervorgeht, beinhalteten meine teilnehmenden Beobachtungen unterschiedliche Formen der Teilnahme und der

190 Hervorhebung im Original. Hauser-Schäublin 2008, S. 42.

191 Vgl. z. B. Breidenstein et al. 2013, S. 71 oder Schmidt-Lauber 2007b, S. 220.

Involviertheit. Einige Anlässe waren eher anonym geprägt, andere fanden in überschaubaren sozialen Zusammenhängen statt; bei einigen nahm ich eine eher passive Publikumsrolle ein, bei anderen beteiligte ich mich aktiv. Und während die Arbeitsgruppentreffen und die Veranstaltungsreihe „Lebenswerte Nachbarschaften“ sehr verbal geprägt waren, beinhalteten die teilnehmenden Beobachtungen bei der Modellbaugruppe ebenso wie bei den Trashmobs auch manuelles Tun als einen zentralen Aspekt der Beobachtungserfahrung.

Mein Feldzugang gestaltete sich in den meisten Fällen relativ einfach. Die öffentlichen Anlässe, die ich besuchte, unterlagen keiner Zugangsbeschränkung und waren von einer Semianonymität geprägt, bei der sich die Teilnehmenden zum Teil gegenseitig kannten, zum Teil aber auch nicht. So blieb die „Integrität der Szenerie [...] von der Beobachtung unberührt“¹⁹². Ich gab mich dem Geschehen hin und dokumentierte die Anlässe entweder erst danach oder fiel nicht weiter auf, wenn ich am Trashmob einzelne Fotos oder bei den Mitwirkungsanlässen Notizen machte. In Beobachtungssituationen, die in einem kleineren Rahmen und in halb-öffentlichen Räumen stattfanden, wie beispielsweise während der Bastelabende der Modellbaugruppe oder der Diskussionsveranstaltungen von Neustart Schweiz, veränderte sich auch die Art des Feldzugangs. Im Gegensatz zu den oben beschriebenen öffentlichen Anlässen bedurfte meine Anwesenheit hier einer Erklärung meinerseits. Beim ersten Besuch eines Bastelabends der Modellbaugruppe stellte ich mich der anwesenden Person als Forscherin vor und bekundete mein Interesse an der Modellbaugruppe. Diese schien sich nicht weiter dafür zu interessieren, erklärte mir den Bastelvorgang und so sass ich schon wenig später an einem Tisch und erstellte mein erstes Modellhaus. Während ich an einem Bastelabend einfach vorbeiging und mich vorstellte, erforderte die Teilnahme bei der Diskussionsreihe „Lebenswerte Nachbarschaften“ eine Anmeldung. Die Moderatorin der Veranstaltung drückte ihre Freude über meine schriftliche Anfrage aus und stellte in ihrer Antwort-E-Mail zugleich eine klare Forderung, welche Rolle ich einzunehmen hätte: „Sie können gerne mitmachen, unter einer Bedingung: Sie bringen sich persönlich ein – wie alle Teilnehmenden (inkl. mir als Leiterin).“¹⁹³ Das methodische Postulat der teilnehmenden Beobachtung, nicht nur anwesend zu sein und zu beobachten, sondern sich einzubringen und selbst mitzumachen, wurde hier also auch vom Feld selbst eingefordert. Für den Feldzugang war bei diesen letzten beiden Praxen entscheidend, dass die Akteur*innen meinem Interesse an ihnen wohlwollend gegenüberstanden. Bei der Diskussionsveranstaltung „Lebenswerte Nachbarschaften“ sagte mir die Moderatorin nicht nur im persönlichen Gespräch, dass es aus ihrer Sicht „gut für die Sache sei“¹⁹⁴, wenn die Neustart-Idee wissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahre, sondern wiederholte dies auch im Plenum, nachdem ich mich den anderen Teilnehmenden vorgestellt hatte.

192 Breidenstein et al. 2013, S. 60.

193 E-Mail von Elena Molteni, 3. November 2014.

194 Feldnotizen, 6. November 2014.

3.4.1.2 Teilnarrative Leitfadenterviews

Neben den teilnehmenden Beobachtungen führte ich insgesamt 20 Interviews mit Personen, die in die von mir untersuchten Praxen involviert sind: sieben Interviews mit Organisator*innen und Teilnehmer*innen der Trashmobs, drei mit Mitgliedern der Regiogruppe Basel von Neustart Schweiz, sieben mit dem Geschäftsführer und Nutzer*innen des NachbarNet, ein Interview mit einem Mitglied der Modellbaugruppe sowie zwei mit einem Entwickler und einer Nutzerin der erlenapp. Die Interviews dienten dazu, mehr über die an den untersuchten Praxen beteiligten Akteur*innen, ihre Deutung der Praxen sowie ihre Erfahrung mit Quartier und Nachbarschaft allgemein zu erfahren. Einige der Gespräche waren als Expert*innen-Interviews¹⁹⁵ aufgebaut. Sie unterschieden sich insofern von den anderen Interviews, als ich hier die Personen wegen und in ihrer beruflichen Position interviewte, zum Beispiel den Geschäftsführer des NachbarNet, den Chef der IT-Firma, welche die erlenapp entwickelte, oder einen Praktikanten der Quartierarbeit, der zwei Trashmobs organisierte. Im Zentrum des Gesprächs standen in diesen Fällen Informationen zur Entstehung und Organisation der jeweiligen Praxis; persönliche Erlebnisse mit Nachbarschaft oder Erfahrungen im Wohnquartier wurden nicht explizit thematisiert. Zusätzlich führte ich zu Beginn meiner Forschung vier Interviews mit einzelnen Bewohner*innen des Matthäusquartiers, die nicht in eine der von mir untersuchten Praxen involviert waren. Diese Interviews gaben mir in der explorativen Phase meiner Forschung einen Einblick in verschiedene Quartierbezüge.

Die Interviews waren alle als teilnarrative Leitfadenterviews gestaltet. Es handelt sich dabei um eine spezifische Form des qualitativen Interviews.¹⁹⁶ Qualitative Interviews¹⁹⁷ streben grundsätzlich eine offene Gesprächsführung an: Den Interviewten werden keine Antwortmöglichkeiten vorgegeben und die Interviewenden passen ihre Fragen dem Gesprächsverlauf an. So soll eine möglichst angenehme Gesprächssituation geschaffen werden, die den Interviewpersonen Raum für ihre eigenen Erzählungen gibt.¹⁹⁸ Auch wenn sich qualitative Interviews in dieser Hinsicht an Alltagsgesprächen orientieren, sind sie klar davon zu unterscheiden. Denn trotz ihres dialogischen Charakters zeichnen sich qualitative Interviews durch eine vorgegebene, die Kommunikation strukturierende Rollenverteilung aus: die an einem bestimmten Forschungsgegenstand interessierte, fragende Wissenschaftlerin

195 Es handelt sich um einen situativ zugeschriebenen Expert*innenstatus, der immer dann zum Tragen kam, wenn ich Personen „aufgrund ihres speziellen Status und nicht als Privatperson befragt[e]“ (Helfferich 2011, S. 163).

196 Die folgenden methodischen Ausführungen zum qualitativen und teilnarrativen Interview wurden meiner unveröffentlichten Masterarbeit entnommen und leicht überarbeitet. Vgl. Besmer 2012, S. 23 f.

197 Zu den verschiedenen Varianten des qualitativen Interviews vgl. Helfferich 2011, S. 36 f.

198 Vgl. Schmidt-Lauber 2007a, S. 173 f.

auf der einen Seite und die erzählenden Informant*innen als Expert*innen ihrer Alltagswirklichkeit auf der anderen Seite.¹⁹⁹

Die Variante des Leitfadeninterviews eignet sich, wenn ein Gespräch zwar den Prinzipien der Offenheit folgen, zugleich aber den Forschenden ermöglichen soll, bestimmte Themen einzuführen und den Kommunikationsverlauf somit zu strukturieren. Anders als offene Interviews, bei denen die Forschenden fast keine Fragen stellen und die Interviewpersonen relativ frei erzählen lassen, bauen Leitfadeninterviews auf einem themenspezifischen Fragekatalog auf, dem Interviewleitfaden. Doch auch hier ist der Gesprächsverlauf nicht starr. Die Forscherin fragt den Leitfaden nicht Schritt für Schritt ab, sondern flicht die Fragen an geeigneter Stelle in das Interview ein. Diese Interviewform pendelt zwischen einer Standardisierung durch vorgegebene Interviewfragen und einer Offenheit durch die flexible Gesprächsgestaltung; sie ist deswegen auch unter der Bezeichnung des „teilstandardisierten Interviews“²⁰⁰ bekannt.²⁰¹

Ich strukturierte den Interviewleitfaden so, dass zu jedem Themenblock „narrative Teilerzählungen“²⁰² generiert werden konnten. Bei der Leitfadenherstellung erwies sich das von der Soziologin Cornelia Helfferich entwickelte SPSS-Prinzip (Sammeln – Prüfen – Sortieren – Subsumieren) als hilfreich: Dabei werden in einem mehrstufigen Prozess zuerst alle Fragen, die von Interesse sind, gesammelt, anschliessend auf ihre Relevanz und Angemessenheit überprüft und dementsprechend gestrichen oder umformuliert sowie geordnet. In einem nächsten Schritt werden die übriggebliebenen Fragen thematisch sortiert.²⁰³ In einem letzten Schritt wird zu jedem Frageblock eine erzählgenerierende Formulierung gesucht, welche die Einzelaspekte zusammenfasst. Zu jeder dieser Erzählaufforderungen werden Stichworte oder auch ausformulierte Fragen für mögliche Nachfragen notiert.²⁰⁴

So stellte ich mehrere an die verschiedenen untersuchten Quartier- und Nachbarschaftspraxen und die Interviewpersonen angepasste Leitfäden zusammen. Mit Ausnahme der Expert*innen-Interviews war der Leitfaden jeweils in zwei

199 Vgl. Schmidt-Lauber 2007a, S. 177 f. Diese Rollenverteilung ist nicht in allen Interviewformen gleich strikt. So plädiert zum Beispiel der Soziologe und Kulturanthropologe Roland Girtler für das sogenannte „ero-epische Gespräch“, das durch Gleichheit geprägt sei: Forschende und Informant*innen bringen sich gleichermassen in das Gespräch ein, stellen Fragen und erzählen von sich. Es werden keine im Vorfeld festgelegten Interviewfragen gestellt, sondern die Fragen ergeben sich aus dem Gesprächsverlauf. Vgl. Girtler 2001, S. 147–150.

200 Flick 2009, S. 223.

201 Die Ausführungen zum Leitfadeninterview beziehen sich auf Flick 2009, S. 221–225, Helfferich 2011, S. 179, Hopf 1978, S. 101–106, Schmidt-Lauber 2007a, S. 176 und Spiritova 2014, S. 121.

202 Helfferich 2011, S. 179.

203 Je nach Forschungsgegenstand sind auch andere Ordnungskriterien, zum Beispiel eine chronologische Sortierung, denkbar.

204 Vgl. Helfferich 2011, S. 182–185.

Hauptteile gegliedert: Ein Teil beinhaltete Fragen über die jeweilige Praxis. Bei den Teilnehmer*innen des Trashmobs GoldGlove fragte ich beispielsweise danach, wie es dazu gekommen war, dass die Interviewpersonen beim Trashmob mitgemacht und wie sie den Anlass erlebt hatten. Im anderen Teil ging es allgemeiner um ihre Erfahrungen mit und ihr Verständnis von Quartier und Nachbarschaft.²⁰⁵ Die beiden Blöcke waren aufgeteilt in Unterthemen, zu denen ich jeweils eine erzählgenerierende, offenen Einstiegsfrage sowie Nachfragen zu spezifischen Punkten zusammenstellte. Mit dem Interviewleitfaden ging ich flexibel um und passte die Reihenfolge sowie die Auswahl der Fragen an den Erzählfluss meines jeweiligen Gegenübers an. Zusätzlich zum Leitfaden und zum Aufnahmegerät brachte ich zu den Interviews materielle Erzählanreize in Form von Stadtkarten, Flyern, Fotografien, Broschüren und ähnlichem mit, die ich je nach Bedarf einsetzte.

An die Interviewpersonen gelangte ich über verschiedene Wege: Zum Teil machte ich Kontaktangaben auf Webseiten ausfindig und fragte per E-Mail nach einem Interviewtermin. So kam ich beispielsweise mit dem Geschäftsleiter des NachbarNet in Kontakt sowie – bereits bevor ich an der besagten Diskussionsgruppe teilnahm – mit einem Mitglied der Regiogruppe Basel von Neustart Schweiz. Zum Teil kannte ich die Interviewpersonen bereits durch meine teilnehmende Beobachtung. Dies war bei der Modellbaugruppe und zwei Teilnehmer*innen der Diskussionsgruppe „Lebenswerte Nachbarschaften“ der Regiogruppe Basel von Neustart Schweiz der Fall. Hilfreich war auch die Vermittlung durch Gatekeeper: So bekam ich von einer Mitarbeiterin des Stadtteilsekretariats Kleinbasel, die bei der Organisation des ersten Trashmobs GoldGlove mitwirkte, Kontaktangaben von Teilnehmer*innen des Trashmobs, die ich für ein Interview anfragen konnte. Der Geschäftsleiter des NachbarNet vermittelte mir ebenfalls mehrere NachbarNet-Nutzer*innen für ein Gespräch. Ihre Hilfe erleichterte mir den Zugang zu Interviewpersonen erheblich und gewährte mir einen Vertrauensvorschuss bei den Interviewpersonen. Zugleich ist bei der Analyse zu beachten, dass die Vorselektion geeigneter Interviewpersonen durch Gatekeeper ein verzerrtes Bild der jeweils untersuchten Praxis liefern kann.²⁰⁶ Zu anderen Gesprächspartner*innen wiederum gelangte ich eher zufällig: Mit dem Geschäftsleiter der IT-Firma, welche die erlenapp entwickelte, kam ich beispielsweise über eine Freundin eines Bekannten in Kontakt, die bei dieser Firma arbeitete. Auch die Kontaktaufnahme mit einer Nutzerin der erlenapp verlief über mehrere Ecken: Eine Mitdotorandin, die mein Forschungsprojekt kannte, lernte per Zufall eine Studentin kennen, die in der Erlenmatt wohnte und die mir den Kontakt zu ihrer Mitbewohnerin vermittelte, die ich interviewen konnte.

Die Interviews fanden an unterschiedlichsten Orten statt: Ich bat jeweils die Interviewpersonen, einen ruhigen Ort vorzuschlagen, der für sie gut passte. Fast alle

205 Aufgrund meiner Mitarbeit im bereits erwähnten Forschungsprojekt „Medienwelten und Alltagsurbanität“ fragte ich z. T. in einem zusätzlichen Frageblock auch nach der Mediennutzung der Interviewpersonen.

206 Vgl. Helfferich 2011, S. 175.

Interviews fanden in der Wohnung der Interviewten, an ihrem Arbeitsplatz oder in einem Café statt. Zwei Interviews wurden draussen geführt – in einem Park und in einem Garten – und eines an der Universität. Der Grossteil der Interviews wurde auf Schweizerdeutsch und/oder Hochdeutsch geführt, eines auf Englisch und eines zweisprachig auf Schweizerdeutsch und Italienisch. Die Interviews wurden mit zwei Ausnahmen alle komplett transkribiert.²⁰⁷

3.4.2 *Assoziationen, Codes, Mappings*

Während sich viele Methodenkapitel wie die Rekonstruktion eines exakten Vorgehens lesen, schreiben die Kulturanthropologen Billy Ehn und Orvar Löfgren in ihrer Kulturanalyse des Nichtstuns auf erfrischend lapidare Weise: „Wir haben nicht die geringste Ahnung, woher einige der Ideen und Interpretationen in diesem Buch eigentlich kamen. Viele von ihnen [...] scheinen die Folge von Ahnungen oder plötzlichen Assoziationen gewesen zu sein.“²⁰⁸ In vielerlei Hinsicht erkenne ich mich in Ehn/Löfgren wieder: Materialerhebung und -auswertung standen in meiner Untersuchung in einem Wechselspiel. Ich schrieb während des ganzen Forschungsprozesses kürzere und längere analytische Notizen, mal als Stichworte auf einem Post-it-Zettel oder in meinem Logbuch, mal als ausformulierte Gedanken in einem Word-Dokument. Ich fertigte eine grosse Menge von Mindmaps an, tauschte mich in kurzen Gesprächen zwischen Tür und Angel oder in organisierten Treffen mit anderen Doktorierenden und Arbeitskolleg*innen aus. Ich gab eine Lehrveranstaltung zum Thema Nachbarschaft, hielt mehrere Vorträge im Rahmen von Tagungen, Vorlesungen, Doktorierendentreffen, Kolloquien, aber auch für ein nicht-wissenschaftliches Publikum, strukturierte dazu meine Materialien und Erkenntnisse und wertete Teilaspekte meiner Forschung hinsichtlich des Themas einer bestimmten Tagung aus. Ausserdem setzte ich mich durch Textlektüre mit verschiedenen Theorien und Begrifflichkeiten auseinander und erprobte deren Anwendbarkeit auf mein Thema. Die Analysearbeit lief also während des gesamten Forschungsprozesses oft gleichsam nebenher. Sie als ein rein systematisches Vorgehen zu beschreiben, würde dieser Arbeit nicht gerecht werden. Nichtsdestotrotz habe ich auch bewusst Hilfsmittel aus dem methodischen Werkzeugkasten des Fachs beigezogen, um mit meinen Forschungsmaterialien zu arbeiten und diese zu strukturieren. Dies waren insbesondere die kodierenden Verfahren der Grounded Theory sowie die Mapping-Techniken der von Adele E. Clarke entwickelten Situationsanalyse, die ich in diesem Kapitel erläutere. Für die Organisation der Daten und die Unterstützung der Analyse

207 Bei einem Interview hatte ich aufgrund technischer Probleme keine Tonaufnahmen und erstellte deshalb ein ausführliches Interviewprotokoll. Ein anderes Interview wurde nur partiell transkribiert. Bei sieben Interviews erhielt ich für die Transkription Unterstützung von zwei Studentinnen. Die verwendeten Transkriptionsregeln finden sich im Anhang dieses Buchs.

208 Ehn/Löfgren 2012, S. 283.

arbeitete ich mit der Software MaxQDA, die mir als technisches Hilfsmittel diente. Durch die Software können verschiedenste, digital vorhandene oder aufbereitete Forschungsmaterialien – Interviewaufnahmen und -transkripte, Feldnotizen, Fotografien, gesammelte Dokumente – abgelegt, geordnet und kodiert werden. Memos können zu einzelnen Codes und Dokumenten, aber auch zu ganzen Dokumentengruppen verfasst werden. Die Software erleichtert insbesondere das Durchsuchen der Daten, indem beispielsweise mühelos ausgewählte Dokumente oder auch das gesamte Material nach bestimmten Codes abgefragt werden können. Als nützlich erachte ich auch eine Mapping-Funktion, die ich für das Erstellen axialer Kodierparadigmen²⁰⁹ verwendete, da hier Codes und Interviewausschnitte direkt eingefügt werden können. Die quantifizierenden Auswertungsmethoden, die MaxQDA anbietet, erwiesen sich hingegen für meine Untersuchung als wenig dienlich.

3.4.2.1 Grounded Theory

Die Grounded Theory baut auf einer „enge[n] Verschränkung von empirischer Forschung und Theoriebildung“²¹⁰ auf: Die Theorie wird nicht an die Empirie herangetragen, sondern aus dem empirischen Material generiert.²¹¹ Die Datenanalyse vollzieht sich in ständigem Wechselspiel mit der Datensammlung, da die Analyseergebnisse fortlaufend darüber entscheiden, welches Material als Nächstes erhoben werden soll. Ein zentraler Arbeitsschritt bei der Theorieentwicklung ist das Kodieren: „Daten [werden] aufgebrochen, konzeptualisiert und auf neue Art zusammengesetzt“²¹², sie werden in Konzepte und Kategorien überführt. Beim Kodieren soll das Datenmaterial nicht einfach zusammengefasst, sondern abstrahiert werden. Anselm Strauss und Juliet Corbin haben ein mehrstufiges Kodierverfahren entwickelt, das aus drei Haupttypen besteht: offenem Kodieren, axialem Kodieren und selektivem Kodieren.²¹³

Das offene Kodieren stellt den ersten Schritt der Durchbrechung des Materials dar. Das Datenmaterial wird durchgearbeitet und die einzelnen Phänomene werden benannt. Bei dieser Benennung werden nicht einfach vorgängig entwickelte Konzepte auf die Daten übertragen, sondern die Konzepte werden aus dem Material heraus kreiert. Es empfiehlt sich, möglichst nahe am empirischen Material zu bleiben und

209 Für eine Beschreibung des axialen Kodierparadigmas siehe die Ausführungen im folgenden Unterkapitel.

210 Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S. 186.

211 Die Ausführungen über die Grounded Theory beziehen sich auf Böhm 2009, Charmaz 2009, Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S. 184–217 und Strauss/Corbin 1996. Sie wurden aus meiner unveröffentlichten Masterarbeit übernommen und leicht überarbeitet. Vgl. Besmer 2012, S. 35 f.

212 Strauss/Corbin 1996, S. 39.

213 Vgl. Strauss/Corbin 1996, S. 39–117, worauf sich auch die hier folgende Beschreibung des Kodierverfahrens stützt.

sogenannte In-vivo-Codes, das heisst Äusserungen, die in den Daten vorkommen, als Konzepte zu verwenden. Es kann aber auch auf bereits bekannte, theoretische Begriffe zurückgegriffen werden. So entsteht eine Liste von Konzepten, die gruppiert und in einem nächsten Schritt zu Kategorien zusammengefasst werden.

Beim axialen Kodieren wird nach Verbindungen zwischen den einzelnen Kategorien gesucht. Hierzu dient der Einsatz eines Kodierparadigmas: In dessen Zentrum steht ein zentrales Phänomen, mit dem andere Kategorien in Beziehung gesetzt werden, indem ursächliche Bedingungen, der Kontext eines Phänomens, Handlungsstrategien und intervenierende Bedingungen sowie die Konsequenzen dieser Handlungen herausgearbeitet werden. Es findet hier ein Ordnungsprozess statt, der die Relationen zwischen den einzelnen Kategorien in den Fokus rückt.

Beim abschliessenden selektiven Kodieren soll der rote Faden der Geschichte entwickelt werden. Hierzu wird *ein* zentrales Phänomen herausgearbeitet, das als Kernkategorie mithilfe des Kodierparadigmas wiederum mit anderen Hauptkategorien verknüpft wird. So soll eine konzeptionell dichte, im Material verankerte Theorie entstehen.

Die hier schematisch zusammengefassten Kodiertypen entsprechen in dieser Reihenfolge ungefähr dem Forschungsablauf. Die Grenzen zwischen den verschiedenen Kodierschritten sind aber nicht starr, da zum Beispiel beim selektiven Kodieren auch Phasen des offenen Kodierens einfließen können, wenn festgestellt wird, dass eine Kategorie noch zu wenig differenziert ist. Die verschiedenen Kodierschritte werden durch weitere Verfahren wie das Verfassen von Memos und das Zeichnen von Diagrammen ergänzt.

Die Grounded Theory bietet mit diesem mehrstufigen Kodierverfahren Leitplanken für ein strukturiertes Vorgehen und erklärt Schritt für Schritt, wie das Datenmaterial geordnet, abstrahiert, verdichtet und diversifiziert werden kann. Ich habe in meiner Forschung die Methoden des offenen und des axialen Kodierens verwendet. Das offene Kodieren half mir dabei, die Interviewtranskripte und Feldnotizen systematisch durchzugehen, wichtige Kategorien herauszuarbeiten und zu benennen. Das axiale Kodieren wendete ich auf einer übergeordneten Ebene an; das heisst, ich erstellte axiale Kodierparadigmen für die verschiedenen von mir untersuchten Quartier- und Nachbarschaftspraxen. Dazu arbeitete ich aus den einzelnen Forschungsdaten zentrale Kategorien heraus, die ich beim axialen Kodieren miteinander in Beziehung setzte, um so Leitphänomene zu erkennen, welche für die einzelnen Praxen prägend sind.

3.4.2.2 Situationsanalyse nach Adele Clarke

Die Situationsanalyse nach der Soziologin Adele E. Clarke verwendete ich ergänzend zu den Auswertungsverfahren der Grounded Theory. Clarke war eine Schülerin von Anselm Strauss und ist mit der Grounded Theory bestens vertraut. Die

Situationsanalyse versteht sie als eine Weiterentwicklung der Grounded Theory, die sie aus folgenden Gründen für notwendig erachtet:

Dynamische Prozesse des gesellschaftlichen Wandels und der Transnationalisierung werden von und durch alle(n) möglichen Arten von Diskursen produziert, ebenso wie durch Kapitalverschiebungen oder geopolitische und andere (Gruppen-)Formationen. Es sind deswegen neue Methoden notwendig, die sich zur Analyse von Diskursen – sowie jener vielfältigen Kollektive, Institutionen und Organisationen, die ‚uns zusammenhalten‘ – eignen. Das heisst, wir müssen unsere Analysefähigkeiten auf der Meso-Ebene verbessern, sodass auch die Handlungsmacht und potenzielle empirische Bedeutung einzelner sozialer Akteure berücksichtigt werden können. Und auch Untersuchungen der Mikro-Ebene müssen deutlicher und gründlicher situiert werden.²¹⁴

Während die Grounded Theory-Methodologie auf die konkreten Handlungen von Akteur*innen auf der Mikro-Ebene fokussiert, geht es Clarke darum, methodische Instrumente zu entwickeln, welche die Meso-Ebene und Diskurse stärker berücksichtigen. Die Bedeutung von nicht-menschlichen Akteur*innen in Situationen soll miteinbezogen werden. Ausserdem versteht sie strukturelle Elemente, die gemeinhin lediglich als gegebener, die Situation umrahmender Kontext begriffen werden, als konstitutiven Teil der Situation.²¹⁵ Clarks Situationsbegriff ist dabei sehr breit. Auf die in einem Interview an sie gerichtete Frage, wo denn eine Situation anfangt und aufhört, antwortet Clarke:

Als Studentin von Anselm kann ich dazu nur die Antwort anbieten, dass das eine empirische Frage ist. Die Art und Weise, wie Sozialforschende ihr Projekt bestimmen, bestimmt auch die Untersuchungssituation, die Daten, die zusammengetragen werden müssen, und die Analyse. Man kann die Forschung auf eine kleine Situation oder auf eine umfangreiche hin ausrichten. Allgemein gesagt nimmt sich eine breiter ausgerichtete empirische qualitative Forschung üblicherweise eine Arena oder mehrere Arenen in einem zusammengehörigen Feld vor.²¹⁶

Es sind „letztlich die Forscherin und der Forscher, welche die Grenzen der Situation festlegen, wenn sie ihre Forschungsfrage bestimmen“²¹⁷ und diese Grenzen auch im Verlauf der Forschungsarbeit anpassen.

Zur Durchführung von Situationsanalysen entwickelte Clarke drei verschiedene Typen von Maps²¹⁸:

214 Clarke 2012, S. 16.

215 Vgl. Clarke 2012, S. 74 und S. 112.

216 Hervorhebung im Original. Clarke/Keller 2011, S. 120.

217 Clarke/Keller 2011, S. 120.

218 Clarke empfiehlt, diese Maps zu erstellen, wenn die Daten (mit den Verfahren der Grounded Theory) kodiert oder zumindest schon interpretiert und „vorverdaut[]“ (Clarke 2012, S. 120) worden sind. Die Mapping-Techniken sind also eingebettet in die Vorgehensweise der Grounded Theory, bieten eine Erweiterung von deren Methoden und dienen – wie offenes, axiales und selektives Kodieren – ebenfalls der analytischen

- (a) Situations-Maps: Das sind Maps, bei denen „die wichtigsten menschlichen, nicht-menschlichen, diskursiven, historischen, symbolischen, kulturellen und weiteren Elemente der betreffenden Untersuchungssituation ausgebreitet“²¹⁹ werden. Die Situations-Maps sollen möglichst inklusiv sein. Es geht darum, als Forscher*in möglichst alle Elemente, die an einer Situation wesentlich beteiligt sind, zu versammeln. Eine solche Situations-Map kann ungeordnet sein in Form einer unstrukturierten Ansammlung von Begriffen auf einem Blatt Papier (oder in einem Computerdokument). Man kann jedoch ausgehend von einer solchen ungeordneten Situations-Map auch eine geordnete Version erstellen. Diese ist ähnlich strukturiert wie eine Tabelle und unterteilt die Elemente einer Situation in verschiedene Kategorien.²²⁰ Die Situations-Maps sollen dazu anregen, „Beziehungen zwischen den verschiedenen Elementen“²²¹ zu analysieren. Dazu werden einzelne Elemente herausgegriffen und daraufhin befragt, in welcher Verbindung sie zu anderen Elementen stehen. Situations-Maps dienen als Arbeitsmaterial. Sie können im Verlauf der Forschung ergänzt und verändert werden, wenn man auf neue Elemente stößt oder erkennt, dass gewisse Elemente für die Situation weniger bedeutend sind als anfänglich gedacht.
- (b) Maps von sozialen Welten/Arenen: Bei diesem Mapping-Typ stehen die kollektiven Akteur*innen im Fokus:

Sie halten alle *vorkommenden* kollektiven Akteure fest und ebenso die Arena oder die Arenen, auf die sie sich beziehen, d. h., in denen sie in fortlaufenden Diskursen und Aushandlungen engagiert sind. Solche *Maps* bieten eine Interpretation der Situation auf der Mesebene, indem sie ihre sozialorganisatorische, institutionelle und diskursive Dimension aufnehmen.²²²

„Öffnung‘ der Daten“ (Clarke 2012, S. 121). Zusätzlich zu diesen drei Mapping-Typen, die alle die Analyse unterstützen, beschreibt Clarke einen weiteren Kartentypus, den sie Projekt-Map nennt und der dazu dient, die Ergebnisse der Untersuchung darzustellen. Vgl. Clarke 2012, S. 177–180.

219 Clarke/Keller 2011, S. 118.

220 Als Beispiel bringt Clarke eine geordnete Version einer Situations-Map, welche die an der Situation beteiligten Elemente in folgende Kategorien unterteilt: „individuelle menschliche Elemente/Akteure“, „nichtmenschliche Elemente/Aktanten“, „kollektive menschliche Elemente/Akteure“, „implizierte/stumme Akteure/Aktanten“, „diskursive Konstruktionen individueller und/oder kollektiver menschlicher Akteure“, „diskursive Konstruktion nicht-menschlicher Aktanten“, „politische/wirtschaftliche Elemente“, „sozio-kulturelle/symbolische Elemente“, „zeitliche Elemente“, „räumliche Elemente“, „Hauptthemen/Debatten (meist umstritten)“, „verwandte Diskurse (historische, narrative und/oder visuelle)“, „andere Elemente“ (Clarke 2012, S. 128). Clarke weist jedoch auch darauf hin, dass nicht genau diese Kategorien verwendet werden müssen. Kategorien können auch gestrichen, abgeändert oder ergänzt werden. Vgl. Clarke 2012, S. 127.

221 Clarke/Keller 2011, S. 119.

222 Hervorhebung im Original. Clarke/Keller 2011, S. 119.

- (c) Positions-Maps: Diese Maps beinhalten die wichtigsten diskursiven Positionen, die in den Daten eingenommen werden, aber auch diejenigen, „die *nicht* eingenommen werden“²²³. Die Positions-Maps werden als Achsendiagramm dargestellt. Die Positionen werden dabei nicht mit bestimmten Personen oder Gruppen verbunden, sondern es geht darum, „das gesamte Spektrum *diskursiver* Positionen zu den Schlüsselthemen der Situation wiederzugeben. Dadurch lassen sie die Wiedergabe vielfältiger Positionen und sogar von Widersprüchen innerhalb von Individuen und Kollektiven zu.“²²⁴

Diese Mapping-Typen können nacheinander oder parallel erstellt werden und sollten vom Schreiben von Memos begleitet werden, in denen zum Beispiel die Relationen zwischen verschiedenen Elementen beschrieben werden. Dieser relationale Ansatz ist gemäss Clarke zentral für die Situationsanalyse: „Durch diese Mapping-Prozesse ist man gezwungen, über die Art und Weise der verschiedenen Beziehungen in den Daten nachzudenken, die man sonst vielleicht nicht angedacht oder angesprochen hätte. *Alle Mapping-Strategien sind im Grunde relational.*“²²⁵ Die Maps dienen dazu, mit dem Material zu arbeiten. Clarke beschreibt die „Situations-Maps und -analysen [...] als analytische Übungen[, die] angewandt werden, schlicht um den Forscher in die Daten hinein und in ihnen herum zu führen“²²⁶. Indem in den Maps möglichst viele und heterogene Elemente erfasst und miteinander in Beziehung gesetzt werden, bieten sie eine Möglichkeit, Vereinfachungen zu entgehen und der Komplexität der zu untersuchenden Situationen gerecht zu werden.²²⁷

Ich arbeitete in meiner Forschung mit Situations-Maps. Aus meiner Sicht hilft diese Form des Mappings, Situationen in ihrer Komplexität und Heterogenität zu erfassen. Anders als beispielsweise bei Mindmaps oder beim axialen Kodieren, bei denen die Kategorien von Anfang an miteinander verbunden und dadurch geordnet dargestellt werden, ermöglichen Situations-Maps, zunächst offen zusammenzutragen, welche Elemente überhaupt relevant sind. Die Mappingtechniken eignen sich aus meiner Sicht gut für eine praxis- und assemblagetheoretisch ausgerichtete Kulturanalyse, da eben nicht nur individuelle Akteur*innen und ihr Tun miteinbezogen werden können, sondern auch Materialitäten, Diskurse und kollektive Akteure*innen, die Teil der jeweiligen Praxis sind.²²⁸ Auch kann die Situation für die Analyse immer wieder anders definiert und es können somit unterschiedliche Situations-Maps angefertigt werden. So erstellte ich sowohl Situations-Maps zu einzelnen Quartier- und Nachbarschaftspraxen als auch zu meinem gesamten Forschungsfeld.

223 Hervorhebung im Original. Clarke/Keller 2011, S. 119.

224 Hervorhebung im Original. Clarke/Keller 2011, S. 119.

225 Hervorhebung im Original. Clarke 2012, S. 182.

226 Clarke 2012, S. 122.

227 Vgl. Clarke/Keller 2011, S. 119.

228 Für eine Reflexion über den Nutzen der Situationsanalyse für Praxisforschungen vgl. Both 2015.

Die Situations-Maps und axialen Kodierparadigmas ergänzte und kombinierte ich mit zahlreichen Mindmaps zu den untersuchten Praxen und verschiedenen Teilaspekten meiner Forschung. Diese verschiedenen methodischen Hilfsmittel erachte ich als geeignet, um – wie es die Kulturanalyse anstrebt – den Verbindungen zwischen verschiedenen Elementen des zu untersuchenden Phänomens nachzugehen und sie zu beschreiben. Verschiedene Maps können miteinander verglichen und die einzelnen Elemente können immer wieder neu angeordnet werden.

Die bisherigen Kapitel dienen der Darlegung meines Forschungsinteresses, meiner Erkenntnishaltung und meiner methodischen Vorgehensweise. Der theoretische und methodische ‚Baukasten‘, den ich so erarbeitet habe, wird in den folgenden Kapiteln auf die Forschungsliteratur zu Quartier und Nachbarschaft und auf die von mir ethnographierten Quartier- und Nachbarschaftspraxen angewendet.

4 Lektürelandschaften: Quartier und Nachbarschaft als Untersuchungsobjekte

Wenn ich mich in diesem Kapitel mit der vorhandenen kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschungsliteratur zu Quartier und Nachbarschaft auseinandersetze, betrachte ich dieses Geflecht aus wissenschaftlichen Abhandlungen aus derselben analytischen Perspektive wie die von mir in Basel ethnographierten Quartier- und Nachbarschaftspraxen. Ich verstehe die Forschungsliteratur als Assemblage und als eine spezifische Form des *doing neighbourhood*, die ich danach befrage, wie in ihr die Konzepte Quartier und Nachbarschaft versammelt, imaginiert, praktiziert und (re-)produziert werden.

Diese Assemblage der Forschungsliteratur zu Quartier und Nachbarschaft ist veränderlich und setzt sich aus heterogenen Elementen zusammen: aus den menschlichen Akteur*innen, Praxen, Dingen, Orten, Vorstellungen, die erforscht und beschrieben werden; aber auch aus den forschenden, schreibenden und lesenden Akteur*innen, aus Praxen des Definierens, Beschreibens, Typologisierens, Vergleichens, Kartographierens, Argumentierens sowie aus analogen und digitalen Publikationen, welche die Ergebnisse dieser Untersuchungen festhalten und zugänglich machen. Als Forscherin bin ich Teil der von mir untersuchten Assemblage und zwar in doppelter Weise: Einerseits schreibe ich mich mit meiner Studie zu Quartier- und Nachbarschaftspraxen – im wahrsten Sinne des Wortes – ein in das Geflecht der Quartier- und Nachbarschaftsforschung. Andererseits spannt sich die im Folgenden beschriebene Forschungslandschaft um mich als Leserin auf. Die Gestalt der Assemblage ist an meine Literaturrecherchen und an die intertextuellen Verweise, denen ich gefolgt bin, gekoppelt. Aufgrund meiner wissenschaftlichen Verankerung in der deutschsprachigen Kulturanthropologie wird die hier beschriebene Assemblage durch volkskundlich-kulturanthropologische und disziplinär benachbarte (stadt-)soziologische Arbeiten aus dem deutschsprachigen und teilweise angelsächsischen Raum dominiert. Forschungen aus anderen Sprachräumen und disziplinären Kontexten finden hingegen nicht beziehungsweise nur vereinzelt Beachtung. Ein Anspruch auf Vollständigkeit oder Repräsentativität in der Darstellung der Quartier- und Nachbarschaftsforschung ist nicht beabsichtigt.

Die Forschungsliteratur zu Quartier und Nachbarschaft ist als ein relationales Geflecht zu verstehen. Verschiedene wissenschaftliche Disziplinen – darunter Soziologie, Geografie, Wirtschaftswissenschaften, Architektur und Städtebau, Soziale Arbeit, Ethnologie, Volkskunde/Kulturanthropologie – beschäftigen sich mit überblickbaren (städtischen) Räumen und Sozialformen und beziehen sich in ihren Arbeiten in intra- und interdisziplinären Verweisen auf andere Forscher*innen. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts und bis heute hat sich so in der Quartier- und Nachbarschaftsforschung ein breites Spektrum an Untersuchungsthemen, theoretischen

und methodischen Zugängen entwickelt.¹ Die folgende Kapitelgliederung ist als eine analytische Strukturierung dieser verflochtenen Forschungslandschaft zu verstehen. Ich benutze dabei verschiedene Ordnungsprinzipien; gliedere die Literatur nach verschiedenen Fachdisziplinen, unterscheide zwischen eher theoretisch-deskriptiven und anwendungsorientierten Ansätzen oder ordne die Untersuchungen chronologisch. Im Sinne einer analytischen Entflechtung stelle ich Quartier- und Nachbarschaftsforschungen sowie den Diskurs um anwendungsorientierte Ansätze getrennt dar. Ich fächere so die Assemblage der Forschungsliteratur in den Unterkapiteln in kleinere Assemblagen auf: in (1) stadtsoziologische und -anthropologische Quartierforschungen, (2) sozial- und kulturwissenschaftliche Nachbarschaftsforschungen und (3) anwendungsorientierte Zugänge zu Quartier und Nachbarschaft. Bei Untersuchungen, die mit dem Quartierbegriff (oder mit ‚Stadtteil‘, ‚Stadtviertel‘) arbeiten, steht tendenziell eher der räumliche Aspekt im Fokus. Quartiere werden als urbane Mikrokosmen untersucht und danach gefragt, wie sich die Bewohner*innen diesen Raum aneignen und wie sie dort zusammenleben. Nachbarschaftsforschungen sind ebenfalls in einem überschaubaren physischen Raum situiert. Sie interessieren sich jedoch weniger für Nachbarschaft als Raum denn als Sozialform und fragen danach, wie nachbarschaftliche Interaktionen und Beziehungen ausgestaltet werden. Beim Diskurs um Quartiere und Nachbarschaften als Planungs- und Interventions-einheiten der Sozialen Arbeit und Stadtplanung werde ich auch auf die kritische Auseinandersetzung mit diesen anwendungsorientierten Quartier- und Nachbarschaftskonzepten eingehen. Diese Strukturierung geschieht im Bewusstsein, dass auch andere Anordnungen möglich wären und dass die Abhandlungen, die ich in meiner Darstellung einer Assemblage zuordne, auch unter einer anderen aufgeführt werden könnten.

4.1 Stadtsoziologische und stadtanthropologische Zugänge: Quartier als urbaner Sozialraum

Chicago School: Anfänge der Stadt(teil)forschung

Kaum eine stadtanthropologische Forschung kommt ohne eine Bezugnahme auf die Chicago School of Urban Sociology aus. Die Chicago School gilt als eine Art Initialzündung für die empirische Stadt(teil)forschung. Robert Ezra Park, der als Gründervater der Chicago School betrachtet wird, beschreibt die Stadt 1915 als „a mosaic of little worlds which touch but do not interpenetrate“². Diese kleinen Wel-

-
- 1 Vgl. Schnur 2008b, S. 20. Der Geograph Olaf Schnur stellt verschiedene Forschungsansätze überblicksartig dar und legt dabei den Fokus auf Quartierforschungen. Vgl. Schnur 2008a, S. 10–72 sowie in kürzerer Form Schnur 2008b, S. 21–33.
 - 2 Park 1967, S. 40. Im Jahr 1925 erschien Parks Aufsatz in der Textsammlung „The city“, die als „Manifest der Chicagoer Schule der Stadtsoziologie“ (Lindner 2004, S. 123) gilt. Eine frühere Version des Textes ist bereits 1915 im *American Journal of Sociology* erschienen.

ten werden als „natural areas“³ bezeichnet, „die ihren konkreten sozialräumlichen Ausdruck in der *neighborhood*, dem Stadtviertel“⁴ hätten. Städtische Quartiere werden als voneinander klar abgrenzbare Sozialwelten verstanden, in denen Raum und soziale Beziehungen zusammenfallen. Die Chicago School interessiert sich besonders für „innerstädtische Segregationsprozesse“⁵. Wirtschaftliche Faktoren (wie zum Beispiel Bodenpreise⁶), aber auch der Wunsch von Stadtbewohner*innen, in der Nähe von ihresgleichen zu leben, führen zu dieser sozialen Segregation, bei der die verschiedenen Quartiere von unterschiedlichen (ethnischen) Gruppen bewohnt werden. Die Quartiere erhalten so – gemäss dem Verständnis der Chicago School – durch ihre Bewohner*innen einen je eigenen Charakter:

In the course of time every section and quarter of the city takes on something of the character and qualities of its inhabitants. Each separate part of the city is inevitably stained with the peculiar sentiments of its population. The effect of this is to convert what was at first a mere geographical expression into a neighborhood, that is to say, a locality with sentiments, traditions, and a history of its own.⁷

Die Chicago School versteht also Quartiere als sozialräumliche Einheiten, die von bestimmten Gruppen bewohnt werden und in denen sich eine raumbezogene Identität, ein dichtes Kommunikationsnetz sowie ein geteiltes Werte- und Normensystem herausbilden.⁸ Robert Ezra Park beobachtet, dass gerade in ethnisch segregierten Immigrant*innenvierteln Raum und soziale Gruppe zusammenfallen: Die räumliche Isolation der Immigrant*innen in sogenannten Ghettos beziehungsweise „racial colonies“⁹ führe dazu, dass intime und solidarische Beziehungen unter den dort Wohnenden entstünden.¹⁰ Einige Jahrzehnte nach der Gründungsphase der Chicago School of Urban Sociology führt Herbert Gans 1962 den prägnanten Begriff des „urban village“¹¹ in die Diskussion ein, um den dörflichen Charakter von Stadtquartieren zu beschreiben, in denen Immigrant*innen aus ländlichen Räumen „try to adapt their nonurban institutions and cultures to the urban milieu“¹².

Auch wenn sich die Chicago School nicht auf Stadtteilmforschung beschränkte und daneben andere Aspekte urbanen Lebens in den Blick nahm, war und ist ihr

3 McKenzie 1967, S. 77. Der Begriff werde, so McKenzie, von Mitgliedern des Department of Sociology an der University of Chicago verwendet. McKenzie versteht darunter „well-defined areas, each having its own peculiar selective and cultural character“ (McKenzie 1967, S. 77).

4 Hervorhebung im Original. Welz 1991, S. 29.

5 Welz 1991, S. 29.

6 Vgl. Park 1967, S. 6.

7 Park 1967, S. 6.

8 Vgl. Welz 1991, S. 29.

9 Park 1967, S. 10.

10 Vgl. Park 1967, 9.

11 Gans 1962, S. 4.

12 Gans 1962, S. 4.

Verständnis von Stadtquartieren als abgrenzbaren sozialräumlichen Einheiten mit eigenem Charakter sowohl für die Forschung als auch für diverse Anwendungszusammenhänge wie beispielsweise Stadtplanung oder Soziale Arbeit prägend.

Weiterentwicklung der Quartierforschung und veränderte Perspektiven auf Räume und Gemeinschaften

Im Gefolge der Chicago School sind zahlreiche Quartierforschungen entstanden.¹³ Einige dieser Untersuchungen, wie William Foote Whytes 1943 erschienene „Street corner society“¹⁴, haben sich zu Klassikern der soziologischen Stadtforschung entwickelt. Zentral für die weitere Entwicklung der soziologischen und anthropologischen Stadteilmforschung sind veränderte Perspektiven auf das Verhältnis zwischen Raum und Gemeinschaft.¹⁵ Seit den 1960er-Jahren stellen immer mehr Stadtforschende fest, dass die angenommene Übereinstimmung zwischen Stadtquartier, homogener Bewohnerschaft und *community* nicht (mehr) gegeben ist. Neuere Ansätze gehen davon aus, dass Stadtbewohner*innen sich auch in ethnisch und sozial gemischten Stadtquartieren den Raum kollektiv aneignen und Gemeinschaft herstellen. Die deutsche Kulturanthropologin Gisela Welz schreibt dazu: „Sie [= Stadtsoziologen, C. B.] erkannten, dass Viertelbildung als Konstruktion eines gemeinsamen Handlungs- und Identifikationsraumes ein intentionaler Prozess ist und nicht quasi automatische Konsequenz der sozialen Homogenität einer Gruppe in einem Raum.“¹⁶ In einer eigenen Untersuchung im Brooklyn der 1980er-Jahre stellt Welz auch fest, dass das Bewohnen eines gemeinsamen Territoriums nicht automatisch zur Entstehung einer Quartiersidentität und einer *community* führen muss. Unter den Bewohner*innen dieses Stadtteils hat sich trotz geteilter Marginalisierungserfahrungen keine Gemeinschaft entwickelt; sie haben sich den Stadtteil auch nicht kollektiv „als Handlungs- und Identifikationsraum“¹⁷ angeeignet. Welz erklärt dies unter anderem mit

13 Gisela Welz erklärt die Vorliebe der Stadtanthropolog*innen für Untersuchungen in überschaubaren Räumen mit der ethnographischen Forschungstradition: Die teilnehmende Beobachtung als Methode ist bei Forschungen in kleineren Sozialgefügen mit intensiven Beziehungen entwickelt worden. Welz hält fest, dass die urban villages wohl nicht deswegen so lange einen zentralen Stellenwert in der Stadtforschung einnehmen, weil sie ein dermassen zentrales Element der grossstädtischen Struktur sind, sondern weil sie am ehesten den Forschungsgewohnheiten der Ethnolog*innen entsprechen, die ihre Methoden und ihre wissenschaftliche Perspektive bei Forschungen in (vermeintlich) weniger komplexen Gesellschaften und überschaubaren Räumen entwickelt haben. Vgl. Welz 1991, S. 31. Siehe auch Friedl/Chrisman 1975, S. 11–14.

14 Whyte 1981.

15 Die folgenden Ausführungen zur Entwicklung der Stadteilmforschung orientieren sich an Gisela Welz' Darlegungen in Welz 1991 und Welz 2010.

16 Welz 1991, S. 34.

17 Welz 1991, S. 35.

ethnischen Differenzen zwischen den Bewohner*innen, dem Fehlen öffentlicher Institutionen und Räume, die als Begegnungsorte fungieren könnten, und der Armut der Bevölkerung, die dazu führt, dass die Menschen mit ihrem eigenen Überleben beschäftigt sind und nur bedingt Solidarität mit anderen entwickeln. Die Selbstverortung der von Welz in den Blick genommenen Bewohner*innen Brooklyns bezieht sich nicht auf den Stadtteil, sondern kleinräumiger auf ihren *block*. Welz schliesst daraus, dass raumbezogene Identitätsbildung in einem gemeinsamen Territorium wichtig ist, dass diese sich jedoch auf verschiedenen räumlichen Skalen abspielen kann und es auch Faktoren gibt, welche die (gemeinsame) Aneignung eines Raumes behindern. Dieser Ansatz unterscheidet sich vom Verständnis der Chicago School insofern, als er zwar nach wie vor von einem bestimmten Territorium ausgeht, aber nicht mehr eine sozial und/oder ethnisch homogene Gruppe als Voraussetzung für eine quartierbezogene Gemeinschaftsbildung betrachtet.

Ein anderes Erklärungsmodell löst die Gemeinschaftsbildung von der räumlichen Verankerung und spricht stattdessen von „aspatial communities“¹⁸ oder einer „community without propinquity“¹⁹. Dieser Ansatz wird vor allem mit den Soziologen Barry Wellman und Barry Leighton in Verbindung gebracht. Wellman/Leighton stellen 1979 in einem Artikel fest, dass *community* oft mit *neighbourhood* gleichgesetzt beziehungsweise dass *community* vor allem in *neighbourhoods* untersucht wird.²⁰ Sie plädieren dafür, diese beiden Konzepte analytisch voneinander zu trennen und *communities* aus einer netzwerkanalytischen Perspektive zu untersuchen. Dieser Ansatz geht nicht von vornherein davon aus, dass Gemeinschaft an ein Stadtquartier, an einen bestimmten Raum gebunden beziehungsweise nur dort vorzufinden ist, sondern lässt die räumliche Dimension der Netzwerke zumindest zu Beginn der Untersuchung offen. Dies schliesst nicht aus, dass die Netzwerkanalyse Strukturen enger lokalräumlicher Vernetzungen im Sinne eines *urban village* aufzeigt, setzt lokale Gemeinschaft jedoch nicht als Prämisse voraus.²¹ Mit diesem Ansatz eröffnet sich ein neues Verständnis des Zusammenhangs zwischen Quartier und Gemeinschaft.

Nicht zuletzt die zunehmende Globalisierung und die damit zusammenhängenden Migrationsbewegungen und Diversifizierungen der Stadtbevölkerung führen zu einer Weiterentwicklung dieser Forschungsansätze, die Lokalität und Gemeinschaft nicht länger gleichsetzen. In diesem Zusammenhang sind insbesondere Martin Albrows Begriffe *socioscape* und *sociosphere* zu nennen: Der Soziologe Albrow grenzt sich von klassischen Konzepten ab, die davon ausgingen, „that place was linked to community through local culture“²². Dieser Isomorphismus von Ort – Gemeinschaft – Kultur unterstelle, dass einen Ort Bewohnende stets eine Gemeinschaft

18 Wellman/Leighton 1979, S. 377.

19 Webber 1964.

20 Vgl. Wellman/Leighton 1979.

21 Vgl. Wellman/Leighton 1979, S. 367.

22 Albrow 1997, S. 35.

bilden und eine lokale Kultur entwickeln würden. Albrow plädiert dafür, im Kontext von Globalisierungstheorien das Verhältnis zwischen Ort, Kultur und sozialen Beziehungen neu zu betrachten: Im Zuge der Globalisierung können Menschen an einem Ort leben und ihre sozialen Beziehungen zugleich (auch) an anderen Orten pflegen. Lokalitäten verlieren damit an Bedeutung.²³ Anhand einer Untersuchung im Londoner Stadtteil Tooting legt Albrow dar, dass die Befragten zwar denselben Stadtteil bewohnten, sich ihre Beziehungsnetze, ihre Raumwahrnehmungen und Alltagspraxen jedoch stark voneinander unterschieden und sich in Tooting dementsprechend auch keine lokale Kultur oder Gemeinschaft herausbilde. Albrow nennt die unterschiedlichen Beziehungsnetze und Aktivitätsradien, in welche die einzelnen Bewohner*innen involviert sind, „*socio-spheres*“²⁴. Diese Soziosphären durchkreuzen sich in den Wohnquartieren und aus dieser örtlichen Überlagerung von Soziosphären entsteht eine, wie Albrow es nennt, „*socioscape*“²⁵. Gemäss diesem Konzept wohnen also Menschen im selben Quartier, sind aber Teil unterschiedlicher Soziosphären. Albrow ist somit weit von den Quartierverständnissen der Chicago School entfernt, die von lokaler Gemeinschaft, Identifizierung mit dem Quartier und intensiven Beziehungen unter den Bewohner*innen ausgegangen sind. Das Quartier als sozialräumliche Einheit löst sich aus dieser Forschungsperspektive zunehmend auf.

In Zusammenhang mit veränderten Forschungsinteressen der Stadtanthropologie ändert sich auch deren Feldkonstruktion, sodass die kleinräumige Ebene des Quartiers als Forschungsfeld an Bedeutung verliert.²⁶ Dazu erklärt Gisela Welz:

23 Vgl. Albrow 1997, S. 40 f. und S. 50.

24 Hervorhebung im Original. Albrow 1997, S. 49.

25 Albrow 1997, S. 49. Albrow bezieht sich mit dem Begriff *scape* auf Arjun Appadurai. Appadurai benutzt den Begriff *ethnoscape* für „the landscape of persons who constitute the shifting world in which we live: tourists, immigrants, refugees, exiles, guestworkers and other moving groups and persons constitute an essential feature of the world [...]. This is not to say that there are not anywhere relatively stable communities and networks, of kinship, of friendship, of work and of leisure, as well of birth, residence and other filiative forms. But it is to say that the warp of these stabilities is everywhere shot through with the woof of human motion, as more persons and groups deal with the realities of having to move, or the fantasies of wanting to move.“ Appadurai 1990, S. 297. Albrow hinterfragt jedoch, ob es tatsächlich so etwas wie relativ stabile communities gibt und schlägt stattdessen vor, diese ebenfalls als *scapes* – nämlich als *socioscapes* – zu verstehen. Vgl. Albrow 1997, S. 36.

26 Färber beschreibt diese Entwicklung als eine „Perspektivenverschiebung der Anthropologie der Stadt auf Situationen, auf Transfers und Verknüpfungen, auf historische abgelagerte und aktualisierbare Repräsentationen im ‚Imaginären der Stadt‘, anstelle der stadtanthropologischen/-ethnologischen Erforschung abgezierkelter Bereiche und Gemeinschaften *in der Stadt*“ (Hervorhebung im Original. Färber 2013, S. 70). Für eine Zusammenfassung stadtanthropologischer Entwicklungslinien aus einer deutschsprachigen Perspektive siehe bspw. Färber 2013, Moser/Egger 2013 oder Wildner 1995.

Viele neue Ansätze und beispielhafte Studien zum Restrukturierungsprozess von Grossstädten zu Beginn des 21. Jahrhundert [sic!] betreiben bewusst keine Untersuchung des Alltagslebens ausgewählter urbaner Bevölkerungsgruppen in definierten städtischen Teilräumen mehr. Vielmehr wenden sie die kulturanthropologisch-ethnologische Kompetenz zur Interpretation kultureller Praxisformen und Diskurse auf die Analyse von stadtpolitischen Auseinandersetzungen, von Entscheidungs- und Umsetzungsprozessen der Stadtplanung und von Diskursen und symbolischen Praxen an, in denen Leitbilder der Stadtentwicklung und neue Images für Städte oder Teile von ihnen repräsentiert und vermittelt werden. Diese Studien arbeiten zwar nach wie vor ethnografisch, aber ihre Feldkonstruktion führt sie oft weit weg vom Strassenniveau der Stadtteile.²⁷

Dieser Wandel der Forschungsperspektive von Stadtanthropolog*innen hängt auch mit einer grundsätzlichen und kritischen methodologischen Diskussion über die Angemessenheit „der klassischen stationären Ein-Ort-Feldforschung“²⁸ zusammen.²⁹ Damit werden Quartiere als geografisch abgegrenzte Forschungsfelder hinterfragt und andere Zugänge zur Erforschung urbaner Alltagspraxen und Strukturen entwickelt.

Quartierforschung im Kontext von Migration und Diversifizierung der Bevölkerung

Im Kontext einer zunehmenden Diversifizierung der städtischen Bevölkerung im Zuge von Migrationsbewegungen erhält das Quartier im 21. Jahrhundert als Forschungsfeld neue Relevanz. Es werden Studien durchgeführt, die explizit auf die Diversität der städtischen Bevölkerung eingehen und öffentliche Diskurse, den Alltag und das (Zusammen-)Leben in von Migration geprägten Quartieren untersuchen.³⁰ Nicht selten haftet den in diesem Rahmen erforschten Quartieren eine Problemkomponente an.³¹ Die Kulturwissenschaftlerin Miriam Rorato spricht von „zahlreichen Quartier- und Sozialraumanalysen zu Problemquartieren“³², welche „die Modalitäten des Zusammenlebens in ‚multikulturellen‘ und sozial ‚randständigen‘ Stadtvierteln untersuch[en]“³³. Bei diesen Forschungen geht es – anders als bei den

27 Welz 2010, S. 320.

28 Welz 2010, S. 321.

29 Siehe dazu insbesondere George E. Marcus' vielbeachtetes Plädoyer für eine multi-sited ethnography. Vgl. Marcus 1995.

30 Vgl. z. B. Blommaert 2014, Heil 2014, Jonuz/Schulze 2011, Wessendorf 2014 oder Yildiz/Hill 2011.

31 Der Kulturanthropologe Jens Adam beispielsweise nimmt in seiner ethnographischen Untersuchung den öffentlichen Diskurs, welcher den Berliner Stadtteil Schöneberger Norden als Problemquartier beschreibt, als Ausgangspunkt und setzt diesen in Bezug zu den Raumwahrnehmungen von dort Wohnenden. Vgl. Adam 2005.

32 Rorato 2011, S. 26.

33 Rorato 2011, S. 26.

Untersuchungen der Chicago School über sogenannte *racial colonies* – meist gerade nicht um bestimmte ethnische Gemeinschaften, sondern um städtische Räume als Orte der Diversität. Mit neuen Begrifflichkeiten wird versucht, diese Diversität und den alltäglichen Umgang damit zu erfassen. Zu nennen ist hier insbesondere der vom Anthropologen Steven Vertovec geprägte Begriff der „super-diversity“³⁴. Vertovec will mit diesem Begriff eine Komplexitätssteigerung des Diversitätsverständnisses erreichen: Anstatt, wie dies gemäss Vertovec häufig getan wird, unter Diversität vor allem verschiedene Ethnizitäten und Herkunftsländer zu verstehen, soll eine Vielzahl unterschiedlicher Variablen wie Aufenthaltsstatus der Migrant*innen, Sprache, Religion, Gender et cetera einbezogen werden. Denn Migration habe zu einer „diversification of diversity“³⁵ geführt, „not just in terms of bringing more ethnicities and countries of origin, but also with respect to a multiplication of significant variables that affect where, how and with whom people live“³⁶. Der Begriff der Superdiversität dient so dazu, über unterschiedliche Ethnizitäten hinaus die Diversität der Migrationsbevölkerung hervorzuheben. Vertovec’ Diversitätskonzept bleibt dabei letztlich in erster Linie auf die Migrationsbevölkerung bezogen. Der Begriff der Hyperdiversität geht hier einen Schritt weiter:³⁷

There is a growing conventional wisdom in writings on European cities that presents them as centres of ‚super-diversity‘ (Vertovec, 2007). This refers specifically to their increasing ethnic diversity and to the demographic diversity between and within such ethnic groups. However, cities are becoming increasingly diverse, not only in socio-economic, social and ethnic terms, but also with respect to lifestyles, attitudes and activities. To indicate this enormous diversity, we proposed to use the term ‚hyper-diversity‘ (Tasan-Kok et al., 2013).³⁸

Der Hyperdiversitätsbegriff differenziert Diversität also noch weiter und bezieht beispielsweise auch unterschiedliche Werthaltungen, Alltagsroutinen, Freizeitaktivitäten, Raumbezüge und Mobilitätsverhalten ein.³⁹ Das Konzept der Hyperdiversität kollidiert mit üblichen Kategorisierungen zur Unterteilung der Stadtbevölkerung und mit traditionellen Ansätzen sozialpolitischer Stadtprojekte:

34 Vertovec 2007, S. 1025.

35 Vertovec 2007, S. 1025. Vertovec bezieht sich hier auf Hollinger 2000 (zuerst 1995) und Martiniello 2004.

36 Vertovec 2007, S. 1025.

37 Beide Begriffe – Superdiversität und Hyperdiversität – scheinen mir als Zustandsbeschreibung wenig tauglich, da gerade in Städten davon ausgegangen werden muss, dass die Bevölkerung per se divers ist und die Unterscheidung zwischen ‚nur‘ divers und super- bzw. hyperdivers empirisch kaum zu vollziehen ist. Für die Begriffe spricht jedoch aus meiner Sicht, dass sie ein Bewusstsein für unterschiedliche Dimensionen von Diversität schaffen und damit den Horizont der Analyse erweitern können.

38 Lelévrier/Rivière/Shokry 2015, S. 5.

39 Vgl. Tasan-Kok et al. 2014, S. 5 f.

Policies aimed at traditional categories such as ‚the‘ poor or specific ethnic or age groups or policies focused on one specific area without taking account of the immense diversity in such an area are probably doomed to fail. Traditional policy frames often stick to stable and sharply delineated population categories or to specific neighbourhoods in a city and thus ignore the hyper-diversified social reality.⁴⁰

Diese Super- beziehungsweise Hyperdiversität lässt sich auf verschiedenen räumlichen Skalen wiederfinden, in Städten, Quartieren, aber auch innerhalb von Wohnsiedlungen, wie es der britische Soziologe Ben Gidley beschreibt:

On the Pepys estate, not only do White British people now make up no more than one in five of the population, but also, no single ethnic group constitutes a majority. Literally, hundreds of languages are spoken.

And the diversity is not simply about ethnicity. For long periods, there have been squatters in some of the semi-derelict properties. There are middle-class ‚key workers‘ in new shared ownership apartments; there are temporarily housed asylum seekers; and there is one large block that has been sold to a private developer and converted into very expensive, luxury riverside flats. Generational differences, too, divide the estate; younger and older people often step around each other with suspicion. There is no single focal point for ‚community‘ to come together. Residents pass each other in the public spaces, but remain strangers. The sheer variousness of cultures and lifestyles defies the pastoral intimacy behind the idea of community.⁴¹

Wie Gidley anhand dieser Wohnsiedlung im Süden Londons ausführt, führt diese „multiplicity of life“⁴² auch zu neuen ethnographischen Feldkonstruktionen und methodischen Herausforderungen. Gidley spricht von „multiple elsewheres with which life on the estate is networked“⁴³. Dies erinnert an Albrows Begriff der Soziosphären, der oben eingeführt wurde: Die Bewohner*innen sind Teil unterschiedlicher sozialer Netzwerke, die über den Raum der Wohnsiedlung hinausreichen, aber zugleich mit ihr verknüpft sind. Dies lässt auch die Grenzen des Forschungsfeldes unscharf werden: Um das Leben in der Siedlung in seiner Komplexität verstehen zu können, müssen sowohl die Praxen vor Ort als auch die über den Ort hinausreichenden Verbindungen und Aktivitäten miteinbezogen werden. Ausserdem reicht es nicht, an einem Ort nur eine bestimmte (ethnische) *community*, „the X community in Y“⁴⁴, zu untersuchen, vielmehr müssen die pluralen Perspektiven der verschiedenen Bewohner*innen miteinbezogen werden.

Ein weiterer Begriff, der in Zusammenhang mit der Erforschung des Zusammenlebens in von Diversität geprägten Räumen entwickelt worden ist, ist

40 Tasan-Kok et al. 2014, S. 6.

41 Gidley 2013, S. 365.

42 Gidley 2013, S. 365.

43 Gidley 2013, S. 365.

44 Gidley 2013, S. 368.

*conviviality*⁴⁵. Der Begriff dient als analytisches Instrument, um die Aufmerksamkeit auf „the fragile process of locally living with difference“⁴⁶ zu lenken. Es geht also darum, wie Stadtbewohner*innen (in ihren Nahräumen) mit alltäglich erfahrener Differenz umgehen, wie sie mit Menschen, die ‚anders‘ sind, sowohl kooperieren als auch Konflikte austragen – kurz gesagt: wie sie das alltägliche Zusammenleben gestalten. Wichtig ist hier die Annahme, dass Diversität und Differenz für Bewohner*innen vieler Stadträume zur Normalität geworden sind und sie vielfältige Taktiken entwickeln, um damit umzugehen. Die Anthropologin Susanne Wessendorf beispielsweise verhandelt dies unter dem Konzept der „commonplace diversity“⁴⁷, welches die Alltäglichkeit von Diversität ausdrückt. Wie sie in ihrer Untersuchung im Londoner Hackney herausgearbeitet hat, entwickeln die diesen Stadtteil Bewohnenden eine alltägliche Umgangsform der „civility towards diversity“⁴⁸: Sie behandeln Menschen, denen sie im öffentlichen Raum begegnen, unabhängig von ihrem Hintergrund gleich und begegnen ihnen höflich, vermeiden aber zugleich engere Kontakte.⁴⁹

Zwischenfazit: stadtsoziologische und -anthropologische Quartierforschungen

In den hier skizzierten stadtsoziologischen und -anthropologischen Forschungszugängen werden Quartiere von den Wissenschaftler*innen als eine räumliche Unter-einheit der Stadt, als städtische Alltags- und Identifikationsräume mit spezifischen Charakteristika versammelt. Im Verständnis der Chicago School fallen Raum (als abgrenzbares Territorium) und Sozialität (als lokale Gemeinschaft) im Quartier zusammen. Als abgrenzbarer urbaner Sozialraum dient das Quartier als Untersuchungsfeld, in dem städtische Lebenswirklichkeiten für die Forschenden greifbar werden. Durch diese spezifische Untersuchungsperspektive und Feldkonstruktion wird das Quartier als sozialräumliche Einheit (re-)produziert und stabilisiert. Es findet aber auch eine Destabilisierung statt; das Quartier löst sich in den Stadtforschungen nach der Chicago School zunehmend als ontologische und analytische Einheit auf. Diese Veränderung der Untersuchungsperspektiven vollzieht sich auf mehreren Ebenen:

- (a) veränderte Perspektiven auf das Verhältnis zwischen Raum und Gemeinschaft: Jüngere Forschungsansätze weisen darauf hin, dass die Bevölkerung der Stadtquartiere heterogen und Gemeinschaft nicht aufgrund einer (ethnischen) Homogenität der Bewohner*innen gegeben ist, sondern sozial konstruiert wird. Wenn auch der Konstruktionscharakter von Gemeinschaft in den Fokus rückt,

45 Eine Darlegung des analytischen Potenzials des *conviviality*-Begriffs sowie eine Übersicht über entsprechende Forschungszugänge bieten Nowicka/Vertovec 2014.

46 Heil 2014, S. 453.

47 Wessendorf 2014, S. 392.

48 Wessendorf 2014, S. 392.

49 Vgl. Wessendorf 2014.

wird hier Gemeinschaft zunächst nach wie vor in erster Linie territorial – bezogen auf ein gemeinsam bewohntes Quartier – gedacht. Bei späteren Ansätzen löst sich diese Gleichsetzung zwischen Quartier und Gemeinschaft zunehmend auf.

- (b) veränderter Blick auf das Verhältnis zwischen Homogenität und Heterogenität der Bevölkerung: Während früher der Blick auf ethnische Gruppen gerichtet war, die bestimmte Stadtquartiere als *racial colonies* oder *urban villages* bewohnten und diesen ihre eigene Prägung verliehen, geht es bei heutigen Forschungen in der Regel viel eher um die heterogene Zusammensetzung der Bevölkerung in städtischen Quartieren und um den alltäglichen Umgang mit Diversität und Differenz.
- (c) veränderte Feldkonstruktionen: Die Einsicht, dass sich die Alltagspraxen und sozialen Beziehungen der Bewohner*innen nicht auf ein Stadtquartier beschränken und dass diverse meso- und makrostrukturelle Aspekte auf das Leben in den Quartieren einwirken, hat auch andere Feldkonstruktionen zur Folge. Stadtquartiere werden – sowohl sozial als auch räumlich – nicht mehr als klar begrenzte Felder gesehen, sondern die Porosität und Fluidität ihrer Grenzen wird anerkannt. Dies führt zu neuen Forschungsfragen, die sich ebenso für die translokalen Vernetzungen als auch für die lokalen Interaktionen interessieren.

Auch wenn Forschungsfragen, Gemeinschafts- und Raumkonzeptionen sowie Feldkonstruktionen der Stadtanthropologie und -soziologie sich verändert haben, so bleibt eine – wenn auch zunehmend vage – Vorstellung von Quartier als sozialräumlicher Untereinheit der Stadt persistent und – beispielsweise in der Erforschung des alltäglichen Umgangs mit urbaner Diversität – für die Konstruktion von Forschungsfeldern relevant. Ausgewählte Räume – das Quartier X – werden als Forschungsfelder gewählt, in denen und durch die städtisches Leben untersucht wird. Quartier wird so durch die sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung als sozialräumliches Konzept stabilisiert.

4.2 Kultur- und sozialwissenschaftliche Nachbarschaftsforschungen: Beziehungen im Fokus

Nachbarschaft wird in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung, wie bereits in Kapitel 2.2 dargelegt, als eine auf räumlicher Nähe basierende Beziehungs- und Interaktionsform beschrieben: Es handelt sich, so die Erziehungswissenschaftlerin Julia Günther, bei Nachbarschaft um „einen Typus sozialer Beziehungen [...], die Einzelpersonen und Gruppen aufgrund ihrer räumlichen Nähe durch die gemeinsame Bindung an einen Wohnort eingehen“⁵⁰. Der Volkskundler Klaus Roth beschreibt den Nachbarn als „*intermediäre soziale Kategorie* [...] zwischen dem *Eigenen*

50 Günther 2009, S. 447.

als dem Nahen, Bekannten, Vertrauten und Vertrauenswürdigen und dem *Fremden* als dem (ganz) Anderen, Fernen, Exotisch-Faszinierenden und Bedrohlichen⁵¹ und in Bezug auf Georg Simmel als den „Fremde[n], der schon immer da ist‘ und mit dem man gezwungen ist auszukommen“⁵². Der Forschungszweig, den ich im Folgenden erörtere, interessiert sich für diese spezifische, nähräumliche Sozialform Nachbarschaft. Im Unterschied zu den oben ausgeführten Ansätzen stehen bei diesen Untersuchungen weniger bestimmte Räume (das Quartier X) im Fokus, sondern die Interaktionen und Beziehungen zwischen Menschen, die sich eine Wohnumgebung teilen.⁵³

Der Soziologe Rudolf Heberle hat in einem 1959 erschienenen Artikel eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen ländlichen und städtischen Nachbarschaften vorgenommen: Nachbarschaft auf dem Land ist, so Heberle, formalisiert und normativ geprägt und basiert auf gegenseitigen Verpflichtungen: Es ist klar geregelt, wer wem Hilfe zu leisten und wen an Feste und Familienanlässe einzuladen hat. Diese Nachbarschaftsbeziehungen werden über Generationen vererbt; das heißt, sie sind an die Höfe gebunden und bleiben trotz wechselnder Bewohner*innen bestehen. Es geht dabei auch nicht um Sympathien und Freundschaften, sondern die nachbarschaftlichen Verpflichtungen bestehen trotz oder gerade wegen der (allfälligen) Abwesenheit freundschaftlicher Gefühle. So schreibt Heberle in Bezug auf ländliche Nachbarschaften, dass diese „typischerweise traditional, nicht emotional-affektiv“⁵⁴ sind. In den Städten hingegen ist diese normative Verpflichtung zwischen Nachbar*innen nicht (mehr) gegeben: Nachbarschaft bezeichnet in der Stadt keine „besondere Art sozialer Beziehung zwischen benachbarten Haushalten kraft Sitte“⁵⁵, sondern „ein ungenau umrissenes Gebiet, das einen oder mehrere Häuserblocks oder gar einen ganzen Stadtteil umfassen kann“⁵⁶. Ein*e Nachbar*in ist ein-

51 Hervorhebung im Original. Roth 2001, S. 11 f.

52 Roth 2001, S. 12.

53 Roth regt dazu an, verschiedene räumliche Dimensionen von Nachbarschaft zu unterscheiden: (1) Nachbarschaft in der unmittelbaren Wohnumgebung rund um das eigene Haus beziehungsweise die eigene Wohnung, (2) Nachbarschaft in der erweiterten Wohnumgebung (Quartier), (3) benachbarte Orte und Regionen sowie (4) Nachbarländer. Roth selbst, der sich mit Interkultureller Kommunikation beschäftigt, plädiert dafür, die Interaktionen zwischen Bewohner*innen benachbarter Nationalstaaten in den Blick zu nehmen. Die meisten sozial- und kulturwissenschaftlichen Nachbarschaftsstudien setzen sich jedoch mit Nachbarschaft auf kleinräumigerer Skala in der unmittelbaren oder allenfalls auch der erweiterten Wohnumgebung auseinander. Da auch ich mich in meiner Forschung mit Praxen kleinräumiger Nachbarschaft(en) auseinandersetze, beschränke ich mich in diesem Unterkapitel auf Untersuchungen zu Nachbarschaft im Wohnumfeld (also Forschungen zu den Nachbarschaftsdimensionen 1 und 2 entsprechend Roths Unterteilung). Vgl. Roth 2001, S. 13–17.

54 Heberle 1959, S. 191.

55 Heberle 1959, S. 188.

56 Heberle 1959, S. 188.

fach jemand, der „zufällig in [der, C.B.] Nähe wohnt“⁵⁷. Die Menschen sind in der Stadt nicht gleichermassen voneinander abhängig wie auf dem Land: Das Dienstleistungsangebot ist grösser, sodass man die Nachbar*innen in vielen Situationen nicht unbedingt braucht, sondern sich anderweitig Hilfe (gegen Bezahlung) beschaffen kann. Ausserdem ist es, so Heberle, für Stadtbewohner*innen möglich, dass sie „die räumlich nächsten Nachbarn übergehen und sich Individuen von ähnlichem Status (und Persönlichkeit) als Nachbarn im sozialen Sinne auswählen“⁵⁸. Die räumliche Nähe bestimmt also nicht mehr die Beziehung, Stadtbewohner*innen können „beliebig wählen, mit wem sie Kontakt haben wollen“⁵⁹. Für Heberle besteht somit ein grundsätzlicher Unterschied

zwischen einer sozialen Ordnung, in der Bewohner eines Gebietes, das heisst ‚Nachbarn im räumlichen Sinne‘, in spezifischer Weise durch gegenseitige Rechte und Pflichten (die sich auf ihre Wohnstätten beziehen und denen zufolge sie handeln) miteinander in Beziehung stehen, und einem anderen Typ von Sozialordnung, in der es eine Angelegenheit des freien Ermessens ist, ob und auf welche Weise man mit seinen Nachbarn gesellig verkehrt und mit ihnen interagiert.⁶⁰

Heberle hält aber fest, dass es auch in der Stadt nach wie vor viele Situationen gibt, in denen Nachbar*innen „miteinander verkehren“⁶¹ und sich gegenseitig helfen. Auch in der Stadt ist „das normative Element“⁶² von Nachbarschaft nicht gänzlich verschwunden und Verhaltenserwartungen an die Nachbar*innen sind damit persistent. Diese von Heberle unternommene analytische Unterscheidung spiegelt sich, wie sich im Folgenden zeigen wird, zu einem grossen Teil in disziplinär unterschiedlichen Forschungsinteressen wider: Während sich die Volkskunde zumindest anfänglich in erster Linie für traditionelle, ländliche Nachbarschaftsformen interessierte, beschäftigte sich die Soziologie primär mit modernen, städtischen Nachbarschaften. Im Folgenden stelle ich zunächst die volkskundliche Nachbarschaftsforschung dar und ziehe anschliessend, in verknappter Form, Forschungen aus weiteren, mehrheitlich sozialwissenschaftlichen Fachbereichen bei.

57 Heberle 1959, S. 188.

58 Heberle 1959, S. 189.

59 Heberle 1959, S. 191.

60 Heberle 1959, S. 195.

61 Heberle 1959, S. 191.

62 Heberle 1959, S. 195.

*Von Notnachbarn und Nachbarschaftsbüchern zu „Lindenstrasse“
und Neighbourhood Watch: volkskundlich-kulturanthropologische
Nachbarschaftsforschung*

In der deutschsprachigen Volkskunde formiert sich Nachbarschaft ab den 1940er-Jahren als Forschungsthema. Bis in die 1980er-Jahre beschäftigen sich die Forschenden dabei primär mit traditionellen, auf gegenseitiger Verpflichtung basierenden Formen von Nachbarschaft in ländlichen und kleinstädtischen Siedlungen. Ab den 1980er-Jahren öffnet sich das Feld und es werden zunehmend auch moderne, informelle und grossstädtische Nachbarschaftsbeziehungen untersucht.

Zunächst taucht das Thema Nachbarschaft in volkskundlichen Publikationen lediglich als Unterthema übergreifender Darstellungen wie Ortsmonografien oder Handbücher auf. Nachbarschaft findet dabei, so Franz Krins, „Beachtung als *eine* Erscheinung des Volkslebens unter vielen anderen“⁶³. Als erste Überblicksdarstellung gilt Ernst Lehmanns 1944 erschienenes Werk „Volksgemeinschaften aus Nachbarschaften“⁶⁴, das von nationalsozialistischer Ideologie durchdrungen ist. Lehmann versteht das „Wissen um die richtige Gestaltung der Nachbarschaftsverhältnisse“⁶⁵ als einen Ausdruck „deutsche[r] artgemässe[r] Volksweisheit“⁶⁶. Nachbarschaft stellt für ihn ein wesentliches Element der Volksgemeinschaft dar und er betrachtet es als Aufgabe der Volkskunde, durch die Etablierung einer „Nachbarschaftskunde“⁶⁷ „für die bewusste, planmässige Volksformung entscheidende Erkenntnisse bereitzustellen“⁶⁸. So finden sich in Lehmanns Schrift Ausführungen zur Entstehung von Nachbarschaften, zu körperschaftlich organisierten Nachbarschaften, zu nachbarschaftlichen Hilfeleistungen und zu Nachbarschaft als Trägerin von Geselligkeit und Brauchtum. Nachbarschaft erweist sich bei Lehmann, wie auch in den darauffolgenden volkskundlichen Abhandlungen, als eine traditionelle Interaktions- und Beziehungsform, die auf gegenseitigen Verpflichtungen basiert, über die gemeinsames Wirtschaften und Feiern strukturiert sowie Lebens- und Jahresläufe gestaltet werden. In anderen Worten: Die traditionelle Nachbarschaft ist gemäss diesem Verständnis eine enge lokale Gemeinschaft, in der zusammen gearbeitet und gefeiert wird sowie Freud und Leid miteinander geteilt werden. Bei Lehmann zeigen sich auch deutliche Ansätze eines normativen Nachbarschaftsverständnisses, bei dem funktionierende Nachbarschaft als Basis

63 Hervorhebung im Original. Krins 1952, S. 13. Zu verweisen ist hier bspw. auf Beths Darlegungen zum ‚Nachbar‘ im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens oder auf Adolf Spamers Ausführungen zu ‚Sitte und Brauch‘ im Handbuch der deutschen Volkskunde, die auch das Thema Nachbarschaft streifen. Vgl. Beth 1932/1933, S. 753–760 und Spamer 1934–1938, S. 202.

64 Vgl. Lehmann 1944.

65 Lehmann 1944, S. 17.

66 Lehmann 1944, S. 17 f.

67 Lehmann 1944, S. 18.

68 Lehmann 1944, S. 17.

einer ‚guten‘ Gesellschaft gesehen wird – was auch in späteren Forschungen und anwendungsorientierten Kontexten immer wieder auftaucht.

Nach Lehmann erscheinen in Deutschland regelmässig volkskundliche Untersuchungen über traditionelle Nachbarschaften in ländlichen und kleinstädtischen Siedlungen. Die Forschungen der 1950er-Jahre zeichnen sich durch ihre Arbeit mit historischen Quellen aus: So untersucht der Volkskundler Franz Krins zu Beginn der 1950er-Jahre die Struktur und historische Entwicklung von Nachbarschaften im westfälischen Münsterland mithilfe schriftlicher Quellen, die vom 16. bis ins 20. Jahrhundert reichen.⁶⁹ Die von ihm untersuchten Nachbarschaften sind als Genossenschaften mit klaren Strukturen organisiert. Die Regeln und Pflichten der Nachbar*innen sind in Form von Statuten in sogenannten Nachbarschaftsbüchern schriftlich festgehalten. In diesen organisierten Nachbarschaften gibt es Ämter (beispielsweise den Nachbarschaftsvorsteher) und Strafen bei Vernachlässigung der nachbarlichen Pflichten. Einmal jährlich findet eine Versammlung statt, auf der die Nachbarschaft ihre Geschäfte erledigt und die darüber hinaus auch ein geselliges Ereignis darstellt. Die Funktion der Nachbarschaft liegt insbesondere in der gegenseitigen Hilfeleistung bei Todesfällen, Hochzeiten, Taufen oder beim Hausbau. Diese Nachbarschaften bilden aus Krins' Sicht eine besondere Form der Gemeinschaft: Als Genossenschaften mit „feste[n] Regeln und Ordnungen“⁷⁰ unterscheiden sie sich „wesentlich von anderen durch volkskundliche Untersuchungen festgestellten Gemeinschaften, wie den Erzähl-, Singe- und Spielgemeinschaften, oder den Hof- und Dorfgemeinschaften“⁷¹. Diese haben zwar, so Krins, auch eine feste Ordnung, diese wird aber nicht wie bei den Nachbarschaften in verschriftlichter Form festgehalten. Am Ende seiner Darlegungen skizziert Krins auch Entwicklungen, die zu einem Funktionsverlust dieser stramm organisierten Nachbarschaften führten, insbesondere die zunehmende Mobilität der Bevölkerung und die Warenförmigkeit vormals nachbarschaftlich organisierter Dienstleistungen.⁷²

69 Die folgenden Ausführungen basieren auf Krins 1952.

70 Krins 1952, S. 64.

71 Krins 1952, S. 64.

72 „Manche Auflösung äusserer Lebensformen der Nachbarn hat die Nachbarschaft glücklich überstehen können, das Verschwinden ständischer Ordnungen, der Gilden und Zünfte, der religiösen Einheit, des eigenen Grundbesitzes, der früher die Zugehörigkeit zur Nachbarschaft setzte, aber eines kann sie nicht überwinden: die Übernahme gemeinnachbarlicher Bindungen und Pflichten in den Raum des Privaten und Abgeschlossenen. Mit diesen Bestrebungen, die häufig von sozial und gesellschaftlich höher gestellten Nachbarn begonnen werden, droht die Gemeinschaft zu verfallen und einzig und allein eine Gesellschaft zur Feier eines jährlichen Gelages und Nachbarfestes zu werden. [...] Ebenso oft setzt die Auflösung dann ein, wenn zugezogene Fremde, die sich den ihnen unbekanntem und unbequemen Pflichten und Rechten nicht unterwerfen wollen, in so grosser Zahl in das auch räumlich festgelegte Gefüge der Nachbarschaft einbrechen, dass das Zwangsmittel der Hilfeverweigerung und Ächtung keine Kraft mehr hat. Wer zur Beerdigung ein Bestattungsunternehmen beauftragen kann, wer zur Hochzeit in die

Die Konstatierung eines Auflösungsprozesses und Zerfalls nachbarschaftlicher Strukturen zieht sich, wie sich zeigen wird, wie ein roter Faden durch die volkskundlichen Beschreibungen traditioneller Nachbarschaften.

Während Krins' Untersuchung bis in die damalige Gegenwart reicht, widmet sich Karl-Sigismund Kramer ebenfalls in den 1950er-Jahren explizit historischen Formen von Nachbarschaft. Die volkskundliche Nachbarschaftsforschung sieht Kramer in einer „Sackgasse“⁷³: Sie beschäftigt sich, so seine Kritik, in erster Linie mit gegenwärtigen Formen von Nachbarschaft, hätte zwar Vermutungen zu einem Zusammenhang zwischen Gilden und Nachbarschaften angestellt, könne aber letztlich die Entstehung und Entwicklung von Nachbarschaften nicht herleiten. Kramers Ziel ist es deswegen, eine Verbindung herzustellen zwischen gegenwärtigen und historischen Nachbarschaftsformen. Seinen Untersuchungsfokus bildet Bayern.⁷⁴ Ebenso wie Krins arbeitet er mit schriftlichen Quellen, und zwar in Form von Weistümern⁷⁵ und anderen Dokumenten der Rechtspraxis wie Gerichtsprotokollen oder -rechnungen. Aus der Begriffsverwendung in seinen Quellen schliesst Kramer, dass Nachbarschaft gleichbedeutend mit Dorfgemeinde ist. Mit Nachbarschaft bezeichnen die Weistümer, „anders als unsere heutige Umgangssprache, die rechtstragende Gemeinschaft der Bauern im Dorf. Die *Nachbarn* sind damals noch nicht die Nächstwohnenden allein – wenn auch diese Bedeutung des Wortes vorkommt – sondern diejenigen, die Haus und Hof haben.“⁷⁶ Die Nachbarn sind also die „vollberechtigte[n] Dorfgenosse[n]“⁷⁷. Sie

bilden nach Zeugnis der Weistümer den Kreis, aus dem alljährlich die zur Erledigung der Gemeinschaftsangelegenheiten notwendigen Männer (Richter, Dorfmeister [...]) gewählt werden. Sie bilden in ihrer Gesamtheit die Rechtsversammlung, vor der die Ange-

Fremde reist, für den Umzug den Unternehmer mit Geld bezahlen kann, dem wird nie bewusst, was es heisst, keinen Nachbarn zu haben.“ Krins 1952, S. 71 f.

73 Kramer 1954, S. 19.

74 Kramer analysiert schriftliche Quellen aus den Landkreisen im Westen Münchens (vgl. Kramer 1952) sowie im Maindreieck (vgl. Kramer 1953). Für eine später publizierte umfassendere Darstellung zieht er zusätzlich Weistümer (vgl. Kapitel 4, Fussnote 75) aus verschiedenen Gebieten des deutschen Sprachraums bei. Er stellt dabei regionale Unterschiede fest und unterscheidet zwischen „*Nachbarschafts*-Landschaften“ (Hervorhebung im Original. Kramer 1954, S. 27) und „[n]achbarschaftsarm[en]“ (Kramer 1954, S. 27) Regionen. Zu letzteren zählt er auch die Schweiz. Vgl. Kramer 1954, S. 27.

75 „Als Weistum [...] wird eine historische Rechtsquelle bezeichnet, die in der Regel mündlich überliefert oder nach Verhandlungen protokolliert wurde.“ <https://de.wikipedia.org/wiki/Weistum> (Stand: 26. Februar 2019). Geltendes Recht wurde im Mittelalter an Gerichtstagen von rechtskundigen Personen mündlich vorgetragen; mit der Zeit wurde dieses mündlich überlieferte Recht schriftlich festgehalten. Vgl. <https://de.wiktionary.org/wiki/Weistum> (Stand: 26. Februar 2019).

76 Hervorhebung im Original. Kramer 1954, S. 15.

77 Kramer 1954, S. 30.

legenheiten des Dorfes verhandelt werden. Ihre Pflichten und Rechte sind genau festgelegt. Keiner unter ihnen kann sich den gemeinschaftlichen Verpflichtungen entziehen.⁷⁸

Diese dörfliche Nachbarschaft war für die Dorfgenossen verpflichtend: „Es steht dem einzelnen Bauern nicht frei, ob er sich der Dorfgemeinschaft anschließen will oder nicht. Der verheiratete Bauer ist Nachbar, rückt der Sohn an seine Stelle (und zwar am Tage seiner Hochzeit), muss er einen Einstand in die Gemeinde, in die Nachbarschaft zahlen.“⁷⁹ Auch Neuzuziehende mussten innerhalb einer festgelegten Frist durch ein Eintrittsgeld ihre Aufnahme in die Nachbarschaft erwerben.⁸⁰ Diese dörfliche Nachbarschaft gestaltete sich als eine umfassende Lebensgemeinschaft, die das Leben der Bewohner*innen auf vielfache Weise prägte. Die Nachbarschaft war „neben ihrer Eigenschaft als Wirtschaftsgemeinschaft zugleich Hilfs-, Friedens-, Rechts-, Kult- und Brauchgemeinschaft“⁸¹. Die gemeinsame Nutzung von Feldern, Wiesen und Wäldern wurde in der Nachbarschaft geregelt, zudem das Brauchtum gepflegt und das religiöse Leben geteilt; es wurden Streitigkeiten geschlichtet und Strafen gesprochen. Diese intensive Form der Nachbarschaft fand Kramer in den untersuchten Quellen aus den bayrischen Landkreisen Landsberg, Fürstenfeldbruck, Dachau für das 15. bis 17. Jahrhundert dicht belegt. Im 18. und 19. Jahrhundert veränderte sich durch eine Umorganisation der Verwaltungsstruktur und insbesondere durch eine 1808/18 neu eingeführte Gemeindeordnung jedoch auch die dörfliche Ordnung.⁸² Die dörfliche Nachbarschaft erfuhr einen Funktionswandel und ist zum Zeitpunkt von Kramers Untersuchung in den 1950er-Jahren nicht mehr in dieser Form vorhanden. Es gibt zwar nach wie vor die qua Sitte überlieferte Pflicht, sich unter Nachbar*innen zu helfen, doch die Nachbarschaft umfasst nicht mehr das gesamte Dorf, sondern bezieht sich in einem geografisch engeren Sinn nur noch auf die angrenzenden Höfe. Sie hat auch keinen umfassenden Einfluss auf die Lebensgestaltung der Dorfbewohner*innen und keine Verwaltungsaufgaben mehr.⁸³

Hans Siuts wendet sich in den 1950er-Jahren städtischen Nachbarschaftsformen zu und beschäftigt sich mit den Püttacht genannten Brunnengemeinschaften in der Stadt Jever im Landkreis Friesland in Niedersachsen.⁸⁴ Den Püttachten obliegt die Aufgabe, ihren Brunnen zu pflegen, die Trinkwasserversorgung zu sichern und bei der Brandbekämpfung zu helfen. Andere Brunnengemeinschaften als diejenige in Jever haben darüber hinaus weitere Aufgaben wie beispielsweise die Armenpflege oder das Schlichten von Streitigkeiten. Die Püttachten waren genossenschaftlich organisiert und kamen einmal pro Jahr für eine Versammlung mit einem Festmahl zusammen. Siuts zieht Verbindungslinien zwischen diesen städtischen Brunnen-

78 Kramer 1954, S. 15.

79 Kramer 1954, S. 16.

80 Vgl. Kramer 1954, S. 17.

81 Kramer 1952, S. 137.

82 Vgl. Kramer 1952, S. 129.

83 Vgl. Kramer 1952, S. 138.

84 Vgl. Siuts 1957.

genossenschaften und ländlichen Nachbarschaften. Er geht davon aus, dass das Prinzip der ländlichen Nachbarschaften als eine Form der Selbstverwaltung in die Städte ‚einwanderte‘ und dort die Form von Püttachten annahm. In Jever haben die Brunnengemeinschaften, nicht zuletzt wegen der Einführung eines Trinkwasserleitungssystems, ihre wirtschaftliche Funktion verloren. Sie existieren jedoch in den 1950er-Jahren weiterhin als geselliger Zusammenschluss und nachbarschaftliches Hilfsnetzwerk.

Während die Untersuchungen von Krins, Kramer und Siuts spezifische Nachbarschaftsformen in ausgewählten Regionen und Ortschaften untersuchen, erscheinen in den 1960er-Jahren Studien mit einem vergleichenden Ansatz, welche die räumliche Verbreitung unterschiedlicher Organisationsformen von Nachbarschaft in den Blick nehmen und dazu mit Fragebogendaten arbeiten. So versteht Matthias Zender die Nachbarschaftsforschung als Teil einer Volkskunde, die regionale und lokale Spezifika herausarbeitet. Indem die Volkskunde untersuche, wie das gemeinschaftliche Zusammenleben gestaltet werde, könne man „Rückschlüsse auf die Eigenart einer Landschaft, ihren kulturellen Standort und die Besonderheit der zwischenmenschlichen Beziehungen bei den einzelnen Volksgruppen ziehen“⁸⁵. Seine Untersuchung über Nachbarschaften im Rheinland basiert auf der Auswertung von Fragebogen. Sein wichtigstes Datenmaterial sind die Antworten auf einen Fragebogen aus dem Jahr 1922. Zusätzlich zieht er Daten hinzu, die für den Atlas der deutschen Volkskunde in den 1930er-Jahren erhoben worden und zu diesem Zeitpunkt noch nicht veröffentlicht sind. Dieses Vorgehen eröffnet ihm die Möglichkeit eines diachronen Vergleichs. Ausserdem kann er innerhalb des Rheinlands im räumlichen Vergleich aufzeigen, dass der Begriff Nachbarschaft „die verschiedensten Gemeinschaftsordnungen und Gesellungsformen“⁸⁶ umfasst und je nach Ort sehr unterschiedlich organisiert und gestaltet wird:⁸⁷

- In gewissen kleineren Ortschaften im Bergischen und zum Teil auch andernorts umfasst Nachbarschaft, wie bei Kramer beschrieben, das gesamte Dorf.
- Nachbarschaften können „kettengliedartig“⁸⁸ organisiert sein. Dies bedeutet, dass immer die zwei oder drei Haushalte links und rechts als Nachbarn gelten und entsprechende Verpflichtungen, beispielsweise in Form von Hilfeleistungen bei Todesfällen, haben.
- In Hof- und Streusiedlungen ist dieses System mit einer entlang der Strasse angeordneten, festgelegten Anzahl von vier bis sechs Nachbar*innen schwer umzusetzen. Hier gibt es andere Organisationsweisen. Im Niederrhein und in Westfalen beispielsweise hat jeder Haushalt einen einzigen Nächstnachbarn

85 Zender 1960, S. 504.

86 Zender 1960, S. 505.

87 Die folgenden Ausführungen zu den unterschiedlichen Organisationsformen von Nachbarschaft basieren auf Zender 1960, S. 505–514.

88 Zender 1960, S. 508.

- (auch Not, Leich- oder Fahrnachbar genannt), dem besondere Pflichten zukommen.
- Ausserdem gibt es Orte, in denen das Dorfgebiet räumlich in verschiedene Nachbarschaften unterteilt ist, die wie Bezirke klar voneinander abgegrenzt sind. Hier können also zwei Häuser unmittelbar nebeneinanderstehen, ohne dass deren Bewohner*innen als Nachbar*innen gelten. An vielen Orten sind diese räumlich gegliederten Nachbarschaften organisiert, wie es Krins für das westfälische Münsterland beschrieben hat. Diese organisierten Nachbarschaften kennen jährlich gewählte Vorsitzende, Versammlungen, Mitgliedschaftsbeiträge, schriftliche Statuten und Bestrafungen bei Verstössen.
 - Einige Gebiete kennen keine festen Regeln, nach denen der Ort in Nachbarschaften gegliedert wird. Stattdessen werden die jeweiligen Nachbar*innen individuell ausgewählt. Sind die Nachbarschaftsbeziehungen erst einmal gewählt und gebildet, sind aber auch diese verbindlich.

Innerhalb dieser verschiedenen Nachbarschaftsformen gibt es, wie Zender festhält, wiederum beträchtliche Unterschiede: An gewissen Orten sind beispielsweise nur die Hausbesitzenden Mitglieder der Nachbarschaft, andernorts auch Mietende. Auch sind die nachbarschaftlichen Verpflichtungen in Bezug auf gegenseitige Hilfeleistungen verschieden. Zender erläutert das am Beispiel von regional unterschiedlichen Nachbarschaftsbräuchen bei Todesfällen. Insgesamt konstatiert Zender aufgrund seiner diachron und synchron vergleichenden Auswertung der Fragebogendaten einerseits einen Wandel des Nachbarschaftswesens und im Spezifischen einen „Rückgang nachbarlicher Hilfe beim Todesfall“⁸⁹; andererseits macht seine Untersuchung deutlich, wie unterschiedlich Nachbarschaft an verschiedenen Orten ausgestaltet wird.

Renate Baruzzi-Leicher hat in den 1960er-Jahren die 1934 für den Atlas der deutschen Volkskunde erhobenen Daten zum Thema Nachbarschaft ausgewertet und kartographiert.⁹⁰ Anders als Zender beschränkt sie sich in ihrer Analyse nicht auf eine einzelne Region. Die Umfrage für den Atlas der deutschen Volkskunde ermöglicht es ihr, unterschiedliche Nachbarschaftsformen im gesamten deutschsprachigen Raum vergleichend zu betrachten.⁹¹ Baruzzi-Leichers Auswertung basiert dabei einerseits auf den Antworten auf Fragen zum Thema nachbarschaftlicher Hilfeleistungen und andererseits auf den Antworten auf Fragen zu Sitten bei Todesfällen.⁹² Grundsätz-

89 Zender 1960, S. 523.

90 Vgl. Baruzzi-Leicher 1966–1982 und Leicher 1961.

91 Vgl. Baruzzi-Leicher 1966–1982, S. 277.

92 Baruzzi-Leicher weist darauf hin, dass zum Zeitpunkt der Umfrage 1934 wenig volkswissenschaftliches Vorwissen zum Thema Nachbarschaft bestanden habe und die Fragen deswegen „recht komplex[] und dem Sachverhalt nur halbwegs entsprechend[]“ (Baruzzi-Leicher 1966–1982, S. 277) formuliert worden seien. Die Antworten auf diese erste Umfrage hätten die Grundlage bilden sollen, um zu einem späteren Zeitpunkt einen Fragebogen mit spezifischeren Fragen zum Thema Nachbarschaft zu formulieren. Aufgrund eines

lich konstatiert Baruzzi-Leicher wie Zender eine grosse Vielfalt unterschiedlicher Nachbarschaftsformen: „Nachbarschaft kann verschiedene Gemeinschaftsordnungen bezeichnen: das ganze Dorf, eine regellos gruppierte Gemeinschaft oder eine fest organisierte Form, eine von Tradition bestimmte Gruppe oder eine Gemeinschaft selbstgewählter, befreundeter Familien.“⁹³ Die räumliche Verbreitung dieser verschiedenen Formen von Nachbarschaft legt sie ausführlich dar und beschreibt „Nordwestdeutschland als das Kerngebiet der Nachbarschaft“⁹⁴, wo sich traditionelle Formen von Nachbarschaft besonders ausgeprägt gehalten haben. In Bezug auf die geleistete Nachbarschaftshilfe arbeitet Baruzzi-Leicher erhebliche regionale Unterschiede heraus. Sie verweist insbesondere auf die fortwährend hohe Bedeutung nachbarschaftlicher Hilfeleistungen bei Todesfällen. Die Art der Hilfeleistung versteht sie dabei als einen „Gradmesser für die Intensität der Nachbarschaft“⁹⁵: Das Sargtragen sei zwar allgemein verbreitet, sei jedoch „eine leichte und unpersönliche Hilfe im Vergleich mit den persönlichen und oft schwierigen Pflichten wie Totenwaschen, -ankleiden und Graben des Grabes“⁹⁶. Auch aufgrund dieser Betrachtung erweisen sich West- und Nordwestdeutschland als Kerngebiet, wo die nachbarschaftliche Hilfe beim Todesfall zum Zeitpunkt der Datenerhebung nach wie vor besonders ausgeprägt und vielfältig ist.

In den darauffolgenden Jahrzehnten entstehen mehrere gegenwartsorientierte volkskundliche Nachbarschaftsforschungen, welche nicht (nur) – wie die bisher vorgestellten Studien – mit Archivalien oder Fragebogendaten arbeiten, sondern ‚ins Feld gehen‘ und mit Interviews und teilnehmender Beobachtung Material erheben. Von Josef Ruland ist 1964 eine Monographie über Nachbarschaften auf dem Vorderhunsrück, auf dem Maifeld und in der Stadt Andernach – alle im Bundesland Rheinland-Pfalz gelegen – erschienen, die vor allem auf mündlichem Quellenmaterial basiert.⁹⁷ Er untersucht dabei sowohl Nachbarschaften in ländlichen als auch in städtischen Siedlungen und legt wie auch Zender und Baruzzi-Leicher unterschiedliche Formen von Nachbarschaft dar: Auf dem Vorderhunsrück gelten immer die beiden Häuser links und rechts als Nachbarn. Auf dem Maifeld gibt es Ortschaften, in denen Nachbarschaft nach demselben Prinzip organisiert ist. Andere Dörfer sind nach Hausnummern in Nachbarschaften unterteilt. Es gibt auch fest organisierte Nachbarschaften sowie Städte, in denen Nachbarschaften (als räumliche Unterteilung) durch das Zunftwesen (Unterteilung nach Berufen und Ständen) ersetzt

abrupten Abbruchs der Frageaktion im Jahr 1935 wurde jedoch keine weitere Umfrage durchgeführt. Baruzzi-Leicher thematisiert an mehreren Stellen, dass anhand der vorhandenen Fragebogendaten nur begrenzt Aussagen zu Nachbarschaft gemacht und nicht alle Zusammenhänge nachgezeichnet werden könnten. Vgl. Baruzzi-Leicher 1966–1982.

93 Leicher 1961, S. 76.

94 Baruzzi-Leicher 1966–1982, S. 291.

95 Baruzzi-Leicher 1966–1982, S. 280.

96 Baruzzi-Leicher 1966–1982, S. 280.

97 Vgl. Ruland 1964.

worden sind. In der Stadt Andernach wiederum gibt es ebenfalls 17 fest organisierte Nachbarschaften, wie sie Krins beschrieben hat, mit jährlichen Zusammenkünften, klar geregelten Aufgaben, Nachbarschaftsbüchern und Ämtern. Die Mitgliedschaft in einer Nachbarschaft ist hier freiwillig und wird durch einen Mitgliedsbeitrag erworben. Die gegenseitige nachbarschaftliche Unterstützung wird den Mitgliedern zwar nahegelegt, ist jedoch letztlich freiwillig. Ruland sind insbesondere sehr detaillierte Beschreibungen nachbarschaftlicher Praxen in der Untersuchungsregion zu verdanken. So beschreibt er für den Vorderhunsrück beispielsweise ausführlich die Aufgaben der Nachbar*innen bei Geburt und Taufe, beim Muttersegen, bei der Erstkommunion, bei der Hochzeit, bei Krankheit, bei der Totenwache, beim Grabmachen und der Beerdigung, aber auch im bäuerlichen Arbeitsalltag oder in Not-situationen. Dadurch entsteht ein dichtes Bild von Nachbarschaft als einer lokalen Gemeinschaft, die insbesondere bei wichtigen Ereignissen des Lebens gegenseitigen Beistand leistet und dabei klar definierte Aufgaben übernimmt.

1979 erscheint in der Schriftenreihe „Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland“ Burkhard Schwerings umfangreiche Studie zu Nachbarschaften und Vereinen in der Stadt Ahaus im Münsterland. Er analysiert zwei Nachbarschaften sowie zwei Schützenvereine und vergleicht sie miteinander. Dazu wertet er schriftliches Quellenmaterial aus und führt 60 Interviews mit Nachbarschafts- und Vereinsmitgliedern. Bei den untersuchten Nachbarschaften handelt es sich um zwei organisierte, räumlich begrenzte Nachbarschaften mit Satzungen, Vorständen, Versammlungen und einem System von Notnachbar*innen zur gegenseitigen Hilfeleistung. Schwinger liefert, ähnlich wie es Ruland getan hat, äusserst detaillierte Beschreibungen dieser Nachbarschaften und arbeitet unter anderem eine Annäherung der Ahauser Nachbarschaften an die „Organisationsform Verein“⁹⁸ heraus.

In derselben Schriftenreihe wie Schwerings Studie wird 1986 Jutta-Beate Engelhards Untersuchung zu grossstädtischen Nachbarschaftsinitiativen publiziert. Diese volkscundliche Untersuchung nimmt ihren Ausgangspunkt in der verbreiteten „Ansicht, dass Nachbarschaft im Zusammenleben der Menschen [in der modernen (Gross-)Stadt, C. B.] heute nahezu keine Rolle mehr spiele“⁹⁹. Engelhard hat im Gegensatz dazu gerade in städtischen Kontexten ein gestiegenes Interesse an nachbarschaftlicher Vernetzung beobachtet. Sie untersucht deshalb Nachbarschaftsinitiativen in der Stadt Münster, in denen sich Bewohner*innen bewusst zusammenschliessen, um Distanz und Anonymität abzubauen und das nachbarschaftliche Zusammenleben aktiv zu gestalten.¹⁰⁰ Ihr geht es darum, aufzuzeigen, dass es auch in der Stadt durchaus Formen aktiver, organisierter Nachbarschaft gibt, und deren Funktionsweise zu verstehen. Mithilfe ihrer auf Interviews basierenden dichten Beschreibung der Zusammensetzung, Ziele und Aktivitäten dieser Nachbarschafts-

98 Schwinger 1979, S. 541.

99 Engelhard 1986, S. 2.

100 Vgl. Engelhard 1986, S. 6 f.

initiativen arbeitet Engelhard zugleich heraus, wo diese an ihre Grenzen stossen und an der Umsetzung ihrer Anliegen scheitern.

Wenige Jahre später erscheint, in derselben volkskundlichen Schriftenreihe, Hubert Honvehlmanns Untersuchung zu ländlichen Nachbarschaften im nord-westlichen Münsterland. Ihn interessiert der Wandel dieser Nachbarschaften und die Frage, inwiefern diese – in früheren Untersuchungen als normativ beschriebenen – Gemeinschaftsformen sich zunehmend städtischen, emotiven Nachbarschaftsformen annähern.¹⁰¹ Honvehlmann verortet sich in der empirischen Sozialforschung und arbeitet mit teilnehmender Beobachtung, Interviews und Dokumentenanalyse. Er beschreibt für seinen Untersuchungsraum im Münsterland zwei unterschiedliche Ausprägungen von Nachbarbarschaft, die in gewissen Ortschaften auch parallel vorkommen: „der institutionalisierte Nachbarkreis, als Grundgebilde aller nachbarlichen Beziehungen der Bauern im Untersuchungsgebiet, und die darüberhinausgehende Nachbarschaft, vielfach auch ‚Nachbarschaftshook‘ bzw. ‚Hook‘ genannt“¹⁰². Honvehlmann beschreibt dies als ein „Dualsystem“¹⁰³, bei dem Nachbarkreise und Höke je anders organisiert sind und andere Funktionen übernehmen:

Während der idealtypische Nachbarkreis als lockerer Verband weiterbesteht, der nur noch bei bestimmten Anlässen im Lebenslauf in Erscheinung tritt, in der Regel bei der Taufe eines Kindes, bei einer Hochzeit des Hoferben oder bei einem Sterbefall, erlangt die idealtypische Nachbarschaft einen vereinsähnlichen Charakter, mit der Möglichkeit einer freiwilligen Mitgliedschaft, einem funktionstüchtigen Verwaltungsapparat und einem Terminplan.¹⁰⁴

Honvehlmann zeigt ausserdem auf, dass sich beide verändern und sich zunehmend städtischen Nachbarschaftsformen annähern. Honvehlmann arbeitet unter anderem den Einfluss von veränderten Medien und Mobilität auf den Wandel nachbarschaftlicher Beziehungen heraus: Ein breites massenmediales Angebot ersetzt die Nachbar*innen als wichtigste Informationsquellen. Telefone ermöglichen, sich mit Nachbar*innen telefonisch zu unterhalten, anstatt sich gegenseitig zu besuchen. Das abendliche Fernsehschauen tritt an die Stelle gegenseitiger Besuche der Nachbar*innen und gemeinsamer Aktivitäten im Dorf. Die Steigerung der automobilen Mobilität macht es ausserdem leichter, Beziehungen ausserhalb des Dorfes zu pflegen, und erweitert den Kontakt- und Aktivitätsradius der Dorfbewohner*innen. Wesentlich ist auch, dass ländliche Nachbarschaften ihre Funktion als lokale Arbeitsgemeinschaft verlieren. Der Bedarf an nachbarschaftlicher Hilfe, aber auch die Möglichkeit, diese zu erbringen, ist aufgrund einer Umstrukturierung der Landwirtschaft zurückgegangen. So hat sich die ländliche Nachbarschaft von einer normativ verpflichtenden Lebens- und Arbeitsgemeinschaft zu einer „interessensorientierte[n]

101 Vgl. Honvehlmann 1990, S. 5 f.

102 Honvehlmann 1990, S. 99.

103 Honvehlmann 1990, S. 344.

104 Honvehlmann 1990, S. 344.

[sic!] Festgemeinschaft¹⁰⁵ gewandelt. Die Nachbarschaft bildet, so Honvehlmann, nicht mehr den Lebensmittelpunkt der Dorfbewohner*innen, sondern ist „viel eher eine Bezugsgruppe unter vielen“¹⁰⁶. Die ländliche Nachbarschaft behält jedoch trotz des Funktionswandels ihre symbolische Bedeutung als bei Bedarf aktivierbares lokales Beziehungs- und Unterstützungsnetzwerk.

In den 1990er-Jahren erlangt das Themenfeld Nachbarschaft in der Volkskunde/Kulturanthropologie wissenschaftliche Aufmerksamkeit in Form von zwei grösseren Studienprojekten. Diese Untersuchungen zeichnen sich durch ihre Hinwendung zu informellen Nachbarschaftsformen und ihre Themenvielfalt aus: Das Projekt am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main steht für einen breit gefassten, explorativen Zugang zum Thema Nachbarschaft.¹⁰⁷ Studierende beschäftigen sich unter anderem mit zeitlich befristeter Nachbarschaft in einem Frauenhaus, virtueller Nachbarschaft im Internet¹⁰⁸, der Fernsehsendung „Lindenstrasse“¹⁰⁹, Neighbourhood Watch¹¹⁰ oder städtischen und ländlichen Nachbarschaftsidealen. In der Einleitung beschreibt der Kulturanthropologe Heinz Schilling anschaulich den eher losen Charakter gegenwärtiger Nachbarschaftsbeziehungen, die weder dem idyllisierenden Bild inniger lokaler Gemeinschaft noch der kulturpessimistischen Prophezeiung eines anonymen Nichts-miteinander-zu-tun-Habens entsprechen: Heutige Nachbarschaftsbeziehungen basieren, so Schilling, vor allem auf der „stille[n] Vereinbarung einer Verbindlichkeit der Unverbindlichkeit“¹¹¹: „Die Idealnachbarschaft besteht in unserer Gesellschaft offenbar aus Menschen, die füreinander da sind, wenn es die Situation erfordert, sich aber ansonsten in Ruhe lassen.“¹¹² Es handelt sich dabei um die scheinbar „ideale Kombination aus ‚dörflicher‘ Nachbarschaft mit ihrer schicksalhaften Verbundwirkung aus wortloser Hilfe und gnadenloser Kontrolle (Brügge-mann und Riehle 1986) und einer als ‚urban‘ zu charakterisierenden Nachbarschaft,

105 Honvehlmann 1990, S. 361.

106 Honvehlmann 1990, S. 333.

107 Vgl. Schilling 1997a.

108 Die Studierenden bewegen sich dazu in Foren, Newsgroups, Chat-Rooms, virtuellen Kirchen und Friedhöfen oder im animierten Forum „Worlds Away“, wo jeder Account bei der Anmeldung mit einem dreidimensionalen Avatar versehen werden kann, der sich durch eine virtuelle Nachbarschaft mit Strassen, Geschäften, Cafés et cetera bewegt und mit anderen Nutzer*innen kommunizieren kann. Vgl. Oltmann/Holzfuß 1997.

109 Die Seifenoper „Lindenstrasse“ wird seit 1985 auf dem deutschen Sender „Das Erste“ ausgestrahlt und schildert den Alltag der Anwohner*innen der fiktiven Münchner Lindenstrasse und deren Umgebung. Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Lindenstraße> (Stand: 27. Februar 2019).

110 Es handelt sich dabei um Nachbar*innen, die sich mit dem Ziel zusammenschliessen, Einbrüche im Quartier zu verhindern. Vgl. Mantecón-Ammann 1997, S. 323.

111 Schilling 1997b, S. 12.

112 Schilling 1997b, S. 10.

deren hervorstechendstes Merkmal ihre Optionalität ist¹¹³. Ideale Nachbarschaft bedeutet in diesem Verständnis: „Solidarität, wenn es die Not gebietet. Fremdbleiben, wenn es die individuelle Verwirklichungsmöglichkeit erfordert.“¹¹⁴ So distanziert Schilling Nachbarschaft von verbindlicheren und stabilisierenderen Konzepten wie Gemeinschaft oder Zugehörigkeit.¹¹⁵

Das andere Studienprojekt wird von Falk Blask vom Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin in Zusammenarbeit mit dem Heimatmuseum Treptow geleitet und beschäftigt sich mit Nachbarschaft in den Berliner Stadtteilen Treptow und Neukölln, die im Osten und Westen der ehemaligen Grenze zwischen Westberlin und der DDR liegen.¹¹⁶ Anders als beim Frankfurter Projekt stehen hier ein spezifischer Stadtraum und ein Leitinteresse im Fokus. Die Studierenden beschäftigen sich in ihren Arbeiten anhand von schriftlichen, mündlichen und visuellen Quellen mit der Frage, wie Nachbarschaft in Treptow und Neukölln in unmittelbarer Nähe zur deutsch-deutschen Grenze während der Berliner Teilung sowie nach dem Mauerfall gelebt wurde und wird.

Diese beiden Studienprojekte verdeutlichen die Hinwendung der kulturanthropologischen Nachbarschaftsforschung zu städtischen und informellen Nachbarschaftsbeziehungen. Sie arbeiten beide ethnographisch, verbinden gegenwarts- und vergangenheitsbezogene Forschungsinteressen und zeigen die Vielschichtigkeit von Nachbarschaft auf.

An dieser Stelle lässt sich für die Volkskunde/Kulturanthropologie zusammenfassend festhalten, dass sich ab den 1940er-Jahren die Nachbarschaftsforschung zunehmend als Forschungsfeld etabliert hat und bis in die 1990er-Jahre hinein regelmässig umfangreiche Abhandlungen zum Thema erscheinen. In der sich wandelnden Ausrichtung der Nachbarschaftsforschung spiegelt sich dabei auch die Geschichte des Fachs: Lehmanns Abhandlung ist ein Beispiel für die Infiltration der Volkskunde durch die nationalsozialistische Ideologie. Während die Arbeiten von Franz Krins oder Karl-Sigismund Kramer sich in den 1950er-Jahren basierend auf der Analyse schriftlicher Quellen vornehmlich mit historischen Formen von Nachbarschaft beschäftigen, sind spätere Untersuchungen wie zum Beispiel diejenigen von Josef Ruland, Burkhard Schwering, Jutta-Beate Engelhard oder Hubert Honvehlmann gegenwartsorientiert. Die Darlegungen von Matthias Zender und Renate Baruzzi-Leicher stehen im Zeichen der grossen volkskundlichen Atlas-Projekte, die sich für die räumliche Verbreitung kultureller Phänomene interessieren, und arbeiten dementsprechend in einem vergleichenden Ansatz unterschiedliche lokale Ausprägungen von Nachbarschaft heraus. Die Forschungen bezeugen auch die langandauernde Vorliebe der Volkskunde für ländliche, traditionelle Kultur und deren Relikte, ebenso wie eine zunehmende Hinwendung zu urbanen Lebenswelten

113 Schilling 1997b, S. 10.

114 Schilling 1997b, S. 10.

115 Vgl. Schilling 1997b, S. 11.

116 Vgl. Blask 1999.

ab den 1980er-Jahren. Mit den Forschungsinteressen haben auch unterschiedliche Forschungsmethoden Konjunktur: die Analyse schriftlicher, historischer Quellen, Fragebogenerhebungen, Orientierung an der empirischen Sozialforschung und ethnographische Vorgehensweisen.

Auffallend ist auch, dass die Untersuchungen aus der Blütezeit der volkskundlichen Nachbarschaftsforschung alle aus Deutschland stammen. Für die Schweiz fehlen entsprechende Untersuchungen zu traditioneller Nachbarschaft. Kramer nennt die Schweiz ein „nachbarschaftsarm[es]“¹¹⁷ Gebiet. In volkskundlichen Arbeiten zum Schweizer Dorfleben sind aber durchaus Organisationsformen beschrieben, die Strukturen und Funktionen traditioneller deutscher Nachbarschaften ähneln. So schildert beispielsweise der Schweizer Volkskundler Arnold Niederer die als Gemeinwerk bezeichnete Gemeinschaftsarbeit in Walliser Dörfern. Auch hier sind Dorfbewohner*innen genossenschaftlich organisiert und formieren sich zu Arbeitsgemeinschaften, die sich mit gemeinschaftlichen Arbeitseinsätzen und gegenseitigen Hilfeleistungen unterstützen.¹¹⁸

Die volkskundliche Nachbarschaftsforschung setzt sich, wie auch Engelhard festhält, mit einigen Ausnahmen wie beispielsweise dem Atlas der Deutschen Volkskunde vor allem aus Einzelbeiträgen zu regional und lokal spezifischen Nachbarschaften zusammen.¹¹⁹ Die verschiedenen volkskundlichen Arbeiten zeichnen sich insgesamt durch einen mikroanalytischen Blick aus und liefern detaillierte Beschreibungen von Nachbarschaft an spezifischen Orten und zu spezifischen Zeiten. Sie zeigen historische Entwicklungen sowie regionale und lokale Unterschiede auf und verleihen dem Phänomen Nachbarschaft so historische Tiefe und inhaltliche Dichte.

Nachbarschaft als nähräumlicher Beziehungs- und Interaktionstypus

Meine bisherigen Ausführungen haben sich auf die volkskundlich-kulturanthropologische Nachbarschaftsforschung beschränkt. Im Folgenden sollen Untersuchungen der Soziologie und weiterer Fächer hinzugezogen werden. Anders als in der Volkskunde liegt der Fokus dieser Studien auf gegenwärtigen, informellen und städtischen Nachbarschaftsbeziehungen. Vielen Untersuchungen liegt die Frage zugrunde, ob es Nachbarschaft in modernen, (gross-)städtischen Kontexten überhaupt noch gibt beziehungsweise wie sie gestaltet ist.¹²⁰ Nachbarschaft wird dabei – anders als in den frühen volkskundlichen Untersuchungen – nicht als enge lokale Gemeinschaft gezeichnet, sondern als eine variable und in den meisten Fällen eher lose Beziehungs- und Interaktionsform. Die Wissenschaftler*innen untersuchen die Qualität dieser Sozialform und arbeiten unterschiedliche nachbarschaftliche Bezie-

117 Kramer 1954, S. 27.

118 Vgl. Niederer 1956.

119 Vgl. Engelhard 1986, S. 47.

120 Vgl. Rohr-Zänker/Müller 1998, S. 1.

hungstypen und Funktionen sowie die Bedeutung meso- und makrostruktureller Einflussfaktoren auf Nachbarschaften heraus.

Für die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Nachbarschaft schlägt die Soziologin Elisabeth Pfeil in den 1950er-Jahren zunächst grundsätzlich eine Unterscheidung zwischen rein räumlicher und sozialer Nachbarschaft vor: Der Begriff der Nachbarschaft sei von der Stadtplanung okkupiert, wo er primär ein geografisches Gebiet bezeichne und per se nichts über die Beziehungen zwischen den Bewohner*innen dieses Gebietes aussage. Um Nachbarschaft als Sozialform, ein „nachbarliches Verhältnis“¹²¹, zu beschreiben, schlägt sie stattdessen den Begriff Nachbarkreis vor. In ihrer empirischen Untersuchung in einem Dortmunder Stadtteil hat sie Hausbewohner*innen nach der Ausgestaltung ihrer nachbarschaftlichen Beziehungen in Form von beispielsweise Grussverhalten, Anteilnahme bei wichtigen Ereignissen, Hilfeleistungen und Ausleihen oder der Pflege näherer Bekanntschaften befragt und so unterschiedliche „Beziehungsdichte[n]“¹²² herausgearbeitet. Dieses Interesse für die Herausarbeitung und Kategorisierung verschiedener Intensitätsgrade nachbarlicher Verhältnisse prägt die sozialwissenschaftliche Nachbarschaftsforschung. Der Soziologe Helmut Klages beispielsweise unterscheidet knapp zehn Jahre nach Pfeil im Rahmen einer Untersuchung in Dortmund „drei Haupttypen“¹²³ grossstädtischer Nachbarschaftsverhältnisse: (1) „zeremonielles Verhalten“¹²⁴ in der Nachbarschaft, das auf der Befolgung von „Anstandsregeln“¹²⁵ basiere und zum Beispiel das Grüssen oder die Teilnahme an bestimmten familiären Anlässen wie Beerdigungen umfasse, (2) „Solidaritätsverhalten“¹²⁶, das alltägliche Hilfeleistungen wie beispielsweise das Ausleihen von Dingen beinhalte, und (3) „individuelles Kontaktverhalten“¹²⁷, das etwa in der Pflege von Bekanntschaften in der Nachbarschaft bestehe. Der Soziologe Donald J. Warren entwickelt 1978 auf der Basis empirischer Analysen ebenfalls ein Typologisierungsmo-
 del, das als heuristisches Instrument zur Unterscheidung verschiedener Nachbarschaftsformen dienen soll. Er unterscheidet bei einer Forschung in Detroit Nachbarschaftsbeziehungen entlang dreier Dimensionen: (1) dem Ausmass individueller Identifikation mit der lokalen Gegend, (2) dem Ausmass des sozialen Austauschs zwischen Nachbar*innen und (3) dem Ausmass der Anbindung der Gegend an eine grössere *community*. Aus der unterschiedlichen Kombination dieser drei Faktoren hat er sechs häufig vorkommende Nachbarschaftstypen abgeleitet.¹²⁸ Im Vergleich zu Klages' Kategorisierung differenziert Warren den Nachbarschaftsbegriff also noch weiter, indem er neben

121 Pfeil 1959, S. 163.

122 Pfeil 1959, S. 173.

123 Klages 1968, S. 104

124 Klages 1968, S. 104.

125 Klages 1968, S. 104.

126 Klages 1968, S. 104.

127 Klages 1968, S. 104.

128 Vgl. Günther 2009, S. 448 f. und Warren 1978, S. 313–318.

der Beziehungs- und Interaktionsebene auch die lokalräumliche Identifikation und das Verhältnis zwischen Nachbarschaft und Partizipation am übergreifenden Gemeindeleben einbezieht.

Es gibt mehrere Modelle, die unterschiedliche Intensitäten von Nachbarschaft als eine Stufenleiter darstellen: Die Geograf*innen Richard Meegan und Alison Mitchell beispielsweise nehmen eine Abstufung in insgesamt elf Nachbarschaftstypen vor, die vom gegenseitigen Sich-Erkennen in der Nachbarschaft über gelegentliche Kontakte, Teilnahme an Gemeinschaftsanlässen bis hin zum gemeinsamen Besitz und Unterhalt lokaler Einrichtungen reichen.¹²⁹ Die Forschungsgruppe des Projektes „Nachbarschaften in genossenschaftlichen Wohnsiedlungen“ unterscheidet ebenfalls „*unterschiedliche Ausprägungen von Nachbarschaft*“¹³⁰ und stellt diese als ein „Nachbarschaftskontinuum“¹³¹ dar. Nachbarschaft kann dabei anonymes Nebeneinanderherleben, ohne die Nachbar*innen zu kennen, ebenso umfassen wie intensive, freundschaftliche Beziehungen. In diesen Modellen stehen Praktiken wie das Sich-Grüssen oder bestimmte Hilfeleistungen stellvertretend für unterschiedliche Intensitätsgrade nachbarschaftlicher Interaktion und damit auch für unterschiedliche Beziehungsdichten. Es handelt sich bei diesen Beispielen um Versuche, Nachbarschaft durch eine Unterscheidung nach verschiedenen Ausprägungen zu systematisieren.

Immer wieder stellt die Nachbarschaftsforschung nicht nur die Frage nach (typisierbaren) synchronen Unterschieden, sondern auch nach einem diachronen Wandel von Nachbarschaftspraxen. Forschende konstatieren regelmässig einen zunehmenden Bedeutungsverlust von Nachbarschaft und geben als Gründe unter anderem gesellschaftliche Individualisierung und Enttraditionalisierung, mobile Lebensweisen und die Möglichkeiten virtueller Vernetzung an, welche die Bedeutung lokaler Räume und Gemeinschaften schwächen.¹³² Graham Crow, Graham Allan und Marcia Summers widersetzen sich in ihrer soziologischen Untersuchung der diskursiv hergestellten Dichotomie zwischen (früherer) An- und (jetziger) Abwesenheit von Nachbarschaftlichkeit und gehen stattdessen davon aus, dass viele unterschiedliche Formen nachbarschaftlicher Interaktionen und Beziehungen möglich sind. Der Fokus ihrer und anderer neuerer Forschungen liegt darauf, wie unterschiedliche Formen von Nachbarschaftlichkeit durch Individuen aktiv konstruiert und gewählt werden und nicht einfach eine gegebene Eigenschaft lokaler Sozialstrukturen sind.¹³³ Crow/Allan/Summers beschreiben anhand ihrer empirischen Untersuchung in einer englischen Kleinstadt, wie Nachbar*innen das Verhältnis zwischen Nähe und Distanz aushandeln. Die Nachbarschaftsbeziehungen basieren dabei nicht auf einer Ausschliesslichkeit von entweder ausgeprägter sozialer Nähe oder sozialer Distanz.

129 Vgl. Meegan/Mitchell 2001, S. 2176.

130 Hervorhebung im Original. Emmenegger/Fanghänel/Müller 2017, S. 7.

131 Emmenegger/Fanghänel/Müller 2017, S. 7.

132 Vgl. z. B. Crow/Allan/Summers 2002, S. 128.

133 Vgl. Crow/Allan/Summers 2002, S. 128.

ziertheit. Stattdessen ist gerade das Aufrechterhalten einer fragilen Balance zwischen Distanziertheit (*detachment*) und Einmischung (*interference*) zentral für die Nachbarschaftskontakte. Sie sprechen hier von der Norm einer „friendly distance“¹³⁴ unter Nachbar*innen. Als gute Nachbar*innen würden Personen wahrgenommen, die das Recht der anderen auf Privatsphäre respektieren und gleichzeitig zur Verfügung stehen würden, wenn es notwendig sei. Das von Crow/Allan/Summers beschriebene Austarieren nachbarschaftlicher Kontakte zwischen verbindlicher Gemeinschaft und unverbindlicher Anonymität erinnert an Schillings Beschreibung gegenwärtiger Vorstellungen einer Idealnachbarschaft, in denen sich die Nachbar*innen bei Bedarf beistehen und sich zugleich nicht zu nahe kommen. Zu ähnlichen Befunden kommen Reutlinger et al. in einer empirischen Untersuchung über Nachbarschaftsbeziehungen in einer Schweizer Agglomeration:¹³⁵ Nachbarschaft mäandriert in den untersuchten Wohnsiedlungen in Uster zwischen städtischer Anonymität und dörflicher Enge. Nachbar*innen im Haus fungieren – stärker als die weiter entfernt wohnenden Nachbar*innen im Quartier – als Unterstützungsnetzwerk und haben insofern eine Bedeutung im Alltag der Siedlungsbewohner*innen. Zugleich sind aber auch diese Hausnachbar*innen zu einem grossen Teil austauschbar, weshalb Reutlinger et al. von einer „emotionale[n] Nichtgebundenheit“¹³⁶ der Nachbarschaftsbeziehungen sprechen.

Die Erziehungswissenschaftlerin Julia Günther weist darauf hin, dass Nachbar*innen trotz der häufig eher losen Beziehungsform wichtige soziale Funktionen einnehmen, die sie als (1) soziale Unterstützung, (2) soziale Kontrolle¹³⁷ und (3) Austragen nachbarschaftlicher Konflikte¹³⁸ bezeichnet.¹³⁹ Günther selbst hat sich mit Nachbarschaftshilfe als lokalem Unterstützungsnetzwerk beschäftigt. Nachbarschaftshilfe basiert vor allem auf der physischen Nähe und der daraus hervorgehenden raschen Verfügbarkeit der Hilfe. Deshalb kommt Nachbarschaftshilfe auch vor allem bei unvorhergesehenen Situationen und bei alltäglichen Tätigkeiten zum Zuge. Neben solch meist kleineren, praktischen Hilfeleistungen wie zum Beispiel dem Erledigen von Besorgungen für betagte Menschen umfasst Nachbarschaftshilfe in einem breiteren Sinne aber auch „den Austausch von Informationen und Ratschlägen“¹⁴⁰, Beteiligung an der „Sozialisation von Kindern“¹⁴¹ und emotionale

134 Crow/Allan/Summers 2002, S. 135.

135 Vgl. Reutlinger et al. 2010.

136 Reutlinger et al. 2010, S. 229.

137 Vgl. dazu bspw. Günther/Nestmann 2000, S. 324 f. und Jetzkowitz/Schneider 2006.

138 Das Thema Nachbarschaftskonflikte hat neben wissenschaftlichem auch viel populäres Interesse erfahren. Vgl. z. B. Bergmann 1992, Bösch 1998, die SAT.1-Sendung „Nachbar gegen Nachbar“ oder der Dokumentarfilm „Kampfzone Garten – Wenn Nachbarn streiten“.

139 Günther greift dazu das von House/Landis/Umberson entwickelte Modell sozialer Beziehungen auf. Vgl. House/Landis/Umberson 1988.

140 Günther 2009, S. 455.

141 Günther 2009, S. 455.

Unterstützung. Der Bedarf und die Bedeutung nachbarschaftlicher Hilfe variiert unter den Bewohner*innen und hängt unter anderem von deren Lebensphase und sozialem Hintergrund ab.¹⁴²

Bei der Frage, welche Faktoren ausschlaggebend dafür sind, wie stark jemand an Nachbarschaft interessiert oder auch davon abhängig ist und wie intensiv die nachbarschaftlichen Beziehungen in einem Wohnumfeld sind, setzen verschiedene Untersuchungen an.¹⁴³ Eine übersichtliche Zusammenfassung dazu liefert Julia Günther:¹⁴⁴ Sie nennt zum einen „[b]austrukturelle Faktoren“¹⁴⁵ wie zum Beispiel Grösse und Anordnung der Wohngebäude oder das Vorhandensein von Grünflächen und Begegnungsräumen.¹⁴⁶ Zum anderen führt sie – als Ergebnis unterschiedlicher Untersuchungen – zahlreiche „sozialstrukturelle Variablen“¹⁴⁷ auf, darunter folgende: Je sozial homogener die Bevölkerung, desto intensiver der nachbarschaftliche Kontakt und Zusammenhalt; je höher das Alter der Personen, desto stärker ihre Integration in die Nachbarschaft; Frauen haben mehr nachbarschaftliche Kontakte und sind mehr in der Nachbarschaft engagiert als Männer; je länger jemand an einem Ort wohnt, desto stärker ist er in die Nachbarschaft integriert. Daneben haben selbstredend auch persönliche Neigungen einen Einfluss auf die nachbarschaftlichen Beziehungen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die in diesem Kapitel beschriebenen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen Nachbarschaft als spezifische Sozialform verstehen und danach fragen, wie Menschen, die sich ein Wohnumfeld als physischen Nahraum teilen, miteinander verkehren. Die Forschungen versuchen also zu beschreiben, wie eng diese Beziehungen sind, wozu sie dienen und welche äusseren Faktoren in ihre Ausgestaltung hineinspielen. Anders als bei den volkscundlichen Untersuchungen liegt hier der Fokus primär auf modernen, informellen und städtischen Nachbarschaftsbeziehungen.¹⁴⁸ Es geht auch weniger um die Herausarbeitung räumlicher und zeitlicher Spezifika und regionaler Unterschiede als um die Identifi-

142 Vgl. Günther 2009, S. 453–458.

143 Vgl. z. B. Vierecke 1972.

144 Vgl. Günther 2009, S. 451–453. Eine ähnliche Zusammenstellung findet sich auch bei Engelhard 1986, S. 61–64.

145 Günther 2009, S. 451.

146 Vgl. dazu auch Harloff et al. 1999, auf die Günther sich bezieht.

147 Günther 2009, S. 451.

148 „Während die Volkskunde in der Regel mehr die formelle, das heisst die durch schriftlich oder mündlich tradierte Regeln gekennzeichnete und räumlich klar begrenzte, Nachbarschaft in Stadt und Land hauptsächlich in der Vergangenheit untersuchte, hat sich die Soziologie nahezu ausschliesslich um die informellen, räumlich diffusen, nachbarlichen Beziehungen in der Gegenwart gekümmert.“ Engelhard 1986, S. 5. Auch wenn jedoch der Fokus der Volkskunde lange auf traditionellen, gemeinschaftlich organisierten, ländlichen bis kleinstädtischen Nachbarschaften gelegen hat, zeigt sich, dass sich das Fach auch mit modernen Nachbarschaften befasst. Insbesondere Engelhard's Untersuchung über grossstädtische Nachbarschaftsinitiativen in den 1980er-Jahren sowie die

zierung verallgemeinerbarer Grundtypen nachbarschaftlicher Beziehungen und Interaktionen, meso- und makrostruktureller Einflussfaktoren und gesellschaftlicher Funktionen von Nachbarschaft.

Zwischenfazit: Nachbarschaftsforschung

Die Literatur auf dem Gebiet der Nachbarschaftsforschung liest sich insgesamt als ein Bestreben, Nachbarschaft als eine soziale, an räumliche Nähe in der Wohnumgebung gekoppelte Sozialität greifbar zu machen. Detaillierte, mikroanalytische Beschreibungen von Nachbarschaftspraxen an spezifischen Orten ebenso wie Einteilungen in unterschiedliche Nachbarschaftstypen verleihen Nachbarschaft Kontur und stabilisieren sie als spezifische, charakterisierbare nahräumliche Sozialform. Nachbarschaft erscheint in diesen Abhandlungen als eine gesellschaftliche Konstante, die sich, wenn auch in unterschiedlichen Ausprägungen, überall vorfindet, wo Menschen mit- und nebeneinander leben. Zugleich entzieht sich Nachbarschaft auch der Greifbarmachung und Stabilisierung: Nachbarschaft kann, so macht die vorhandene Forschungsliteratur deutlich, sowohl ein anonymes Nebeneinanderherleben als auch enge Kontakte in der Wohnsiedlung bedeuten; sowohl informell und freiwillig als auch institutionell organisiert und verpflichtend sein; zur Nachbarschaft können eine unbestimmte Anzahl nahebei Wohnender, eine fixe Anzahl Haushalte, eine räumlich abgegrenzte Gruppe oder auch das gesamte Dorf gehören. Gerade die volkskundlichen Untersuchungen zeigen, dass sich Nachbarschaft zum einen aus diachroner Perspektive betrachtet ständig verändert, zum anderen auch aus synchroner Perspektive eine Gleichzeitigkeit verschiedenster Formen von Nachbarschaften erkennbar ist. So können nahräumliche Sozialitäten zwar äusserst unterschiedlich organisiert sein, aber dennoch dieselbe Bezeichnung – ‚Nachbarschaft‘ – tragen.¹⁴⁹

Studienprojekte aus den 1990er-Jahren zeugen von einem sich erweiternden Blick auf unterschiedliche Formen und Bedeutungsdimensionen von Nachbarschaft.

149 Vgl. Schwering 1979, S. 473. Der Volkskundler Burkhard Schwering erklärt: „Wohl zu allen Zeiten treten menschliches Gesellungsbedürfnis und nachbarschaftliche Verhältnisse auf und erscheinen je nach Ort und Zeit in Sozialformen und sozialen Verhältnissen eigener Ausprägungen und Charakteristika, aber auch grundlegender gemeinsamer Merkmale. Viele dieser Gruppenphänomene werden als Nachbarschaften gefasst, so dass von daher die Aufzeichnung einer kontinuierlichen Entwicklung *der* Nachbarschaft nicht möglich erscheint.“ Hervorhebung im Original. Schwering 1979, S. 8. Die Beobachtung der Vielgestalt von Nachbarschaft findet sich auch bei Engelhard: „Der ehemals ‚objektive‘ Nachbarschaftsbegriff, der für die zu der Gemeinschaft zählenden Mitglieder verbindlich war, weicht mit der Zeit immer mehr individuellen und subjektiven Auslegungen, die sehr stark voneinander abweichen können: So wird der Begriff Nachbarschaft im räumlich unbestimmten Sinn gebraucht, und er bezieht sich auf eine ganze Skala von Personenkreisen: auf die Nachbarn von nebenan, von gegenüber, die Nachbarn im Haus, die Nachbarn ausserhalb des Hauses. [...] Da das Phänomen der

Es zeigt sich in der Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur, dass Nachbarschaft im Sinne der Anthropologin und Philosophin Annemarie Mol ein multiples Objekt¹⁵⁰ ist, das – nicht nur von den Forschenden, sondern von den Nachbar*innen selbst – immer wieder anders versammelt und (re-)produziert wird und sich dadurch einer dauerhaften Stabilisierung entzieht.

4.3 Anwendungsorientierte Ansätze: Quartier und Nachbarschaft als Planungs- und Interventionseinheiten

Neben den bisher beschriebenen Forschungszugängen, die vor allem darauf abzielen, Quartierleben und nachbarschaftliche Beziehungen besser zu verstehen, steht bei anderen Ansätzen das Planen und Gestalten von Quartieren und Nachbarschaften im Fokus. Aus einer anwendungsorientierten Perspektive sollen durch strategische Planung und gezielte Interventionen die Wohn- und allgemein die Lebensqualität in Quartieren und Nachbarschaften verbessert sowie soziale Probleme verhindert und/oder gelöst werden. Darauf gehe ich im ersten Teil dieses Unterkapitels ein. Rund um diese anwendungsorientierten Ansätze spannt sich wiederum ein Netz aus Literatur, die sich kritisch mit den in diesen Kontexten verwendeten Quartier- und Nachbarschaftskonzepten auseinandersetzt. Um einige dieser in den Sozial- und Kulturwissenschaften sowie von den anwendungsorientierten Disziplinen selbst formulierten Kritikpunkte geht es im zweiten Teil des Unterkapitels.

Planen, gestalten, intervenieren

Die verschiedenen Planungs- und Interventionsansätze basieren auf der Vorstellung, Quartier und Nachbarschaft seien überschaubare Räume und an eine spezifische Sozialform gekoppelt – ähnlich wie im Konzept der *natural area* der Chicago School, wie es weiter oben beschrieben worden ist. Als prototypische Beispiele für Quartier- und Nachbarschaftsplanung gelten in der Forschungsliteratur die Idee der *neighborhood units* und die Settlementbewegung.

Das Konzept der *neighborhood unit* ist 1929 vom US-amerikanischen Stadtplaner Clarence Arthur Perry formuliert worden.¹⁵¹ Perry versteht Grossstädte als eine Ansammlung kleinerer Einheiten. Die Lebensqualität in diesen kleinräumigen Struk-

Nachbarschaft in ganz verschiedenen Umfeldern auftritt, kann es keine generell gültige Definition geben; die Nachbarschaft ändert sich mit ihrem Umfeld und dementsprechend ändert sich auch ihr Begriffsinhalt. Einen überzeitlichen Begriff, der für alle sozialen Verhältnisse und Siedlungsstrukturen Gültigkeit besitzt, kann es also nur in einem sehr allgemeinen Sinne geben.“ Engelhard 1986, S. 26–28.

150 Siehe zum Begriff ‚multiples Objekt‘ die Ausführungen im Kapitel 3.1.3.

151 Die folgenden Ausführungen zu Perrys Konzept der *neighborhood unit* basieren auf Bertels 1990, S. 62, Engelhard 1986, S. 52 f., Perry 2011, Reutlinger/Stiehler/Lingg 2015d,

turen ist für ihn wesentlich für die Alltagserfahrung der Stadtbewohner*innen. Perrys Konzept ist deshalb auf eine gezielte Planung sogenannter *neighborhood units* ausgelegt: eigenständiger, aber in das grössere städtische Ganze eingebetteter Nachbarschaften. In der Konzeption der *neighborhood units* hat er in erster Linie Familien im Blick, in deren Alltagsleben, so Perry, die Schule eine zentrale Funktion einnimmt. Deshalb soll eine *neighborhood unit* jeweils rund um eine Schule gebaut werden und ihre Grösse dem Einzugsgebiet einer Schule entsprechen. Neben der Schule sieht Perry eine Kirche und andere öffentliche Einrichtungen wie beispielsweise eine Bibliothek oder ein Museum im Zentrum der einzelnen *neighborhood units*. In jeder *neighborhood unit* soll es ausreichend Grünflächen sowie ein am Rand der Einheit platziertes Geschäftsviertel mit Einkaufsmöglichkeiten geben. Ein wesentliches Element seines Konzepts ist ausserdem ein abgestuftes Strassensystem aus grossen Verbindungsstrassen, die entlang der einzelnen Nachbarschaften verlaufen und so zugleich als Abgrenzung dienen, und kleineren, vom Durchgangsverkehr entlasteten Strassen im inneren Bereich. So ist beispielsweise die Schule für alle Kinder erreichbar, ohne dass sie eine grosse Strasse überqueren müssen. Perrys Konzept der *neighborhood units* hat einen grossen Einfluss auf die Stadtplanung. In den USA werden seine Ideen rasch in die behördliche Planung aufgenommen und auch in zahlreichen anderen Ländern werden sie rezipiert und umgesetzt. So wird Nachbarschaft vielerorts zum „Leitbild von städtebaulichen Planungen“¹⁵². Perry konzipiert Nachbarschaften als funktionale Untereinheiten des Stadtraums. Er will überschaubare physische und soziale Räume in der Stadt schaffen, die sich an dörflichen Strukturen orientieren. Sein Nachbarschaftskonzept basiert dabei wesentlich auf der Idee einer engen Verbindung von Raum und Sozialität, von gebauter und sozialer Nachbarschaft. Perry geht davon aus, dass eine gut funktionierende Nachbarschaft sich nicht einfach organisch entwickelt, sondern eine förderliche physische Umgebung benötigt, die wiederum entsprechend geplant werden muss. Sein Nachbarschaftsverständnis ist letztlich „geodeterministisch[]“¹⁵³, indem es annimmt, dass durch eine Veränderung beziehungsweise gezielte Planung des physischen Raums auch das Verhalten und die Beziehungen der diesen Raum Bewohnenden beeinflusst werden können.

Die Settlementbewegung hat ihren Ausgangspunkt in England, verbreitet sich aber ab den 1880er-Jahren auch in anderen Ländern, insbesondere in den USA.¹⁵⁴ Die Bewegung hat einen sozialreformerischen Ansatz und versteht sich als Beitrag

S. 81–96, Rohr-Zänker/Müller 1998, S. 10, Schnur 2008a, S. 45 f. und Schubert 1977, S. 252.

152 Bertels 1990, S. 62.

153 Reutlinger/Stiehler/Lingg 2015d, S. 96.

154 In Deutschland versuchten vor allem das Hamburger Volksheim (1901 von Walter Clasen gegründet) und die Soziale Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost (1911 vom Pastor Friedrich Siegmund-Schultze gegründet), die Visionen der Settlementbewegung umzusetzen. Vgl. Wietschorke 2012, S. 99.

zur Lösung sozialer Probleme in der Grossstadt, die durch die Industrialisierung verursacht worden sind. Die Bewegung gründet in den Arbeiterquartieren sogenannte *settlement houses* (dt.: Volksheime). Diese bieten – ähnlich wie beispielsweise die heutigen Basler Quartiertreffpunkte – ein breites Hilfs-, Freizeit- und Bildungsangebot und sind sozialpolitisch engagiert.¹⁵⁵ Ein wesentliches Element der Settlementbewegung ist ausserdem die soziale Durchmischung. So wohnen in den *settlement houses* „Angehörige[] der gebildeten Mittelschicht“¹⁵⁶, von denen „der Geist bürgerlicher Kultur ausstrahlen“¹⁵⁷ soll. Durch ihre Präsenz in den Arbeiterquartieren erhofft sich die Bewegung eine Abschwächung der Segregation sowie „zivilisierende“ Effekte auf die Arbeiterschaft¹⁵⁸. Beabsichtigt ist auch, dass aus der räumlichen Nähe über die verschiedenen sozialen Schichten hinweg eine nachbarschaftliche Solidargemeinschaft entsteht. Die Settlementbewegung kann als ein sozialpädagogischer Ansatz beschrieben werden, der schichtenübergreifende Nachbarschaftsbeziehungen fördern und durch sein Bildungs- und Freizeitangebot bürgerliche Werte vermitteln will. Nachbarschaft wird als eine „Sozialpartnerschaft“¹⁵⁹ moralisch aufgeladen. Anders als bei Perrys Konzept der *neighborhood units* stehen hier nicht räumliche, sondern soziale Interventionen im Vordergrund.¹⁶⁰

Diese zwei Planungs- und Interventionsansätze stehen an dieser Stelle stellvertretend für zahlreiche weitere, die bestrebt waren und sind, auf der räumlichen und sozialen Ebene der Quartiere und Nachbarschaften gestaltend einzugreifen. Ähnliche Ideen finden sich durch das ganze 20. Jahrhundert hindurch und bis heute in kleineren und grösseren Skalen immer wieder. Eine Vielzahl von Akteur*innen unterschiedlicher Berufsgruppen widmet sich der Planung und Gestaltung von physischen Nahräumen und der Entwicklung und Umsetzung von kollektiven Wohn- und Lebensformen.¹⁶¹ Sozialarbeiter*innen sind intervenierend in bestehenden

155 Oehler/Drilling betrachten die Settlementbewegung sowie andere Ansätze des community developments, die „[i]n der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts [...] in England und in den USA [entstanden]“ (Oehler/Drilling 2010, S. 202), als Anfänge der professionellen Sozialen Arbeit.

156 Wietschorke 2012, S. 98.

157 Wietschorke 2012, S. 98.

158 Wietschorke 2012, S. 98.

159 Wietschorke 2012, S. 102.

160 Die Ausführungen zur Settlementbewegung basieren auf Engelhard 1986, S. 55 f., Oehler/Drilling 2010, S. 202 f., Schubert 1977, S. 223–225 und Wietschorke 2012, S. 96–105.

161 Ein bekanntes Beispiel aus dem 20. Jahrhundert ist die Gartenstadtbewegung, die auf den Engländer Ebenezer Howard zurückgeht. Howards Absicht war, die Vorteile von Stadt und Land in sogenannten Gartenstädten miteinander zu kombinieren und dadurch zugleich ihre jeweiligen Nachteile aufzuheben. Vgl. dazu Bertels 1990, S. 63–67 und Howard 1907. Eine Präsentation verschiedener kollektiver Wohnbauprojekte bietet der Katalog zur Ausstellung „Together! Die Neue Architektur der Gemeinschaft“ im Vitra Design Museum. Vgl. Kries et al. 2017. Aktuelle Beispiele gemeinschaftlich orientierter Wohnprojekte in der Schweiz sind beispielsweise die Kalkbreite, Kraftwerk1

Siedlungen tätig, betreiben Quartiertreffpunkte, Stadtteilbüros und aufsuchende Gemeinwesenarbeit in sogenannten problematischen Wohnsiedlungen oder begleiten Projekte partizipativer Stadt(teil)entwicklung.¹⁶² Die Bedeutung von Quartieren und Nachbarschaften als Interventionsfelder zur Lösung sozialer Probleme zeigt sich auch in gross angelegten nationalen Förderprogrammen. Als bekanntes Beispiel ist das Bund-Länder-Programm „Soziale Stadt“ der Bundesrepublik Deutschland zu nennen. Dieses Förderprogramm unterstützt

seit 1999 die Stabilisierung und Aufwertung städtebaulich, wirtschaftlich und sozial benachteiligter und strukturschwacher Stadt- und Ortsteile. Städtebauliche Investitionen in das Wohnumfeld, in die Infrastrukturausstattung und in die Qualität des Wohnens sorgen für mehr Generationengerechtigkeit sowie Familienfreundlichkeit im Quartier und verbessern die Chancen der dort Lebenden auf Teilhabe und Integration. Ziel ist es, vor allem lebendige Nachbarschaften zu befördern und den sozialen Zusammenhalt zu stärken.¹⁶³

Seit Einführung des Programms wurden in ganz Deutschland rund 891 Massnahmen finanziell unterstützt.¹⁶⁴ Als Schweizer Pendant lässt sich das inzwischen abgeschlossene Programm „Projets urbains“ verstehen, das vom Bundesamt für Raumentwicklung zusammen mit vier weiteren Fachstellen des Bundes gesteuert wurde. In Zusammenarbeit mit den Kantonen wurden zwischen 2008 und 2015 16 Projekte in diversen Schweizer Städten und Agglomerationsgemeinden finanziell und technisch unterstützt. Die *Projets urbains* wurden „vom Bundesrat als Integrationsmass

und mehr als wohnen in Zürich, die Giesserei in Winterthur oder die Wohnbaugenossenschaft Warmbächli in Bern. Vgl. Verein Neustart Schweiz 2016, S. 85–101 mit einer Übersicht und Links zu verschiedenen Wohnprojekten. Während die Gartenstadtbewegung und die gemeinschaftsorientierten Wohnprojekte von sozialreformerischen Ideen geprägt sind und ‚bessere‘ Formen des Zusammenlebens entwickeln wollen, orientieren sich andere nahräumliche Planungs- und Gestaltungsansätze eher an ökonomischen Überlegungen: Beim sog. *quartering* handelt es sich beispielsweise um die strategische Produktion bestimmter Quartierimages als eine Form des Brandings im Kontext postindustrieller, unternehmerischer Stadtentwicklung. Das heisst, ausgewählte Stadtquartiere werden durch Interventionen als Marke (zum Beispiel als *china town*, Kulturviertel oder *gay village*) positioniert, die Firmen und Tourist*innen anlocken, also letztlich ökonomisches und symbolisches Kapital generieren soll. Vgl. Bell/Jayne 2004.

162 Zur quartierbezogenen Sozialen Arbeit vgl. Oehler/Drilling 2010. In den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts haben sich zunehmend partizipative Planungs- und Gestaltungsansätze entwickelt. Ziel ist, die Bewohner*innen in die Planungsprozesse und die Gestaltung physischer und sozialer Räume mit einzubeziehen. Auf die quartierbezogene partizipative Stadtentwicklung werde ich im Kapitel 5.5 ausführlich eingehen.

163 http://www.staedtebaufoerderung.info/StBauF/DE/Programm/SozialeStadt/soziale_stadt_node.html (Stand: 15. März 2019).

164 Vgl. http://www.staedtebaufoerderung.info/StBauF/DE/Programm/SozialeStadt/soziale_stadt_node.html (Stand: 15. März 2019).

nahme beschlossen¹⁶⁵. Sie setzten auf der kleinräumigen Ebene einzelner Quartiere an, um dort durch gezielte Entwicklungsprojekte mit „eine[m] interdisziplinären und partizipativen Ansatz die Lebensqualität der Bewohnerinnen und Bewohner nachhaltig zu verbessern“¹⁶⁶.

Kritik an quartier- und nachbarschaftsbezogenen Planungs- und Interventionsansätzen

Vor dem Hintergrund dieser zahlreichen nahräumlichen Planungskonzepte, politischen Programme und sozialarbeiterischen Projekte haben sich Sozial- und Kulturwissenschaftler*innen, aber beispielsweise auch die Soziale Arbeit selbst mit der Frage auseinandergesetzt, inwiefern durch strategische Interventionen und Planungen überhaupt funktionierende Quartiere und Nachbarschaften geschaffen werden können.¹⁶⁷ So zeichnet sich das Forschungsfeld Quartier und Nachbarschaft auch dadurch aus, dass raumplanerische und sozialreformerische Konzepte und Bewegungen und ihre Quartier- und Nachbarschaftsverständnisse kritisch unter die Lupe genommen werden. Folgende wesentliche Kritikpunkte werden dabei formuliert:

- (1) Planer*innen gehen oft von administrativen Quartiergrenzen aus, die nicht dem Gefühl der Quartierbewohner*innen entsprechen.¹⁶⁸
- (2) Soziale Probleme können nicht (nur) in den Quartieren gelöst werden, da die Ursachen der Probleme in Form gesellschaftlicher Ungleichheiten über das Quartier hinausragen.¹⁶⁹
- (3) In der Stadt können aus mehreren Gründen keine dörflichen Strukturen geschaffen werden: Die soziale Kontrolle in Dörfern beruht(e) auf gegenseitiger ökonomischer Abhängigkeit, die in Städten so nicht gegeben ist. Grossstadtbewohner*innen

165 <https://www.are.admin.ch/are/de/home/staedte-und-agglomerationen/programme-und-projekte/programm-projets-urbains---gesellschaftliche-integration-in-wohn.html> (Stand: 15. März 2019).

166 <https://www.are.admin.ch/are/de/home/staedte-und-agglomerationen/programme-und-projekte/programm-projets-urbains---gesellschaftliche-integration-in-wohn.html> (Stand: 15. März 2019).

167 So ist auch ein Aufsatz von Jens Wietschorke treffend übertitelt mit „Ist Nachbarschaft planbar?“ (Wietschorke 2012). Wietschorkes Frage gibt einen interessanten Denkanstoss. Im Hinblick auf kulturanthropologische Analysen scheint es mir jedoch fruchtbarer, danach zu fragen, wie, durch wen, mit welchen Absichten und Folgen versucht wird, Quartiere und Nachbarschaften zu planen und auf welchen Vorstellungen von Quartier und Nachbarschaft diese Planungskonzepte aufbauen. Für eine interdisziplinäre Auseinandersetzung mit dem Thema Planung siehe bspw. die verschiedenen Aufsätze im Tagungsband „Wie plant die Planung?“. Vgl. Lange/Müller 2016.

168 Vgl. Oehler/Drilling 2010, S. 205.

169 Vgl. Oehler/Drilling 2010, S. 202.

sind auch in Bezug auf Hilfe- und Dienstleistungen nicht mehr aufeinander angewiesen. Während in der Stadt Wohnende früher gemeinsam für Verteidigung, Wasserversorgung und andere Aufgabengebiete verantwortlich waren, werden diese Aufgaben heute von städtischen Institutionen übernommen. Städtische Nachbarschaften haben so die Funktion der Selbstverwaltung verloren. Ausserdem sind Stadtbewohner*innen mobil; die Pflege sozialer Beziehungen, aber auch andere Tätigkeiten wie Einkauf oder Arbeit führen sie aus dem eigenen Quartier hinaus und ihr Aktivitätsradius dehnt sich damit auf das gesamte Stadtgebiet aus. Es zeichnet letztlich das urbane Leben gerade aus, dass die in der Stadt Wohnenden ihre Beziehungen und ihre Freizeitgestaltung frei wählen können und losgelöst sind von räumlichen Beschränkungen. Die Vorstellung, dass in Städten dörfliche Strukturen geschaffen werden können, ist somit grundsätzlich als überholt zu bezeichnen.¹⁷⁰

- (4) Soziale Durchmischung ist schwer umzusetzen, da es oft ein starkes Bedürfnis gibt, ‚unter sich‘ zu sein. Es zeigt sich ausserdem, dass soziale Durchmischung in Wohngebieten nicht unbedingt zu gesellschaftlicher Integration und zur Aufhebung sozialer Ungleichheiten führt. Pierre Bourdieu stellt unter Bezugnahme auf den Habitus-Begriff¹⁷¹ gerade in Frage, dass „die Kohabitation von im sozialen Raum fernstehenden Akteuren an sich schon soziale Annäherung oder [...] Desegration bewirken könnte“¹⁷².

Nachbarschaftliche Beziehungen lassen sich nicht durch gezielte soziale Durchmischung planen. Es lässt sich im Gegenteil beobachten, dass gerade soziale Homogenität zu intensiven Nachbarschaftsbeziehungen führt.¹⁷³

- (5) Ein weiteres Problem der Quartier- und Nachbarschaftsplanung ist, dass die Soziale Arbeit von einem latenten Interesse der Bewohner*innen an Nachbarschaft ausgeht, das nur noch durch einen Impuls von aussen aktiviert werden muss. Interesse und Bedarf an Nachbarschaft sind aber individuell sehr unterschiedlich und können nicht als allgemein gegeben angenommen werden.¹⁷⁴

170 Vgl. Häussermann/Siebel 2004, S. 111 f., Pfeil 1963, S. 51 f., Riemer 1951 und Wietschorke 2012, S. 112 f.

171 „Kurzum, es ist der Habitus, der das Habitat macht, in dem Sinne, dass er bestimmte Präferenzen für einen mehr oder weniger adäquaten Gebrauch des Habitats ausbildet.“ Bourdieu 1991, S. 32. Habitus wird von Bourdieu beschrieben „als ein zwar subjektives, aber nicht individuelles System verinnerlichter Strukturen, als Schemata der Wahrnehmung, des Denkens und Handelns [...], die allen Mitgliedern derselben Gruppe oder Klasse gemein sind und die die Voraussetzung jeder Objektivierung und Apperzeption bilden“ (Bourdieu 1979, S. 188).

172 Er erklärt: „Tatsächlich steht einem nichts ferner und ist nichts weniger tolerierbar als Menschen, die sozial fern stehen, aber mit denen man in räumlichen Kontakt kommt.“ Bourdieu 1991, S. 32.

173 Vgl. Häussermann/Siebel 2004, S. 111 f., Lingg/Stiehler 2010, S. 173, Pfeil 1963, S. 45 und Wietschorke 2012, S. 116–118.

174 Vgl. Lingg/Stiehler 2010, S. 174 f.

So hält der Kulturanthropologe Jens Wietschorke denn auch fest: „Nachbarschaft kann deshalb nicht geplant werden, weil sie auf sozialen Auswahlprozessen basiert und damit eine Form der Wahlverwandtschaft ist.“¹⁷⁵ Räumliche Nähe allein führt nicht per se zu einer nachbarschaftlichen Beziehung.¹⁷⁶

Zwischenfazit: Quartiere und Nachbarschaften planen und gestalten

Die dargelegten Planungs- und Interventionsansätze basieren auf einer Vorstellung von Quartieren und Nachbarschaften als sozialräumlichen Einheiten, die durch professionelle Planung und Intervention gestaltet und letztlich optimiert werden können. Quartiere und Nachbarschaften werden damit nicht als gegebene Einheiten betrachtet, sondern als solche, die aktiv (re-)produziert werden müssen – wobei sich, wie gezeigt worden ist, Sozial- und Kulturwissenschaftler*innen sowie die anwendungsorientierten Disziplinen selbst durchaus kritisch mit dieser Vorannahme der Planbarkeit von Quartieren und Nachbarschaften auseinandersetzen. Quartier und Nachbarschaft erscheinen in diesem anwendungsorientierten Kontext grundsätzlich als normative Konzepte, die an Vorstellungen vom guten Leben gekoppelt sind. Dabei ist die Vorstellung davon, was das gute Leben ausmacht, von räumlichen und zeitlichen Kontexten, gesellschaftspolitischen Strukturen, disziplinären und ideologischen Hintergründen beeinflusst und somit variabel. Die planerische und gestalterische Auseinandersetzung mit Quartieren und Nachbarschaften lässt sich als eine gesellschaftliche Reaktion auf eine – als Folge der Modernisierung verstandene – Auflösung stabiler Nachbarschaftsbeziehungen und Lok Räume verstehen und ist eng verbunden mit der aufkommenden Grossstadtkritik zu Beginn des 20. Jahrhunderts.¹⁷⁷

Durch die Herstellung dörflicher Strukturen – sowohl was die räumliche Überschaubarkeit als auch die Dichte sozialer Kontakte betrifft – soll die Wohn- und Lebensqualität in der Stadt verbessert, aber auch sozialen Problemen entgegengewirkt werden. Quartiere und Nachbarschaften gelten mit ihrer räumlichen Übersichtlichkeit vor dem Hintergrund der Idealvorstellung traditioneller Nachbargemeinschaften als wirksames Antidot zu modernen gesellschaftlichen Zerfallstendenzen und als Inbegriff des guten Zusammenlebens. Professionelle Akteur*innen versuchen Quartiere und Nachbarschaften als stabile Einheiten zu erhalten oder überhaupt

175 Wietschorke 2012, S. 118.

176 Vgl. Häussermann/Siebel 2004, S. 112 und Wietschorke 2012, S. 118.

177 „Seit der Entstehung von Grossstädten ist Nachbarschaft ein wichtiger gemeinsamer Bezugspunkt ihrer Kritiker. Der Grossstadt wurde vorgeworfen, sie löse traditionelle Bindungen auf und führe zu Anonymität und sozialer Desorganisation, und ihr wurde das enge soziale Beziehungsgeflecht einer dörflichen Nachbarschaft als positives Muster gelungenen gesellschaftlichen Zusammenlebens entgegengehalten.“ Rohr-Zänker/Müller 1998, S. 1.

erst herzustellen, gerade wenn sie sich im Zuge der Modernisierung auflösen und an gesellschaftlicher Relevanz verlieren.

Eine Erklärung für diese Hinwendung unterschiedlicher anwendungsorientierter Disziplinen zu lokalen Räumen und Sozialitäten findet sich bei Patrick Oehler und Matthias Drilling, die sich mit der Entwicklung quartierbezogener Sozialer Arbeit auseinandergesetzt haben. Das Interesse der Sozialen Arbeit am Quartier leiten sie daraus her, dass es als „überschaubarer Ort“¹⁷⁸ erscheint, „in dem die vielfältigen gesellschaftlichen und sozialen Probleme wie unter einer Lupe sichtbar, erkennbar und auch teilweise lösbar erscheinen“¹⁷⁹. In anderen Worten: Die Überschaubarkeit der sozialräumlichen Einheiten Quartier und Nachbarschaft ermöglicht es professionellen Akteur*innen, gesellschaftliche Herausforderungen (vermeintlich) greifbar und damit ‚bearbeitbar‘ zu machen.

4.4 Zwischenfazit

Die verschiedenen in diesem Kapitel skizzierten Quartier- und Nachbarschaftsstudien verbindet, dass sie sich mit der Qualität und Produktion lokaler Räume und Sozialitäten auseinandersetzen. Sie interessiert, wie Menschen in städtischen und ländlichen Nahräumen leben, wie sie miteinander interagieren und ihr Zusammenleben organisieren und wie – beziehungsweise ob überhaupt – sich diese lokalen Sozialräume durch strategische Interventionen gestalten lassen. Es zeigt sich aber auch, dass es sich bei diesem Forschungsfeld um ein äusserst heterogenes und instabiles Gebilde handelt: Die Assemblage der Quartier- und Nachbarschaftsforschungen setzt sich einerseits zusammen aus Akteur*innen unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen und anwendungsorientierter Professionen. Diese bearbeiten mit je eigenen Begrifflichkeiten, Theorien und Methoden ihre spezifischen Forschungsfragen an Quartiere und Nachbarschaften. Sowohl aus einer diachronen als auch aus einer synchronen Perspektive fächert sich das Forschungsfeld Quartier und Nachbarschaft somit in eine Vielzahl von Untersuchungskontexten, -themen und -ansätzen auf.

Andererseits sind nicht nur die Akteur*innen, Zugänge und Leitinteressen veränderlich, sondern auch die Untersuchungsobjekte selbst: Die in diesem Kapitel vorgenommene Zusammenschau unterschiedlicher Forschungen macht deutlich, dass Quartiere und Nachbarschaften sowohl synchron als auch diachron immer wieder anders versammelt werden: Sie werden einmal als eine traditionelle Dorfgemeinschaft beschrieben, einmal als sozialreformerische Interventionseinheit, einmal als *socioscape* und einmal als organisierter Verein, einmal als *natural area* und *urban village*, einmal als lose Beziehung. Die Forschenden konstatieren in ihren Untersu-

178 Oehler/Drilling 2010, S. 202.

179 Oehler/Drilling 2010, S. 202.

chungen ausserdem immer wieder eine Destabilisierung von Quartieren und Nachbarschaften: Die Verbindung von *community* und Raum löst sich in den Quartieren im Zuge einer zunehmenden Heterogenität und Mobilität der Bevölkerung sowie aufgrund moderner Kommunikationsmedien auf; informelle, freiwillige, lose und verhältnisweise anonyme Nachbarschaftsbeziehungen treten an die Stelle verpflichtender, festgefügtter Nachbarschaften.

Sowohl das Wesen von Quartier und Nachbarschaft (ihre ontologische Seins-Art) als auch die Art, wie sie erforscht werden (die epistemologischen Perspektiven auf Quartier und Nachbarschaft), sind also variabel. Trotz oder viel eher gerade wegen dieser Veränderlichkeit sind Quartier und Nachbarschaft jedoch persistente Kategorien in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung: Die Variabilität der Perspektiven verleiht dem Forschungsfeld Quartier und Nachbarschaft, so meine Interpretation, Stabilität. Die Quartier- und Nachbarschaftsforschung hat laufend neue sozial- und kulturwissenschaftliche Theorien und Methoden integriert, sich an veränderte gesellschaftliche Realitäten angepasst und unterschiedliche Quartier- und Nachbarschaftswirklichkeiten zu ihren Untersuchungsobjekten gemacht. Durch diese inhaltliche, theoretische und methodische Offenheit hat sie über Jahrzehnte, wenn auch mit konjunkturellen Schwankungen¹⁸⁰, als Forschungsfeld Bestand. Indem Quartiere und Nachbarschaften immer wieder als Forschungsfelder, als analytische Konzepte und als Planungs- und Interventionseinheiten gewählt werden, werden sie als sozialräumliche Einheiten (re-)produziert und dadurch auch stabilisiert: Quartier(e) und Nachbarschaft(en) werden als lokale Räume und Sozialitäten mit spezifischen – das heisst bestimmbaren beziehungsweise durch die Forschenden zu bestimmenden oder auch strategisch zu gestaltenden – Eigenschaften untersucht. Durch wissenschaftliche Praxen des Benennens, Beschreibens und Unterscheidens werden Quartier und Nachbarschaft in ihrer Besonderheit von anderen Räumen und Sozialitäten abgegrenzt; sie werden in ihrer Spezifik greifbar gemacht und als ein identifizierbares sozialräumliches Objekt stabilisiert.

Wird die Forschungsliteratur aus einer assemblagetheoretischen Perspektive betrachtet, wird deutlich, dass Quartier und Nachbarschaft multiple Objekte sind: In der Forschung wird unter den Begriffen Quartier und Nachbarschaft eine Vielfalt unterschiedlicher gesellschaftlicher Organisationsformen und räumlicher Dimensionen zusammengehalten. Die Forschungsobjekte Quartier und Nachbarschaft überschneiden sich einerseits und sind andererseits in sich heterogen. Sie formieren sich situativ zu *einem* Objekt ‚überschaubare(r) lokale(r) Raum und Sozialität im Wohnumfeld‘, das jedoch keine klaren Konturen hat und sich in einer Vielzahl unterschiedlicher empirischer Ausprägungen lokaler Räumlichkeit und Sozialität auflöst.

180 Zu den Konjunkturen der Nachbarschaftsforschung siehe Althaus 2018, S. 29.

5 Über die Produktion lokaler Räume und Sozialitäten: Fallbeispiele und Analysen

Im Folgenden verengt sich mein geografischer Blick und ich wende mich meinem Forschungsfeld Basel und der Analyse meines empirischen Materials zu. In jedem Kapitel befrage ich von mir untersuchte Praxen darauf, wie sie organisiert sind und wie in ihnen Quartier und Nachbarschaft als Räume und Sozialitäten imaginiert, praktiziert und dadurch auch (re-)produziert werden. Ich betrachte diese Praxen aus assemblagetheoretischer Perspektive als unterschiedliche Formen, Quartier und Nachbarschaft zu versammeln. Die Beschreibung und Analyse der verschiedenen Quartier- und Nachbarschaftspraxen ist dabei wiederum selbst als ein Akt des Versammelns zu verstehen: Ich setze als Forscherin unterschiedlichste Elemente – verschiedene Individuen, Institutionen, Medien, Orte, Narrative, Objekte – miteinander in Beziehung und bin so „selbst an der Versammlung dessen beteiligt, was [ich] beschreib[e]“¹.

5.1 Karten und Statistiken: Quartier als Territorium

Das bereits erwähnte Forschungsprojekt „Medienwelten und Alltagsurbanität“ im Fachbereich Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel hat sich, verknappert gesagt, zum Ziel gesetzt, „ausgehend vom Basler Matthäus-Quartier“² das Wechselverhältnis zwischen Medien und Stadt zu untersuchen. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin des Projekts führe ich Anfang 2013 explorative Erkundungen im Matthäusquartier in Kleinbasel durch. Selbst im Matthäusquartier wohnhaft, ist mir dieses aufgrund akkumulierter Alltagserfahrungen vertraut. Mit Beginn der Forschungsarbeit verändert sich mein Blick auf das Matthäusquartier jedoch massgeblich: Um das Quartier als Forschungsfeld operationalisieren zu können, will ich es definieren und abgrenzen können – ein Bedürfnis, das ich als ‚blosse‘ Bewohnerin nicht hatte. Eine Internetrecherche führt mich nach wenigen Klicks zur Webseite des kantonalen Statistischen Amtes, wo sich Informationen zu den Basler Quartieren³ finden. Ich drucke eine Karte des Matthäusquartiers aus. Die auf dem

1 Lippuner 2014, S. 122.

2 Projekt „Medienwelten und Alltagsurbanität“ [Unveröffentlichter Forschungsantrag], S. 10. Das Matthäusquartier wird im Projekt nicht als gegebene geographische Begrenzung verstanden, sondern als ein Forschungsfeld, das aufgrund forschungspragmatischer Entscheidungen und in Interaktion mit den Praxen der zu untersuchenden Akteur*innen laufend definiert wird.

3 Die offizielle Bezeichnung in Basel lautet ‚Wohnviertel‘; der Begriff ‚Quartier‘ wird aber synonym dazu – auch durch das Statistische Amt selbst – ebenfalls verwendet. Vgl. z. B. die Informationen und Dokumente auf <http://www.statistik.bs.ch/haeufig-gefragt/wohnviertel.html> (Stand: 5. März 2019). Das Gebiet des Kantons Basel-Stadt gliedert sich in die 19 Wohnviertel der Stadt Basel und die zwei Gemeinden Riehen und Bettingen.

Schwarz-Weiss-Ausdruck schlecht ersichtlichen Quartiergrenzen zeichne ich mit grünem Leuchtstift nach und hänge diese Quartierkarte über meinen Schreibtisch. Durch diesen Akt wandelt sich das Matthäusquartier für mich von einem nicht weiter definierten und reflektierten Alltagsraum zu einem geografisch festgelegten Gebiet und Forschungsfeld mit klaren Grenzen.

Im vorliegenden Kapitel beschäftige ich mich am Beispiel des Basler Matthäusquartiers damit, wie Quartiere in administrativen und wissenschaftlichen Praxen als Territorium mit klaren Grenzen und spezifischen Charakteristika (re-)produziert werden, und knüpfe damit an die Ausführungen im vorigen Kapitel zu stadtsoziologischen und -anthropologischen Quartierstudien an.

Administrative Quartiereinteilungen als Stabilisierungen

Um das Matthäusquartier für meine Forschungsarbeit greifbar zu machen, orientiere ich mich, wie einleitend beschrieben, an der offiziellen Quartiereinteilung der kantonalen Verwaltung⁴. Diese Einteilung sowie Informationen zu den einzelnen Quartieren finden sich auf der Webseite des Statistischen Amtes.⁵ Die insgesamt 19 Basler Stadtquartiere sind dort nummeriert und in einer Liste aufgeführt. Das Matthäusquartier trägt die Nummer 17 und wird mit „Vielfalt im Kleinformat“⁶ übertitelt. Wie zu den anderen Quartieren auch, finden sich auf der Webseite des Statistischen Amtes Fotos, ein Portraittext, kartographische Darstellungen sowie ein Link zu einer Radargrafik. Auf der Internetseite des Statistischen Amtes lässt sich ausserdem ein pdf-Dokument mit den „Basler Quartier- und Gemeindeportraits“⁷ herunterladen. In diesem Dokument wird jedes Quartier auf einer Seite überblicksmässig und nach einem standardisierten Muster vorgestellt. Das Matthäusquartier wird unter dem Titel „Maximale Dichte im Wohn- und Gewerbeviertel“⁸ mit einem kurzen Portraittext, Eckwerten zu Fläche, Bevölkerungszahl, Wohnfläche pro Person und Ausländeranteil, zwei Karten, die einmal die Lage des Quartiers in der Stadt und einmal in einem vergrösserten Ausschnitt seine Grenzen und Bebauungsstruktur darstellen, sowie einem graphisch dargestellten Quartierradar und einem dazugehörigen kurzen Radarbericht präsentiert. Insgesamt beschreibt das Statisti-

4 Die Stadt Basel ist der Hauptort des Kantons Basel-Stadt, zu dem neben Basel auch die deutlich kleineren Gemeinden Riehen und Bettingen gehören. Es gibt in der Stadt Basel keine eigene Gemeindeverwaltung. Die Stadtverwaltung ist Teil der Kantonsverwaltung. Vgl. § 57 der Verfassung des Kantons Basel-Stadt. Im Folgenden werden deshalb die Begriffe Stadtverwaltung und Kantonsverwaltung synonym verwendet und beziehen sich jeweils auf Verwaltungseinheiten des Kantons Basel-Stadt.

5 <http://www.statistik.bs.ch/haeufig-gefragt/wohnviertel.html> (Stand: 5. März 2019).

6 <http://www.statistik.bs.ch/haeufig-gefragt/wohnviertel/17-matthaeus.html> (Stand: 5. März 2019).

7 Statistisches Amt des Kantons Basel-Stadt 2018.

8 Statistisches Amt des Kantons Basel-Stadt 2018, S. 19.

sche Amt das Matthäusquartier in diesem Dokument als ein äusserst dicht bebautes Wohn- und Gewerbequartier mit wenig Grünflächen, das einen hohen Anteil an ‚Ausländer*innen‘ und Sozialhilfeempfänger*innen aufweist.⁹

Aus einer assemblagetheoretischen Perspektive lässt sich festhalten, dass das Matthäusquartier durch spezifische Beschreibungs- und Kartierungspraxen des Statistischen Amtes als eingezeichnete Fläche auf Stadtkarten, als administrative, eindeutig lokalisierte und klar abgrenzbare Untereinheit des städtischen Raumes versammelt wird. Das Matthäusquartier wird als eine sozialräumliche Einheit produziert, die sich eindeutig von anderen geografischen Stadträumen abgrenzen lässt und spezifische, beschreib- und quantifizierbare Charakteristika hat, die anhand von Texten, Karten und Grafiken dargestellt werden. Als Untereinheit der Stadt Basel steht das Matthäusquartier in einem relationalen Verhältnis zu anderen Stadtquartieren. Die In-Bezug-Setzung statistischer Daten der verschiedenen Basler Quartiere ermöglicht es überhaupt erst, lokale Spezifika eines einzelnen Quartiers (zum Beispiel eine hohe Bebauungsdichte) als solche erkennbar zu machen.

Es handelt sich bei dieser eindeutigen Festlegung von Quartiergrenzen um einen Prozess der Territorialisierung, wie ihn DeLanda beschrieben hat.¹⁰ Das Matthäusquartier wird durch die administrative Praxis der räumlichen Grenzziehung stabilisiert: Während Menschen neu in das Quartier ziehen und wieder wegziehen, geboren werden und sterben, Häuser gebaut, renoviert und abgerissen werden, unterschiedliche Veranstaltungen stattfinden, Cafés, Läden, Restaurants und Geschäfte ihre Eigentümer*innen wechseln und der urbane Alltag sich damit ständig verändert, bleibt das Matthäusquartier in der administrativen Einteilung stets dasselbe Quartier. Seine Eigenschaften mögen im Verlauf der Zeit variieren – wenn etwa die Bevölkerung zunimmt oder der Ausländeranteil steigt –, doch die räumlichen Grenzen bleiben unverändert. Damit bleibt es als Entität für die Verwaltung greifbar. Dem Statistischen Amt beispielsweise ermöglicht die stabile Einteilung in Wohnviertel eine über die Jahrzehnte konsistente und damit vergleichbare kleinräumige Erfassung von Strukturdaten der Stadt Basel. Wie der Soziologe Peter Bartelheimer darlegt, bilden „Gebietsabgrenzungen“¹¹ die Voraussetzung, um „sozialstatistische Daten [...] ‚verräumlichen‘“¹² zu können:

Individualdaten (Merkmale von Personen oder Haushalten) werden nicht nur für bestimmte soziale Gruppen, sondern auch nach städtischen Teilgebieten aggregiert. Dafür muss sich die Berichterstattung an physisch, das heisst territorial abgegrenzte Teilräume halten, für die auf diese Weise statistische Profile entstehen und die im Idealfall über die Zeit hinweg beobachtet werden können.¹³

9 Statistisches Amt des Kantons Basel-Stadt 2018, S. 19.

10 Vgl. DeLanda 2006, S. 12 f. Siehe dazu die Ausführungen im Kapitel 3.1.3.

11 Bartelheimer 2007, S. 281.

12 Bartelheimer 2007, S. 281.

13 Bartelheimer 2007, S. 281.

Indem das Quartier als statistische Einheit festgelegt wird und Individualdaten einzelner Stadtbewohner*innen zu Quartierdaten zusammengefasst werden, wird das Quartier fortwährend als Einheit reproduziert.

Stabilisierung administrativer Quartiereinteilungen in wissenschaftlichen Untersuchungen

Auch anderen Akteur*innen dient die administrative Unterteilung in Quartiere zur Strukturierung des städtischen Raums. Wissenschaftliche Arbeiten beispielsweise nutzen die offizielle Quartiereinteilung zur Festlegung eines Forschungsfelds, und in ihnen findet sich auch die soeben beschriebene textliche und kartografische Darstellungspraxis von Quartieren wieder. Mein anfänglicher Zugang, ein bestimmtes, geografisch definiertes Quartier als Forschungsfeld zu wählen, hat in der Stadtforschung – nicht zuletzt durch den im Kapitel 4.1.1 beschriebenen Einfluss der Chicago School – eine lange Tradition. Es handelt sich in ethnographischen und anderen sozial- und kulturwissenschaftlichen Untersuchungen um eine etablierte Form der Feldkonstruktion, bestimmte städtische Territorien – Wohnsiedlungen, Nachbarschaften, Quartiere, Stadtteile – zu Forschungsfeldern zu machen, um auf der Grundlage dieser räumlichen Setzung eine Vielzahl von unterschiedlichen Themen zu untersuchen. Administrative Einteilungen und Bezeichnungen können dabei helfen, das Untersuchungsfeld als Territorium zu definieren.¹⁴ Aus dieser Art der Feldkonstruktion hat sich ein spezifisches wissenschaftliches Textgenre der Quartierbeschreibung mit typischen Darstellungsweisen und wiederkehrenden inhaltlichen Elementen entwickelt. Am Beispiel zweier Untersuchungen, die an der Universität Basel durchgeführt worden sind, lassen sich diese stilistischen und inhaltlichen Ähnlichkeiten aufzeigen.

Ich beziehe mich zum einen auf die ethnographische Doktorarbeit der Ethnologin und Soziologin Nicole Fretz zum Thema Raum und Integration, die 2011 erschienen ist;¹⁵ zum anderen auf eine Studie der Geografin Madeleine Imhof. Diese ist 1998 publiziert worden und widmet sich unter dem Titel „Migration und Stadtentwicklung“¹⁶ dem „Wohnstandortverhalten der ausländischen Bevölkerung und der allgemeinen Quartierentwicklung“¹⁷. Beide wählen für ihren vergleichenden Ansatz zwei Basler Quartiere als Untersuchungsfelder aus, eines davon jeweils das Matthäusquartier. In beiden Abhandlungen werden diese Untersuchungsfelder in deskriptiven, faktenbezogenen Kapiteln den Lesenden vorgestellt. In diesen Be-

14 Die Wahl eines bestimmten Territoriums als Erkenntnisort heisst jedoch nicht per se, dass die Forschenden das Stadtquartier auch als ontologische Begrenzung urbaner Praxen verstehen und davon ausgehen, dass urbane Lebenswelten und Beziehungsnetze sich nur oder in erster Linie innerhalb des untersuchten Quartiers aufspannen.

15 Fretz 2011.

16 Imhof 1998.

17 Imhof 1998, S. 18.

schreibungen finden sich jeweils ähnliche Elemente: eine Übersichtskarte mit der offiziellen Quartiereinteilung der Stadt Basel, Kartenausschnitte zu den untersuchten Quartieren und schriftliche Ausführungen, welche die exakte Lage und räumliche Charakteristika des Quartiers (Gesamtfläche, wichtige Verkehrsachsen), dessen Bebauungs- und Bevölkerungsstruktur (Bebauungsdichte, Verhältnis Wohn-, Gewerbe- und Grünflächen; Ausländeranteil, Altersdemographie, Schichtzugehörigkeit), historische Entwicklung, Image sowie weitere für wichtig erachtete Elemente (zum Beispiel aktuelle Stadtentwicklungsprojekte, Naherholungsgebiete oder die Versorgungsinfrastruktur) beschreiben.¹⁸ Diese Beschreibungspraxen nehmen einen auffallend objektivistischen Duktus ein. Subjektive Eindrücke der Schreibenden kommen nicht vor, Wahrnehmungen von Bewohner*innen werden bei Imhof gar nicht, bei Fretz nur an einer Stelle kurz erwähnt und ansonsten in nachgelagerten Analysekapiteln ausführlich abgehandelt. Das städtische Quartier erscheint aus dieser Forschungsperspektive als ein gegebener Kontext, der zunächst möglichst genau und ‚objektiv‘ beschrieben werden muss, um vor diesem Hintergrund die später folgenden Analyseergebnisse, die auf einer empirischen Untersuchung in eben diesem Quartier basieren, einordnen zu können. So wird unterschieden zwischen dem Quartier, wie es – gemäss diesem Verständnis – als Territorium objektiv gegeben ist, und den individuellen, subjektiven Wahrnehmungen und Praxen der Quartierbewohner*innen. In dieser wissenschaftlichen Konstruktion von Quartieren als Forschungsfeldern und der damit verbundenen Darstellungspraxis wird zugleich ein spezifisches Quartierverständnis reproduziert: Das Quartier erscheint hier wie in den Portraits des Statistischen Amtes als ein eindeutig definiertes beziehungsweise definierbares städtisches Territorium mit klaren Grenzen und als eine Ansammlung von Fakten zu dessen räumlicher und sozialer Struktur. Es dient den Forschenden als „Container für die Daten“¹⁹, wie es Schnur ausdrückt, als eine stabile Einheit, in der sich gesellschaftliche Phänomene untersuchen lassen.

Destabilisierungen

Die administrative Kategorie Quartier ist in Basel, wie sich herausstellt, jedoch um einiges instabiler, als es zunächst scheinen mag. Im Verlauf der Stadtgeschichte ändern sich die Gebietseinteilungen mehrfach und werden an die veränderte Siedlungsstruktur angepasst: In den 1860er-Jahren wird Grossbasel neu in sechs Quartiere eingeteilt, die um den historischen Stadtkern angeordnet sind. Im Verlauf der nächsten 20 Jahre wird diese Einteilung um zwei Quartiere in Kleinbasel ergänzt. Die Stadt wird damit in insgesamt acht Quartiere unterteilt. Daraufhin werden nach 1893 sowie mit der Gründung des Statistischen Amtes im Jahr 1902 weitere Anpas-

18 Vgl. Fretz 2011, S. 120–128 und Imhof 1998, S. 59–69. Ein ähnlicher Beschreibungsduktus findet sich auch in Schneider-Sliwa et al. 2012, S. 4–10.

19 Schnur 2008a, S. 78.

sungen und Ergänzungen vorgenommen. Die bis heute bestehende Einteilung in 19 Stadtquartiere wird 1904 durch das Statistische Amt eingeführt, da die vorangegangenen ständigen Veränderungen in der Gebietseinteilung die vergleichende Betrachtung von diachronen Entwicklungen verhindert haben.²⁰

Diese Quartiereinteilung wird in den letzten Jahren jedoch zunehmend hinterfragt: Im Jahr 2009 führt die Basler Kantonsverwaltung sogenannte Lebensräume als zusätzliche Gliederungseinheit neben den Quartieren ein. Der Wunsch nach einer neuen Einteilung kommt zu diesem Zeitpunkt vor allem von den Neutralen Quartiervereinen²¹, deren Zuständigkeitsgebiete nicht den administrativen Quartiergrenzen entsprechen. Argumentiert wird, wie in einem Zeitungsartikel nachzulesen ist, vor allem, dass die Basler Quartiereinteilung veraltet sei und nicht dem Zugehörigkeitsgefühl der Basler Bevölkerung entspreche.²² Als Kompromisslösung wird die bisherige Quartiereinteilung, die insbesondere für die Konsistenz statistischer Erhebungen als wichtig erachtet wird, beibehalten und zusätzlich neu die Gliederung in Lebensräume eingeführt.²³ Die Einteilung in Lebensräume ist rechtlich nicht verbindlich.²⁴ Sie stellt die Zuständigkeitsgebiete der Neutralen Quartiervereine dar und dient der Kontaktstelle für Quartierarbeit zur Festlegung des Einzugsgebiets für die Begrüßungsveranstaltungen für Neuzuzüger*innen, die sie zusammen mit den Neutralen Quartiervereinen organisiert. Einzelne Verwaltungsstellen kennen die Einteilung in Lebensräume, ansonsten sei sie aber, so Claudia Greter von der Kontaktstelle für Quartierarbeit, insbesondere in der Bevölkerung zumeist unbekannt.²⁵ Die Grenzen werden hier zwar anders gezogen, statt von Quartieren spricht man von Lebensräumen, aber auch hier wird die Stadt in klar voneinander abgegrenzte räumliche Untereinheiten eingeteilt.

Fünf Jahre später wird die Basler Quartiereinteilung erneut in Frage gestellt: 2014 reicht der CVP-Grossrat Oswald Inglin zusammen mit Politiker*innen anderer Par-

20 Vgl. Schlumpf 2016, S. 81–84, Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt 2016, S. 3 und E-Mails von Claudia Greter, Kontaktstelle für Quartierarbeit Basel-Stadt, 22. März 2016 und Vitus Thali, Statistisches Amt Basel-Stadt, 6. April 2016.

21 Da keine neuen Vorstandsmitglieder gefunden werden konnten, löste sich der Neutrale Quartierverein Unteres Kleinbasel 2018 auf. Im Kanton Basel gibt es deshalb aktuell 16 Neutrale Quartiervereine. Es handelt sich dabei um einen Zusammenschluss von Freiwilligen, die sich für die Anliegen des jeweiligen Quartiers einsetzen – zum Beispiel in Bezug auf Verkehrs- oder Wohnpolitik – und Veranstaltungen für die Vereinsmitglieder und weitere Interessierte organisieren. Vgl. Rutschmann 2018 und <https://www.entwicklung.bs.ch/stadtteile/quartierarbeit/quartierorganisationen.html> (Stand: 5. März 2019).

22 Marcolli 2009, S. 22.

23 Die Einteilung der Lebensräume wurde in der Zwischenzeit minim angepasst. Eine Karte mit der aktuellen Einteilung in Lebensräume findet sich hier: <https://www.entwicklung.bs.ch/stadtteile/quartierarbeit.html> (Stand: 5. März 2019).

24 Vgl. Inglin et al. 2014.

25 Vgl. E-Mail von Claudia Greter, Kontaktstelle für Quartierarbeit Basel-Stadt, 22. März 2016.

teien im Kantonsparlament einen sogenannten Anzug ein, das heisst ein Postulat, in dem er den Kanton dazu anregt, die Quartiereinteilung zu überdenken und an die aktuellen Gegebenheiten anzupassen.²⁶ Hierzu ein Ausschnitt aus dem Anzug:

Wir wissen nicht, ob allen Baslerinnen und Baslern bekannt ist, dass es Quartiere gibt, die „Am Ring“ (Raum Missions-, Schützenmatt- und Leimenstrasse) und „Vorstädte“ (Gebiet innerhalb der „Gräben“ bis Altstadt) heissen, oder ob sie wissen, dass die Bewohnerinnen und Bewohner an der Südseite der Gundeldingerstrasse, inklusive all jene, die dort in den Seitenstrassen wohnen, welche an den Fuss des Bruderholzhügels anstossen, zum Bruderholzquartier gehören, obwohl sie sich doch eigentlich zum Gundeli gehörig empfinden. Auch das Quartier Neubad gibt es offiziell nicht, es gehört zu Bachletten. Und wissen Sie, wo der Dreispitz quartiermässig hingehört? Zum St. Alban-Quartier!

Die jetzt gültige klassische Einteilung der Stadt in 19 (!) Quartiere geht auf das Jahr 1904 zurück und somit auf die Gründung des Statistischen Amtes. Dessen erster Vorsteher, Fritz Mangold, nahm eine Gliederung vor, um Gebiete mit homogenem Bau- und Wohnungscharakter zu bekommen. Diese Einteilung entspricht nicht mehr den heutigen Erfordernissen, vor allem auch deshalb nicht, weil das Einteilungskriterium schon aufgrund der zwischenzeitlichen veränderten städtebaulichen Gegebenheiten in keiner Weise mehr modernen Lebensräumen entspricht.²⁷

Die Anzugstellenden kritisieren, dass mehrere Quartiere nicht bekannt seien und nicht dem Zugehörigkeitsgefühl der Stadtbewohner*innen entsprächen. Für die Notwendigkeit einer Neueinteilung argumentieren sie, da die Quartiere nicht nur statistischen Erhebungen dienten, sondern auch politisch relevant seien.²⁸ Sie fordern deshalb eine neue, rechtlich verbindliche Einteilung, welche den heutigen Gegebenheiten aus ihrer Sicht mehr entspreche, und schlagen vor, die bereits bestehende Gliederung in Lebensräume als Grundlage zu nehmen und punktuell zu überarbeiten. Der Grosse Rat, das Basler Kantonsparlament, überweist den Anzug zur Stellungnahme an den Regierungsrat; dieser beantragt jedoch in einer schriftlichen Begründung im Jahr 2016 eine Abschreibung des Antrags.²⁹ Der Regierungsrat argumentiert darin vor allem, dass durch eine neue Gebietseinteilung die statistische Kontinuität und damit ein wesentlicher Informationsgehalt verloren gehe. Es wird auch darauf hingewiesen, dass die Quartierarbeit „sich nicht an den statistischen Wohnviertelgrenzen, sondern vielmehr an inhaltlichen Aspekten und aktuellen Bedürfnissen der Quartierbevölkerung orientieren“³⁰ solle und dass

26 Vgl. Inglin et al. 2014.

27 Inglin et al. 2014.

28 Die Anzugsteller*innen führen bspw. aus, dass gemäss dem Basler Konzept für Quartiertreffpunkte nur ein Treffpunkt pro Quartier subventioniert werden kann, es aber Quartiere mit zwei Treffpunkten gibt, die als Konsequenz dieser Regelung ungleich subventioniert werden. Vgl. Inglin et al. 2014.

29 Vgl. Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt 2016.

30 Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt 2016, S. 6.

auch die Stadtteilsekretariate bei der Organisation von Mitwirkungsverfahren und weiteren Tätigkeiten situativ einen geeigneten Perimeter festlegten. Ausserdem gebe es neben den offiziellen Einteilungen in Quartiere und Lebensräume „weitere informelle Quartierzuordnungen“³¹, weshalb „davon ausgegangen werden [kann], dass sich auch mit der vorgeschlagenen Einteilung der Neutralen Quartiervereine nach Lebensräumen nicht alle Quartierbewohnenden identifizieren könnten“³².

In der Basler Debatte über eine sinnvolle Quartiereinteilung wird also kritisiert, dass die bestehende Einteilung nicht den alltäglichen Praxen und Imaginationen der Bewohner*innen entspreche. Da davon ausgegangen wird, dass eine andere Festlegung der Quartiergrenzen diesen Vorstellungen- und Lebenswelten (besser) gerecht werden könne, wird aber damit die Vorstellung, ein Quartier sei ein stabiles Territorium mit klaren Grenzen, nicht grundsätzlich verworfen. Durch die neue Einteilung in Lebensräume wird also lediglich die *Form* des Quartiers als Territorium, nicht jedoch das Grundprinzip von Quartier als Territorium in Frage gestellt.

Diese Ausführungen zeigen, dass die administrative Kategorie Quartier, in einem diachronen Verlauf betrachtet, immer wieder Destabilisierungen ausgesetzt ist. Doch auch aus einer synchronen Perspektive erweist sich das Quartier nicht als stabile Einheit: Die administrativen Einteilungen in Quartiere und Lebensräume sind, wie auch aus der Antwort des Regierungsrates auf den Anzug von Inglin und Konsorten hervorgeht, nur in ausgewählten Verwaltungskontexten relevant. Als ich die Leiterin der kantonalen Kontaktstelle für Quartierarbeit frage, in welchen anderen Verwaltungskontexten ausser der Statistik die Quartiereinteilung verwendet wird, antwortet sie dementsprechend zurückhaltend: Über die anderen Verwaltungsstellen könne sie keine Auskunft geben; sie denke, man überlege sich jeweils in erster Linie, wie man einen Arbeitsablauf am besten organisieren könne, und wähle dementsprechend geeignete Einheiten.³³ So gibt es neben den Quartieren, die vor allem für die statistischen Erhebungen eine wichtige Einheit sind, und den Lebensräumen, auf die sich die Neutralen Quartiervereine beziehen, mehrere weitere Gliederungseinheiten, welche die Stadt Basel in kleinteilige Räume auffächern. Zu nennen sind beispielsweise die verschiedenen Postleitzahlkreise, die Wahlkreise, die Schulkreise oder die Müllabfuhrzonen, die den städtischen Raum alle je unterschiedlich in Untereinheiten aufteilen.³⁴ Auch in der Kontaktstelle für Quartierarbeit hält man sich nicht starr an Quartiergrenzen. Man überlegt sich zum Beispiel im Hinblick auf Mitwirkungsverfahren, die sich gemäss Verfassung an die *Quartierbevölkerung* richten, also bei jedem Stadtentwicklungsprojekt, wer davon betroffen ist, und legt

31 Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt 2016, S. 6.

32 Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt 2016, S. 6.

33 Vgl. Telefonat mit Claudia Greter, Kontaktstelle für Quartierarbeit Basel-Stadt, 30. März 2016.

34 Vgl. Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt 2016, S. 4. Auf dem Geoportal der Stadt-Basel lassen sich unter der Rubrik ‚Grenzen‘ verschiedene administrative Raumeinteilungen anzeigen: <https://map.geo.bs.ch> (Stand: 5. März 2019).

dementsprechend einen Einzugsperimeter fest.³⁵ In anderen Worten: Wer, was, wo genau das Quartier ist, wird von den verschiedenen Verwaltungseinheiten stets situativ bestimmt.

Es lässt sich damit festhalten, dass es in der Stadtverwaltung ein breites Spektrum an administrativen Gliederungseinheiten gibt und die Quartiereinteilung immer wieder Objekt von Aushandlungsprozessen ist, wie die Debatte um die Lebensräume, der politische Anzug im Kantonsparlament oder die situative Festlegung von Quartiergrenzen in Mitwirkungsverfahren zeigen. Den unterschiedlichen administrativen Einteilungen ist dennoch gemeinsam, dass sie ein territoriales Verständnis von Quartier beziehungsweise von städtischem Raum teilen.³⁶

Zwischenfazit

In wissenschaftlichen Quartierstudien und städtischen Verwaltungskontexten wird, so lässt sich festhalten, das Quartier als ein räumliches Territorium mit klaren Grenzen und spezifischen Charakteristika versammelt und so als sozialräumliche Einheit stabilisiert. Das Konzept Quartier wird dazu verwendet, den Stadtraum zu strukturieren, in kleinräumige Einheiten aufzuteilen und damit für verschiedene Akteur*innen greifbar – administrierbar, regierbar, beschreibbar, erforschbar – zu machen.³⁷ Die administrative Kategorie Quartier erfährt bei genauerer Betrachtung jedoch auch Destabilisierungen und ist Objekt wiederkehrender Aushandlungsprozesse zwischen Verwaltungsstellen und politischen Akteur*innen.

35 Vgl. E-Mail von Claudia Greter, Kontaktstelle für Quartierarbeit Basel-Stadt, 22. März 2016 und Telefonat mit Claudia Greter, Kontaktstelle für Quartierarbeit Basel-Stadt, 30. März 2016.

36 „A bounded space may emerge as a result of administrative processes that define an area for the delivery of services and management of the territory, which may be the result of long historical processes or the outcome of an administrator’s stroke of pen. In both cases, the boundary finds a functional purpose, with which the responsibilities are determined and division of labour decided upon. [...] One of these attempts at delimiting space has been the concept of neighbourhood.“ Madanipour/Davoudi 2015, S. 25.

37 Die Idee des Quartiers bildet, wie Madanipour/Davoudi ausführen, seit Generationen einen Bezugsrahmen, um Städte zu strukturieren und in kleinräumige Einheiten aufzuteilen, zu analysieren und zu planen: „For the Chicago sociologists, the neighbourhood was the way in which the urban society was formed, segregated into different racial and socio-economic areas. For planners and designers, the neighbourhood was an expression of community and a basis on which to reshape the city (Mumford, 1954). [...] The subdivision of urban society into such groups, or reshaping the urban space on that basis, was criticized for ignoring the structural processes at work, the mobility of the population (Webber, 1964), the absence of an urban perspective and the adoption of social engineering attitudes (Keller, 1968). These criticisms ruled out the use of neighbourhood units in planning and design, *but not the idea of neighbourhood as a distinctive locality* [...].“ Eigene Hervorhebung. Madanipour/Davoudi 2015, S. 25 f.

Für eine reflektierte (kultur-)wissenschaftliche Auseinandersetzung mit städtischen und ländlichen Sozialräumen erachte ich es als wesentlich, das in diesem Kapitel beschriebene territoriale Quartierverständnis – auch wenn es im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurs dominiert – nicht als primordial, als ‚richtiger‘ als andere zu betrachten, sondern es als eine spezifische Quartier-Assemblage zu verstehen, als *eine* Art, das Quartier zu versammeln, unter vielen.

5.2 Erzählungen von Bewohner*innen: Quartier als „Fuzzy Place“³⁸

Szenenwechsel: Von Karten, Statistiken und Portraittexten zu Begegnungen und Interviewerzählungen. Im Rahmen meiner explorativen Erkundungen für das Forschungsprojekt „Medienwelten und Alltagsurbanität“ interviewe ich mehrere Bewohner*innen des Matthäusquartiers zu ihren Raum- und Medienpraxen. Im weiteren Verlauf meiner Forschungsarbeit führe ich ausserdem Interviews mit verschiedenen Personen aus Basel, die in den von mir untersuchten Quartier- und Nachbarschaftspraxen mitwirken – beispielsweise als Organisator*innen und Teilnehmer*innen des Trashmobs GoldGlove, als Mitglieder der Regiogruppe Basel von Neustart Schweiz oder als Nutzer*innen des Basler NachbarNet. Auch sie befrage ich nach ihrem Quartierbezug und ihren Erfahrungen mit Nachbarschaft. Die so gesammelten Quartiernarrative stehen im Folgenden im Fokus. Damit rücken individuelle Quartierwahrnehmungen und -erfahrungen in den Blick, welche die Unschärfe von Quartier in den Imaginationen von Stadtbewohner*innen aufzeigen.

Zunächst ist festzuhalten, dass das Quartier als individuelle Bezugsgrösse für einen Teil meiner Interviewpersonen keine besondere Rolle spielt. Charlotte Franke beispielsweise, die vor wenigen Jahren aus Deutschland nach Basel gezogen ist, kann mit dem Begriff ‚Matthäusquartier‘ nichts anfangen, auch wenn sie gemäss administrativer Einteilung dort wohnt. Sie identifiziert sich eher mit Kleinbasel, was dem gesamten rechtsrheinischen Stadtgebiet entspricht, als mit einem kleinteiligeren Quartier:

Also ich merke jetzt schon total den Unterschied so zwischen Kleinbasel und Grossbasel. Aber wenn ich jetzt so durch Kleinbasel laufe, also ich überlege mir dann auch gar nicht so, „oh, in welchem Quartier bin ich denn jetzt gerade?“. [...] Also ich identifiziere mich dann, glaube ich, schon eher so mit Kleinbasel insgesamt.³⁹

38 Schnur 2008b, S. 41.

39 Interview mit Charlotte Franke, 9. Januar 2014. Die Interviewpersonen sowie andere Personen, die ich während meiner Feldforschung getroffen habe, wurden anonymisiert. Aus Gründen der Einheitlichkeit wurden auch die Namen von Personen geändert, die ich im Rahmen ihrer beruflichen Position getroffen habe. Es ist mir dabei bewusst und mit den entsprechenden Personen abgesprochen, dass diese anhand von Kontextinformationen (feldintern) trotzdem identifiziert werden können.

Sie vermutet, dass dies mit ihrer eher kurzen Wohndauer in Basel zusammenhängt: Wenn man in einem Quartier aufwächst und sieht, wie es sich entwickelt, stellt sie sich vor, würde man vielleicht eher ein bestimmtes Quartier – und nicht Kleinbasel oder die gesamte Stadt – als seine Heimat ansehen.⁴⁰

Auch andere Personen, die ich im Verlauf meiner Forschungsarbeit interviewe, können mit meinen Fragen nach dem Quartier wenig anfangen. Kirsten Schultze beispielsweise engagiert sich in der Regiogruppe Basel von Neustart Schweiz, einem Verein, der neue Nachbarschaftsmodelle entwickeln und umsetzen will. Auch für sie ist das eigene Wohnquartier jedoch kein relevanter Bezugspunkt:

Hm (...) ich weiss nicht, ich fühle mich, glaube ich, gar nicht so zugehörig zu dem Quartier, sondern irgendwie, das ist für mich eigentlich Basel und der Rest ist für mich Nachbarschaft. (...) Irgendwie diese 120 oder 200 Leute, die ich so erlebe in meiner Umgebung oder von denen ich weiss, dass die irgendwie da sind. (...) Sage ich jetzt mal so. Aber habe ich mir noch gar nicht richtig überlegt. (...) Nein, ich glaube, ich sehe da gar nicht so Abgrenzungen. (...) Bei mir braucht es den Begriff gar nicht, Quartier.⁴¹

In den Wahrnehmungen und Alltagspraxen dieser beiden Stadtbewohnerinnen ist das Quartier als Bezugsraum unbedeutend. Es stabilisiert sich für sie gar nicht erst zu einer Einheit, zu einer erkennbaren Assemblage.

Andere Interviewpersonen wiederum identifizieren sich stark mit ihrem Wohnquartier. Doch auch in ihren Erzählungen ist das Quartier keineswegs so stabil und klar fassbar wie in der sozialräumlichen Einteilung der Stadtverwaltung. Helene Suter beispielsweise, die administrativ gesehen im Matthäusquartier wohnt, erzählt in einem Interview ausführlich von ihrem Bezug zu Kleinbasel, ihrem sozialen Engagement und ihren Kontakten im Quartier. Im Folgenden sollen einige längere Interviewausschnitte einen Einblick in ihre Quartierwahrnehmungen ermöglichen. Die Erzählung beginnt damit, wie Helene Suter in jungen Jahren nach Kleinbasel gezogen ist:

[S]eit 1978 wohne ich in Kleinbasel. Und Kleinbasel hat mir eigentlich immer sehr gut gefallen und [sic!] angesprochen, weil alles, was so an Subkulturen, an Kulturellem, an Bewegungen, an jungen Leuten, hat sich quasi da im Kleinbasel angesiedelt und es ist ein sehr lebendiges Quartier gewesen für mich. Ich sage jetzt extra „gewesen“. (Man wird ja?) dann auch älter und verliert vielleicht ein wenig den Kontakt zu gewissen jüngeren Leuten, die wieder in Bewegungen stehen. Aber DAMALS jetzt ist das für mich eigentlich dieses Quartier gewesen. Es ist mir nicht so bewusst gewesen, wohin ich ziehe. Ich habe einfach gewusst, Kleinbasel, günstige Wohnungen, junge Leute, Szenen auch, worin man sich vielleicht bewegt hat, treffen sich dort. Das hat mir sehr zugesagt [...].⁴²

Sie schildert, wie sie sich damals als Mutter stark im Quartier engagiert hat:

40 Vgl. Interview mit Charlotte Franke, 9. Januar 2014.

41 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

42 Interview mit Helene Suter, 15. Januar 2014.

[A]ls ich als Mutter gearbeitet habe und da gewohnt habe, hat es mich sehr stark interessiert, was im Quartier abgeht. Sobald du ein Kind hast, schaust du, wie bewegen sich welche Terrains. Also wie ist die Schule, also wie ist der Kindergarten, [...] was sind für Möglichkeiten da, wo kannst du dich einbringen? Da musst du dich einfach dafür interessieren, wenn du siehst, dass irgendwo etwas nicht gut läuft.⁴³

Später im Interview erzählt Helene Suter von ihren Bekanntschaften im Quartier:

[A]ber ich gehe auch bis Kleinhüningen [= Quartier im Norden Kleinbasels, C. B.]. Ich kenne den Platanenhof [= Restaurant im Klybeckquartier, C. B.], man geht dort essen, isst da im Quartier mal ab und zu. Es gibt immer wieder neue Kneipen. [...] Und ich kenne zum Beispiel die Bierbraubude [= Kleinbrauerei im Matthäusquartier, C. B.], habe ich gestern lange mit ihnen geschwätzt, die selber das Bier machen. Und das Graziella [= italienisches Café im Matthäusquartier, C. B.], die Reinigung, einfach, man kennt sich. Und das ist auch noch schön. Also ICH erlebe es manchmal wie ein Dorf.⁴⁴

Auf diesen dörflichen Charakter spreche ich sie nachher nochmals an, und Helene Suter führt aus: „Also wenn ich im Sommer am Rhein unten entlang gehe, dann kenne ich so viele Leute einfach auch, viele auch vom einfach Sehen. Und darum habe ich dann einfach das Gefühl: He, ah, der ist auch noch da, die ist auch noch da. Es ist ein DORF, weisst du, in dem ich mich so bewege.“⁴⁵ Das Gefühl von Quartier entsteht für Helene Suter sowohl durch ein intensives quartierbezogenes Engagement in ihrer Vergangenheit, das in veränderter Form bis heute reicht, als auch durch Vertrautheit – etwa den Anblick bekannter Gesichter – und eine losere Form sozialer Interaktion, die vor allem aus kurzen Wortwechseln und regelmässigem Sich-Grüssen besteht. Der Raum, in dem sie die Leute kennt, erstreckt sich laut Helene Suter vom „Matthäusquartier bis Kleinhüningen“⁴⁶ und in ihrer Erzählung, wie sie nach Kleinbasel gekommen ist, verwendet sie die Begriffe Kleinbasel und Quartier synonym. Hier zeigt sich bereits, dass Helene Suters Quartiergefühl die im vorigen Kapitel eingeführten administrativen Quartiergrenzen überschreitet. Während der Raum des ‚Sich-Kennens‘ im nördlichen Kleinbasel liegt, ist Helene Suters Identifikationsraum grösser. Wenn sie in den Ferien danach gefragt wird, woher sie kommt, antwortet sie stolz, dass sie in „Kleinbasel“⁴⁷ wohnt. Helene Suters Identifikation mit Kleinbasel basiert auf einer Abgrenzung von Grossbasel und Stolz auf einen in der öffentlichen Wahrnehmung stigmatisierten Stadtteil.⁴⁸ Das Quartier ist in Helene Suters Erzählungen also ein komplexes und variables Ge-

43 Interview mit Helene Suter, 15. Januar 2014.

44 Interview mit Helene Suter, 15. Januar 2014.

45 Interview mit Helene Suter, 15. Januar 2014.

46 Interview mit Helene Suter, 15. Januar 2014.

47 Interview mit Helene Suter, 15. Januar 2014.

48 Helene Suters räumliche Identifizierung knüpft an die in Basel gängige Unterteilung in Klein- und Grossbasel an. Kleinbasel, das sich entlang des rechten Rheinufer erstreckt, gilt als das mindere Basel, als Arbeiter*innen- und Migrant*innenstadtteil, der – zumin-

füge: Je nach Sinnzusammenhang wird Quartier narrativ als in der Vergangenheit gelegener Raum intensiven sozialen Engagements oder als gegenwärtiger Raum der Vertrautheit und loser sozialer Begegnungen erfahren, als stadtteilbezogener Identifikationsraum oder als kleiner Aktions- und Beziehungsraum gedacht.

Auch bei anderen Interviewpersonen tritt das Quartier als weder klar definierte noch auf Nachfragen klar definierbare Einheit hervor. Deutlich zeigt sich dies bei einem Interview mit Maria Heinzer, die administrativ betrachtet ebenfalls im Matthäusquartier wohnt. Gegen Ende des Gesprächs frage ich sie, was sie denn eigentlich meint, wenn sie von Kleinbasel spricht. Unaufgefordert beginnt Maria Heinzer, eine Kartenskizze zu zeichnen. Kleinbasel ist für sie die gesamte rechtsrheinische Seite der Stadt. Sie versteht Klein- und Grossbasel als Yin und Yang:⁴⁹

Und Yang, Grossbasel mit all seinen festungsähnlichen Bauten, weisst du, da sind alle Institutionen, Kunstmuseum, Rathaus, Münster, Verwaltungen, so, alle Tempel, Theater. Und Yin, der Yin-Ort, ist das Kleinbasel, der bewegliche Teil, wo ständig Migrantinnen und Migranten kommen, die kommen da herein. Künstlerinnen, Künstler haben da ihre Ateliers, einerseits weil sie wollen oder weil sie kein Geld haben und auf dieser Seite, das ist ständige Bewegung, da verfestigt sich nichts. [...] Und das da ist das mindere Basel, für die Leute, die noch echt Baseldeutsch sprechen, „s'Glaibasel“, das mindere Basel. Und „minder“ heisst nur numerisch kleiner, aber es hat eben auch diese Wertung drin, dass es weniger wert ist. Und das widerspricht meinem Naturell, dass irgendetwas, weil es weniger Geld hat oder halt im Traineranzug und Plastiksandalen daherkommt, das ist nicht weniger wert, das sind andere Aussagen.⁵⁰

Aus ihrer Erzählung geht eine starke Sympathie für und auch Identifikation mit Kleinbasel hervor. Ich frage daraufhin Maria, ob sie denn auch alles auf der rechten Seite des Rheins als ihr Quartier betrachten würde. Daraufhin beginnt Maria Orte einzuzeichnen, an denen sie sich regelmässig aufhält und die in ihrem Alltag bedeutungsvoll sind: ihre Wohnung, die Wohnung ihrer Tochter, ihre nächste Bushaltestelle, Orte, die sie im Rahmen ihrer Arbeitstätigkeit aufsucht. Mit kreisenden, ovalen Bleistiftbewegungen umrahmt sie ein Gebiet im Unteren Kleinbasel. Dieser mit kaum erkennbaren Bleistiftlinien markierte Alltagsraum, diese Verflechtung von Orten, an denen sie sich häufig oder zumindest regelmässig aufhält, ist Marias Antwort auf meine Frage nach dem Quartier. Im Vordergrund stehen weniger als bei Helene Suter soziale Kontakte, sondern eher vertraute Orte. Die fließenden Linien und Überlagerungen auf der Skizze und das Einzeichnen von alltagsrelevanten

dest in der populären Beschreibung – in grösserem Ausmass als Grossbasel Hort sozialer Probleme ist.

49 Maria Heinzer hat einen Vortrag von Marko Pogačnik gehört, der am Beispiel einer österreichischen Stadt beschrieben hat, wie Flussstädte zweigeteilt seien in eine Yin- und eine Yang-Seite, die einen je eigenen Charakter hätten. Diese Überlegung hat ihr gefallen und sie überträgt sie auf ihren Wohnort Basel. Vgl. Interview mit Maria Heinzer, 26. März 2014.

50 Interview mit Maria Heinzer, 26. März 2014.

Orten in der ganzen Stadt machen deutlich, dass dieses Quartier ein sehr loses und schwer fassbares Gefüge ist.

Es könnten hier noch einige weitere Interviewausschnitte und Kartenskizzen, die in Gesprächen mit Informant*innen entstanden sind, eingefügt werden. In ihren Erzählungen unterscheidet sich das Quartier in Hinsicht auf:

- a) die Bedeutung des Quartiers als individueller Bezugspunkt: Wie relevant ist das Quartier für sie in ihrer Alltagspraxis und für ihre räumliche Identifikation?
- b) die räumliche Dimension des Quartiers: Von wo bis wo erstreckt sich, je nach Kontext, der geografische Raum, der von den Bewohner*innen als Quartier verstanden wird?
- c) die Art der Quartierwahrnehmung: Was macht das Quartiergefühl aus (soziale Beziehungen, räumliche Vertrautheit...)?

Die Einteilung der Stadtverwaltung legt das Quartier als überindividuelle, stabile Einheit fest: Das Matthäusquartier beispielsweise ist in dieser Art des Versammelns über verschiedene räumliche und zeitliche Kontexte hinweg für alle Personen dasselbe. Es ist exakt definiert, wo in der Stadt es sich befindet und wo die Grenzen liegen, die es von anderen Quartieren trennen. In den Interviewerzählungen von Stadtbewohner*innen wird die Vorstellung von Quartier als konsistenter Einheit jedoch destabilisiert: In der Alltagswahrnehmung einiger Personen versammelt sich das Quartier gar nicht erst zu einer Einheit. Es ist für sie keine relevante Bezugsgröße, die ihnen zur Orientierung im urbanen Raum dienen würde. Für andere ist das Quartier zwar durchaus ein Bezugspunkt, dieser wird von ihnen aber als Sozialraum individuell und situativ jeweils unterschiedlich versammelt: Das Quartier nimmt in ihren Alltagswahrnehmungen und -praxen verschiedene räumliche Gestalten an und bedeutet immer wieder etwas anderes.

Aus analytischer Perspektive lässt sich das Quartier, so wie es von Stadtbewohner*innen versammelt wird, im Sinne des Stadt- und Sozialgeografen Olaf Schnur als „Fuzzy Place“⁵¹ bezeichnen. Schnur versteht ein Quartier als ein überschaubares, physisches Wohnumfeld, als einen individuellen Lebensmittelpunkt, der für die Bewohner*innen sowohl in Bezug auf ihre Alltagsgestaltung, ihre sozialen Beziehungen als auch ihre räumliche Identifikation relevant ist.⁵² Diese Mischung von Kleinräumigkeit, Identifikation und sozialen Kontakten zeigt sich beispielsweise auch bei Helene Suter – auch wenn ihre Quartierimaginationen variabel sind und sich je nach Kontext auf unterschiedliche physische Räume beziehen. Aus Schnurs Sicht wird ein Raum zu einem Quartier, indem er von internen und externen

51 Schnur 2008b, S. 41.

52 Die Ausführungen basieren auf Schnurs Quartierdefinition und seinen weiterführenden Überlegungen in Schnur 2008b, S. 40–42.

Akteur*innen als Quartier konstruiert wird.⁵³ Schnur weist auch darauf hin, dass ein sozial konstruiertes Quartier nicht unbedingt mit administrativen Einteilungen übereinstimmen muss. Das heisst, eine administrative Grenzziehung macht ein Stadtgebiet noch nicht zu einem Quartier, wenn es nicht auch – insbesondere von denen, die in diesem Gebiet wohnen – als solches wahrgenommen wird und in ihrem Alltag eine gewisse Funktion erfüllt. Es können ausserdem auch andere als die administrativ festgelegten Stadtgebiete von urbanen Akteur*innen als Quartier wahrgenommen und gelebt werden. Als zentral für meine Überlegungen erachte ich insbesondere Schnurs Hinweis, dass Quartiere unscharf konturiert sind und sich je nach Kontext unterschiedlich manifestieren. Dementsprechend beschreibt Olaf Schnur das Quartier als „Fuzzy Place“⁵⁴:

Ein so verstandenes Quartier weist neben einer kleinen gemeinsamen Schnittmenge („Kern“) einen Randbereich permanent oszillierender Quartiers-Grenzzräume auf („Saum“, vgl. Abbildung 2). Es kann auch Überlappungen zwischen Quartieren geben. Den Prinzipien der *Fuzzy-Logik* folgend haben wir es hier mit einer „unscharfen Menge“ zu tun, d.h. es geht nicht mehr darum, ob sich etwas [...] diskret innerhalb oder ausserhalb einer Menge (z.B. des Quartiers) befindet, sondern dass es sich auch gleichzeitig „ein bisschen drinnen“ (z.B. über Nachbarschaftsnetzwerke) und „ein bisschen draussen“ (z.B. translokale oder dislozierte soziale Netzwerke ohne Quartiersbezug) befinden kann. Diese Quartiersdefinition kann deshalb als raum-zeitliches „*Fuzzy Concept*“ aufgefasst werden.⁵⁵

Das Quartier ist gemäss Schnur nicht eine klar definierbare räumlich-soziale Einheit, sondern besteht aus einer Verdichtung von Soziosphären mit ausfransenden Rändern. Es zeigt sich, wie oben anhand der Interviewaussagen von Helene Suter und Maria Heinzer aufgezeigt, dass Quartier ein komplexes Gefüge ist, das sich stabilen Definitionen und Begrenzungen entzieht. Sowohl Helene Suter und Maria Heinzer als auch andere Informant*innen haben beispielsweise Vorstellungen vom Matthäusquartier, die sich bezüglich ihrer räumlichen Dimension, sozialen Qualität und identifikatorischen Bedeutung zum Teil überlappen.⁵⁶ Zugleich zeigt sich bei

53 Siehe dazu auch Schnur 2008a, S. 80 f.: „Letztlich kann ein Areal also bereits dann als potenzielles Quartier gelten, wenn ein Bewohner dieses subjektiv für sich als solches empfindet. Aus der Summe subjektiver ‚Quartiers-Layer‘ könnten sich an manchen Orten Schnittmengen oder Schwerpunktverdichtungen ergeben (dort, wo sich ‚ein bisschen drinnen‘ räumlich konzentriert), die dann de facto den Kern eines Quartiers ausmachen würden. [...] Wo sich keine Schwerpunkte oder Cluster ergeben, spielt der Wohnort als Lokalität in den Lebenswelten der Mehrheit der Bewohner eine so geringe Rolle, dass man nicht von einem Quartier im eigentlichen Sinne sprechen sollte. Es handelt sich dann eher um eine ‚Residential Area‘ im Sinne Schwirians (s.o.).“

54 Schnur 2008b, S. 41.

55 Hervorhebung im Original. Schnur 2008b, S. 41.

56 Bezogen auf die räumliche Dimension zeigt sich dies z. B., als vier Interviewpersonen, die administrativ gesehen alle im Matthäusquartier wohnen, auf einer Stadtkarte einzeich-

ihren Aussagen, dass unklar bleibt, wer und was genau dazu gehört, wo das Quartier für sie anfängt und aufhört. Quartier wird von verschiedenen Personen – und von derselben Person in unterschiedlichen Sinnzusammenhängen – unterschiedlich gedeutet und konstruiert. Quartier zeigt sich in diesen narrativen Praxen deutlich als ein instabiles und multiples Objekt; das Quartier ist immer wieder ein anderes, ohne deswegen etwas komplett Verschiedenes zu sein.

5.3 Vermittlungsplattformen: Nachbarschaft als mediatisiertes lokales Beziehungs- und Unterstützungsnetzwerk

Insbesondere in Bezug auf städtische Lebenswelten wird immer wieder postuliert, dass tragfähige Nachbarschaftsbeziehungen zunehmend abhandenkommen. In diesem Kontext haben sich in den letzten Jahren verschiedene Plattformen etabliert, welche die Kontaktaufnahme unter Nachbar*innen durch strategische, mediatisierte Vermittlungspraxen erleichtern und den Aufbau von nachbarschaftlichen Beziehungsnetzen unterstützen wollen. Im Raum Basel ist der Verein NachbarNet aktiv. Über eine Geschäftsstelle und eine Internetplattform vermittelt er Nachbarschaftshilfe, soziale Kontakte und Tandempartner*innen für einen Sprachaustausch. NachbarNet steht im Fokus dieses Kapitels. Ergänzend gehe ich auf weitere Plattformen ein, die verschiedene, insbesondere digitale Medien zur Initiierung und Pflege von nachbarschaftlichen Interaktionen nutzen: den Verein Pumpipumpe, der zum Teilen von Gegenständen in der Nachbarschaft anregt; die Plattform nachbarschaft.net, die über eine Internetseite und eine App das Kennenlernen von Nachbar*innen erleichtern will; sowie die erlenapp mit Informations- und Kommunikationskanälen für die Bewohner*innen der Erlenmattsiedlung in Kleinbasel. Mich interessiert, wie diese Plattformen Nachbarschaft deuten und herstellen und wie die verwendeten Medien diese Praxen mitstrukturieren.

Um dem nachzugehen, führe ich in den ersten Unterkapiteln zunächst in die Themenfelder Nachbarschaftsbeziehungen und Mediatisierung ein und lege damit auch meine analytische Perspektive – Mediatisierung von Nachbarschaft – dar. Danach gehe ich auf die vier untersuchten Plattformen ein. Ich erläutere, wie diese Praxen organisiert sind, wie Nachbarschaft in ihnen als Raum und Sozialität imaginiert, praktiziert und (re-)produziert wird und welche Rolle Medien dabei spielen.

nen, was für sie zu ihrem Quartier gehört. Der Umriss des Quartiers wird auf allen vier Karten anders eingezeichnet. Die Quartiergrenzen werden unterschiedlich gezogen, das Gebiet, das als Quartier wahrgenommen wird, ist unterschiedlich gross. Zugleich gibt es aber auch eine Schnittmenge, d. h. eine Fläche rund um einen Abschnitt der Klybeckstrasse, die von allen vier Informant*innen als Teil ihres Quartiers wahrgenommen wird.

5.3.1 *Nachbarschaftliche Beziehungen zwischen Bedeutungsverlust und Revival*

Nachbarschaft wird in der Forschungsliteratur, wie bereits im Kapitel 2.2 erläutert, als eine auf geteilter räumlicher Nähe basierende spezifische Sozialform beschrieben. Menzl et al. fassen ein traditionelles Verständnis von Nachbarschaft folgendermaßen zusammen:

Die klassische Nachbarschaft steht demnach für intensive Face-to-Face-Kontakte, für ein umfassendes, auf Reziprozität basierendes nachbarschaftliches Hilffsystem und für wechselseitig bestehende breite Wissensbestände übereinander – im überschaubaren Dorf noch stärker als in der zu anonymen Strukturen tendierenden Stadt.⁵⁷

Ein spezifisches Element nachbarschaftlicher Beziehungen, das Menzl et al. erwähnen und das allgemein häufig aufgegriffen wird, ist dasjenige nachbarschaftlicher Hilfeleistungen. Bereits Max Weber beispielsweise beschreibt das gegenseitige Helfen als zentrale Funktion von Nachbarschaft: „Der Nachbar ist der typische Nothelfer, und ‚Nachbarschaft‘ daher Trägerin der ‚Brüderlichkeit‘ in einem freilich durchaus nüchternen und unpathetischen, vorwiegend wirtschaftsethischen Sinne des Wortes.“⁵⁸ Weber grenzt sich damit von emotionaleren, gemeinschaftsbezogenen Nachbarschaftsverständnissen ab und betont den funktionalen Aspekt nachbarschaftlicher Beziehungen. In Bezug auf ländliche Nachbarschaften erläutert auch Rudolf Heberle, dass diese Beziehungsform nicht emotional-affektiv, sondern qua Sitte geregelt und normativ geprägt ist.⁵⁹ Das heisst, eine bestimmte Form nachbarschaftlichen Austauschs wird nicht aufgrund von Sympathien zu anderen Dorfbewohner*innen frei gewählt, sondern es ist durch lokal überlieferte Regeln vorgegeben, wer mit wem welche Form von Nachbarschaft unterhält; das heisst vor allem, wem bei welchen Angelegenheiten zu helfen und wer zu welchen Anlässen einzuladen ist. Die Erziehungswissenschaftlerin Julia Günther weist auch aus einer gegenwärtigen Perspektive auf die gesellschaftliche Bedeutung von Nachbarschaftshilfe hin: Funktionierende Nachbarschaftshilfe übernehme eine wichtige soziale Funktion und trage zum Wohlergehen bei.⁶⁰ Diese Art von Hilfe basiere auf physischer Nähe und komme vor allem in unvorhergesehenen Situationen (Notfällen) und bei kleineren, wenig anspruchsvollen, praktischen Tätigkeiten zum Zuge. Günther verweist ebenfalls auf die normative Prägung von Nachbarschaftshilfe. Nachbarschaftshilfe werde unentgeltlich geleistet und basiere auf dem Prinzip der Reziprozität.⁶¹

57 Menzl et al. 2011, S. 101.

58 Weber 1956, S. 216.

59 Vgl. Heberle 1959, S. 191 f.

60 Günther weist jedoch auch auf problematische Aspekte von Nachbarschaftshilfe hin. Vgl. Günther 2005, S. 435 f.

61 Vgl. Günther 2005 und Günther 2009, S. 454. Vgl. dazu auch Pfeil 1959, S. 165–167.

Günther stellt jedoch auch die Frage in den Raum, ob moderne städtische Nachbarschaften überhaupt noch die Voraussetzungen für im Notfall abrufbare Hilfeleistungen böten: Infolge von Individualisierung löse sich, so Günther, die Verbindlichkeit von Nachbarschaftsbeziehungen auf. Wenn Nachbarschaftsbeziehungen nicht gepflegt würden und im Notfall zuerst „hergestellt werden müssen“⁶², seien informelle Unterstützungsleistungen nicht mehr selbstverständlich. Günther führt hierzu weiter aus, dass die Wohnumgebung infolge von „Mobilisierungstendenzen“⁶³ wie Pendeln oder häufigen Umzügen für die Pflege sozialer Netzwerke an Bedeutung verliere. Wenn jemand nur vorübergehend an einem Ort wohne, sei diese Person vermutlich weniger geneigt, „tragfähige Nachbarschaftsbeziehungen aufzubauen“⁶⁴. Als weiteren Aspekt, der zur Auflösung von Nachbarschaftlichkeit beiträgt, erwähnt Günther die zunehmenden Möglichkeiten virtueller Kommunikation und Vernetzung, die einen Einfluss auf das Interesse und das Engagement für den unmittelbaren physischen Nahraum haben könnten. Ausserdem habe sich Nachbarschaft als Beziehungsform grundsätzlich verändert:

Dieser [Wandel, C. B.] resultiert zum einen aus den bereits angeführten Individualisierungstendenzen moderner Gesellschaften, die zu einer grösseren Wahlfreiheit sozialer Kontakte sowie zu einem grösseren Gestaltungsspielraum sozialer einschliesslich nachbarschaftlicher Bindungen führen. Zum anderen haben sich auch die individuellen Ansprüche an nachbarschaftliche Beziehungen stark verändert. Galt es noch vor wenigen Jahrzehnten als erstrebenswert, in ein stark integratives nachbarschaftliches Netzwerk mit gegenseitigen Verbindlichkeiten und Unterstützungskreisläufen eingebunden zu sein, werden heute möglichst unverbindliche bis distanziertere nachbarschaftliche Kontakte angestrebt.⁶⁵

Anstelle von engen Nachbarschaftsbeziehungen, die an reglementierende Formen sozialer Kontrolle gekoppelt sind, bevorzugen Menschen immer häufiger selbstbestimmte, unabhängige und relativ anonyme Formen nachbarschaftlichen Zusammenlebens und orientieren sich am „Prinzip der Nichteinmischung“⁶⁶.

(Spät-)Moderne, urbane Nachbarschaftsbeziehungen werden also als zunehmend lose, wenig tragfähig oder gar inexistent beschrieben. Vor dem Hintergrund dieses – zumindest diskursiv verhandelten – Bedeutungsverlusts von Nachbarschaft in der Stadt weist Engelhard in den 1980er-Jahren jedoch auch auf ein nach wie vor aktuelles beziehungsweise wieder entflammtes Interesse an Nachbarschaft in städtischen Kontexten hin: „Gerade in jüngster Zeit mehren sich die Anzeichen, dass sich das Verhältnis der nahe beieinander Wohnenden vielerorts zu intensi-

62 Günther 2005, S. 437.

63 Günther 2005, S. 438.

64 Günther 2005, S. 438.

65 Günther 2005, S. 438.

66 Stenchly/Rauch 1989, S. 47.

vieren oder neu zu formieren beginnt.“⁶⁷ Das Interesse an Nachbarschaft ist auch gegenwärtig gross: Verschiedenste Akteur*innen beziehen sich auf Nachbarschaft als eine spezifische Sozialform und verhelfen ihr, so Althaus, zu einem „Revival“⁶⁸. Darunter gibt es viele Akteur*innen aus beispielsweise Politik, Sozialer Arbeit oder Wirtschaft, die sich mit der Frage auseinandersetzen, wie „Begegnungen und Lebensqualität im Wohnumfeld gefördert und mitgestaltet werden können“⁶⁹. In diesem Kapitel widme ich mich ausgehend von meinen empirischen Erkundungen in Basel einigen Akteur*innen, die strategisch Medien einsetzen, um Kontakte zwischen Nachbar*innen zu vermitteln. Ich gehe dabei insbesondere der Frage nach, inwiefern diese gegenwärtigen, mediatisierten Nachbarschaftspraxen an traditionelle Nachbarschaftskonzepte, wie ich sie zu Beginn dieses Unterkapitels eingeführt habe, andocken und inwiefern sie diese – durch den Einfluss von Medien – transformieren.

5.3.2 *Zum Verhältnis zwischen lokaler Gemeinschaft und Medien*

Der Politikwissenschaftler Markus Freitag postuliert in einem Zeitungsinterview im Jahr 2014 in pointierter Weise, dass die Menschen heutzutage so sehr in virtuelle und translokale Netzwerke eingebunden seien, dass das Lokale zunehmend an Bedeutung verlöre: „Virtuelle Beziehungen werden zunehmend nachbarschaftlichen Erkundungen vorgezogen. Weil die Welt zum virtuellen Dorf wird, löst sich das reale Dorf auf.“⁷⁰ Solche Beschreibungen sind keinesfalls neu für das 21. Jahrhundert. Viel eher ziehen sich Aussagen darüber, dass Medien zu Individualisierung, Anonymisierung und zur Auflösung lokaler Gemeinschaften führen, wie ein roter Faden durch den medialen, politischen und wissenschaftlichen Diskurs. Bereits der Soziologe Robert Ezra Park hat zu Beginn des 20. Jahrhunderts davon gesprochen, dass Transport- und Kommunikationsmittel wie die elektrische Eisenbahn, das Auto, Telefon oder Radio „the social and industrial organization of the modern city“⁷¹ fundamental verändert hätten. Moderne Transport- und Kommunikationsmittel hätten, so Park, zu einer „mobilization of the individual man“⁷² geführt:

They have multiplied the opportunities of the individual man for contact and for association with his fellows, but they have made these contacts and associations more transitory and less stable. A very large part of the populations of great cities, including those who make their homes in tenements and apartment houses, live much as people do in some

67 Engelhard 1986, S. 3.

68 Althaus 2013, S. 149.

69 Althaus 2013, S. 149.

70 Freitag 2014.

71 Park 1967, S. 23. Wie in der Fussnote 2 im Kapitel 4 dargelegt, ist der Aufsatz in einer früheren Version 1915 erstmals erschienen.

72 Park 1967, S. 40.

great hotel, meeting but not knowing one another. The effect of this is to substitute fortuitous and casual relationships for the more intimate and permanent associations of the smaller community.⁷³

Transportmittel und Kommunikationsmedien vervielfältigten laut Park also Kontaktmöglichkeiten und Formen der Vernetzung, machten diese sozialen Beziehungen aber zugleich instabiler und weniger dauerhaft. Dies habe auch einen Einfluss auf die Ebene der Quartiere und Nachbarschaften:

In the city environment the neighborhood tends to lose much of the significance which it possessed in simpler and more primitive forms of society. The easy means of communication and transportation, which enable individuals to distribute their attention and to live at the same time in several different worlds, tend to destroy the permanency and intimacy of the neighborhood.⁷⁴

Die durch veränderte Transportmöglichkeiten und neue Medientechnologien herbeigeführten translokalen Mobilitäts- und Kommunikationsformen werden also bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Ursache für veränderte urbane Lebens- und Wirtschaftsweisen betrachtet. Dabei wird davon ausgegangen, dass sich aufgrund dieser Entwicklungen die Dauerhaftigkeit und Intimität nachbarschaftlicher Beziehungen auflösen, lokale Nachbarschaften an Bedeutung verlieren und durch andere Sozialitätsformen abgelöst werden.

Das Aufkommen des Internets hat die Debatte über den (negativen) Einfluss von Medien auf (lokale) Gemeinschaften von Neuem entfacht. Es wird häufig mit der Befürchtung verbunden, dass im Zuge digitaler und globaler Vernetzungsmöglichkeiten Face-to-Face-Kontakte an Relevanz verlören, in anderen Worten: „that community would fragment into new virtual realities of shared interest that negated the necessity, even the desirability, of shared corporeal existence“⁷⁵. Wie die Soziologen Keith Hampton und Barry Wellman ausführen, gehen die Meinungen über den Einfluss des Internets auf Gemeinschaften auseinander: Einige befürchten die Schwächung von Gemeinschaften, da Menschen persönliche Beziehungen und Engagement im öffentlichen Leben mit Online-Kommunikation ersetzen. Andere gehen davon aus, dass durch das Internet neue Formen von Online-Communities entstehen, dass Gemeinschaft also nicht verloren geht, sondern über geografische Begrenzungen hinweg neue Formen der Vergemeinschaftung entstehen. Und wieder andere sehen den Einfluss des Internets als weniger umwälzend an und betrachten das Internet als ein Medium, welches das Kommunikationsrepertoire einer bereits bestehenden Gemeinschaft erweitert. Aus letzterer Perspektive wird Gemeinschaft durch das Internet also weder geschwächt noch transformiert, sondern existierende

73 Park 1967, S. 40.

74 Park 1967, S. 9.

75 Hampton/Wellman 2003, S. 277.

Gemeinschaften werden durch das Potenzial eines neuen Kommunikationsmittels gestärkt.⁷⁶

Der Einfluss des Internets auf Community wird auch in Bezug auf Nachbarschaft verhandelt, wie Hampton/Wellman erläutern:

As with the community question in general, this is not the first time that technological developments have arguably placed neighborhoods at risk. The Internet is just the latest technology that has been fingered as a destroyer of neighborhood community by increasing privatism and increasing the ability of people and communications to speed out of neighborhoods. For more than a century, people feared the telegraph and the railroad would destroy local enterprise and community (Marx, 1964; Pred, 1973; Tolley, 2001); the telephone would lure people away from talking to their neighbors on the front porch (Fischer, 1992); the automobile would isolate individuals and households in sealed boxes that whisk them away from neighborly encounters (Jacobs 1961); and airplanes would take them even further from the neighborhood for family visits, leisure, and work.⁷⁷

Hampton/Wellman selbst vertreten einen anderen Ansatz: Aus ihrer Sicht hat der wissenschaftliche Fokus bisher zu sehr darauf gelegen, wie das Internet globale Vernetzungen ermöglicht. Dabei ist zu wenig untersucht worden, wie das Internet in lokalen Kontexten genutzt wird.⁷⁸ 1997 beginnen sie deshalb selbst eine empirische Untersuchung, um den Einfluss des Internets auf nachbarschaftliche Kommunikation und Netzwerke zu erforschen. Als Untersuchungsfeld dient ihnen eine neue, von den Forschern als Netville bezeichnete Siedlung in einem Vorort von Toronto, die mit Highspeed-Internetanschluss ausgerüstet worden ist.⁷⁹ Ausserdem haben die Haushalte Zugang zu einer Mailingliste, mit der sie mit ihren Nachbar*innen in der Siedlung kommunizieren können. Da nicht alle Haushalte einen Highspeed-Internetanschluss und Zugang zur Mailingliste erhalten haben, stehen Hampton/Wellman für die Analyse zwei Vergleichsgruppen innerhalb der Siedlung zur Verfügung. Sie können mit ihrer Studie aufzeigen, dass die Internetnutzung vor allem einen positiven Einfluss auf die „weak ties“⁸⁰, also lose Verbindungen, in der Nachbarschaft hat, aber weniger auf engere Beziehungen.⁸¹ Die Mailingliste wird

76 Vgl. Hampton/Wellman 2003, S. 279.

77 Hampton/Wellman 2003, S. 284.

78 Vgl. Hampton/Wellman 2003, S. 278.

79 Ein jederzeit verfügbarer, schneller Internetanschluss in Privathaushalten ist damals nicht üblich, stattdessen sind – wenn überhaupt ein privater Internetanschluss vorhanden ist – langsamere Wählmodems verbreitet.

80 Die Bedeutung sog. *weak ties* hat der Soziologe Mark S. Granovetter in einem einflussreichen netzwerktheoretischen Artikel herausgearbeitet. Vgl. Granovetter 1973.

81 Die Forscher fragten die Informant*innen in Netville, (a) wie viele Nachbar*innen sie beim Namen kennen, (b) mit wie vielen sie sich unterhalten und (c) wie viele sie zuhause besuchen. Nachbar*innen zu erkennen betrachteten sie als Indikator für *weak ties*, sich regelmässig zu unterhalten und zu besuchen als eine intensivere Form der Nachbarschaftsbeziehung.

relativ intensiv genutzt, um sich auszutauschen, Informationen zu teilen und Offline-Treffen zu initiieren. Die Vorteile des Internets sehen Hampton/Wellman zum einen in der Möglichkeit asynchroner Kommunikation: Über das Internet versandte Nachrichten können – wie Briefpost oder SMS – auch erst später gelesen werden. Im Unterschied zu beispielsweise Anrufen oder persönlichen Besuchen erleichtert dies den Kontakt unter Nachbar*innen, da man trotz unterschiedlicher Tagesrhythmen und (arbeitsbedingter) Abwesenheiten – die die Face-to-Face-Kommunikation erheblich erschweren können – miteinander kommunizieren kann. Zum anderen kann über das Internet nicht nur mit Einzelpersonen kommuniziert, sondern es können auch Nachrichten an mehrere Personen geschickt werden, wodurch eine Art digitaler öffentlicher Raum geschaffen wird.⁸² Insgesamt ziehen Hampton/Wellman in Bezug auf den Einfluss des Internets auf nachbarschaftliche Vernetzung ein positives Fazit aus der Netville-Studie:

In Netville, Internet use was associated with larger neighborhood networks, neighbor recognition, greater frequency of communication (on- and offline), and participation in the public and private realms. The Internet intensified the volume and range of neighborly relations, rather than reducing neighboring or transforming neighboring into an online-only experience.⁸³

In einem Artikel, der ein paar Jahre später erscheint, differenziert Hampton die Resultate der Netville-Studie.⁸⁴ Dieser Artikel aus dem Jahr 2007 basiert auf einer vergleichenden Studie in vier Bostoner Nachbarschaften, dem sogenannten e-Neighbors-Projekt. Drei dieser vier Nachbarschaften erhalten Zugang zu speziellen Internetdiensten, die den Kontakt und die Informationsverbreitung unter Nachbar*innen erleichtern. Die vierte Nachbarschaft dient als Kontrollgruppe. Die Bewohner*innen werden für die Studie nicht extra mit Computern oder Internetzugang ausgerüstet und erhalten auch kein spezifisches Training. Die zur Verfügung gestellten Internetdienste sind eine Nachbarschaftsmailingliste und eine Nachbarschaftshomepage. Die Homepage erinnert von der Beschreibung her an die Seite eines sozialen Netzwerks: Nutzer*innen können sich ein persönliches Profil einrichten. Ausserdem bietet die Homepage einen „match maker“⁸⁵, der Nachbar*innen aufgrund von ähnlichen Interessen miteinander verbindet, eine Chatfunktion, einen Kalender, ein Forum, in dem Informationen zu lokalen Geschäften verbreitet und kommentiert werden können, eine Anzeigenbörse für den Verkauf von Gegenständen und eine Umfragefunktion. Die Untersuchung zeigt, dass die Homepage in allen drei Nachbarschaften nur von sehr wenigen Bewohner*innen genutzt wird. In zwei Nachbarschaften wird auch die Mailingliste fast gar nicht oder nur sehr wenig genutzt, in der dritten jedoch relativ intensiv. Bei denjenigen, welche die

82 Vgl. Hampton/Wellman 2003, S. 285 f.

83 Hampton/Wellman 2003, S. 305.

84 Vgl. Hampton 2007 für die folgenden Ausführungen.

85 Hampton 2007, S. 723.

Mailingliste aktiv – also nicht nur als Lesende – nutzen, vergrößert sich ihr nachbarschaftliches Netzwerk an *weak ties*. Die Nutzung der Mailingliste führt aber nicht zu einem grossen Anstieg an telefonischen oder Face-to-Face-Kontakten. Hampton zieht aufgrund eines Vergleichs der verschiedenen Versuchssiedlungen das Fazit, dass Technologien zur Online-Kommunikation unter Nachbar*innen vor allem in denjenigen Nachbarschaften genutzt werden, die bereits zu lokaler Interaktion neigen, eine stabile Bevölkerung, Kinder, einen starken Gemeinschaftssinn und ein Interesse an Nachbarschaftsbeziehungen haben.

Hamptons und Wellmans Arbeiten dienen hier als Beispiel für empirische Untersuchungen über die Nutzung von Medien zur lokalen Kommunikation und ihren Einfluss auf das nachbarschaftliche Beziehungsgeflecht. Ihre Forschung zeigt vor allem auf, dass das Verhältnis zwischen Nachbarschaft und (digitalen) Medien um einiges komplexer ist, als es die zu Beginn dieses Unterkapitels beschriebenen ‚Untergangsszenarien‘ vermuten lassen. Digitale Medien werden bei Hampton/Wellman als Mittel dargestellt, das nachbarschaftliche Kontakte erleichtern und stärken kann. Zugleich zeigt sich, dass zahlreiche Faktoren einen Einfluss darauf haben, ob und wie verfügbare Medien von den Bewohner*innen auch tatsächlich zur nachbarschaftlichen Kommunikation genutzt werden und welchen Einfluss sie auf die Nachbarschaftsbeziehungen haben.

5.3.3 *Mediatisierung als analytische Perspektive auf Nachbarschaft*

Um den Zusammenhang zwischen sich wandelnden Nachbarschaftspraxen und Medien theoretisch zu verorten, erachte ich die Perspektive der Mediatisierungsforschung als gewinnbringend. Der Begriff der Mediatisierung stammt aus der Medien- und Kommunikationswissenschaft und ermöglicht es, das Wechselspiel zwischen Medienwandel und gesellschaftlichem Wandel in den Blick zu nehmen. Der Kommunikations- und Medienwissenschaftler Friedrich Krotz definiert das Interesse der Mediatisierungsforschung folgendermassen: *„Mediatisierungsforschung fragt, dies lässt sich zunächst relativ konsensuell sagen, nach dem sozialen und kulturellen Wandel auf Mikro-, Meso- und Makroebene im Kontext des Wandels der Medien und umgekehrt (vgl. Hepp und Krotz 2012).“*⁸⁶ Es geht also einerseits darum, wie die Veränderung von bestehenden Medien(-Praxen) und das Aufkommen neuer Medien(-Praxen) die Gesellschaft verändern, andererseits darum, wie gesellschaftlicher Wandel auch zur Veränderung bestehender und zum Aufkommen neuer Medien(-Praxen) führt.

Mediatisierung wird in der Forschungslandschaft mal als langfristiger, historischer Meta-Prozess, mal als Phänomen der Spätmoderne gesehen. Krotz beispielsweise beschreibt die Prozesshaftigkeit von Mediatisierung und vergleicht diese mit ähnlichen übergreifenden Entwicklungen wie Modernisierung, Individualisierung

86 Hervorhebung im Original. Krotz 2014a, S. 8.

oder Globalisierung. Er betont dabei, dass es sich bei der Mediatisierung um einen langfristigen Prozess handle.⁸⁷ Andere Mediatisierungsforscher*innen setzen ihren Fokus auf den aktuellen gesellschaftlichen Wandel im Zusammenhang mit dem Aufkommen moderner (digitaler) Medientechnologien. So erläutert beispielsweise der Medien- und Kommunikationswissenschaftler Knut Lundby: „Mediatization’ points to societal changes in contemporary high modern societies and the role of media and mediated communication in these transformations. Processes of mediatization affect almost all areas of social and cultural life in late modernity.”⁸⁸ Aus vielen alltäglichen Tätigkeiten seien, so Lundby, technologische Medien heutzutage nicht mehr wegzudenken: Menschen nutzten Mobiltelefone, E-Mails und soziale Online-Netzwerke, um mit Freund*innen, Familienmitgliedern und Bekannten zu kommunizieren. Bankgeschäfte würden online abgewickelt, Ferien im Internet geplant. In ihrer Freizeit schauten Menschen Filme und Fernsehsendungen, hörten Radio, widmeten sich vielleicht dem Online-Gaming. Lundbys Aufzählung mit Beispielen mediatisierter Alltagstätigkeiten liesse sich beinahe endlos erweitern und beispielsweise auf Felder wie Politik, Religion, Sport, Wissenschaft, Schule oder Arbeit übertragen. So hält Lundby auch fest, dass zahlreiche Alltagsbereiche und gesellschaftliche Strukturen von mediatisierter Kommunikation abhingen, und fasst entsprechend zusammen: „The media are everywhere, all-embracing. High modern societies are media-saturated societies.“⁸⁹

Diese unterschiedlichen Zugänge zu Mediatisierung – als historischer, weit zurückzufolgender Wandel oder als spätmodernes Phänomen – müssen sich gegenseitig nicht ausschließen. Krotz selbst beschreibt Mediatisierung in einem Aufsatz – ähnlich wie im obigen Zitat – einerseits als historischen Metaprozess, weist aber andererseits auch darauf hin, dass Medienwelten sich immer weiter ausdifferenzieren und ihre gesellschaftliche Bedeutung damit zunehme:

Mediatisierung wird dabei ebenso wie Globalisierung, Individualisierung und Ökonomisierung als ein dynamisches Konstrukt, als ein über lange Zeiträume, Kulturen und Gesellschaften hinweg übergreifender Metaprozess verstanden, der unter anderem zu einer zunehmenden Komplexität der Medienumgebungen der Individuen führt und auf eine Bedeutungszunahme medienvermittelten Erlebens und Erfahrens auch für Meso- und Makroprozesse und -strukturen verweist. Von Bedeutung für eine solche Begriffsbildung ist dabei auch, dass sich Medien nicht gegenseitig subsumieren und überflüssig machen, sondern dass das existente Medienensemble sich durch neue Medien primär ausdifferenziert, indem jedem Medium vom Individuum auf der Basis kultureller Orientierung neue Verwendungsweisen, Zwecke und Funktionen zugewiesen werden.⁹⁰

87 Vgl. Krotz 2014b.

88 Lundby 2009, S. 1.

89 Lundby 2009, S. 2.

90 Krotz 2008, S. 154.

Ich schliesse mich diesem Zugang an und betrachte Mediatisierung als andauernden Prozess. Ich verstehe Mediatisierung als analytische Perspektive, mit der sich die Wechselwirkungen zwischen Medien und Gesellschaft in verschiedenen historischen Epochen, auf verschiedenen Skalen (Mikro-, Meso-, Makroebene) sowie in verschiedenen gesellschaftlichen Sphären untersuchen lassen. Zugleich gehe ich davon aus, dass aufgrund neuer und ausdifferenzierter Medientechnologien heute mehr und mehr gesellschaftliche Sphären von Medien durchdrungen sind. Es geht also aus meiner Sicht nicht darum, den Begriff der Mediatisierung als eine gesellschaftliche Zustandsbeschreibung zu verwenden, sondern den Begriff als Werkzeug zu benutzen, um danach zu fragen, *wie* Medien in spezifischen gesellschaftlichen Praxen verwendet werden, *wie* sich diese Praxen dadurch allenfalls verändern beziehungsweise *wie* durch sich verändernde gesellschaftliche Praxen (zum Beispiel des Heiratens oder des Ferienmachens) auch neue Medien entstehen. Als wesentlich erachte ich es dabei, Medien, wie es auch Andreas Hepp betont, als „Mittler“⁹¹ zu verstehen: „Es geht darum, Medientechnologien *nicht* als ‚transparente‘ Instanzen von Kommunikation zu erfassen, sondern als ‚Dinge‘, die den Kommunikationsprozess verändernde Momente haben.“⁹² Damit meine ich nicht, dass Medientechnologien Kommunikation in deterministischer Weise beeinflussen. Vielmehr geht es mir darum, herauszuarbeiten, „wie sich das Soziale in verschiedenen Assoziationen aus menschlichen Handlungen und ‚Dingen‘ (und damit auch Medien als Technologien und materielle Objekte) artikuliert“⁹³.

Wenn ich von Medien spreche, meine ich damit in einem breiten Sinne sowohl analoge als auch digitale Massen-, Community- und Kommunikationsmedien.⁹⁴

91 Hepp 2011, S. 62.

92 Hervorhebung im Original. Hepp 2011, S. 62 f.

93 Hepp 2011, S. 63 f. Hepp bezieht sich hier auf Nick Couldrys Ausführungen zu den Möglichkeiten und Grenzen der Akteur-Netzwerk-Theorie für die Medien- und Kommunikationsforschung. Vgl. Couldry 2006.

94 Mein Medienverständnis orientiert sich grundsätzlich an Götz Bachmann und Andreas Wittel, die in ihrer Mediendefinition von einem „Common Sense“ (Bachmann/Wittel 2011, S. 187) ausgehen. Für sie beinhalten Medien „Massenmedien, Kommunikationsmedien und neue Medien“ (Bachmann/Wittel 2011, S. 188). Massenmedien zeichnen sich dadurch aus, dass Inhalte „von einem Sender im Zentrum an viele Empfänger in der Peripherie gesendet [werden]. Der Weg verläuft weitgehend einseitig. Kommunikationsmedien hingegen ermöglichen reziproke ‚Two-Way-Kommunikation‘ zwischen zwei oder mehreren Akteuren in einer nicht ko-präsenten Situation – so der Brief, das Telefon, das Telegramm, das Fax, die E-Mail und die SMS.“ Bachmann/Wittel 2011, S. 187. Darüber hinaus füge ich Community-Medien als weitere Kategorie hinzu. Diese haben eine spezifische – bspw. geographisch definierte oder auf geteilten Interessen basierende – Gemeinschaft als Zielgruppe, deren Mitglieder sich z. T. auch selbst an der Medienproduktion beteiligen. Sie können mit dem Anspruch einer Ermächtigung der Gemeinschaft verknüpft sein und auch als alternative Medien verstanden werden, die andere Inhalte vermitteln und Formate verwenden als Massenmedien. Verschiedene theoretische Zugänge zu Community-Medien finden sich bei Carpentier o. J., S. 7–9. Abweichend von

Es wird bei den von mir untersuchten Nachbarschaftsplattformen zwar auch um analoge Medien wie beispielsweise Aufkleber, aber insbesondere um digitale Medien (Internetseiten, Online-Karten, Apps) gehen. Der Begriff der Mediatisierung umfasst in meinem Verständnis diese unterschiedlichen Medienformen und kann dabei helfen, der Frage nach dem Einfluss von Digitalisierung auf Nachbarschaftspraxen nachzugehen.

Mediatisierung von Nachbarschaft

Die Perspektive der Mediatisierung ermöglicht es, bei der Untersuchung von Quartier- und Nachbarschaftspraxen die Rolle von Medien als Akteur*innen miteinzubeziehen: Sie lässt beispielsweise nach der medialen Repräsentation von bestimmten Quartieren fragen, nach der Bedeutung von lokalen Medien wie Quartierzeitungen, danach, wie Hausnachbar*innen über Zettelbotschaften miteinander kommunizieren oder wie sie WhatsApp nutzen. Aber auch Themen wie digitale Quartierkarten⁹⁵, Überwachungskameras im öffentlichen Raum oder *augmented space* rücken in den Blick. Ich richte in diesem Kapitel den Fokus auf Plattformen, die Medien nutzen, um nachbarschaftliche Kontakte zu vermitteln und zu erleichtern. Mich interessiert, wie Medien hier verwendet werden, um Nachbarschaft zu stärken, und wie sich die Räumlichkeit und Sozialität nachbarschaftlicher Beziehungen durch den Einbezug von Medien verändern.

Als einen analytischen Rahmen für dieses Interesse erachte ich Hepp/Hitzlers Ansatz als hilfreich. Sie weisen in einem Aufsatz darauf hin, dass Medien nicht nur der translokalen Vernetzung dienen,⁹⁶ sondern auch auf lokaler Ebene strategisch zur Bildung und Stärkung von Gemeinschaft eingesetzt würden.⁹⁷ Sie plädieren deshalb für eine analytische Unterscheidung in translokale und lokale Gemeinschaften, die auf je unterschiedliche Weise von Mediatisierung betroffen seien: Translokale Gemeinschaften seien auf Kommunikationsmedien angewiesen, um zu bestehen. Hepp/Hitzler nennen sie „Mediatisierungsgemeinschaften“⁹⁸. Kommunikation in

Bachmann/Wittel verwende ich hier anstelle von Neuen Medien, die ja historisch gesehen immer wieder etwas anderes sein können, den Begriff der digitalen Medien. Diese verstehe ich nicht als zusätzliche, sondern als querstehende Kategorie: Sowohl Massen-, als auch Kommunikations- und Community-Medien können analog oder digital sein. Ausserdem löst sich bei digitalen Medien die Unterscheidung zwischen diesen Kategorien häufig auf.

95 Vgl. z. B. <http://www.kiezatlas.de> (Stand: 8. März 2019).

96 Vgl. dazu u. a. die breite Forschung zur Verwendung von Medien in Kontexten von Migration und Diaspora, z. B. bei Greschke 2012, Hepp/Bozdog/Suna 2011, Madianou/Miller 2012 oder Oosterbaan 2010.

97 Vgl. Hepp/Hitzler 2014.

98 Hepp/Hitzler 2014, S. 47.

lokalen Gemeinschaften, die auf „direkten Face-to-face-Kontakten“⁹⁹ basierten, finde heutzutage ebenfalls zunehmend medienvermittelt statt. Als Beispiele nennen Hepp/Hitzler Lokalzeitungen, lokale Radiostationen und Fernsehsender oder Webseiten zur Selbstpräsentation von Städten und Dörfern. Um den Einfluss von Medien auf lokale Gemeinschaften greifbar zu machen, führen Hepp/Hitzler den Begriff „mediatisierte[] Gemeinschaften“¹⁰⁰ ein.

Für die Untersuchung des Basler NachbarNet und der weiteren Nachbarschaftsplattformen erachte ich dies als eine geeignete analytische Perspektive. Nachbarschaft ist – so Tönnies – der Inbegriff einer „Gemeinschaft des Ortes“¹⁰¹, die primär auf Face-to-Face-Kontakten in einem geteilten physischen Nahraum basiert. Hepp/Hitzlers analytischen Ansatz aufgreifend, bietet sich für mein Untersuchungsfeld der Begriff der *mediatisierten Nachbarschaft* an. Ich schlage jedoch in einer leicht abgewandelten Form den Begriff *Mediatisierung von Nachbarschaft* vor, der terminologisch weniger auf ein abgeschlossenes Faktum und stärker auf einen zu erfragenden Prozess abzielt.¹⁰² Bei der Analyse der von mir ausgewählten Nachbarschaftsplattformen ziehe ich das Konzept der Mediatisierung von Nachbarschaft heran, um danach zu fragen, wie in den untersuchten Nachbarschaftspraxen Medien benutzt werden und wie sich diese Nachbarschaftspraxen dadurch verändern. Anders ausgedrückt: Was bedeutet es für Nachbarschaft als „Gemeinschaft des Ortes“¹⁰³, wenn durch den Einbezug von Medien der Face-to-Face-Modus erweitert wird? Diese Perspektive will ich im Folgenden auf NachbarNet und die anderen Beispiele anwenden.

5.3.4 *Nachbarschaftsplattformen: mediatisierte Anshubhilfen für Nachbarschaftsbeziehungen*

Alle vier im Folgenden vorgestellten und analysierten Nachbarschaftsplattformen haben (unter anderem) das Ziel, nachbarschaftliche Kontakte zu erleichtern, funktionieren aber unterschiedlich und sind auch in je anderen Kontexten entstanden. Die erste Plattform, das auf Basel bezogene NachbarNet, steht in meiner Untersuchung empirisch und analytisch im Zentrum. Die drei anderen Beispiele ziehe ich ergänzend hinzu, um so Ähnlichkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten. Die Materialgrundlage ist bei diesen Beispielen weniger dicht. Im Sinne einer explorativen Annäherung beziehe ich mich auf einzelne Interviews, autoethnographisch inspirierte Selbstversuche durch die Nutzung der Plattformen, die Webseiten sowie die Lektüre von weiteren Dokumenten, die von oder über diese(n) Plattformen erstellt worden sind, darunter Zeitungsartikel, Pressemitteilungen oder Marketingfilme.

99 Hepp/Hitzler 2014, S. 46.

100 Hepp/Hitzler 2014, S. 47.

101 Tönnies 1935, S. 14.

102 Je nach Untersuchungsfeld bietet es sich an, stattdessen von einem mediatisierten Quartier bzw. von der Mediatisierung eines Quartiers zu sprechen.

103 Tönnies 1935, S. 14.

Auch hier leitet mich die Frage, wie diese Plattformen als soziale Praxen organisiert sind und wie sie Nachbarschaft in Bezug auf ihre Räumlichkeit und Sozialität imaginieren, praktizieren und (re-)produzieren. Ausserdem arbeite ich die Rolle der verwendeten Medien als Akteure dieser Praxen heraus. Mich interessiert dabei letztlich, inwiefern durch den Einbezug von Medien neue Nachbarschaftspraxen entstehen.

5.3.4.1 NachbarNet: Nachbarschaft als Unterstützungsnetzwerk

NachbarNet¹⁰⁴ ist eine im Raum Basel agierende, private und nicht gewinnorientierte Vermittlungsplattform für Nachbarschaftshilfe und soziale Kontakte, die im Bereich der Sozialen Arbeit angesiedelt und als Verein organisiert ist. Zum ersten Mal auf NachbarNet aufmerksam werde ich im Frühling 2013 bei einem Wahrnehmungsspaziergang durch das Matthäusquartier. Auf einer wenig befahrenen Nebenstrasse stosse ich auf eine Anschlagtafel: ein blau und gelb bemaltes Holzbrett mit emblematischen Darstellungen von Nachbarschaftsszenen; in der Mitte des Bretts sind in einem Rahmen A4-Blätter mit Informationen zu NachbarNet befestigt. Etwas mehr als ein Jahr später führt mich meine Forschung erneut zu NachbarNet: Ich interviewe eine ältere Frau über ihre Teilnahme beim Trashmob GoldGlove. Als wir über ihren Quartierbezug und ihre Nachbarschaftserfahrungen sprechen, erzählt sie mir, dass sie NachbarNet nutzt. Diese kurze Erzählpassage weckt meine Neugierde und ich entscheide mich, dieser Nachbarschaftspraxis nachzugehen und mehr über das NachbarNet in Erfahrung zu bringen.

Ich kontaktiere daraufhin den Geschäftsführer des NachbarNet, René Jeger, und treffe ihn einige Wochen später zu einem Interview. Über seine Vermittlung erhalte ich auch Kontakt zu NachbarNet-Nutzer*innen, die ich interviewen kann. Diese sechs Personen – fünf Frauen und ein Mann – wohnen in unterschiedlichen Quartieren in Kleinbasel und gehören unterschiedlichen Altersgruppen – zwischen Anfang dreissig und über achtzig – an. Einige wohnen seit Jahren oder Jahrzehnten in Basel, andere sind im Verlauf der drei zu diesem Zeitpunkt vorangegangenen Jahre nach Basel gezogen. Unter den Interviewpersonen ist eine junge Frau, die auf NachbarNet ihre Hilfe *anbietet*; die anderen Informant*innen *suchen* über NachbarNet Hilfe, soziale Kontakte oder Tandempartner*innen für einen Sprachtausch. Bei zwei dieser Interviewpersonen ist eine Kontaktvermittlung über NachbarNet zum Zeitpunkt des Interviews (noch) nicht zustande gekommen. Zusätzlich zu den Interviews erhebe ich weiteres Material: Ich studiere die NachbarNet-Homepage, trage Dokumente wie zum Beispiel Flyer zusammen und besuche zwei Anlässe des NachbarNet.

104 Während meiner Forschung hat sich die Schreibweise verändert: Seit einer Umgestaltung der Webseite im Jahr 2016 schreibt sich der Verein NachbarNet, vorher war die Schreibweise NachbarNET üblich.

Funktionsweise des NachbarNet

Der Verein NachbarNet wird 1997 durch den Sozialarbeiter und Theologen Beat Zemp und weitere Personen gegründet. Sein Ziel ist es, einerseits auf niederschwellige Weise Nachbarschaftshilfe zu vermitteln, andererseits Menschen ohne oder mit niedrigem Einkommen einen kleinen Zusatzverdienst zu ermöglichen, da die Hilfe mit einem geringen Entgelt entschädigt werden soll. Alle, die wollen, können ihren Hilfsbedarf oder ihr Hilfsangebot in der Kartei des NachbarNet registrieren. Zu der Gründungsidee steht rückblickend auf der Vereinshomepage, dass schon damals „das Potential der ‚crowd‘¹⁰⁵ erkannt worden ist, durch deren Hilfsangebote „neue soziale Möglichkeiten jenseits von Sozialstaat und Familie entstehen“¹⁰⁶.

Damals sucht NachbarNet verschiedene Kirchgemeinden in Basel auf, wo die anwesenden Leute mit Karteikarten gefüllte Ordner nach passenden Angeboten und Nachfragen durchstöbern oder sich selbst in der Kartei registrieren können. Relativ bald nach der Vereinsgründung, in den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts, wird jedoch das Vermittlungssystem geändert; eine Online-Datenbank und eine Internetseite werden eingerichtet. Im jetzigen Büro des NachbarNet zeugt in einem Abstellraum noch ein grauer Trolley, in dem früher die Ordner mit den Karteikarten transportiert worden sind, von den Anfangszeiten des Vereins und weist so zugleich auf einen medialen Wandel hin.

Nach einer grundlegenden Überarbeitung wird im Jahr 2016 eine neue Homepage aufgeschaltet.¹⁰⁷ Die neue Internetseite bietet einige allgemeine Informationen zu NachbarNet und eine Inseratebörse, die digitale Variante der früheren Ordner mit Karteikarten. Diese gliedert die Hilfsangebote und -nachfragen in zwölf Rubriken, darunter zum Beispiel ‚Alter/Behinderung‘, ‚Hund, Katz & Co.‘ oder ‚Garten/Balkon‘.¹⁰⁸ Während es sich beim Giessen von Pflanzen während Ferienabwesenheiten oder der gelegentlichen Einkaufshilfe für betagte Personen um typische Bereiche der

105 <http://www.nachbarnet.net/about/hintergrund/vereinsgeschichte> (Stand: 9. März 2019).

106 <http://www.nachbarnet.net/about/hintergrund/vereinsgeschichte> (Stand: 9. März 2019).

107 Im Rahmen dieser Umstrukturierung ist auch die Datenbank überarbeitet und der geographische Radius erweitert worden: Während sich NachbarNet zuvor auf das Stadtgebiet von Basel bezogen hat, wird es nun auch in Agglomerationsgemeinden angeboten.

108 Aus dem Interview mit dem Geschäftsführer des NachbarNet geht hervor, dass im Verein auch immer wieder neu verhandelt wird, was alles zu Nachbarschaft gehört und somit durch NachbarNet gefördert werden soll. So erzählt er mir, dass seinem Vorgänger auch die Vermittlung von gemeinsamen Aktivitäten wie Mittagstischen, Meditieren oder Musizieren vorgeschwebte, die über das Anbieten und „Konsumieren“ von Dienstleistungen hinausgingen. Im Rahmen der Überarbeitung der Homepage machte sich der Geschäftsführer auch Gedanken zur Rubrik ‚Anderes‘. Diese war bei den Nutzer*innen beliebt als Kontaktbörse, über die Personen für gemeinsame Freizeitaktivitäten gefunden werden konnten. Aus Sicht des Geschäftsführers gehören solche Aktivitäten aber eigentlich nicht zum „Kernbereich“ des NachbarNet, sondern im Fokus soll die Vermittlung kleiner Alltagshilfen stehen. Interview mit René Jeger, 18. August 2014.

Nachbarschaftshilfe handelt, werden über die Rubrik ‚Soziales‘ – ähnlich einer Kontaktbörse – auch Menschen für gemeinsame Freizeitaktivitäten vermittelt. Beliebt ist auch die Rubrik ‚Sprachen‘, wo Sprachlehrer*innen oder Tandempartner*innen für einen Sprachaustausch gefunden werden können. Braucht jemand Hilfe oder möchte selbst welche anbieten, wählt er oder sie die entsprechende Rubrik aus, worauf alle bestehenden Angebote und Nachfragen zu diesem Bereich angezeigt werden. Anhand verschiedener Kriterien kann die Suche weiter verfeinert werden. Die Inserate sind in anonymisierter Form aufgeführt; es werden keine Namen, sondern nur Geschlecht und Alter der Inserent*innen angegeben. Im Unterschied zu anderen Onlineplattformen besteht bei NachbarNet auch nicht die Möglichkeit, über eine Nachrichtenfunktion direkt mit jemandem Kontakt aufzunehmen. Stattdessen kann man sich auf der Seite des NachbarNet registrieren, danach die Inserate, die den eigenen Bedürfnissen entsprechen, markieren und über ein Online-Formular der Geschäftsstelle übermitteln. Diese schaltet die betreffenden Kontaktangaben frei, sodass man schliesslich die Inserierenden persönlich kontaktieren kann. Möchte man selbst auf NachbarNet ein Inserat aufgeben, kann dies ebenfalls über ein Online-Formular auf der Homepage gemacht werden.¹⁰⁹

Die Nutzung des NachbarNet ist kostenlos. Findet eine Vermittlung statt, schlägt NachbarNet einen Richtpreis von CHF 15.--/Stunde als Vergütung für die Hilfeleistungen vor. Der Verein NachbarNet finanziert sich über Mitgliederbeiträge, einen Beitrag des Kantons Basel-Stadt sowie Spenden von Privatpersonen, Stiftungen und anderen Institutionen. Die Geschicke des Vereins leitet – neben dem Vorstand – eine Vermittlungs- und Geschäftsstelle.¹¹⁰ Neben der operativen Geschäftsführung verwaltet diese die Datenbank des NachbarNet, nimmt Anfragen entgegen und berät bei Konflikten zwischen Nutzer*innen. Seit 2015 führt sie auch ab und zu sogenannte NachbarCafés durch. Dies sind Anlässe wie Stammtische, Grillfeste oder Lotto-Abende, bei denen NachbarNet-Nutzer*innen zusammenkommen und sich kennenlernen können.

Im Folgenden nehme ich näher in den Blick, wie Nachbarschaft als Raum und Sozialität bei NachbarNet imaginiert, praktiziert und (re-)produziert wird und welche Rolle Medien dabei spielen: Zunächst lässt sich feststellen, dass NachbarNet mit seinem Fokus auf die Vermittlung nachbarschaftlicher Hilfeleistungen an der Vorstellung von Nachbarschaft als lokalem Unterstützungsnetzwerk andockt. In einem traditionellen Verständnis zeichnet sich Nachbarschaftshilfe, wie weiter oben ausgeführt, durch räumliche Nähe, Unentgeltlichkeit und Reziprozität aus. Diese

109 Wer keinen Internetzugang hat, hat auch die Möglichkeit, die Geschäftsstelle des NachbarNet anzurufen und sein Anliegen zu formulieren. Die Geschäftsstelle nimmt dieses in die Datenbank des NachbarNet auf und schaltet es online beziehungsweise vermittelt nach Möglichkeit gleich geeignete Personen, die dem eigenen Angebot oder der Nachfrage entsprechen.

110 Zum Zeitpunkt des Interviews hat NachbarNet nur einen Geschäftsführer, mittlerweile arbeiten zwei Teilzeit-Angestellte in der Geschäftsstelle.

Aspekte nachbarschaftlicher Hilfe werden bei NachbarNet zum Teil aufgegriffen, zum Teil aber auch durchbrochen.

Lokalräumliche Anbindung und geografische Erweiterung des Kontaktradius

Als besonders interessant erachte ich die räumliche Dimension der Nachbarschaftshilfe: Die Vorstellung, dass es sich bei Nachbarschaft um ein kleinräumiges Netzwerk handelt, wird bei NachbarNet aufgegriffen und findet sich in der Anordnung der Inserate auf der Homepage und der Suchfunktion wieder: Die alte Homepage des NachbarNet war so programmiert, dass entweder alle Inserate unter einer bestimmten Rubrik angezeigt wurden oder die Nutzer*innen die Strasse angaben, in der sie wohnten. Ein Algorithmus berechnete dann, welche Angebote und Nachfragen sich in der Nähe des Wohnortes befinden und zeigte nur diese an. Dieser Algorithmus hatte, so der Geschäftsführer, jedoch auch seine Tücken:

René Jeger: [V]om Informatikprogramm, von der Datenbank aus, ist vor Jahren eben definiert worden, wenn man jetzt diese Strasse eingibt, also zum Beispiel Riehenring, das Umfeld vom Riehenring sind die und die und die und die Strassen.

C. B.: //Aha, okay//

R. J.: //Zum Teil ist das sehr// willkürlich.

C. B.: Ja.

R. J.: Und (...) ja, es ist ja auch nicht immer ganz sinnvoll. Also ich (schmunzelt)/

C. B.: Aha, also das/

R. J.: Nein, zum Beispiel, zum Beispiel der Rhein ist eine klare Trennung jetzt einfach in diesem Programm. Und das macht ja nicht unbedingt Sinn, oder.

C. B.: Also das heisst, wenn ich quasi/

R. J.: Also wenn jetzt jemand da beim St. Joseph oder an der Klybeckstrasse wohnt und Klybeckstrasse [= eine in der Nähe des Rheins gelegene Strasse in Kleinbasel, C. B.] eingibt, dann kommen nur Kleinbasler Adressen. Und das ergänze ich dann schon immer auch. Also ich meine, da kann ja auch jemand vom St. Johann [= nahegelegenes Grossbasler Quartier auf der gegenüberliegenden Seite des Rheins, C. B.] rüberkommen. Das macht ja irgendwie nicht so viel Sinn.¹¹¹

Der durch die Programmierung festgelegte Nachbarschaftsperimeter war also aus Sicht des Geschäftsleiters nicht immer sinnvoll. Auf der neuen Homepage wird ein anderer Parameter gewählt, um die Suchanfrage auf ein kleinräumiges, nachbarschaftliches Gebiet zu beschränken. Die Suchresultate sind neu nach den verschie-

¹¹¹ Interview mit René Jeger, 18. August 2014.

denen Postleitzahlkreisen in der Stadt Basel und den Agglomerationsgemeinden geordnet. Diese Postleitzahlkreise dienen dazu, den städtischen Raum in kleinere Räume zu unterteilen. Nachbarschaftliche Nahräumlichkeit wird bei NachbarNet also durch einen Algorithmus berechnet und es wird dabei – insbesondere wenn der Algorithmus nicht zufriedenstellend funktioniert – auch immer wieder über die ‚angemessene‘ räumliche Dimension von Nachbarschaft verhandelt.

Diese lokale, kleinräumige Ausrichtung des NachbarNet wird vom Geschäftsführer im Interview als Vorteil beschrieben: Hilfseinsätze seien flexibler möglich und weniger aufwändig für die Hilfeleistenden, wenn sie in der Nähe stattfänden. Auch in Bezug auf Sprachtandems ist es aus seiner Sicht praktischer, wenn man in der Nähe wohnt und sich somit auch im physischen Raum treffen und austauschen kann. Er erachtet deshalb die Kombination von Online-Vermittlung und nahräumlicher Anbindung, wie sie NachbarNet anbietet, als vorteilhaft:

Wo ich auch das Gefühl habe, es hilft, diese geografische Nähe, wenn dann mein Tandempartner nicht in Freiburg im Breisgau wohnt, sondern im gleichen Quartier. Und man kann nach Feierabend sich entweder zuhause oder in einer Beiz noch treffen und der Aufwand ist klein. Also das finde ich/ (...) Ja, ich meine, das Internet macht wahn-sinnig viel möglich. [...] Also durch dieses Online-Medium bringt man die Leute schon zusammen. Aber wenn man sie dann auch noch geografisch irgendwie, wenn dieses Element noch dazukommt, das ist eigentlich Gold wert. Und ich habe auch das Gefühl, es funktioniert auch besser.¹¹²

Auch einige der NachbarNet-Nutzer*innen erzählen mir im Interview, dass ihnen diese physische Nähe durchaus wichtig ist. So zum Beispiel Loreena Boye, die auf NachbarNet (bisher vergeblich) eine Betreuungsperson für ihr Kind gesucht hat:

Loreena Boye: Nein, nein, ich habe schon ein bisschen geschaut, dass es in der Nähe ist. Aber ich habe nicht einmal so fest überlegt, dass dann die, also schon, ein bisschen schon, dass man die dann vielleicht auch sonst mal noch so sieht. Oder dass es einfach unkomplizierter ist, eben auch am Abend mit Nachhausekommen spät. Das ist schon auch noch ein wenig eine Überlegung gewesen. (...) Mh.

C. B.: Mh.

L. B.: Ja, nein, auf alle Fälle. Also jemand, der dann einen Wahnsinnsanfahrtsweg hat, hast ja dann auch mehr Hemmungen, auch mal spontan anzufragen.¹¹³

Diese Überlegungen teilen Francesca Rizzo und ihr Mann Giacomo Rizzo. Francesca Rizzo hat, als sie mit ihrer Familie frisch von Italien nach Basel gezogen ist, NachbarNet genutzt, um Kontakte für gemeinsame Aktivitäten und Sprachtandems zu finden. Auf meine Frage, ob es für sie wichtig ist, dass diese Personen in ihrer Nähe wohnen, antwortet sie:

¹¹² Interview mit René Jeger, 18. August 2014.

¹¹³ Interview mit Loreena Boye, 20. Januar 2015.

Francesca Rizzo: Sì, per proprio per fare questa cosa di vicinato, mi piace! Di vedersi più velocemente oppure un caffè, come si dice? Una cosa, come facciamo con Melanie. È più bello! Noi abbiamo anche un giardino insieme che possiamo fare come famiglia. Se era troppo distante finiva come con Sabrina o con Marina che io non le vedo sempre. Invece con Melanie io la vedo alla Coop, la vedo nella Migros qua vicino, la vedo sempre per la strada, possiamo fare più appuntamenti, è più libero.

C. B.: Das ist die, die da an der Egliseestrasse/

F. R.: Sì, diventa come una piccola famiglia, è diverso. Invece quando sono distanti c'è più bisogno di pensare come fare un appuntamento o,

Giacomo Rizzo: Jo, questa è il grande problema perché se abitano distanti tu devi programmare.

F. R.: Sì!

G. R.: E con bambini è difficile programmare, questo è il più grande problema.¹¹⁴

Nähräumlichkeit wird also als praktischer Vorteil von Hilfsbeziehungen und sozialen Kontakten beschrieben: Man kann sich leichter und mit weniger Aufwand treffen, ist flexibler und spontaner.

Nicht nur die Kleinräumigkeit, sondern auch der Face-to-Face-Modus von Nachbarschaft, wie ihn Menzl et al. im weiter oben aufgeführten Zitat als zentral erwähnen, findet sich bei NachbarNet wieder: Hilfe und soziale Kontakte werden zwar über einen digitalen Raum vermittelt, doch letztlich ist NachbarNet darauf ausgelegt, Begegnungen und Beziehungen unter Nachbar*innen im physischen Raum zu ermöglichen und zu stärken. Dies spiegelt sich auch in der Gestaltung der Homepage wider, die – anders als zum Beispiel Seiten sozialer Netzwerke – keine ausgeprägten Möglichkeiten der Online-Kommunikation bietet, sondern lediglich der Initiierung eines Kontaktes dient.

Trotz dieser deutlichen Anbindung an den lokalen, physischen Raum verändert sich aus meiner Sicht bei NachbarNet die räumliche Dimension von Nachbarschaft: Zum einen wird der ‚Nachbarschaftsperimeter‘ bei NachbarNet in der aktuellen Datenbank relativ grosszügig über Postleitzahlkreise definiert. Nachbarschaft, wie sie hier programmiert wird, umfasst damit weit grössere Räume als ein Wohnhaus und dessen unmittelbare Umgebung. Zum anderen können die Nutzer*innen letztlich selbst entscheiden, wie wichtig ihnen der Aspekt der physischen Nähe überhaupt ist. Es ist zwar möglich, die Datenbank nach Angeboten und Nachfragen im eigenen Postleitzahlgebiet zu durchsuchen; ebenso kann über NachbarNet aber auch mit Personen Kontakt aufgenommen werden, die an einem ganz anderen Ort in der Stadt oder der Agglomeration wohnen. Letzteres war bei Susanne Windisch der Fall, deren Tochter auf NachbarNet eine Nachhilfelehrerin gefunden hat: „Und sie kommt jetzt nicht aus dem Quartier, also sie kommt jetzt wirklich hier hin, ihr

¹¹⁴ Interview mit Francesca und Giacomo Rizzo, 29. April 2015.

Mathe geben und das geht gut und sie macht das super. Und ich weiss gar nicht, wo sie wohnt, ich weiss es gar nicht, die haben das selber miteinander abgemacht. Ich bezahle es einfach (lacht).¹¹⁵ Auch wenn die Nachhilfelehrerin über NachbarNet gefunden worden ist, schimmert in dieser Interviewaussage durch, dass die Nachhilfe für Susanne Windisch letztendlich wenig mit Nachbarschaft zu tun hat: Es handelt sich um eine Person, die von irgendwoher in der Stadt kommt, die sie nicht näher kennt und die sie für ihre Hilfe bezahlt.

Die mit der Mediatisierung zusammenhängende Erweiterung des nachbarschaftlichen Kontaktradius führt dazu, dass in einem grösseren geografischen Gebiet als der unmittelbaren Wohnumgebung passende – das heisst den eigenen Nachfragen und Angeboten entsprechende – Nachbar*innen gefunden werden können. Der Geschäftsführer sieht darin einen wesentlichen Vorteil des NachbarNet:

[I]ch finde das Interessante eigentlich schon, dass es wie so eine erweiterte Nachbarschaft irgendwo ist. Also es ermöglicht einem (...) also es ist unterhalb der Schwelle, eine Institution aufsuchen zu gehen und es ist doch auch nicht mehr nur die Familie, oder auch nur der direkte Nachbar, der vielleicht auch einfach nervig ist, oder man hat das Gefühl, ja, ich kann den jetzt nicht fragen, der hat ja selber zwei oder drei Kinder und beide arbeiten und die haben ja eh keine Zeit. Also auch die Hemmung jetzt jemanden zu fragen (...) Ja, und den direkten Nachbarn kannst du dir ja nicht auswählen.¹¹⁶

Mit seinen Nachbar*innen versteht man sich vielleicht nicht oder weiss, dass diese sehr beschäftigt sind, und hat deswegen Hemmungen, sie um Hilfe zu bitten. Die Erweiterung des Kontaktradius führt hingegen dazu, dass man sich Nachbar*innen entsprechend den eigenen Bedürfnissen aussuchen kann: Wer könnte während meiner Ferien zu meinen Balkonpflanzen schauen? Mit wem könnte ich mich für einen Sprachaustausch treffen? Nachbarschaft gestaltet sich damit als eine funktionale, selbst gewählte Beziehung, die nicht durch räumliche Nähe – eine geteilte physische Wohnumgebung – vorgegeben ist.

Nachbarschaft als Dienstleistungsbörse?

NachbarNet greift also einerseits die Idee von Nachbarschaft als *lokalem* Netzwerk auf. Andererseits bewirkt die Mediatisierung eine Erweiterung des potenziellen Kontaktradius und ermöglicht dadurch, Nachbar*innen gezielt auszuwählen. Dies wiederum führt auch zu einer zeitlichen Flexibilisierung; die Temporalität nachbarschaftlicher Beziehungen verändert sich: Der Aufbau einer stabilen Nachbarschaftsbeziehung braucht in der Regel Zeit und basiert auf einer gewissen Sesshaftigkeit der Bewohner*innen. NachbarNet bietet jedoch prinzipiell auch Menschen, die mobil sind und neu an einen Ort gezogen sind, die Möglichkeit, Leute in ihrer Umgebung

115 Interview mit Susanne Windisch, 6. Februar 2015.

116 Interview mit René Jeger, 18. August 2014.

kennenzulernen und Hilfe zu finden. Während ich beispielsweise bei den Interviews mit Trashmob-GoldGlove-Teilnehmer*innen auf lauter Personen gestossen bin, die bereits seit Jahren und Jahrzehnten in Basel – oder gar im selben Quartier – wohnen, scheint NachbarNet bezüglich des Raumbezugs und der Mobilität der Nutzer*innen ein grösseres Personenspektrum anzusprechen: Einige meiner Interviewpersonen wohnen zwar schon seit Langem in Basel (oder gar im gleichen Haus); andere hingegen erst seit Kurzem. Francesca Rizzo beispielsweise hat sich, als sie frisch nach Basel gezogen ist, gezielt auf die Suche nach Plattformen gemacht, über die sie Kontakte mit anderen, möglichst in der Nähe Wohnenden aufbauen kann, und ist so auf NachbarNet gestossen. Alessandra Díaz wiederum, die als Expat nach Basel gekommen ist, hat sich an NachbarNet gewendet, um eine*n Tandempartner*in zu finden und so ihr Deutsch zu verbessern. Anders als Diaspora-Plattformen oder digitale Netzwerke für Expats richtet sich NachbarNet aber nicht an eine spezifische Gruppe mobiler Personen. Im Unterschied zu den von mir interviewten Trashmob-Teilnehmer*innen äussern die NachbarNet-Nutzer*innen auch nicht durchgehend einen starken Bezug zu ihrem Wohnquartier. Einige drücken zwar durchaus Verbundenheit mit ihrem und Sympathie für ihr Quartier aus, aber nicht (oder weniger stark) gekoppelt an die Idee von lokaler Gemeinschaft und Engagement für den geteilten Nahraum. So kommt bei NachbarNet eine Vielfalt an (relativ mobilen und relativ sesshaften) Stadtbewohner*innen mit unterschiedlichen Quartierbezügen zusammen, die alle niederschwellige Hilfe und soziale Kontakte suchen oder anbieten.

Auch wenn seit 2015 gelegentlich sogenannte NachbarCafés durchgeführt werden, bei denen sich die NachbarNet-Nutzer*innen treffen können, ist die nachbarschaftliche Sozialität, die bei NachbarNet praktiziert wird, primär eine Zweierbeziehung¹¹⁷. NachbarNet vermittelt Kontakte zwischen jemandem, der Hilfe sucht, und jemandem, der diese Hilfe anbietet, oder zwischen zwei Personen, die gemeinsam ihre Freizeit verbringen oder sich gegenseitig eine Sprache beibringen möchten. Damit unterscheidet sich die nachbarschaftliche Sozialität wesentlich von derjenigen des Trashmobs oder der quartierbezogenen partizipativen Stadtentwicklung. Dort wird – wie ich in den kommenden Kapiteln erläutern werde – das Quartier als ein *Kollektiv* adressiert und dieses Kollektiv an Anlässen auch situativ erfahrbar gemacht und (re-)produziert.

Die Funktionen des NachbarNet machen den Aufbau nachbarschaftlicher Beziehungen (zumindest potenziell) gezielter und effizienter: Eigene Angebote und Bedürfnisse können formuliert und die vorhandenen Inserate nach Entsprechungen durchsucht werden. Unter einem medial präsentierten ‚Angebot‘ kann ausgewählt

117 Unter einer Zweierbeziehung verstehe ich eine zwischenmenschliche Beziehung zwischen zwei Personen – in Abgrenzung von sozialen Gefügen, die mehrere Personen umfassen. Ich grenze mich damit von der soziologischen Begriffsverwendung von Karl Lenz ab, der eine Zweierbeziehung in einem engeren Sinne als Paarbeziehung zwischen Liebenden denkt. Vgl. Lenz 2009, insbes. S. 45–61.

werden, welches den eigenen Bedürfnissen und Wünschen am besten entspricht. Diese Effizienz betrifft nicht nur den Prozess der Kontaktaufnahme; eine nachbarschaftliche Beziehung kann auch relativ leicht wieder beendet werden: Bei traditionellen Nachbarschaftsformen ist die soziale Beziehung an eine räumliche Beziehung im Wohnumfeld geknüpft. Man teilt sich einen physischen Nahraum, begegnet sich dort ab und zu. Die Intensität der nachbarschaftlichen Beziehung lässt sich unter diesen Voraussetzungen zwar entsprechend den eigenen Wünschen und Bedürfnissen variieren, die Beziehung lässt sich jedoch nicht – oder zumindest nicht ohne Verhaltensnormen zu verletzen – gänzlich aufkündigen. Bei einem über NachbarNet vermittelten Kontakt ist diese unmittelbare räumliche Nähe meist nicht gegeben. Nachbarschaft als eine selbst gewählte soziale Beziehung ist damit nicht unbedingt an räumliche Nähe gekoppelt, was aus Sicht des Geschäftsführers des NachbarNet – zusammen mit der Bezahlung der Hilfeleistungen – zu einer positiven Form von Distanz und Unverbindlichkeit führt:

Und so von dem her auch zu sagen, okay, es gibt noch eine kleine Entschädigung. Also es gibt (ihm?) doch ein bisschen eine Distanz noch, die fast auch ein Vorteil sein kann. Eine gewisse vielleicht – man könnte es jetzt auch böse ausdrücken – Unverbindlichkeit. Oder zu sagen, man kann es einfach probieren, und wenn es nicht geht, dann sieht man diese Person nie mehr. Und wenn ich im gleichen Block oder so fragen gehe, diese Person sehe ich ja immer wieder, mit der muss ich irgendwie kutschieren.¹¹⁸

Der Geschäftsführer nennt hier zwei Aspekte, die aus seiner Sicht dazu beitragen, dass sich über NachbarNet nachbarschaftliche Beziehungen flexibler handhaben lassen: zum einen die räumliche Distanz, zum anderen die Monetarisierung von Nachbarschaftshilfe.

Dies führt zu einem weiteren interessanten Punkt: Während in der Forschungsliteratur über Nachbarschaftshilfe betont wird, dass diese sich durch Unentgeltlichkeit und Reziprozität auszeichnet,¹¹⁹ wird die über NachbarNet vermittelte Hilfe finanziell entschädigt. Bei NachbarNet wird also einerseits eine sehr traditionelle Idee von Nachbarschaft als einem lokalen Unterstützungsnetzwerk aufgegriffen; zugleich wird diese Praxis aber auch verändert. Die Monetarisierung der Nachbarschaftshilfe enthebt sie der Reziprozitätsnorm. Unter dem Motto der Nachbarschaftlichkeit werden kleinere bezahlte Hilfeleistungen ausgeführt. Diese Nachbarschaftspraxis rückt damit in die Nähe von Dienstleistungen, wie sie auch in anderen Arbeitsvermittlungsportalen wiederzufinden sind. Nachbarschaftshilfe wird als eine Form der *sharing economy* konzipiert. Sie befindet sich damit auf einem schmalen Grat zwischen ‚seinen Nachbar*innen etwas Gutes tun‘ und einer Unterbezahlung von Dienstleistungsarbeit. Ein Artikel in der Schweizer Wochenzeitung WOZ beleuchtet diesen Aspekt der *sharing economy* kritisch:

118 Interview mir René Jeger, 18. August 2014.

119 Vgl. z. B. Günther 2005, S. 435 und Günther 2009, S. 454.

„Sharing is caring“ – das klingt sehr nach mitfühlendem Kapitalismus. Es ist schön, einander die Wäsche zu waschen, den Wagen auszuleihen, die Kinder zu hüten oder den Hund Gassi zu führen. „Nachbarn helfen Nachbarn“, wie Task Rabbit¹²⁰ so herzerweichend formuliert. In diesem neuen Geist kann Task Rabbit zudem verkünden, sich von einer fremden Person für eine – wahrscheinlich – untertarifliche Abgeltung die Wäsche waschen zu lassen, sei ein nachbarlicher Akt der Nächstenliebe.

Das ist Newspeak in Reinkultur. Das Teilen definiert den Kapitalismus nicht neu, sondern der Kapitalismus das Teilen. Und das kommt nicht zuletzt jenen konservativen Interessen wirtschaftsliberaler Kreise durchaus gelegen, die mit möglichst aller staatlichen Regulierung – Tarifen, Kontrollen, Steuern – aufräumen möchten.¹²¹

NachbarNet selbst scheint sich dieser Problematik bewusst zu sein und thematisiert sie auf seiner Internetseite und im Flyer: Die Entlohnung der Hilfeleistungen wird als „Sackgeld“¹²² bezeichnet und es wird festgehalten, dass die Hilfe entschädigt, aber keine Lohnarbeit vermittelt wird.¹²³ Auf der Webseite wird ausserdem empfohlen, einen Arbeitsvertrag aufzusetzen und die Hilfeleistenden beziehungsweise die Arbeitnehmenden bei den Sozialversicherungen anzumelden, wenn die Hilfe sich nicht auf gelegentliche Einsätze beschränke.¹²⁴ „Wer in erster Linie Geld verdienen will, soll andere Plattformen benutzen“¹²⁵, wird betont. NachbarNet funktioniere „[w]ie ein Markt, aber nicht profitorientiert“¹²⁶, steht ebenfalls auf der Vereinshomepage. So erstaunt es auch nicht, dass eine NachbarNet-Nutzerin im Interview erzählt, dass ihr NachbarNet eher wie eine Anzeigenseite als wie ein nachbarschaftliches Beziehungsnetz vorkommt:

Loreena Boye: Ja, die Idee tönt ja super. Also ich finde es eigentlich schon eine gute Idee. Aber musst halt wie dann auch zulassen, dass jemand FREMDES zu dir reinkommt. Also so dieser erste Schritt, den habe ich halt noch nicht so überwunden. Und für mich ist es noch nicht so das Gefühl von einem Netzwerk. Es gibt ja auch dieses Café¹²⁷. Ich glaube, ab und zu gibt es ja so ein/

C. B.: Aha, mh.

120 Task Rabbit ist eine Online-Vermittlungsplattform für Arbeitsaufträge und -nachfragen, v. a. für kleinere Jobs wie bspw. Putzen oder Umzugshilfen. Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/TaskRabbit> (Stand: 12. März 2019).

121 Kaeser 2015.

122 <http://www.nachbarnet.net/about/regeln/deutsch> (Stand: 12. März 2019).

123 Vgl. Flyer NachbarNet.

124 Vgl. <http://www.nachbarnet.net/about/regeln/deutsch> (Stand: 12. März 2019).

125 <http://www.nachbarnet.net/about/regeln/deutsch> (Stand: 12. März 2019).

126 <http://www.nachbarnet.net/about/regeln/deutsch> (Stand: 12. März 2019).

127 Sie meint damit die sog. NachbarCafés, die gelegentlich vom NachbarNet organisiert werden. Es handelt sich hier um gesellige Anlässe, bei denen sich die NachbarNet-Nutzer*innen treffen können.

L. B.: Oder wenn das immer so ein wenig die gleichen Leute sind, wo man sich dann auch kennenlernen könnte. Aber für mich ist es mehr einfach eine Plattform wie Unibas¹²⁸. Ich habe jetzt noch nicht so ein Gefühl dafür, aha, das sind so ein wenig Leute, die auch in einem bestimmten Umfeld sind, also die so ein wenig id/ also auch noch andere Verbindungen gibt als nur „ich brauche das und du, du brauchst das“.¹²⁹

Für Loreena Boye ist NachbarNet in erster Linie eine Plattform, die Dienstleistungen vermittelt. Die angebotenen Unterstützungsleistungen sind nicht an intensive persönliche Beziehungen gekoppelt, sodass die NachbarNet-Nutzer*innen für sie ‚Fremde‘ bleiben und es ihr schwerfällt, diese in ihr privates Leben hineinzulassen. Die alleinerziehende Mutter Loreena Boye hat sich bei NachbarNet gemeldet, um eine*n Babysitter*in für ihr Kind zu finden. Einmal schaltet sie auch ein Inserat auf, um zusammen mit anderen einen gemeinsamen ‚Abendstisch‘ (analog zu einem Mittagstisch) zu starten. Beides verläuft – zumindest bis zum Zeitpunkt des Interviews – erfolglos. Sie erzählt, wie sie eigentlich auf der Suche nach einer nicht biologisch gedachten Familie ist und dies das Finden einer geeigneten Kinderbetreuung über NachbarNet erschwert:

Also verlauert, nein, es hat auch einfach auch nicht so gut gepasst. Und ich merke halt auch, ich hätte bei Amina [= ihrer Tochter, C. B.] gerne schon Leute, also am liebsten halt aus dem Bekanntenkreis, die auch sonst zu ihrem Umfeld gehören, weil sie hat sonst schon recht viel Fremdbetreuung. Und ich wünsche mir halt, eben, eine Familie. Ich möchte schon bezahlen, es ist nicht so, dass ich jetzt nicht bezahlen möchte, aber dass es einfach organisch entsteht.¹³⁰

Und später im Interview:

Und ich möchte halt vor allem jemanden, der am Samstagabend Zeit hätte. Aber es muss auch jemand sein, wo ich mir vorstellen könnte, weisst du, dass sie dann hier schlafen oder so. Also, ja, ich suche eigentlich eine Familie. Und das ist halt, das „tuet mir dänn immer wieder än Chnebel id Speich/“ also das behindert mich dann immer wieder, weil das sind einfach zu hohe Ansprüche oder eben, es ist ein NachbarNet.¹³¹

Loreena Boye beobachtet an sich selbst, wie ihr Bedürfnis nach einem stabilen, persönlichen Beziehungsnetzwerk, das sich im Wunsch nach einer nicht-biologischen Familie ausdrückt, mit der Funktionsweise des NachbarNet kollidiert, das in erster Linie auf einen funktionalen Austausch von Hilfeleistungen ausgerichtet ist. Sie

128 Loreena Boye bezieht sich auf den Online-Marktplatz der Universität Basel. Unter der Adresse <https://markt.unibas.ch> (Stand: 12. März 2019) finden sich hier nach Rubriken geordnet Gratis-Inserate zu diversen Themen: Freie Wohnungen und Arbeitsstellen werden inseriert, WG-Zimmer gesucht, diverse Dinge zum Verkaufen oder Verschenken angeboten etc.

129 Interview mit Loreena Boye, 20. Januar 2015.

130 Interview mit Loreena Boye, 20. Januar 2015.

131 Interview mit Loreena Boye, 20. Januar 2015.

nimmt NachbarNet als eine Plattform wahr, auf der man Dienstleistungen anbieten und suchen kann, und weniger als nachbarschaftliches Netzwerk. Dies führt bei ihr wiederum dazu, dass sie sich Gedanken zur Entlohnung macht. Grundsätzlich findet Loreena Boye es zwar gut, dass NachbarNet nicht auf Gegenseitigkeit beruht, sondern die Hilfe bezahlt wird; aber sie hat je nach Situation auch Skrupel, jemandem nur CHF 10.--/Stunde – so der damalige Richtpreis bei NachbarNet – für das Babysitten zu bezahlen:

[I]ch wüsste nicht, ob es mir jetzt wohl wäre, also bei dieser einen Frau habe ich gemerkt, die macht das schon auch wegen dem Geld. Und jetzt nicht so fest wegen dem NachbarNet. Ich glaube, dort wäre es mir jetzt auch nicht wohl gewesen/ Stimmt, das ist auch noch so ein wenig eine Überlegung gewesen. Gefunden habe, nein, ich kann doch der nicht einfach nur 10.-- Stutz geben und für sie ist es eigentlich ein Job.¹³²

Es ist ihr nicht immer klar, was die Motivation der Leute ist, bei NachbarNet mitzumachen: „Also ja, weil es kommt ja nicht bei allen aus diesem Spirit raus, wir tauschen jetzt statt mit Geld, sondern ein Teil Leute machen es halt einfach, weil (ja?) 10.-- Stutz besser ist als gar nichts.“¹³³ Würde sie bei jemandem spüren, dass diese Person ihre Hilfe aus Gründen der Nachbarschaftlichkeit anbietet, würde es ihr leichter fallen, diese anzunehmen. Loreena Boye würde gerne jemanden finden, der als Betreuungsperson längerfristig Teil ihres Lebens und desjenigen ihrer Tochter bleibt. Etabliert sich eine solche Beziehung, könnte sie sich auch vorstellen, dass die Bezahlung mit der Zeit wegfallen würde. Übernimmt eine Person die Betreuung ihres Kindes jedoch nur wegen der finanziellen Entschädigung, kann sie dieser „nicht mit gutem Gefühl [...] nur 10.-- Stutz geben“¹³⁴.

Aus Loreena Boyes Erzählungen geht eine ambivalente Einstellung zu NachbarNet hervor: Ihr gefällt die Idee, aber der Aspekt der Nachbarschaftlichkeit kommt für sie zu wenig zum Tragen und sie erlebt die Plattform deshalb eher als einen Online-Marktplatz, wo Dienstleistungen vermittelt werden.

Auch in den Interviewerzählungen anderer Nutzer*innen erscheint NachbarNet als eine Praxis, die für sie alltagspraktisch relativ entkoppelt ist von dem, was sie als Nachbarschaft(lichkeit) empfinden und was sich für sie in erster Linie in ihrem Wohnhaus und dessen unmittelbarer Umgebung abspielt. Auffallend ist auch, dass ihre Erzählungen über NachbarNet meist eher trocken und kurz ausfallen: Bei zwei Interviewpersonen ist über NachbarNet gar kein Kontakt zustande gekommen. Andere haben zwar Hilfe gefunden, die sie auch schätzen, können letztlich aber nicht viel mehr dazu sagen, als dass sie ‚halt‘ NachbarNet kontaktiert und dann jemanden gefunden haben, der der Tochter Nachhilfe gibt, sich um die betagte Ehefrau kümmert oder mit dem zusammen sie ihre Freizeit verbringen. Die einzige Ausnahme bildet Monika Stähli. Sie lebt von der Invalidenversicherung, bietet auf NachbarNet

132 Interview mit Loreena Boye, 20. Januar 2015.

133 Interview mit Loreena Boye, 20. Januar 2015.

134 Interview mit Loreena Boye, 20. Januar 2015.

ihre Unterstützung an und übernimmt regelmässig kleinere Hilfeleistungen und Begleitungen. Zum Zeitpunkt des Interviews leistet sie zwar keine Einsätze und wartet auf eine neue Anfrage, aber die Hilfsbeziehungen, die sie über NachbarNet pflegt, sind für sie Teil ihres Alltags und ihres Erfahrungsschatzes, was sich in ausführlichen Erzählungen über sowohl positive als auch negative Erlebnisse mit NachbarNet äussert. Bei den anderen Personen nimmt NachbarNet eine nebensächliche Rolle in ihrem Leben ein. Ihr Kontakt mit NachbarNet beschränkt sich auf einen einmaligen oder in seltenen Fällen wiederholten Akt der Vermittlung. NachbarNet nimmt für die Nutzer*innen die Rolle einer latenten Extra-Nachbarschaft ein: Sie pflegen mehr oder weniger intensive Beziehungen mit den Nachbar*innen in ihrem physischen Wohnumgebung und wenden sich gegebenenfalls zusätzlich zur Erfüllung eines spezifischen Bedürfnisses an NachbarNet.

Zwischenfazit NachbarNet

NachbarNet lässt sich als eine digitale Plattform zur Vermittlung von Hilfeleistungen und sozialen Kontakten beschreiben. Die Idee der Nachbarschaftlichkeit wird dabei aufgegriffen, zugleich verändert sich durch die Mediatisierung auch die räumliche und soziale Dimension von Nachbarschaft. Nachbarschaft wird ökonomisiert und digital vermittelt. Die Veränderungen gehen so weit, dass NachbarNet für die Nutzer*innen nur noch bedingt mit Nachbarschaft zu tun hat.

Die Art, wie Nachbarschaft bei NachbarNet praktiziert wird, lässt sich zusammenfassend als eine an eine idealisierte Imagination lokaler Vernetzung und Unterstützung andockende, jedoch von räumlichen Zwängen befreite funktionale Wahlbeziehung bezeichnen. Die Mediatisierung der Nachbarschaftspraxis ist dabei vor allem auf den Moment der Kontaktvermittlung ausgerichtet. Diese Vermittlung basiert auf einer digitalen und über eine Webseite abrufbaren Datenbank – einem, wie auch die Geschichte des NachbarNet deutlich macht, digitalen Karteikasten –, in der Stadtbewohner*innen ihre Angebote und Nachfragen inserieren können. In Bezug auf seine Räumlichkeit und Sozialität entspricht NachbarNet einer „erweiterte[n] Nachbarschaft“¹³⁵, wie es der Geschäftsführer René Jeger beschreibt. Die Plattform wird je nach Bedarf als Ergänzung zu bestehenden Nachbarschaftsbeziehungen im direkten Wohnumfeld, aber auch zu anderen sozialen Beziehungen und Hilfsangeboten genutzt.

Diese Ausführungen werden im Folgenden ergänzt durch eine Beschreibung weiterer Vermittlungsplattformen. Bei zwei Plattformen – Pumpipumpe und Nachbarschaft.net – basieren die Erläuterungen auf einem autoethnographischen Zugang. Ich baue hier meine Analyse auf meinen eigenen Erkundungen, meinen

135 Interview mit René Jeger, 18. August 2014.

subjektiven Erfahrungen beim Ausprobieren dieser Plattformen auf.¹³⁶ Bei einer dritten Plattform, der erlenapp, habe ich Interviews mit einem Entwickler der App und einer Nutzerin geführt. Die Auseinandersetzung mit diesen drei Plattformen ist explorativ angelegt und soll die Perspektive erweitern.

5.3.4.2 Pumpipumpe: Nachbarschaft als sharing community

Pumpipumpe ist ein Schweizer Verein, der den „bewussten Umgang mit Konsumgütern“¹³⁷ und das Teilen in der Nachbarschaft fördern will. Dazu vertreibt er Sticker von Haushaltsgegenständen, die auf dem Briefkasten angebracht werden können, um damit den Nachbar*innen zu kommunizieren, was man zu verleihen bereit ist. Im Folgenden nähere ich mich der Praxis Pumpipumpe durch eine autoethnographische Beschreibung meiner eigenen Erfahrung als Nutzerin und meiner Erkundungen auf der Projektwebseite sowie mithilfe von Informationen aus einem Vortrag der Projektleiterin von Pumpipumpe und aus Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln an.

Wie die Idee von Pumpipumpe zustande gekommen ist, erzählt eine Projektleiterin von Pumpipumpe an einem Vortrag, der im Frühling 2015 in Basel stattfindet: Ihre Gründungskolleg*innen und sie interessierte das Thema *Sharing*, das Teilen von Gegenständen. Ihr Ausgangspunkt war dabei die Beobachtung, dass heutzutage viele Menschen Dinge kauften, die sie nur selten brauchten. Als illustratives Beispiel dafür nennt sie in ihrem Vortrag die Pastamaschine: Sie zeigt auf einer PowerPoint-Folie eine Stadtkarte, die übersät ist mit Pastamaschinen, und erläutert, dass viele eine solche Maschine besitzen, sie aber wahrscheinlich nur äusserst selten benutzen würden. Da der Gruppe dieses Konsumverhalten unsinnig erschienen sei, hätten sie begonnen, ein Projekt zu entwickeln, das zum Teilen selten benutzter Alltagsgegenstände anregt beziehungsweise dieses erleichtert. In Abgrenzung von damals bereits bestehenden Sharing-Plattformen im Internet, bei denen man, so die Projektleiterin, zum Teil weite Strecken zurücklegen müsse, um einen bestimmten Gegenstand ausleihen zu können, hätten sie das lokalräumliche Teilen in der Nachbarschaft fördern wollen.¹³⁸ So entwickelten sie kleine Aufkleber mit Abbildungen von Alltagsgegenständen wie Mixer, Bohrmaschine, Küchenwaage, Leiter, Fondue-Set oder eben Pastamaschine. Diese Sticker können seit 2012 über die Homepage von Pumpipumpe bestellt oder bei gewissen Abgabestellen bezogen werden. Am eigenen Briefkasten aufgeklebt, signalisieren die Sticker den Nachbar*innen, welche Gegenstände ausgeliehen werden können. Durch das Verwenden der Pumpipumpe-Aufkleber, so steht es auf der Projekt-Homepage, kann man sich „ganz einfach und

136 Für eine kritische Auseinandersetzung mit dem Potenzial autoethnographischen Forschens und Schreibens in der Kulturanthropologie siehe Ploder/Stadlbauer 2013.

137 Pumpipumpe Projektbeschreibung.

138 Die Ausführungen zur Entwicklung von Pumpipumpe stammen aus meinen Feldnotizen zum Vortrag der Projektleiterin.

lokal für einen sinnvollen, nachhaltigen Umgang mit Konsumgütern einsetzen¹³⁹; Nachbar*innen „lernen sich auf diese Weise besser kennen und müssen erst noch weniger Geräte kaufen“¹⁴⁰. Das Projekt Pumpipumpe verknüpft diskursiv Nachhaltigkeit und Nachbarschaft: Durch das Teilen von Gegenständen wird nicht nur nachhaltiger Konsum, sondern auch die nachbarschaftliche Begegnung gefördert. Diese Idee stiess auf breites Interesse, das Medienecho war gross und das Projekt Pumpipumpe wurde von mehreren Geldgebern finanziell unterstützt.¹⁴¹ Dadurch konnten Pumpipumpe-Aufkleber zeitweise gratis beziehungsweise gegen eine freiwillige Spende verschickt werden.¹⁴² Aus einer Berner Quartierstrasse, wo die Initiant*innen ihr Atelier hatten, verbreiteten sich die Sticker nach und nach in andere Ortschaften. Die Aufkleber finden vor allem in der Schweiz und in Deutschland Anklang, vereinzelt aber auch in anderen, zum Teil weit entfernten Ländern wie den USA, Russland oder Australien.¹⁴³

Von Pumpipumpe erfahre ich zum ersten Mal im Juli 2014 durch eine Informantin: Daniela Nowak, die in der Regiogruppe Basel von Neustart Schweiz engagiert ist, erwähnt Pumpipumpe bereits vor dem Interview in einer E-Mail: „Achja, mir ist übrigens auch gleich das Projekt ‚Pumpipumpe‘ in den Sinn gekommen – zur Förderung des nachbarschaftlichen Austauschs, Schaffen von nachbarschaftlichem Vertrauen und natürlich für eine Reduzierung des Konsums. Auch eine tolle Sache – kennen Sie wahrscheinlich, oder?“¹⁴⁴ Auch während des Interviews kommen wir auf Pumpipumpe zu sprechen. Ich entschliesse mich daraufhin, einen autoethnographischen Versuch zu starten, und gehe auf die Homepage von Pumpipumpe, um Sticker zu bestellen: Rund 40 Stickermotive stehen zur Auswahl. Meine erste Intuition ist, möglichst viele Aufkleber auszuwählen. Beim Durchgehen der Stickermotive merke ich jedoch, dass ich nur einen Drittel der dargestellten Gegenstände überhaupt in meinem Haushalt besitze. Unter den Gegenständen gibt es ausserdem solche, die ich nicht bereit bin zu verleihen, weil sie mir zum Beispiel zu wertvoll sind oder ich sie täglich benutze. Andere Gegenstände wiederum scheinen mir zu wenig attraktiv, wie zum Beispiel mein kleiner, schlecht funktionierender Grill oder meine wenigen Brettspiele. So bleiben am Schluss des Auswahlvorgangs nur noch wenige Gegenstände übrig. Die Bestellung ist einfach: Ich wähle die gewünschten Sticker

139 <https://www.pumpipumpe.ch/sticker/> (Stand: 12. März 2019).

140 Pumpipumpe Projektbeschreibung.

141 Ein Pressespiegel und eine Auflistung der Sponsor*innen und Partner*innen finden sich hier: <https://www.pumpipumpe.ch/about/> (Stand: 12. März 2019).

142 Zunächst wurde die Herstellung der Aufkleber durch Projektgelder finanziert; ein kleines Team kümmerte sich in ehrenamtlicher Arbeit um den Versand und die bestellten Aufkleber wurden gegen eine freiwillige Spende gratis verschickt. 2015 wurden die Arbeitsabläufe umstrukturiert: Seither wird der Versand durch eine Sozialfirma abgewickelt und ein Stickerheft kostet 7.-- Franken, um die Material- und Versandkosten zu decken.

143 Vgl. <https://map.pumpipumpe.ch> (Stand: 12. März 2019).

144 E-Mail von Daniela Nowak, 7. Juli 2014.

aus und fülle meine Adresse in ein Formular ein. Zusätzlich kann ich angeben, ob ich damit einverstanden bin, dass – ohne Angabe meines Namens – mein Standort sowie die Gegenstände, die ich verleihe, auf einer digitalen Karte eingetragen werden, die in Entwicklung ist. Ich wähle diese Option letztlich ab: Es ist mir wohler, wenn in erster Linie die direkten Nachbar*innen, welche die Sticker am Briefkasten entdecken, potenzielle Entleiher*innen sein werden. Nachdem ich anfänglich möglichst grosszügig meine Gegenstände mit anderen teilen will, werde ich also im Verlauf des Bestellvorgangs zurückhaltender. Da ich mir potenzielle Leihvorgänge bewusst machen muss, wird bei mir eine reflexive Auseinandersetzung mit meinem eigenen Haushalt, mit meinem materiellen Besitz und meinem emotionalen Bezug dazu angeregt.

Einen Monat später, im August 2014, werden mir die Sticker zusammen mit einer Willkommenskarte und einem Spendenaufruf gratis zugeschickt. In modernem Design und informeller Sprache – ich werde auf der Karte geduzt und herzlichst gegrüsst – wird Pumpipumpe durch die Initiant*innen als eine trendige „sharing community“¹⁴⁵ beschrieben:

Die Aktion Pumpipumpe fördert das Leihen und Ausleihen unter Nachbarn und damit einen bewussten Umgang mit Konsumgütern und die soziale Interaktion im Quartier.

In jedem Haushalt befinden sich Dinge, die man nur selten braucht und gerne einmal einem netten Mitmenschen ausleihen würde. Gleichzeitig wäre man manchmal froh, sich Sachen, die man nur ab und zu benötigt, einfach kurz ausleihen zu können. Pumpipumpe macht diese Dinge mittels kleinen Aufkleber [sic!] am Briefkasten dort sichtbar, wo Nachbarn und Quartierbewohner täglich vorbeigehen. So können Nachbarn direkt miteinander in Kontakt treten, sich Leiter und Fondue Set [sic!] ausleihen und müssen erst noch weniger Geräte kaufen.¹⁴⁶

Ich klebe also die Sticker mit Darstellungen von Werkzeugen, Mixer, Nähmaschine, Küchenwaage, Velopumpe und Wok sowie einen mit der Aufschrift „All das kannst du bei mir ausleihen!“ auf meinen Briefkasten. Ich bin gespannt, ob jemand aufgrund der Aufkleber bei mir klingeln wird und, falls ja, wie diese Begegnung und der Ausleihvorgang verlaufen werden: Was, wenn mir die Person, die etwas von mir ausleihen möchte, unsympathisch ist? Was, wenn jemand meine Nähmaschine mitnimmt und sie nicht wieder oder kaputt zurückbringt? Wie würde ich vorgehen, wenn eine fremde Person etwas ausleihen möchte, würde ich beispielsweise nach Telefonnummer und Adresse fragen?

Die Monate vergehen und es passiert: nichts. Es kommt niemand vorbei, um etwas bei mir auszuleihen, und auch ich selbst nutze die *sharing community*, die mir Pumpipumpe eröffnet, nicht aktiv. Ende April 2015 erhalte ich schliesslich eine E-Mail von Pumpipumpe: Die Kartenfunktion, die beim Bestellvorgang angekündigt

145 Willkommenskarte für Pumpipumpe-Nutzer*innen.

146 Willkommenskarte für Pumpipumpe-Nutzer*innen.

worden ist, ist nun eingeführt worden. Unter der URL-Adresse map.pumpipumpe.ch werden alle Pumpipumpe-Briefkästen angezeigt, die für die Kartenfunktion registriert sind.¹⁴⁷ Auf einer Weltkarte geben Kreise in verschiedenen Farben subsumierend an, wie viele Pumpipumpe-Briefkästen in verschiedenen Regionen vorhanden sind. Je näher man heranzoomt, desto geografisch spezifischer werden die Angaben: Ich kann als Userin sehen, wie viele Briefkästen in bestimmten Regionen, Städten und Stadtteilen der Schweiz vorhanden sind, und so weit hineinzoomen, bis ich die exakte Lage eines Briefkastens in einer Strasse sehe. Klicke ich einen Briefkasten an, werden die Adresse und die Gegenstände, die dort ausgeliehen werden können, angezeigt. Ich zume als erstes auf Basel und meine Wohnumgebung und bin überrascht: In Basel sind viel mehr Sticker-Briefkästen eingezeichnet, als ich erwartet habe, und auch in meinem Quartier, an Orten, an denen ich fast täglich mit dem Velo vorbeifahre, hat es gemäss Karte Briefkästen mit Stickern. Ich bin fasziniert, wie meine Wahrnehmung der Stadt sich durch die Karte verändert: Zuvor habe ich ausser meinen eigenen Stickern in Basel nie andere entdeckt. Nun werden in diesem digitalen Raum Dinge – konkret: Pumpipumpe-Aufkleber auf Briefkästen – sichtbar, die mir auf meinen alltäglichen Wegen durch den physischen Stadtraum entgangen sind.

Die Karte ermöglicht nicht nur, in einem digitalen Raum zu ‚flanieren‘ und durch die Zoomfunktion und Cursorbewegungen verschiedene Länder, Städte und Strassenzüge nach Pumpipumpe-Briefkästen abzusuchen. Mit einer Suchfunktion kann auch gezielt nach spezifischen Gegenständen Ausschau gehalten werden. Dadurch ist es möglich, rasch herauszufinden, ob und wo in der eigenen Wohnumgebung beispielsweise eine Lichterkette für die nächste Gartenparty oder ein Schlitten für einen Winterausflug ausgeliehen werden kann.

Es besteht jedoch keine Möglichkeit, online mit den ausleihbereiten Personen Kontakt aufzunehmen. Es gibt keine E-Mail-Adressen, kein Kontaktformular, keine Namen auf der Karte; nur die Postadresse. Will ich also über Pumpipumpe beispielsweise bei jemandem eine Bohrmaschine ausleihen, muss ich auf der Karte eine Adresse heraussuchen, mich an diesen Ort begeben, schauen, bei welchem Namen die Sticker am Briefkasten kleben, und dann klingeln.

Nach der Einführung der Kartenfunktion schaue ich ab und zu auf der Pumpipumpe-Karte, ob es in meiner Nachbarschaft inzwischen neue Pumpipumpe-Briefkästen hat. Aber an meinem Leihverhalten ändert sich nichts: Weder leihe ich über Pumpipumpe einen Gegenstand, noch möchte jemand von mir etwas ausleihen. Ich vermute, das liegt nicht zuletzt daran, dass ich die meisten Dinge, die ich brauche, selbst besitze. Es kommt selten vor, dass ich mir bei jemandem etwas ausleihe. Und wenn mir etwas fehlt, kommt mir Pumpipumpe gar nicht in den Sinn. Aus lauter Gewohnheit wende ich mich in diesen Fällen zunächst an Menschen, die ich kenne. Die Hemmschwelle ist kleiner, eine in der Nähe wohnende Freundin zu fragen,

¹⁴⁷ Laut Informationen auf der Webseite nehmen europaweit über 20'000 Haushalte bei Pumpipumpe teil. Vgl. <https://www.pumpipumpe.ch/about/> (Stand: 12. März 2019).

ob ich beispielsweise ihr Bügeleisen benützen darf, als bei einer fremden Person mit Pumpipumpe-Aufklebern auf dem Briefkasten klingeln zu gehen. In meinem Selbstversuch mit Pumpipumpe kommt es also letztlich nie zu einem Ausleihvorgang und damit verbundenen nachbarschaftlichen Begegnungen. Inwiefern dies bei anderen Pumpipumpe-Nutzer*innen anders ist, kann ich aufgrund meines autoethnographischen Zugangs nicht abschliessend beurteilen, Gespräche mit anderen Nutzer*innen weisen jedoch auf ähnliche Erfahrungen hin.¹⁴⁸

Ähnlich wie NachbarNet greift auch Pumpipumpe traditionelle Vorstellungen von Nachbarschaft als einem lokalen Beziehungs- und Unterstützungsnetzwerk auf. Diese bettet Pumpipumpe in einen aktuellen gesellschaftlichen Diskurs über Nachhaltigkeit und bewussten Konsum ein. Der Verein konzipiert Nachbarschaft als eine moderne *sharing community*: Nicht jede*r muss eine eigene Pastamaschine besitzen, man kann sie auch bei seinen Nachbar*innen ausleihen. Dadurch – so zumindest die Idee – muss weniger gekauft werden und zugleich kann man seine Nachbar*innen über das Ausleihen von Gegenständen (besser) kennenlernen. Auch bei Pumpipumpe manifestiert sich die Vorstellung, dass man heutzutage seine Nachbar*innen nicht mehr unbedingt kenne und folglich auch nicht wisse, wer eine Nähmaschine oder eine Gugelhopfform besitzen könnte. Ähnlich wie NachbarNet geht auch Pumpipumpe davon aus, dass diese Form von Nachbarschaftlichkeit aktiv gefördert werden muss. Die nachbarschaftliche Sozialität nimmt, sofern durch Pumpipumpe überhaupt neue Begegnungen zustande kommen, primär die Form einer nachbarschaftlichen Zweierbeziehung an. Es kann sich dabei um eine einmalige Begegnung in Zusammenhang mit einer Ausleihe handeln, aber auch um wiederholte Ausleihvorgänge und sich verfestigende Beziehungen, die an andere nachbarschaftliche Praxen und – zum Beispiel wenn in einer Genossenschaftssiedlung Wohnende die Pumpipumpe-Aufkleber nutzen und auch sonst miteinander verkehren – an ein nachbarschaftliches Kollektiv gekoppelt sein können.

Während bei NachbarNet eine Online-Datenbank das zentrale Medium zur Vermittlung von Nachbar*innen ist, setzt Pumpipumpe auf Aufkleber auf Briefkästen und ergänzend auf die später eingeführte Online-Karte. Als Pumpipumpe 2012 neu lanciert wird, wird es in einem Berner Online-Magazin als „eine Art Offline-App fürs Teilen von Haushaltsgegenständen“¹⁴⁹ beschrieben. Mit den Stickern setzt Pumpipumpe bewusst auf ein analoges Medium. Der Briefkasten als gewählter Kommunikationsort führt dazu, dass die Botschaft der Sticker sich an diejenigen richtet, die im selben Haus ein- und ausgehen oder zumindest in der Nähe wohnen und die Briefkastenaufkleber auf ihren Alltagswegen sehen. Dies entspricht traditionellen Vorstellungen von Nachbarschaft als kleinräumigem, auf Face-to-Face-

148 Kirsten Schultze, die ich als Mitglied der Regiogruppe Basel von Neustart Schweiz interviewt habe, überlegt sich beispielsweise, die Pumpipumpe-Aufkleber an ihrem Briefkasten wieder zu entfernen, da der erhoffte Effekt nicht eingetroffen ist. Vgl. Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juni 2015.

149 Gautier 2012.

Kontakten basierendem Netzwerk. Die 2015 eingeführte Online-Karte scheint diese Anbindung an den lokalen, physischen Raum auf den ersten Blick zu durchbrechen. Doch die Entwickler*innen haben die Karte interessanterweise so gestaltet, dass keine Online-Kontaktaufnahme möglich ist: Es gibt kein Kontaktformular; auch die Namen der verleiwilligen Personen sind auf der Karte nicht angegeben, sondern einzig die Gegenstände und die Adresse. Die Kontaktaufnahme soll im physischen Raum erfolgen und ähnlich verlaufen wie bei einer nicht-mediatisierten Nachbarschaft: Man klingelt bei einer (fremden) Person, weiss nicht, ob sie zuhause ist und wie sie reagieren wird. Diese Absicht, dass die Kontaktaufnahme trotz Online-Karte im traditionell nachbarschaftlichen Face-to-Face-Modus geschehen soll, wird auch in der Pumpipumpe-Projektbeschreibung vermittelt: „Der einfache, analoge Sharing-Ansatz und das Klingeln beim Nachbarn oder der Nachbarin bleibt dabei bestehen. Nur die Suche nach benötigten Dingen wird vereinfacht. Eventuell liegt ja die nächste Bohrmaschine ganz nah in deiner Nachbarstrasse, wo man aber im täglichen Leben nie vorbeigeht.“¹⁵⁰ Nahräumlichkeit und Face-to-Face-Kontakte werden bei Pumpipumpe also bewusst ‚zelebriert‘. Durch die neue Kartenfunktion ist es jedoch den Nutzer*innen überlassen, ob sie etwas in ihrer unmittelbaren Umgebung ausleihen möchten oder auch bereit sind, einen weiteren Weg auf sich zu nehmen. Damit wird ähnlich wie bei NachbarNet durch die mediatisierte Vermittlung auch hier die räumliche Dimension von Nachbarschaft erweitert: von einem analogen in einen digitalen (Karten-)Raum, von einem unmittelbaren Nahraum in einen potenziell grösseren Raum. Ausserdem bringt der digitale Raum, wie die Beschreibung meiner ersten Erkundungen auf der Pumpipumpe-Karte deutlich macht, andere Sichtbarkeiten mit sich: Briefkästen und Ausleihmöglichkeiten, die ich im physischen Raum nicht wahrnehme, weil sie sich an Orten befinden, an denen ich nicht (häufig) vorbeikomme, oder weil ich sie auf meinen Alltagswegen schlichtweg nicht beachte, werden sichtbar.

Pumpipumpe lässt sich als eine mediatisierte *sharing community* begreifen, die Vorstellungen von Nachbarschaft als lokalem Netzwerk mit dem Ziel der Nachhaltigkeit verknüpft. Der Verein, der die Plattform betreibt, arbeitet nicht profitorientiert. Der Aufmachung von Pumpipumpe ist anzusehen, dass die Initiant*innen im Designbereich tätig sind. Pumpipumpe wirkt professionell gestaltet und trendig. Wie beim NachbarNet stehen auch hier nachbarschaftliche Begegnungen im Offline-Modus im Fokus. Diese Begegnungen sollen primär über das analoge Medium der Briefkastenaufkleber gefördert werden. Die Online-Karte dient in erster Linie dazu, diese Aufkleber sichtbar und dadurch auffindbar zu machen. Die Karte als digitales Medium dient dazu, die Nutzung eines analogen Mediums zu erleichtern und Nachbarschaft als eine Face-to-Face-Beziehung zu stärken.

150 Pumpipumpe Projektbeschreibung.

5.3.4.3 Nachbarschaft.net: soziales Netzwerk mit Matching-Funktion

„Wow! Ein neuer Nachbar ist da!“ Alle paar Wochen erhalte ich zeitweise von der Online-Plattform Nachbarschaft.net eine E-Mail, die mich unter diesem Titel enthusiastisch über einen neuen Nachbarn informiert. Ein neuer Nachbar, das ist in diesem Fall eine Person, die sich – wie ich es aufgrund meines Forschungsinteresses selbst auch getan habe – auf Nachbarschaft.net registriert hat und in einem Umkreis von zweieinhalb Kilometern Entfernung von mir wohnt.

Nachbarschaft.net wird 2015 von einem deutschen Unternehmen auf den Markt gebracht und kann mittlerweile auch in der Schweiz genutzt werden. Die Werbung verspricht, dass Nutzer*innen über die Plattform, die über eine Internetadresse oder als App zugänglich ist, ihre Nachbar*innen leichter kennenlernen können. Mit dieser Geschäftsidee steht Nachbarschaft.net im deutschsprachigen Raum in Konkurrenz zu mehreren weiteren, zum Teil inzwischen gescheiterten, mehr oder weniger kommerziell orientierten digitalen Nachbarschaftsplattformen.¹⁵¹ Diese Plattformen kreisen alle um ähnliche Themenkreise: seine Nachbar*innen kennenlernen, Dinge miteinander teilen, sich gegenseitig helfen sowie Informationen und Nachrichten zu lokalen Begebenheiten und Ereignissen austauschen. Sie vermitteln das Gefühl, dass eine aktiv gepflegte Nachbarschaft das (städtische) Leben bereichert, und versprechen, die Nachbarschaftspflege zu erleichtern. Im Unterschied zum Basler NachbarNet oder Pumpipumpe ist Nachbarschaft.net gewinnorientiert. Die Plattform will durch die Kollaboration mit Firmen, die auf Nachbarschaft.net ihre Angebote platzieren können, Einnahmen generieren. Für Privatpersonen ist die Nutzung von Nachbarschaft.net hingegen gratis. Nachbarschaft.net funktioniert ähnlich wie ein soziales Netzwerk: Interessierte können sich ein Profil anlegen und über die Plattform mit anderen Nutzer*innen kommunizieren. Zentral ist bei Nachbarschaft.net, dass sich alle mit ihrer Wohnadresse registrieren müssen und nur Personen aus der eigenen Wohnumgebung – eben die ‚Nachbar*innen‘ – angezeigt werden.

Die Betreiber der App greifen die Idee von Nachbarschaft als lokalem Beziehungsnetz in ihrem Webauftritt explizit auf. Auf der Startseite wird die Plattform folgendermassen angekündigt: „Wir verbinden Nachbarn, um den zwischenmenschlichen Kontakt insbesondere in der Anonymität der Stadt zu fördern. Lerne jetzt deine Nachbarn kennen.“¹⁵² In einem animierten Werbevideo sieht man eine junge Frau, die mit ihren Katzen alleine in ihrem Wohnzimmer sitzt und sich fragt, wer eigentlich ihre Nachbar*innen sind und ob sie mit ihnen Gemeinsamkeiten teilt. Sie registriert sich auf Nachbarschaft.net und findet daraufhin einen Joggingpartner. Ausserdem erfährt sie von Vergünstigungen bei lokalen Unternehmen und kommt

151 Vgl. z. B. <https://lokalportal.de>, <https://nebenan.de> oder <https://www.pollyandbob.com>. Andere Nachbarschaftsplattformen wie bspw. <https://www.niriu.com> oder <https://wir-nachbarn.com> wurden inzwischen wieder abgeschaltet (Stand: 14. März 2019). Vgl. dazu auch Fründt 2015 und Hüsing 2016.

152 <https://nachbarschaft.net> (14. März 2019).

so in Genuss eines leckeren Abendessens in einem Restaurant. Der Animationsfilm wird von fröhlicher Musik und einer Sprecherinnenstimme begleitet, die Nachbarschaft.net mit folgenden Worten anpreist:

Du wohnst in einer Stadt und fragst dich, wer sind eigentlich meine Nachbarn? Haben wir Gemeinsamkeiten? Die neue Nachbarschaftsapp verbindet euch miteinander. Sie ist ganz leicht zu installieren. In wenigen Sekunden bist du angemeldet. Kurz noch verifizieren und los geht die Tour durch deine Nachbarschaft. Füll einfach dein Profil aus und ruckzuck schlägt dir die Matching-Funktion Leute aus deiner Gegend mit Gemeinsamkeiten vor. Über die Nachbarschaftsvorteile kannst du Vergünstigungen in Anspruch nehmen. Lerne dein Umfeld kennen. Mit der Nachbarschaftsapp gratis im Google Play Store und Apple Store.¹⁵³

Das Leben in der Stadt wird als anonym beschrieben – man kennt seine Nachbar*innen nicht – und Nachbarschaft.net als das perfekte Mittel angepriesen, um diese Anonymität zu durchbrechen und seine Nachbar*innen kennenzulernen.

Nachbarschaft.net beinhaltet interessanterweise – wie zum Beispiel gewisse Datingseiten – eine Matching-Funktion: Im eigenen Profil können Angaben zu diversen Themenfeldern gemacht werden: Hobbies, Ausbildung, Beruf, Religion, Sportarten, Lieblingsessen, Beziehungsstatus, Sprachen et cetera. Die Plattform schlägt einem darauf basierend Nachbar*innen mit ähnlichen Interessen für gemeinsame Aktivitäten vor. Die Idee ist also, dass man nicht einfach nur irgendwelche Leute kennenlernen kann, die per Zufall in der Nähe wohnen, sondern Nachbar*innen, die zu einem passen.

Auf Nachbarschaft.net stosse ich, als ich im Internet nach digitalen Nachbarschaftsplattformen recherchiere. Um sehen zu können, wie Nachbarschaft.net funktioniert und wie es in Basel genutzt wird, melde ich mich im Herbst 2015 als Nutzerin an. Die Registrierung ist unkompliziert, doch danach werde ich aufgefordert, mich zu verifizieren. Dazu soll ich ein Foto meiner Strom-, Telefon- oder Handyrechnung oder meines Ausweises hochladen. Damit soll sichergestellt werden, dass ich an der angegebenen Adresse wohne, aber mir ist das aus Datenschutzgründen nicht geheuer. Also verzichte ich vorerst darauf, die Vollversion der Plattform zu nutzen. Das bedeutet, dass ich mich zwar einloggen und die Profile der anderen Nutzer*innen in meiner Nachbarschaft anwählen, aber nicht mit diesen Personen chatten kann. Nachbarschaft.net ist aufgebaut wie die Seite eines sozialen Netzwerks: Wenn ich mich einlogge, erscheint ein Kartenausschnitt, auf der mein ‚Nachbarschaftsperimeter‘ eingezeichnet ist. Dieser erstreckt sich, wie bereits erwähnt, mit einem Radius von zweieinhalb Kilometern rund um meine Wohnadresse. Auf dem Computerbildschirm erscheint unterhalb der Karte die sogenannte Pinnwand. Hier erhalte ich eine Nachricht, wenn jemand – so der Standardtext – neu ‚der Nachbarschaft beigetreten‘ ist. Viele sind das jedoch nicht: Gelegentlich gibt es mehrere Neueintritte innerhalb von ein paar Tagen, nachher wieder über mehrere Wochen und Monate

153 Promotionsvideo auf <https://nachbarschaft.net> (14. März 2019).

gar keine. Insgesamt habe ich den Eindruck, dass Nachbarschaft.net in Basel (noch) nicht in grösserem Ausmass Fuss gefasst hat: Nur 51 Personen sind im März 2019 – über drei Jahre nach meiner Anmeldung – innerhalb meines ‚Nachbarschaftsradius‘, der ein grosses Gebiet der Stadt Basel abdeckt, registriert. Die meisten davon haben wie ich ihr persönliches Profil nicht bearbeitet. Es erscheint nur ein sich veränderndes Standardfoto sowie die voreingestellte Angabe, dass man neue Leute kennenlernen möchte und Nachbar*innen für Hobbies/Sport/Freizeit suche. Diese Online-Nachbarschaft wirkt auf mich nicht sonderlich ‚lebendig‘. Auch wenn die Nachbarschaftsterminologie bei Nachbarschaft.net sehr präsent ist, habe ich Mühe damit, den Raum und die Menschen, die mir auf meinem Profil als meine Nachbarschaft vorgestellt werden, mit einem Gefühl von Nachbarschaft in Verbindung zu bringen: Der vorgegebene Nachbarschaftsperimeter entspricht mit seiner grossen Abmessung nicht meinem persönlichen Empfinden eines nachbarschaftlichen Raumes. Und die Menschen, die mir als meine Nachbar*innen vorgestellt werden, nehme ich eher als fremde Personen wahr, die per Zufall in der gleichen Stadt wohnen, denn als Menschen, mit denen mich aufgrund räumlicher Nähe etwas verbindet.

Nachbarschaft.net ist ein kommerziell orientiertes soziales Netzwerk, das explizit an das Konzept Nachbarschaft anknüpft. Während bei NachbarNet Hilfeleistungen und bei Pumpipumpe das Teilen von Gegenständen im Vordergrund stehen, preist Nachbarschaft.net vor allem die Möglichkeit gemeinsamer Unternehmungen mit Nachbar*innen an und setzt dazu auf eine Matching-Funktion. Das Kennenlernen der Nachbar*innen *per se* steht im Fokus und ist nicht wie beispielsweise bei Pumpipumpe nur ein Nebeneffekt. Dass es sich bei Nachbarschaft.net um ein *nachbarschaftliches* Beziehungsnetzwerk handeln soll, zeigt sich auch darin, dass nur Personen in einem Umkreis von zweieinhalb Kilometern überhaupt als mögliche Nachbarschaftskontakte angezeigt werden. Dieser von Nachbarschaft.net festgelegte Perimeter erstreckt sich in meinem Fall beinahe über das ganze Stadtgebiet von Basel und damit in viele Gegenden, die ich nicht oder kaum kenne. Dieser Nachbarschaftsradius ist, zumindest für mein persönliches Empfinden, in einer Stadt wie Basel sehr gross gewählt und überschreitet bei Weitem das Gebiet um meine Wohnung, das ich als meine Nachbarschaft oder mein Quartier wahrnehme. So gesehen kann hier in Bezug auf die Räumlichkeit von Nachbarschaft ein ähnliches Fazit gezogen werden wie bei NachbarNet und Pumpipumpe: Die Idee von Nachbarschaft als einem lokalen, kleinräumigen, physischen Raum wird zwar aufgegriffen und die Plattform dementsprechend programmiert, doch zugleich vergrössert sich der geografische Nachbarschaftsradius auch.

Nachbarschaftliche Sozialität wird hier – wie auch bei NachbarNet und Pumpipumpe – primär als Zweierbeziehung gedacht: Einzelpersonen finden über die Matching-Funktion von Nachbarschaft.net zu ihnen passende Nachbar*innen. Potenziell können sich diese einzelnen Beziehungen auch zu einem nachbarschaftlichen Kollektiv verdichten.

Bei Nachbarschaft.net steht wie auch bei den anderen Plattformen die Begegnung im physischen Raum, das Entstehen von Offline-Kontakten in der Nachbarschaft im Zentrum. Im Vergleich zur Online-Plattform des NachbarNet ist Nachbarschaft.net jedoch um einiges interaktiver gestaltet und bietet mehr Möglichkeiten, sein Profil zu bearbeiten und online miteinander zu kommunizieren. Das Element der Online-Kommunikation erhält mehr Gewicht.

5.3.4.4 Erlenapp: Nachbarschaft als IT-Projekt

Als ich mich mit einem Bekannten über mein Forschungsprojekt unterhalte, erzählt mir dieser von einer Freundin, die bei einer Basler IT-Firma arbeitet, die gerade eine Nachbarschaftsapp auf den Markt bringt. Diese App ist für die neue Wohnsiedlung Erlenmatt entwickelt worden und trägt dementsprechend den Namen erlenapp. Durch diesen Kontakt kann ich einige Wochen später Martin Pegoraro, den Chef der IT-Firma, zu einem Interview treffen und erhalte Zugang zur Demoversion der App. Etwa ein Jahr später komme ich auf anderem Wege in Kontakt mit einer Bewohnerin der Erlenmatt, mit der ich ebenfalls ein Interview führe.

Seit meinem Interview mit Martin Pegoraro hat die IT-Firma ihren Namen geändert, ihr Produktportfolio erweitert und eine neue Version der erlenapp veröffentlicht. So habe ich beim Schreiben ständig den Eindruck, dass die erlenapp sich der Textualisierung und damit auch Stabilisierung entzieht. Im Folgenden versuche ich trotzdem, die erlenapp durch eine dichte Beschreibung greifbar zu machen: Die erlenapp wurde für eine neue Wohnsiedlung des Bauunternehmens Losinger Marrazzi auf dem Erlenmattareal in Kleinbasel angefertigt und wurde 2015 in Betrieb genommen. Für die Entwicklung der App war die Basler IT-Start-up-Firma Allthings zuständig, die damals noch Qipp hiess.¹⁵⁴ Im April 2015 treffe ich den Gründer der Firma, Martin Pegoraro, zu einem Interview. Das Gespräch findet in seiner Mittagspause statt. Schnellen Schrittes gehen wir zur Kantine. Während wir essen, erzählt mir Martin Pegoraro von seinem fachlichen Hintergrund und der Firmenidee von Qipp. Das Interaktionstempo ist hoch, der Firmenchef spricht schnell und eloquent. Martin Pegoraro tritt auf, wie ich mir einen erfolgreichen Unternehmer und kreativen Tüftler der IT-Branche vorstelle; er wirkt zugleich zielstrebig und locker und erzählt mit Begeisterung und Überzeugung von seinem Produkt und der Unternehmensidee: Er arbeitete an einer Schweizer Hochschule im Forschungsbereich Internet der Dinge, wo er sich mit der Frage auseinandersetzte, wie physische Dinge mit digitalen Services erweitert werden können. Daraus entstand die Firma Qipp, das dritte von ihm gegründete Start-up-Unternehmen. Das Unternehmen beschäftigte sich mit der digitalen Anreicherung von Dingen wie zum Beispiel Velos oder Uhren – daher auch der Name Qipp (von engl. *to equip*, ausstatten) – und begann,

¹⁵⁴ Die Firma wurde 2013 unter dem Namen Qipp begründet und benannte sich 2016 um in Allthings.

eine entsprechende Softwareinfrastruktur aufzubauen. In dieser Entwicklungsphase stellte die Firma fest, dass es in der Immobilienbranche eine Nachfrage nach einer digitalen Ausstattung von Siedlungen gibt: „[V]or einem Jahr haben wir gemerkt, dass ganz viele Leute aus der Immobilienwelt auf uns zu kommen und sagen, sie haben auch Dinge, es sind einfach viel grössere, als wir davon geredet haben.“¹⁵⁵ Die erste Immobilienfirma, die Qipp kontaktiert habe, sei Losinger Marazzi gewesen, welche auf dem Erlenmattareal eine Siedlung baute:

Die sind zu uns gekommen und haben gesagt, ja, sie sind natürlich Spezialisten im Bauen dieser physischen Welt, aber sie sehen halt viele digitale Services, die sie eigentlich mitgeben könnten, wo sie nicht Spezialisten sind, und ob wir zusammen etwas machen könnten, mit der Idee eigentlich, dass jeder, der dort einzieht, mit dem Einzug und mit der Schlüsselübergabe nicht nur den Schlüssel, sondern auch die Applikation zu seiner Wohnung und zu dieser Siedlung kriegt.¹⁵⁶

Aus dieser Zusammenarbeit sei schliesslich die erlenapp entstanden. Martin Pegoraro meint dazu im Interview, dass die Firma nach wie vor Dinge digital anreichere, aber dass ‚das Ding‘ inzwischen grösser geworden sei:

Wenn wir irgendwie so in Schichten denken, (dann?) okay zuunterst in unserem Denken sind irgendwie die einzelnen Dinge. Das ist der Backofen und das Parkett und dann gibt es die Wohnung und dann gibt es den Block und dann gibt es die Siedlung und dann gibt es das Quartier. Und auf jeder Ebene von diesen physischen Sachen können wir irgendwie digitale Dienste anhängen (oder, und?) natürlich nicht alles macht Sinn. Ich meine, du willst keine community um ein Parkett herum machen. Aber du willst eine community um eine Siedlung oder um ein Quartier (unverständlich), oder, eine digitale.¹⁵⁷

Die erlenapp bietet dementsprechend digitale Services zu diesen verschiedenen Ebenen an, von einzelnen Dingen in einer Wohnung bis hin zum Quartier: Die Applikation – meine Beschreibung basiert auf der Demoversion – beinhaltet Unterlagen zu Haus und Wohnung (Grundrisspläne, Bedienungsanleitung von elektrischen Geräten et cetera), Informationen zum eigenen Energieverbrauch und zur Wohnumgebung (Veranstaltungen im Quartiertreffpunkt, Busfahrpläne et cetera), Kontaktformulare zur direkten Kommunikation mit Verwaltung und Hauswartung, aber auch eine Art Pinnwand, über die mit den Nachbar*innen kommuniziert werden kann. Es handelt sich bei der App also um eine Kombination von virtueller Dokumentenablage und Kommunikationsplattform. Die erlenapp will relevante Informationen rund um das Thema Wohnen zugänglich machen sowie

155 Interview mit Martin Pegoraro, 2. April 2015.

156 Interview mit Martin Pegoraro, 2. April 2015.

157 Interview mit Martin Pegoraro, 2. April 2015.

die Kommunikation unter den Mieter*innen sowie zwischen ihnen und der Verwaltung erleichtern.¹⁵⁸

Die erlenapp war die erste von der Firma entwickelte App für eine Wohnsiedlung. Danach entwickelte sie in einem Pilotprojekt, das in Zusammenarbeit mit einem Basler Quartierverein und dem kantonalen Amt für Umwelt und Energie durchgeführt wurde, die wettsteinapp¹⁵⁹ für ein Kleinbasler Quartier. Mittlerweile bietet die Firma unter dem Namen Allthings Web-Applikationen für Wohn- und Geschäftsgebäude an. Das Framework, auf dem die erlenapp basiert, lässt sich auf eine unbegrenzte Anzahl von Gebäuden und Siedlungen adaptieren. Unter dem Slogan „Allthings: Alles für ein besseres Leben in Gebäuden“¹⁶⁰ preist die Firma dementsprechend ihr Produkt an: „Digitale Kommunikation in Gebäuden – effiziente und transparente Prozesse zwischen allen Beteiligten sowie neue Service- und Geschäftsmodelle: alles auf einer Plattform.“¹⁶¹ Kund*innen können aus zahlreichen verfügbaren Diensten diejenigen auswählen, die ihren Bedürfnissen entsprechen und in die App integriert werden sollen. Den Bewohner*innen und Nutzer*innen eines Gebäudes verspricht die Firma Allthings damit eine komfortable App, die alle Informationen und Kommunikationskanäle rund um das Wohnen (oder, im Falle eines Geschäftsgebäudes, rund um das Arbeiten) bündelt: Sie finden Informationen zur Liegenschaft und zur Umgebung und können auf einfache Weise mit der Liegenschaftsverwaltung und mit ihren Nachbar*innen kommunizieren. Investor*innen, Entwickler*innen und Verwalter*innen von Gebäuden wiederum, die die Zielgruppe der Firma Allthings darstellen, können über die App ihre Betriebsabläufe einfacher und kostensparend organisieren, die Attraktivität ihrer Liegenschaft steigern und letztlich einen höheren Gewinn erzielen.¹⁶²

Die erlenapp ist also in der Privatwirtschaft – im Bereich Immobilien und Informationstechnologie – entwickelt worden. Die Web-Applikationen von Allthings, darunter die erlenapp, werden als ein innovatives Produkt vermarktet, das durch Digitalisierung verschiedene Prozesse rund um das Wohnen beziehungsweise um die Gebäudenutzung im Allgemeinen einfacher und angenehmer und – für die in der Immobilienbranche Tätigen – auch kostengünstiger gestaltet. Nachbarschaft als eine spezifische lokale Beziehungsform ist hier nur ein Aspekt, eine Funktion, unter vielen weiteren digitalen Services. Die App bietet verschiedene Funktionen für den Austausch unter den Nutzer*innen eines Gebäudes. Dazu gehören ein

158 Vgl. dazu auch die erlenapp-Werbevideos unter <https://www.youtube.com/watch?v=y3VKE7obHeA&spfreload=10> und <https://www.youtube.com/watch?v=6EnAkIkTt-k> (Stand: 14. März 2019).

159 Vgl. Schwald 2016, <https://www.wettsteinapp.ch/home> und <https://www.wettstein21.ch/wettstein21-aktuell/eine-app-fuers-wettsteinquartier> (Stand: 14. März 2019).

160 <https://www.allthings.me> (Stand: 14. März 2019).

161 <https://www.allthings.me> (Stand: 14. März 2019).

162 Vgl. <https://www.allthings.me> sowie die weiteren Angaben auf <https://www.allthings.me/assetmanager/>, <https://www.allthings.me/de/real-estate-developer>, <https://www.allthings.me/de/wohnungswirtschaft> und <https://www.allthings.me/user/> (Stand: 14. März 2019).

Marktplatz zur Vermittlung von Nachbarschaftshilfe, eine Pinnwand, auf der sich Bewohner*innen mit Bild und Stichworten vorstellen können oder Plattformen zum Ausleihen oder Verkaufen von Dingen. Hier klingt die Idee an, dass Nachbarschaft als ein lokales soziales Netzwerk gepflegt werden soll und Digitalisierung zur Pflege nachbarschaftlicher Beziehungen hilfreich ist. Martin Pegoraro selbst spricht im Interview von einer „community um ein Ding“¹⁶³. Bei der App gehe es darum, „alles, was relevant ist um diesen Ort, wo du lebst, digital abbilden [zu] können“¹⁶⁴. Dazu gehören für Martin Pegoraro neben Wohnungsdokumentation, Energieverbrauch und cetera auch die „sozialen Themen“¹⁶⁵ und er sieht hier eine Marktlücke:

Und wir glauben, es gibt grundsätzlich einen grossen Bedarf an diesem Thema. (...) (Weil?), wie du sagst, es gibt natürlich viele Möglichkeiten, sich heute irgendwie weltweit zu vernetzen; aber eigentlich gibt es digital nicht so wirklich viel, wie man sich lokal vernetzen kann. (Man ist?) am Schluss immer noch lokal zuhause. Und, ja, dahinter ist eigentlich, ist wie gesagt diese Softwareinfrastruktur, die es einfach auch möglich macht, an einem bestimmten Ort oder an einem bestimmten Gebäude oder eben an einem bestimmten Quartier halt so ein lokales soziales Netzwerk anzuhängen.¹⁶⁶

Nachbarschaft wird in dieser Praxis also als Teilfunktion einer innovativen Technologie gesehen, die ein Gebäude mit digitalen Dienstleistungen bestückt und dadurch erweitert.

Martin Pegoraro erzählt im Interview von der grossen Akzeptanz der *erlenapp* unter den Bewohner*innen der Siedlung und belegt dies mit statistischen Daten: 80 Prozent hätten die App geladen und eingecheckt und sie in den ersten drei Wochen „im Schnitt zehn- bis zwölfmal geöffnet“¹⁶⁷. Eine dieser Bewohner*innen der Erlenmatt treffe ich rund ein Jahr später zu einem Interview. Eine Kollegin von mir ist per Zufall mit einer Studentin ins Gespräch gekommen, die in der Erlenmatt in einer Wohngemeinschaft lebt und mir für ein Interview den Kontakt zu ihrer Mitbewohnerin Angela Meyer vermittelt. Ich treffe Angela Meyer an einem heissen Sommertag im Juni 2015 in ihrer Wohnung. Sie ist Ende 20 und lebt zum Zeitpunkt des Interviews seit circa eineinhalb Jahren auf der Erlenmatt. Sie hat die *erlenapp* auf ihrem Smartphone installiert und loggt sich täglich ein. Während des Interviews zeigt sie mir die Gestaltung und die Funktionen der *erlenapp* auf ihrem Smartphone und ihrem Computer. Vor dem Interview habe ich gelesen, dass Qipp das Interface der *erlenapp* neu gestaltet und neue Funktionen entwickelt hat. Diese neue Version steht jedoch noch nicht zur Verfügung, was Angela Meyer im Interview bestätigt. Die *erlenapp* sieht ebenso aus wie die Testversion, zu der ich über Martin Pegoraro Zugang erhalten habe. Auf der Startseite sind in verschiedenfarbigen Kacheln die

163 Interview mit Martin Pegoraro, 2. April 2015.

164 Interview mit Martin Pegoraro, 2. April 2015.

165 Interview mit Martin Pegoraro, 2. April 2015.

166 Interview mit Martin Pegoraro, 2. April 2015.

167 Interview mit Martin Pegoraro, 2. April 2015.

sechs Rubriken der App abgebildet. Darunter erscheint der Newsfeed, jeweils mit der aktuellsten Nachricht zuoberst. Angela Meyer berichtet, dass sie sich etwa dreimal täglich in die erlenapp einlogge, um zu lesen, was die anderen Bewohner*innen im Newsfeed posteten. Beim Scrollen erhalte ich den Eindruck, dass der Newsfeed rege genutzt wird. Es gibt täglich einen oder mehrere neue Einträge von Privatpersonen, aber beispielsweise auch von der Verwaltung, dem Quartiertreffpunkt oder einem Wohn- und Pflegeheim für Betagte, das seine Mittagsmenüs über den Newsfeed kommuniziert. Angela Meyer erzählt mir, dass der Newsfeed vor allem genutzt werde, um Ärger kundzutun. Zur Zeit des Interviews wird beispielsweise heftig darüber diskutiert, dass auf einem Weg auf dem Erlenmattareal ein paar Tage zuvor versenkbare Poller montiert worden sind, sodass eine Durchfahrt mit dem Auto nicht mehr möglich ist. Das Zusammenleben in der Erlenmatt beschreibt Angela Meyer als relativ anonym. Daran ändert aus ihrer Sicht auch die erlenapp nicht viel. Auch wenn Bewohner*innen auf der erlenapp regelmässig Nachrichten im Newsfeed posten, lernt Angela Meyer sie deswegen nicht kennen: „Ich weiss ja nicht, wer wer ist. Also ich sehe ja nur den Namen.“¹⁶⁸ Dies führt sie später nochmals aus: „Es ist einfach ein Name. Mehr weiss man nicht über diese Leute. Teilweise vielleicht noch ein bisschen, wo sie wohnen, in welchem Gebäude. Aber der ganze Rest, keine Ahnung, wie alt diese Leute sind oder ob sie alleinstehend sind oder wann sie hier zugezogen sind. Absolut keine Ahnung.“¹⁶⁹ Angela Meyer ist aktiv bei den sogenannten Ambassadors, einer Gruppe von Bewohner*innen, die sich für das Zusammenleben auf der Erlenmatt engagiert und ab und zu Anlässe organisiert. Sie erzählt, dass sie auch schon Personen, die auf der erlenapp sehr aktiv sind und viele Nachrichten posten, zu einem Treffen eingeladen hätten, bisher aber noch niemand der Einladung gefolgt sei. Sie findet dies schade und vermutet, dass diesen Leuten ein solcher persönlicher Austausch „too much“¹⁷⁰ sei.

Angela Meyer postet selbst nur selten etwas im Newsfeed der erlenapp. Auch die anderen Funktionen benutzt sie wenig. Sie loggt sich aber, wie bereits erwähnt, regelmässig ein. Es ist ein bisschen wie mit Facebook, meint sie schmunzelnd: Man gehe „schnell schauen, ob es etwas Neues gibt“¹⁷¹. Die erlenapp ist damit Teil ihrer täglichen Medienroutinen. Auch wenn sie sich zu den mürrischen Posts auf dem Newsfeed distanzierend äussert und die anderen Funktionen wenig nutzt, ist Angela Meyer gegenüber der erlenapp positiv eingestellt: Sie habe es „cool“¹⁷² gefunden, als sie von der erlenapp, einer „Art Facebook vom Quartier“¹⁷³, wie sie es beschreibt, erfahren habe. Sie schätze die Plattform als etwas Neues, das sie vorher noch nie gehabt habe. Auf meine Frage, was ihr an der App gefalle, antwortet Angela Meyer, dass sie

168 Interview mit Angela Meyer, 24. Juni 2016.

169 Interview mit Angela Meyer, 24. Juni 2016.

170 Interview mit Angela Meyer, 24. Juni 2016.

171 Interview mit Angela Meyer, 24. Juni 2016.

172 Interview mit Angela Meyer, 24. Juni 2016.

173 Interview mit Angela Meyer, 24. Juni 2016.

die Probleme in der Siedlung mitbekomme und es ihr ein Gefühl von Gemeinsamkeit vermittele, wenn sie auf der App sehe, dass etwas die anderen Bewohner*innen auch störe. Es interessiere sie, was die Leute auf dem Newsfeed schrieben, und sie schaue sich die Beiträge gerne an, auch wenn sie selbst nicht aktiv sei. Die Art, wie Angela Meyer den Newsfeed nutzt, erinnert an das Bild einer Nachbarin, die aus dem Fenster ihrer Wohnung schaut und beobachtet, was in ihrer Nachbarschaft vor sich geht. Durch die Nutzung der erlenapp haben sich für Angela Meyer keine neuen nachbarschaftlichen Beziehungen entwickelt. Ihre Erzählung klingt, als ob keine Verbindung zwischen Online- und Offline-Kommunikation entsteht: Gewisse Nachbar*innen kenne sie zwar vom Namen her, weil sie auf der erlenapp aktiv seien und Nachrichten auf dem Newsfeed posteten; sie würde sie aber nicht erkennen, wenn sie ihnen im physischen Raum begegnet. Zugleich bietet die erlenapp einen nachbarschaftlichen Kommunikationsraum und Angela Meyer beschreibt eine diffuse Form eines Kollektivbewusstseins, das darüber entsteht, dass sie sich mit ihren Nachbar*innen an denselben Dingen stört. Durch das Verfolgen des Newsfeeds weiss Angela Meyer, was aktuell in der Siedlung läuft und welche Themen von den Bewohner*innen diskutiert werden. Sie ist so Teil dieses Kollektivs, ohne sich aktiv an der digitalen Kommunikation zu beteiligen.

Die erlenapp lässt sich zusammenfassend als eine digitale Plattform beschreiben, die verschiedene Funktionen rund um das Wohnen in sich vereint. Ein physischer Raum wird mit einem digitalen Raum verbunden und dadurch erweitert. Die digitalen Services, welche die erlenapp bietet, umfassen dabei weit mehr als beispielsweise diejenigen von NachbarNet oder Nachbarschaft.net. Neben verschiedenen anderen Funktionen soll die App auch die Kommunikation unter Nachbar*innen erleichtern. Das Interview mit Angela Meyer gibt erste Einblicke in die Nutzung der App. Darüber hinaus wäre es zweifelsohne spannend, die Nutzung der App durch die Bewohner*innen der Erlenmatt eingehender und mit einem grösseren Sample zu erforschen. An dieser Stelle lässt sich jedoch festhalten, dass auch die erlenapp digitale und physische Räume miteinander verbindet und zu nachbarschaftlichen Face-to-Face-Kontakten anregen will, doch dass hier im Vergleich zu den anderen untersuchten Plattformen das digitale Moment weitaus dominanter ist.

5.3.5 Zwischenfazit

Die vier gewählten Beispiele – NachbarNet, Pumpipumpe, Nachbarschaft.net und erlenapp – greifen alle auf bestimmte Medien zurück, um Nachbar*innen – mal mehr, mal weniger erfolgreich – miteinander bekannt zu machen und so Nachbarschaft zu (re-)produzieren. Im Folgenden beleuchte ich aufbauend auf der Analyse der einzelnen Plattformen anhand einiger zentraler Aspekte die Verflechtung von Medien und Nachbarschaftsbeziehungen.

Unterschiedliche Formen der Digitalisierung von Nachbarschaft

Die untersuchten Nachbarschaftspraxen sind in unterschiedlicher Weise mediatisiert: Sie verwenden unterschiedliche Medien, die verwendeten Medien haben unterschiedliche Funktionen und auch das Verhältnis zwischen analogen und digitalen Medien unterscheidet sich:

Bei Pumpipumpe stehen die analogen Briefkastenaufkleber im Zentrum. Die Online-Karte dient dazu, die Sticker sichtbarer zu machen, indem sie in einem digitalen Raum abgebildet werden. So können mithilfe weniger Mausclicks und Cursorbewegungen Pumpipumpe-Aufkleber am eigenen Wohnort gesucht und gefunden werden. Würde man versuchen, die Aufkleber im analogen Raum zu suchen, müsste dazu durch die Stadt spaziert werden, ohne Garantie, dass man innerhalb einer nützlichen Frist überhaupt einen Briefkasten mit Pumpipumpe-Aufklebern findet. Wie es die Kulturanthropolog*innen Ina Dietzsch und Daniel Kunzelmann in Bezug auf digitale Karten herausgearbeitet haben, macht bei Pumpipumpe die Digitalisierung eine „im analogen Vorgehen bereits angelegte Praxis effizienter“¹⁷⁴. Durch die digitale Karte können Aufkleber im analogen Raum schneller gefunden und nachbarschaftliche Sharing-Beziehungen initiiert werden. Bei NachbarNet ist das zentrale Medium eine für die Nutzer*innen über eine Webseite zugängliche Online-Datenbank. Es handelt sich dabei um die digitale Version eines Zettelkastens beziehungsweise – im Falle des NachbarNet – eines Ordners mit Karteikarten. Auch hier dient die Digitalisierung in erster Linie zur Unterstützung einer analogen Praxis der nachbarschaftlichen Hilfeleistung. Sie macht das Verwalten (für die Betreiber*innen) beziehungsweise das Finden (für die Nutzer*innen) von passenden Hilfsangeboten und -nachfragen effizienter. Bei NachbarNet und Pumpipumpe ist die Mediatisierung vor allem für den Akt der Vermittlung, für die Initiierung eines nachbarschaftlichen Kontaktes zentral. Die verwendeten Medien – Online-Datenbank, Briefkastenaufkleber, Online-Karten – bieten den Nutzer*innen keine Möglichkeit, sich miteinander auszutauschen. Die Medien dienen lediglich dazu, einen nachbarschaftlichen Kontakt zu initiieren, der dann im Face-to-Face-Modus und/oder über andere Medienkanäle organisiert und gepflegt werden kann.

Nachbarschaft.net und die erlenapp bieten mehr Optionen, um über mediale Kanäle mit Nachbar*innen zu kommunizieren. Nachbarschaft.net ist ein soziales Netzwerk, das über eine App oder Homepage genutzt werden kann. Durch eine Matching-Funktion und digitale Kommunikationskanäle (Chat, Pinnwand) sollen sich Nachbar*innen leichter miteinander vernetzen können. Hier bestehen im Vergleich zu NachbarNet und Pumpipumpe deutlich mehr Möglichkeiten der medialen Kommunikation mit Nachbar*innen, doch diskursiv bleibt auch hier das Ziel, sich im Face-to-Face-Modus zu begegnen. Die erlenapp wiederum integriert verschiedene digitale Kommunikationskanäle (zwischen Nachbar*innen, zwischen Bewohner*innen und Immobilienverwaltung, zwischen lokalen Institutionen und

174 Dietzsch/Kunzelmann 2017, S. 289.

Anwohner*innen et cetera) und weitere Services rund um das Wohnen in einer Plattform.

Alle diese Praxen verwenden also (auch) digitale Medientechnologien. Sie sind jedoch in unterschiedlicher Weise und Intensität digital. Die untersuchten Nachbarschaftsplattformen können stellvertretend für unterschiedliche Stadien der Digitalisierung betrachtet werden: Bei NachbarNet handelt es sich eigentlich ‚bloss‘ um eine Online-Datenbank: Eine Datenbank wird online gestellt, es gibt Suchformulare, Anmeldeformulare, ein paar Informationen zum NachbarNet, aber keine Funktion, welche die digitale Kommunikation unter Nutzer*innen ermöglicht. Bei Pumpipumpe liegt der Fokus ebenfalls auf der analogen Kontaktaufnahme und Kommunikation. Die Digitalisierung dient hier vor allem einer Unterstützung des Face-to-Face-Modus: Durch die Online-Karte kann man Pumpipumpe-Briefkästen in der eigenen Umgebung leichter finden, aber nicht direkt online miteinander Kontakt aufnehmen. Bei Nachbarschaft.net ist die Nachbarschaftspraxis stärker digitalisiert. Hier lässt sich online ein Profil erstellen und bearbeiten und miteinander kommunizieren. Die erlenapp nutzt die Potenziale der Digitalisierung noch stärker aus, indem sie ein Gebäude, einen Nachbarschaftsraum, digital denkt, verschiedene Dienstleistungen, Informations- und Kommunikationskanäle rund um ein Gebäude miteinander verknüpft und sie in eine digitale Nutzungsplattform integriert.

Um diesen unterschiedlichen Formen und Intensitäten von Digitalisierung analytisch nachzugehen, folge ich – inspiriert von Ina Dietzsch und Daniel Kunzelmann¹⁷⁵ – den Überlegungen der Geografen Rob Kitchin und Martin Dodge zu unterschiedlichen Verhältnissen zwischen Räumen und Software-Codes.¹⁷⁶ Gemäss Kitchin/Dodge ist menschlicher Alltag gegenwärtig zunehmend von Software-Codes durchdrungen.¹⁷⁷ Um diese Durchdringung analytisch greifbar zu machen, unterscheiden die Autoren konzeptionell zwischen *coded space* und *code/space*. Unter *code/space* verstehen sie eine wechselseitige Abhängigkeit: „Code/space occurs when software and the spatiality of everyday life become mutually constituted, that is, produced through one another. Here, spatiality is the product of code, and the code exists primarily in order to produce a particular spatiality. In other words, a dyadic relationship exists between code and spatiality.“¹⁷⁸ Kitchin/Dodge illustrieren dies am Beispiel eines Check-In-Schalters am Flughafen: Die Räumlichkeit rund um den Schalter ist abhängig von Software. Würde die Software zum Beispiel infolge eines Systemabsturzes nicht mehr funktionieren, würde es sich nicht mehr um eine Check-In-Zone handeln, sondern lediglich um einen Warteraum. Da manuelle Verfahren eingestellt worden sind, gibt es keine anderen Möglichkeiten, Passagier*innen einzuchecken, als über ein Computerprogramm. Damit sind Software-Codes konstitutiv für die Räumlichkeit der Check-In-Zone. Als ein weiteres

175 Vgl. Dietzsch/Kunzelmann 2017.

176 Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf Kitchin/Dodge 2011.

177 Vgl. Kitchin/Dodge 2011, S. 9.

178 Kitchin/Dodge 2011, S. 16.

Beispiel dient Kitchin/Dodge der Kassenbereich in einem Supermarkt. Die Kassen grosser Supermärkte sind heute an Computersysteme gekoppelt. Steigt dieses System aus, können keine Waren verkauft werden. Kurz gefasst: „Any space that is dependent on software-driven technologies to function as intended constitutes a code/space[.]“¹⁷⁹ Solche *code/spaces* seien heute in verschiedenen Alltagskontexten zunehmend üblich.¹⁸⁰ Bei *coded spaces* hingegen sei Software zwar auch beteiligt, aber nicht konstitutiv für die Produktion der Räumlichkeit. Es handele sich um Räume, „where software makes a difference to the transduction of spatiality but the relationship between code and space is not mutually constituted“¹⁸¹. Als Beispiel für einen *coded space* dient den Autoren eine PowerPoint-Präsentation: Die PowerPoint-Folien und ihre digitale Projektion veränderten zwar die Räumlichkeit des Vortragssaals, die Performanz der Vortragenden und die Rezeption durch die Zuhörenden. Doch wenn das Computersystem oder der Beamer abstürze, könne der Vortrag trotzdem zu Ende geführt werden – wenn auch vielleicht nicht ebenso effizient und effektiv wie mit einer PowerPoint-Präsentation.¹⁸² Bei *code/spaces* bedingen also bestimmte Software-Codes die Räumlichkeit, bei *coded spaces* beeinflussen und verändern sie diese lediglich.¹⁸³

179 Kitchin/Dodge 2011, S. 17.

180 Als weitere Beispiele nennen Kitchin/Dodge: „workplaces dependent on office applications such as word processing, spreadsheets, shared calendars, information systems, networked printers, e-mail, and intranets; aspects of the urban environment reliant on building and infrastructural management systems; many forms of transport, including nearly all aspects of air travel and substantial portions of road and rail travel; and large components of the communications, media, finance, and entertainment industries. Many of the rooms that people live in; the offices, shops, and factories they work in; and the vehicles they travel in are code/spaces.“ Kitchin/Dodge 2011, S. 17.

181 Kitchin/Dodge 2011, S. 18.

182 Hierbei ist jedoch einzuwenden, dass dies bedingt, dass die vortragende Person ihre Präsentation auswendig kann oder analoge Notizzettel bzw. ein Vortragsmanuskript mitgebracht hat. Auch wenn die Präsentation wesentlich auf Bild- oder Tonmaterial basiert, das ohne PowerPoint-Präsentation nicht zugänglich ist, könnte sie nicht zu Ende geführt werden.

183 Die Autoren fassen die konzeptionelle Unterscheidung zwischen *code/space* und *coded space* folgendermassen zusammen: „In other words, the distinction between coded space and code/space is not a matter of the amount of code [...]. Rather a code/space is dependent on the dyadic relationship between code and space. This relationship is so all embracing that if half of the dyad is put out of action, the intended code/space is not produced: the check-in area at the airport does not facilitate travel; the store does not operate as a store. Here, ‚software quite literally conditions ... existence‘ (Thrift and French 2002, 312). In coded space, software matters to the production and functioning of a space, but if the code fails, the space continues to function as intended, although not necessarily as efficiently or cost efficiently, or safely. Here, the role of code is often one of augmentation, facilitation, monitoring, and so on rather than control and regulation.“ Kitchin/Dodge 2011, S. 18.

Im Sinne einer theoretischen Weiterentwicklung von Kitchin/Dodges Konzept schlage ich vor, ihre Erläuterungen zum Verhältnis von Räumlichkeiten und Software-Codes auf Praxen zu übertragen und somit zwischen *coded practice* und *code/practice* zu unterscheiden. Eine *coded practice* ist demgemäss durch Software-Codes beeinflusst und mitgestaltet; sie ist jedoch, um überhaupt bestehen zu können, nicht von Software abhängig. Für *code/practices* hingegen sind Software-Codes konstitutiv: Ohne Software gibt es die jeweilige Praxis nicht und ohne Praxis den jeweiligen Software-Code nicht. Wie verhält es sich nun bei den von mir untersuchten Nachbarschaftsplattformen? Handelt es sich dabei eher um *coded practices* oder um *code/practices*?

In Bezug auf Pumpipumpe scheint diese Frage am leichtesten zu beantworten: Die digitale Karte macht das Auffinden von Pumpipumpe-Briefkästen, wie oben erläutert, zwar effizienter, doch ist zumindest auf den ersten Blick gut vorstellbar, dass die Praxis Pumpipumpe auch weiterfunktionieren würde, wenn die Online-Karte aufgrund eines Systemausfalls vorübergehend nicht zugänglich wäre oder gar endgültig vom Netz genommen würde. Aus dieser Perspektive machen Software-Codes die Praxis Pumpipumpe effizienter und verändern sie auch, sind ihr aber nicht als konstitutive Voraussetzung vorgelagert: Man muss dank der Online-Karte nicht ‚mühsam‘ durch die Strassen spazieren, um einen Haushalt zu finden, wo der Gegenstand ausgeliehen werden kann, den man gerade braucht, sondern kann einen Pumpipumpe-Briefkasten – und damit auch eine ausleihwillige Person – auf einer Internetseite ausfindig machen. Es ist jedoch ebenso möglich, über Pumpipumpe Gegenstände mit seinen Nachbar*innen zu teilen, ohne die Online-Karte zu nutzen. Etwas weiter gedacht, ist die Situation jedoch auch bei Pumpipumpe komplexer, als dass sich diese einfach als *coded practice* einordnen liesse. So gibt es zwar zum Beispiel einige wenige Abgabestellen, wo die Pumpipumpe-Aufkleber erworben werden können; doch primär können die Sticker über die Internetseite von Pumpipumpe bestellt werden.¹⁸⁴ Ohne Software-Codes wäre es also nicht oder nur schwer möglich, überhaupt Pumpipumpe-Aufkleber zu besorgen. Design und Produktion der Sticker sind, wie anzunehmen ist, ebenfalls an Software-Programme gekoppelt und auch bei der Bekanntmachung von Pumpipumpe haben Software-Codes einen Anteil: Der Verein Pumpipumpe präsentiert sich auf einer eigenen Homepage und unterhält eine Facebook-Seite. Andere Medien, die digital erscheinen und/oder deren Produktionsprozess digital ist, berichten über Pumpipumpe. Bezieht man diese verschiedenen Ebenen der Digitalisierung einer Praxis mit ein, verschiebt sich die analytische Einordnung von Pumpipumpe von einer *coded practice* in Richtung einer *code/practice*.

Diese analytische Denkübung lässt sich auch an den drei anderen untersuchten Nachbarschaftsplattformen durchspielen. NachbarNet beispielsweise war in seiner Anfangszeit analog strukturiert: Angebote und Nachfragen wurden über ein Karteikastensystem vermittelt. Die jetzige Online-Datenbank lässt sich als eine Digita-

184 <https://www.pumpipumpe.ch/sticker/> (Stand: 12. März 2019).

lisierung dieses Karteisystems verstehen. Angebote und Nachfragen werden zwar nach wie vor auch telefonisch und direkt in der Geschäftsstelle entgegengenommen. Auch die Kommunikation unter den NachbarNet-Nutzer*innen ist nicht von der Internetseite und der Datenbank des NachbarNet abhängig. Würde der Computer der Geschäftsstelle oder das Datenbanksystem jedoch abstürzen, wäre eine Vermittlung von Hilfsangeboten, sozialen Kontakten und Tandempartner*innen nicht mehr möglich. In dieser Perspektive sind Software-Codes konstitutiv für die Praxis NachbarNet und diese als *code/practice* zu verstehen. Bei der erlenapp und Nachbarschaft.net wiederum scheint der Fall eindeutig: Es handelt sich hier um programmierte Web-Applikationen. Würde das betreffende Software-System (oder auch die Hardware) ausfallen, könnten weder die erlenapp noch Nachbarschaft.net genutzt werden. Die Art, wie die erlenapp verschiedene Informationen und Kommunikationskanäle rund um eine Siedlung miteinander vernetzt, und die kommunikativen Praxen und Formen der Informationsgenerierung und -verwaltung, die sie dadurch ermöglicht, wären ohne Software-Codes nicht denkbar. Bei beiden Plattformen wird auch die räumliche Dimension von Nachbarschaft durch Softwarekonfigurationen mitbestimmt: Die erlenapp kann nur von den Bewohner*innen bestimmter Gebäude auf dem Erlenmattareal genutzt werden; Bewohner*innen nahegelegener Gebäude, die von einem anderen Bauunternehmen erstellt wurden, haben keinen Zugang zu den Kommunikationskanälen der App. Sie sind damit aus einem digitalen ‚nachbarschaftlichen‘ Kommunikationsraum ausgeschlossen, auch wenn sie allenfalls von den erlenapp-Nutzer*innen als Teil der physischen Nachbarschaft verstanden werden. Nachbarschaft.net ist nicht auf eine bestimmte Siedlung oder eine bestimmte Stadt begrenzt, doch auch hier wird die räumliche Dimension von Nachbarschaft durch einen Algorithmus konfiguriert, der für jede*n Nutzer*in ausgehend von der Wohnadresse einen Nachbarschaftsperimeter berechnet. Von den vier untersuchten Plattformen ist hier der Charakter einer *code/practice* am meisten ausgeprägt. Pumpipumpe und NachbarNet liegen aus meiner Sicht näher bei *coded practices*. Insgesamt lassen sich jedoch alle vier medialen Nachbarschaftsplattformen als *code/practices* verstehen, bei denen Software-Codes eine konstitutive Rolle spielen.

Dabei scheint es mir wichtig, darauf hinzuweisen, dass das, was diese Praxen leisten, grundsätzlich auch in rein analogen Praxen oder *coded practices* möglich ist. Um von Nachbar*innen ein Fondue-Set auszuleihen oder um für eine benachbarte Seniorin ab und zu Einkäufe zu tätigen, braucht es kein Software-Programm. Es ist auch kein soziales Online-Netzwerk mit Matching-Funktion nötig, um seine Nachbar*innen kennenzulernen. Und bevor es Gebäude- und Siedlungsapps gab, dienten handgeschriebene Zettel an der Eingangstüre, papierne Bedienungsanleitungen, Flyer im Briefkasten oder Telefonanrufe an die Verwaltung als Kommunikations- und Informationsmittel rund um das Wohnen. NachbarNet, Pumpipumpe, Nachbarschaft.net und erlenapp als *code/practices* zu bezeichnen, meint also nicht, dass die Imaginationen und Praxen von Nachbarschaft, auf denen diese medialen

Plattformen basieren und auf die sie ausgerichtet sind (seine Nachbar*innen kennen, Dinge teilen, sich helfen, Informationen in der Nachbarschaft verbreiten), nicht unabhängig von Software-Codes bestehen würden (ebenso wie der Verkauf von Waren ohne computerisiertes Kassensystem nicht undenkbar ist). Gemeint ist vielmehr, dass Software-Codes konstitutiv sind für die Art, *wie* Nachbarschaft in den von mir untersuchten Plattformen praktiziert wird. Deshalb erachte ich es auch als sinnvoll, *coded practices* und *code/practices* nicht, wie es Kitchin/Dodge durch ihre Ausführungen nahelegen, kategorisch zu unterscheiden, sondern eher als Kontinuum zu betrachten. Software-Codes sind letztlich so sehr Teil unseres Alltags geworden, dass sich kaum noch auseinanderhalten lässt, wie eine bestimmte Praxis mit oder ohne Software-Codes strukturiert wäre, und die Übergänge zwischen *coded practice* und *code/practice* sich verflüssigen.

Zeitliche und räumliche Entgrenzung nachbarschaftlicher Kommunikation

Sowohl digitale als auch analoge Medien haben Einfluss auf die Art, *wie* auf den untersuchten Plattformen Nachbarschaft imaginiert, praktiziert und (re-)produziert wird.

Wie die Medienpsychologin Nicola Döring schreibt, ermöglichen Medien grundsätzlich „einen Austausch über räumliche und zeitliche Distanzen hinweg“¹⁸⁵ und dadurch auch eine Loslösung von körperlicher Ko-Präsenz. In Bezug auf Nachbarschaft ist Mediatisierung deshalb per se als eine interessante Entwicklung zu betrachten, denn gemäß einem traditionellen Verständnis basieren Nachbarschaftsbeziehungen gerade auf einer solchen körperlichen Ko-Präsenz. Sie sind gekoppelt an direkte Face-to-Face-Begegnungen in einem geteilten physischen Nahraum der unmittelbaren Wohnumgebung – etwa im Treppenhaus, im Hinterhof oder in der Waschküche. Bei den von mir ausgesuchten (und zahlreichen weiteren) Plattformen werden Nachbarschaftsbeziehungen jedoch medial vermittelt: über Briefkastenaufkleber, Online-Datenbanken, Chaträume oder soziale Online-Netzwerke. Im Folgenden soll deshalb bezugnehmend auf Döring der These nachgegangen werden, dass Mediatisierung von Nachbarschaft zu einer „zeitliche[n] und örtliche[n] Entgrenzung“¹⁸⁶ der Kommunikation und damit potenziell zu einem erweiterten „Kontaktradius“¹⁸⁷ führt.

Die zeitliche Entgrenzung ist bei allen von mir untersuchten Plattformen offensichtlich: So kann jemand über den Newsfeed der erlenapp beispielsweise seinen Nachbar*innen eine Nachricht schreiben, die diese zeitversetzt einige Minuten, Stunden oder gar Tage später lesen. Nachbarschaft.net ermöglicht dies ebenfalls.

185 Döring 2009, S. 651.

186 Döring 2009, S. 659.

187 Döring 2009, S. 659.

Wie auch Hampton/Wellman beschrieben haben,¹⁸⁸ hat eine solche asynchrone Kommunikationsform das Potenzial, nachbarschaftlichen Austausch zu erleichtern. Kommunikation mit Nachbar*innen ist durch die mediale Vermittlung auch möglich, wenn diese nicht gleichzeitig im physischen Raum anwesend sind, was Voraussetzung ist für spontane Gespräche im Treppenhaus oder das Klingeln-Gehen bei Nachbar*innen. Auch erlauben es die erlenapp und Nachbarschaft.net, über den Newsfeed beziehungsweise die digitale Pinnwand Nachrichten an die gesamte Nachbarschaft zu verschicken. Die beiden Plattformen lassen sich so als ein digitales Pendant zu handschriftlichen Zetteln ansehen, die einzelnen Nachbar*innen in den Briefkasten gelegt oder an die Tür geklebt oder an gut sichtbaren Stellen im Haus oder in der Siedlung aufgehängt werden. Bei NachbarNet und Pumpipumpe gestaltet sich die zeitliche Entgrenzung anders: Die beiden Plattformen ermöglichen es, den eigenen Bedürfnissen entsprechende, hilfsbereite und ausleihwillige Nachbar*innen ausfindig zu machen. Dieses Ausfindigmachen kann jederzeit geschehen, zuhause vor dem Computer oder bei einem Spaziergang durch die Stadt. Da weder NachbarNet noch Pumpipumpe eine Kontaktaufnahme über ihre Webseiten ermöglichen, gestaltet sich die zeitliche Dimension je nach gewähltem Kommunikationskanal anders; sie ist nicht mehr direkt an die Vermittlungsplattform gekoppelt.

Die Frage der räumlichen Entgrenzung gestaltet sich komplexer: Wie ich bei den einzelnen Beispielen ausgeführt habe, basieren alle vorgestellten Plattformen auf einem traditionellen Nachbarschaftskonzept und verstehen Nachbarschaft als an einen überschaubaren physischen Raum gebundene, lokale Sozialform, die nicht nur, aber vor allem im Face-to-Face-Modus gepflegt wird. Die digitale Vernetzung ist nicht Selbstzweck, sondern wird als Mittel betrachtet, damit Menschen sich im physischen Raum begegnen und kennenlernen. Diese Anbindung an den lokalen, physischen Raum spiegelt sich in den Selbstbeschreibungen, den Funktionen und der Gestaltung der Medienplattformen wider: Die erlenapp und Nachbarschaft.net sind so programmiert, dass sie nur von den Bewohner*innen eines kleinräumigen Gebietes (in einer spezifischen Siedlung oder in einem algorithmisch als Nachbarschaft definierten Stadtgebiet) genutzt werden können. NachbarNet kann zwar von allen benutzt werden; eine Suchfunktion ermöglicht jedoch, gezielt mit Menschen in der eigenen Umgebung in Kontakt zu kommen. Bei Pumpipumpe wiederum ist die digitale Karte bewusst so programmiert, dass keine Online-Kontaktaufnahme möglich ist und nachbarschaftliche Kommunikation nur stattfinden kann, wenn sich Personen im Face-to-Face-Modus begegnen.

Trotz dieser Anbindung an den lokalen, physischen Raum verändert sich aber bei diesen Praxen die räumliche Dimension von Nachbarschaft: Durch die mediale Vermittlung ist das Entstehen von nachbarschaftlichen Kontakten und Hilfsbeziehungen nicht mehr nur an Face-to-Face-Begegnungen im Wohnhaus und in dessen unmittelbarer Umgebung gekoppelt. Als Nutzer*in kann man – bei NachbarNet wird dies besonders deutlich – mit Leuten eine Nachbarschaftsbeziehung eingehen,

188 Siehe dazu die Ausführungen im Kapitel 5.3.2.

mit denen man sonst vermutlich keinen Kontakt hätte. Hilfsbereite, ausleihwillige, kontaktfreudige Personen können – zumindest theoretisch – irgendwo in der Stadt gefunden werden. Der nachbarschaftliche Kontaktradius vergrößert sich und es findet eine Loslösung von der räumlichen Unmittelbarkeit statt.

Nachbarschaft als Wahlbeziehung

Diese an die Mediatisierung der Nachbarschaftspraxen gekoppelte Erweiterung des Kontaktradius erachte ich insbesondere deshalb als interessant, weil Nachbarschaft – in einem traditionellen Verständnis – bedeutet, dass man sich seine Nachbar*innen nicht aussuchen kann, dass die Nachbar*innen ‚einfach‘ die sind, die zufällig im selben Haus oder in dessen unmittelbarer Nähe wohnen und mit denen man durch die gegebene physische Nähe irgendeine Form von (engerer oder loserer, besserer oder schlechterer) Beziehung finden muss. Bernhard Hamm schreibt dazu: „Nachbarschaftliche Beziehungen gehen nicht von Personen, sondern von Wohnungen aus. Die Personen sind auswechselbar. Die Nachbarposition wird zugeschrieben; NachbarIn ist man also, ob man will oder nicht, und unabhängig davon, ob man seine NachbarInnen mag.“¹⁸⁹ Die Erweiterung des Kontaktradius, zum Teil gar kombiniert mit einer Matching-Funktion, ermöglicht hingegen, dass die Nutzer*innen dieser Plattformen selbst entscheiden können, mit wem sie eine ‚nachbarschaftliche‘ Beziehung eingehen möchten: bei wem sie etwas ausleihen, wen sie bitten, in den Ferien die Blumen zu giessen, oder mit wem sie zusammen joggen gehen. Ausschlaggebend für die Beziehung ist damit nicht unbedingt die gegebene räumliche Nähe in der Wohnumgebung, sondern die Passfähigkeit. Über Plattformen wie NachbarNet, Pumpipumpe oder Nachbarschaft.net können in einem grösseren (oder gar unbeschränkten) geografischen Gebiet Personen gefunden werden, welche die eigenen Vorstellungen und Bedürfnisse in Bezug auf Hilfeleistungen, gemeinsame Unternehmungen et cetera teilen und befriedigen können.

Die mediatisierte Erweiterung des Kontaktradius ermöglicht es also, Nachbar*innen gezielt auszuwählen. Der Aufbau nachbarschaftlicher Beziehungen gestaltet sich durch die Vermittlungsplattformen effizienter: Unter einem medial präsentierten ‚Angebot‘ (Inserate auf einer Online-Datenbank, persönliche Profile auf einer Plattform, Briefkästen auf einer Online-Karte) kann dasjenige ausgewählt werden, das den eigenen Bedürfnissen und Wünschen am besten entspricht. Diese Effizienz betrifft nicht nur den Prozess der Kontaktaufnahme; eine nachbarschaftliche Beziehung kann in diesem Kontext auch relativ leicht wieder beendet werden. Frank Kaminski hat auf der Grundlage seiner Befragung zu Nachbarschaftsidealen eine „[h]erstellbare Nähe“¹⁹⁰ als nachbarschaftliche Idealformel herausgearbeitet: Nachbar*innen sollen aus Sicht der Befragten nicht so nahe sein, dass man sich ge-

189 Hamm 2000, S. 174.

190 Kaminski 1997, S. 362.

genseitig durchs Fenster in die Wohnung blicken oder durch die Wände hören kann; die Distanz sollte aber zugleich nur so gross sein, dass sie „auf Wunsch überbrückt werden“¹⁹¹ kann. Die untersuchten Plattformen bieten in diesem Sinne eine mediatisierte Extra-Nachbarschaft und die Möglichkeit, *bei Bedarf* nachbarschaftliche Nähe herzustellen.

Diese Wählbarkeit unterscheidet die in diesem Kapitel vorgestellten Nachbarschaftspraxen von traditionellen Beschreibungen und Definitionen von Nachbarschaft als einer aufgrund räumlicher Nähe gegebenen Beziehung. Dieser Aspekt der freien Wählbarkeit lässt sich mit Anthony Giddens' Konzept der reinen Beziehung analytisch greifbar machen. Giddens hat diesen Begriff eingeführt, um eine moderne Form intimer Beziehungen zu beschreiben; es handelt sich um eine Beziehung, die man, so Giddens, nur um der Beziehung selbst willen eingehe und die man auch nur so lange aufrechterhalte, wie sie für beide Beteiligten einen Nutzen bringe.¹⁹² Wenn es nicht mehr passe, werde die Beziehung beendet.¹⁹³ Giddens grenzt damit die reine Beziehung von traditionsgebundenen, auf Dauer angelegten Beziehungsformen ab. Das Prinzip der reinen Beziehung prägt meines Erachtens auch die untersuchten Plattformen. Die nachbarschaftliche Hilfsbeziehung bei NachbarNet beispielsweise ist selbst gewählt; es ist nicht qua Sitte überliefert, wer wem bei was zu helfen hat. Die nachbarschaftliche Beziehung wird eingegangen, weil sie beiden Personen einen Nutzen bringt: Die eine erhält Hilfe, die andere ein kleines Entgelt. Darüber hinaus können je nachdem auch sozialer Austausch, das Gefühl von Befriedigung und sinnvollem Tun und mit der Zeit vielleicht auch Freundschaft hinzukommen. Wenn die Beziehung von einer Seite nicht mehr als stimmig erachtet wird, kann sie aufgekündigt werden. Dieses Konzept von Nachbarschaft als einer frei wählbaren Beziehung unterscheidet sich wesentlich von einem traditionellen Nachbarschaftsverständnis, bei dem die nachbarschaftliche Beziehung als eine räumlich gegebene, nicht selbst gewählte Beziehung betrachtet wird, wie es Heberle¹⁹⁴ in Bezug auf vor-moderne ländliche Nachbarschaften oder Hamm im obigen Zitat grundsätzlich für nachbarschaftliche Beziehungen beschreibt. Mit dieser Konzeptionalisierung von Nachbarschaft als frei gewählter Beziehung ist nicht gemeint, dass es nicht weiterhin durch physische Nähe gegebene Nachbarschaft gibt, sondern dass sich die Modalität nachbarschaftlicher Beziehungen durch digitale Vermittlung erweitert.

Es lässt sich zusammenfassen, dass die Plattformen traditionelle Vorstellungen von Nachbarschaft als lokalem Netzwerk aufgreifen. Durch die Mediatisierung ent-

191 Kaminsik 1997, S. 362.

192 Giddens 1993, S. 69.

193 Die reine Beziehung ist „nicht, wie die Ehe es einmal gewesen ist, ein ‚naturegebener Zustand‘, dessen Dauer ausser unter bestimmten extremen Bedingungen nicht in Frage gestellt wird. Es ist ein Merkmal der reinen Beziehung, dass sie durch eine der beiden Partnerinnen zu einem bestimmten Zeitpunkt mehr oder weniger freiwillig beendet werden kann.“ Giddens 1993, S. 151.

194 Siehe dazu das Kapitel 4.1.2.

stehen neue Formen, Nachbar*innen kennenzulernen und Nachbarschaft zu leben, um Stadtbewohner*innen zu Nachbar*innen zu machen. Nachbarschaft wird in den untersuchten Plattformen in unterschiedlicher Weise ökonomisiert, sei es durch die Bezahlung von nachbarschaftlichen Hilfeleistungen bei NachbarNet, durch die Förderung von Tausch-Beziehungen als Alternative zur Geldökonomie bei Pumpipumpe oder indem – wie bei Nachbarschaft.net und der erlenapp – Nachbarschaft als Idee zu einer Ware wird, mit der Unternehmen Geld verdienen.

Die Anbindung von Nachbarschaft an einen lokalen, physischen Raum wird bei den Plattformen zwar in der Grundidee beibehalten, doch verändert sich zugleich die räumliche Dimension von Nachbarschaft. Durch die mediatisierte Vermittlung erweitert sich der nachbarschaftliche Kontaktradius und Nachbarschaft wird so stärker zu einer Wahlbeziehung: Man kann sich seine Nachbar*innen aus einem medial präsentierten ‚Angebot‘ aussuchen. Das Prinzip Nachbarschaft ist hier also weniger als eine gegebene physische Nähe präsent – dass man einen Umgang finden muss mit physisch nahen ‚anderen‘ –, sondern als Idee einer bestimmten nachbarschaftlichen Sozialität im Sinne eines lokalen Beziehungs- und Unterstützungsnetzwerks. In anderen Worten: Nachbarschaft als Sozialität und Raum wird erweitert. Es geht dabei nicht darum, dass digitale Netzwerke und medial vermittelte Hilfsbeziehungen traditionelle nachbarschaftliche Beziehungen in der physischen Wohnumgebung ablösen. Vielmehr ergänzen die mediatisierten Nachbarschaftsplattformen die mehr oder weniger intensiven bestehenden Nachbarschaftsbeziehungen im unmittelbaren physischen Nahraum. Dadurch wird das Konzept Nachbarschaft weiter ausdifferenziert und es bestehen unterschiedlichste Formen von Nachbarschaft neben- und miteinander.

5.4 Trashmob GoldGlove: Quartier als lokal engagierte Event-Gemeinschaft

Im August 2013 findet im Matthäusquartier in Kleinbasel zum ersten Mal ein Trashmob GoldGlove¹⁹⁵ statt. Es handelt sich dabei um einen auf dem Flashmob-Prinzip¹⁹⁶ basierenden lokalen Event, bei dem Menschen aus dem Quartier gemeinsam Abfall im öffentlichen Raum einsammeln. Die Organisator*innen haben eine Vielfalt unterschiedlicher Medien benutzt, um möglichst viele Quartierbewohner*innen und weitere Personen, die sich mit diesem lokalen Raum verbunden fühlen, in den Anlass einzubeziehen und zu gemeinsamem Handeln zu animieren. In den Monaten

195 Ich verwende im Folgenden die Bezeichnungen Trashmob GoldGlove und Trashmob synonym.

196 Der Duden definiert einen Flashmob als eine „kurze, überraschende öffentliche Aktion einer grösseren Menschenmenge, die sich anonym, per moderner Telekommunikation dazu verabredet hat“ (<https://www.duden.de/rechtschreibung/Flashmob>; Stand: 15. März 2019). Zum Flashmob als spezifische Form eines urbanen Kollektivs siehe Rauterberg 2013, S. 82–85.

und Jahren nach dieser Aktion finden in loser Folge weitere Trashmobs in Basel statt. In den Jahren 2013 und 2014 habe ich am Trashmob im Matthäusquartier und an zwei weiteren Trashmobs in Kleinbasel beobachtend teilgenommen, Mediendokumente zu den Trashmobs zusammengetragen sowie Interviews mit sieben Personen – Organisator*innen und Teilnehmer*innen der Trashmobs in Kleinbasel – geführt. In diesem Kapitel beschreibe ich den Trashmob im Matthäusquartier eingehender und nehme ergänzend auf die beiden anderen Trashmobs Bezug. Mich interessiert, wie der Trashmob als Praxis organisiert ist und wie bei diesem Event Quartier als Raum und Sozialität imaginiert, praktiziert und (re-)produziert wird.

5.4.1 *Gemeinsam Müll einsammeln: Idee und Durchführung der Trashmobs*

Im ersten Halbjahr 2013 findet in Kleinbasel eine öffentliche Veranstaltungsreihe statt, bei der interessierte Bewohner*innen zusammen mit Politiker*innen und anderen eingeladenen Gästen über lokale Probleme diskutieren und Lösungsansätze erarbeiten können. Einer dieser Diskussionsabende ist dem Thema „Littering an der Feldbergstrasse und illegale Abfallentsorgung im Kleinbasel“¹⁹⁷ gewidmet. An diesem Anlass kommt die Idee einer gemeinsamen, von im Quartier Wohnenden organisierten Abfallsammelaktion im öffentlichen Raum auf, die im Anschluss von einer kleinen Gruppe weiterverfolgt wird. Die Organisationsgruppe, die sich aus drei Bewohner*innen des Matthäusquartiers und einer Co-Leiterin des Stadtteilsekretariats Kleinbasel¹⁹⁸ zusammensetzt, hat sich bei der Ausgestaltung der Aktion an der Form eines Flashmobs orientiert und den Namen Trashmob GoldGlove entwickelt. Der Name GoldGlove bezieht sich dabei auf die Schutzhandschuhe aus Plastik (von engl. *glove*, Handschuh), die üblicherweise zum Putzen getragen werden und in ‚goldener‘ beziehungsweise eigentlich gelber Farbe auch am Trashmob GoldGlove zum Einsatz kommen. Die gelben Putzhandschuhe dienen als Schutz vor Dreck und als symbolisches Erkennungszeichen des Trashmobs, das auf Flyern, Facebook und in anderen Medientexten als Logo eingesetzt wird.

Der erste Trashmob GoldGlove ist für den 17. August 2013 im Matthäusquartier in Kleinbasel geplant. Die Flashmob-Idee aufgreifend, richten die Organisator*innen eine Facebook-Seite¹⁹⁹ ein, um darüber den Trashmob anzukündigen. Zusätzlich greifen sie auf diverse andere Medienkanäle zurück, um eine möglichst breite Bevölkerung zu erreichen: Flyer werden in den Haushalten des Matthäusquartiers verteilt

197 <https://www.stskb.ch/kleinbasel/kleinstadtgespraeche/kleinstadtgespraeche-2013/> (Stand: 15. März 2019).

198 Siehe Kapitel 1, Fussnote 2 für eine Beschreibung der Funktionen der Basler Stadtteilsekretariate.

199 Es gibt zwei Facebook-Seiten zum Trashmob GoldGlove. Für den ersten Trashmob wurde von einer Quartierbewohnerin diese Seite eingerichtet: <https://www.facebook.com/trashmobgoldglove/> (Stand: 15. März 2019). Später kam diese Seite hinzu: <https://www.facebook.com/Trashmob-Gold-Glove-488820344547363/> (Stand: 15. März 2019).

und an weiteren Orten ausgelegt; der Trashmob wird in verschiedenen Newslettern, Printmedien und im Lokalradio angekündigt. Ausserdem wird mit aufgehängten Flyern und Putzhandschuhen in Schaufenstern und an Trottoirs im Matthäusquartier auf den Trashmob aufmerksam gemacht.

17. August 2013, ein sonniger und sehr warmer Samstag. Um 13 Uhr soll auf dem Matthäusplatz der erste Trashmob GoldGlove starten. Als ich am Vormittag zum Markt gehe, der jede Woche auf diesem Platz stattfindet, steht dort bereits ein überdachter Stand, wo gelbe Putzhandschuhe für den Trashmob mit Bastelmaterialien individuell dekoriert werden können. Um 12.40 Uhr gehe ich erneut zum Matthäusplatz. Die Trashmob-Teilnehmer*innen versammeln sich. Ich schaue mich um und suche mir am Stand einen dekorierten Handschuh aus. Auf dem Platz haben sich viele Senior*innen, einige Personen, die schätzungsweise um die 40 Jahre alt sind, sowie einige wenige Kinder eingefunden. Die Stimmung ist heiter. Die Anwesenden nehmen sich Handschuhe, unterhalten sich miteinander, fast alle scheinen irgendjemanden zu kennen. Ich nehme aufgrund meines Forschungsinteresses am Trashmob teil und bin allein gekommen. Obwohl ich nur wenige hundert Meter vom Matthäusplatz entfernt wohne, kenne ich ausser den Co-Leiterinnen des Stadtteilsekretariats keine anderen Teilnehmenden, obwohl sie vermutlich in meiner Nähe wohnen. Ich fühle mich allein inmitten aller plaudernder Menschen.

Um 13 Uhr geht es los. Maria Heinzer, eine der Organisator*innen, begrüsst alle am Trashmob Teilnehmenden – circa 60 Personen sind laut Berichterstattung anwesend²⁰⁰ – durch ein Megafon und fordert sie auf, sich Putzhandschuhe zu nehmen. Ausserdem werden verschiedene Hilfsmittel zum Einsammeln von Müll verteilt: Zangen, Abfallwagen, Abfallsäcke sowie Spannreifen und andere Vorrichtungen, mit denen die Abfallsäcke transportiert werden können. Maria Heinzer informiert über den Ablauf des Anlasses und bittet alle, sich für ein Gruppenfoto zu versammeln. Man wolle einen Demonstrationzug im Kampf gegen den Müll bilden und sich für ein sauberes Quartier einsetzen, verkündet Maria Heinzer durch das Megafon. Für das Gruppenfoto sollen alle ihre Hände mit den gelben Handschuhen in die Höhe halten. Foto. Losmarsch. Die Strecke führt entlang einer Quartierstrasse zu einem Park. Die Trashmob-Teilnehmer*innen spazieren in gemächlichem Tempo, heben Müll auf, unterhalten sich in kleinen Gruppen miteinander. Die Stimmung ist gut. Ab und zu höre ich jemanden eine Bemerkung machen: „Es hat ja fast keinen Müll.“ „Sonderlich ergiebig ist diese Aktion nicht.“ Neben ein paar illegal deponierten Müllsäcken²⁰¹ und einer alten Matratze werden vor allem Zigarettenskippen

²⁰⁰ Vgl. Wernli 2013, S. 6.

²⁰¹ In der Stadt Basel wird – abgesehen von wenigen Orten mit Unterflurcontainern – der private Abfall zweimal wöchentlich eingesammelt. Es müssen spezielle, gebührenpflichtige Abfallsäcke genutzt und zum jeweiligen Abfuhrtermin – frühestens jedoch am Vorabend des Abfuhrtermins ab 19 Uhr – vor der Haustüre deponiert werden. Für Littering und illegale Abfallentsorgung können Ordnungsbussen verhängt werden, die sich je nach Art der Übertretung auf zwischen 50.-- und 200.-- CHF belaufen. Der ‚falsche‘

und kleine Papier- und Plastikstückchen eingesammelt. Ich gehe die meiste Zeit für mich allein, zwischendurch komme ich mit jemandem ins Gespräch. Nach rund 700 Metern und schätzungsweise 20 Minuten später kommen wir beim Park an. Der gesammelte Abfall wird dort zu einem Haufen drapiert und es wird nochmals ein Gruppenfoto gemacht, für das sich die Teilnehmenden hinter dem Müllhaufen aufstellen und ihre gelben Handschuhe in die Höhe halten. Ein Angestellter der Stadtreinigung ist gekommen, um den Müll abzutransportieren. Es steht ökologisches Desinfektionsmittel zur Verfügung, um die Handschuhe zu reinigen. Wie auf dem Flyer beschrieben, soll sich der gelbe Handschuh nach dem Trashmob „zum Gadget für den täglichen Gebrauch entwickeln“²⁰², das in der Tasche mitgeführt wird, damit, wer will, unterwegs jederzeit Abfall aufheben und entsorgen kann. Maria Heinzer spricht nochmals zu den Anwesenden: Sie wolle in Zukunft einmal pro Monat einen Trashmob im Kleinbasel veranstalten. Sie sei für ein sauberes Kleinbasel. Applaus. Eine Co-Leiterin des Stadtteilsekretariats kündigt an, dass alle Teilnehmenden in einem nahegelegenen Lokal zu einem Apéro eingeladen sind. Auch beim Apéro ist die Stimmung heiter, die Anwesenden unterhalten sich in kleinen Gruppen. Man kennt sich.

Wenige Wochen nach diesem Anlass finden in Grossbasel zwei weitere Trashmobs statt. Im Frühling 2014 werden – wiederum in Kleinbasel, in den Quartieren Klybeck und Kleinhüningen – zwei Trashmobs veranstaltet, bei denen ich als teilnehmende Beobachterin mitmache. Die Teilnehmer*innenzahl ist bei diesen beiden Trashmobs wesentlich geringer als bei demjenigen im Matthäusquartier, der Ablauf jedoch gleich: Auch hier können vor der eigentlichen Putzaktion Handschuhe dekoriert werden; die Teilnehmenden treffen sich im öffentlichen Raum und sammeln gemeinsam Abfall ein; es werden Gruppenfotos gemacht – dazu wird der gesammelte Müll aufgehäuft, die gelben Handschuhe werden in die Höhe gereckt; im Anschluss gibt es einen Apéro. Seither hat Maria Heinzer, eine der Trashmob-Organisator*innen, gelegentlich weitere Aktionen durchgeführt, die jedoch in kleinen Gruppen stattfinden.

5.4.2 *Mehr als Müll-Sammeln: Trashmob als mediatisierter Event zur Aktualisierung lokaler Vergemeinschaftung*

Ich betrachte den Trashmob im Folgenden als einen lokalen Event, der im Quartier Wohnende und andere Interessierte in eine gemeinsame Handlung involviert. Dabei stütze ich mich auf den Soziologen Hubert Knoblauch, der folgende Definition für Events anbietet: „In diesem anthropologischen Sinne sind ‚events‘ kommunikative

Umgang mit Haushaltsmüll und insbesondere das beliebige Deponieren von Müllsäcken im öffentlichen Raum wird immer wieder in öffentlichen Debatten als Problem verhandelt. Vgl. Amt für Umwelt und Energie 2013.

202 Flyer Trashmob GoldGlove, Matthäusplatz Basel, 17. August 2013.

Veranstaltungen, bei denen in leibhafter Kopräsenz eine grössere Zahl Handelnder auf eine mehr oder weniger festgelegte, rituelle Weise miteinander fokussiert kommuniziert.²⁰³ Wie meine Ausführungen zeigen werden, gelingt beim Trashmob die Involvierung der Quartierbevölkerung in eine gemeinsame Handlung jedoch nur partiell.

Anliegen und Motivationen: Quartier als lokales Handlungsfeld kollektiven Engagements

Wie bereits erwähnt, hat sich das Veranstaltungsformat Trashmob im Anschluss an einen öffentlichen Diskussionsabend zum Thema ‚Müll im öffentlichen Raum‘ entwickelt. Auf den ersten Blick scheint es bei diesem Event vor allem um das Einsammeln von Abfall zu gehen. Bei einer näheren Betrachtung wird jedoch deutlich, dass der Trashmob verschiedene Anliegen in sich vereint. So stehen in meinen Gesprächen mit Organisator*innen der Kleinbasler Trashmobs jeweils unterschiedliche Anliegen und Motivationen für das eigene Tun im Vordergrund: Sandra Bachmann beispielsweise stört sich an herumliegendem Abfall und hat eine Aktion initiieren wollen, die Leute zusammenbringt, um auf eine unterhaltsame Art gemeinsam Abfall zu entsorgen und sich so für ein sauberes Quartier einzusetzen. Ihre Motivation sei, wie sie mir im Interview erzählt, „ganz egoistisch, weil mich das jetzt grad selbst betrifft“²⁰⁴. Für Sandra Bachmann geht es beim Trashmob vor allem um eine Erhöhung der alltäglichen Lebensqualität in ihrer Wohnumgebung, wozu sie selbst einen Beitrag leisten will: „[I]ch bin nicht eine Heilige, die die Stadt retten will, sondern dort, wo ich wohne, dort will ich etwas bewirken.“²⁰⁵ Sie verortet ihr Engagement explizit in einem lokalen, kleinräumigen Umfeld: „Ich mache es, wenn es vor meiner Tür stinkt. Und nicht wenn es im Gundeli [= weit von ihr entfernt liegendes Quartier, C. B.] stinkt. Das ist mir dann definitiv schon zu weit weg.“²⁰⁶ Auch Maria Heinzer identifiziert sich mit diesem Anliegen, sich für die Pflege des eigenen Lebensraums zu engagieren. Im Vergleich zu Sandra Bachmann strebt sie jedoch eine umfassendere Auseinandersetzung mit der Abfallthematik an. Sie sieht den Trashmob nicht ‚nur‘ als einmaligen Quartieranlass, bei dem etwas Müll eingesammelt wird, sondern als Teil einer globalen Bewegung, die Menschen für das Thema Abfall sensibilisieren und zu einem anderen Umgang damit anregen will. Dementsprechend würde sie in Basel gerne eine „Trashmob-Kultur“²⁰⁷ etablieren, bei der Firmen und Gruppierungen immer wieder Trashmobs ausrufen und in gemeinschaftlichen Aktionen Müll im öffentlichen Raum einsammeln. Iris Marty und

203 Knoblauch 2000, S. 38. In diesem Aufsatz arbeitet er basierend auf dieser allgemeinen Definition Spezifika spätmoderner Events heraus.

204 Interview mit Sandra Bachmann, 10. Juli 2014.

205 Interview mit Sandra Bachmann, 10. Juli 2014.

206 Interview mit Sandra Bachmann, 10. Juli 2014.

207 Interview mit Maria Heinzer, 26. März 2014.

Florian Müller wiederum sind in Kleinbasel in der Quartierarbeit tätig und damit aus beruflichen Gründen an der Organisation der Trashmobs beteiligt. Iris Marty geht es um die Aktivierung der Quartierbevölkerung. Sie sieht es als ihre Aufgabe an, Initiativen von Quartierbewohner*innen zu unterstützen. Ihr gefällt an der Idee des Trashmobs, dass dem Ärger der Leute begegnet werde, indem man ihnen aufzeige, dass sie etwas unternehmen könnten, anstatt ‚die Faust im Sack‘ zu machen.²⁰⁸ Florian Müller versteht den Trashmob insbesondere als eine geeignete Veranstaltung, um die in den Quartieren Klybeck und Kleinhüningen Wohnenden auf die dort neu zu etablierende aufsuchende Quartierarbeit aufmerksam zu machen:

Das [= ein Trashmob, C. B.] ist, haben wir gedacht, ist einfach zum Machen, eine Aktion, es ist sichtbar, man kann auch eine gute Presse machen. [...] Weil die Quartierarbeit kennt sonst bis jetzt noch nicht, also das kennt man halt nicht, weil es halt am Entstehen ist. Und der Trashmob ist auch ein gutes Mittel zum Zweck, damit man auch ein wenig bekannt wird oder man sichtbar wird. Und neben dem, dass es eine sehr gute Sache ist und, ja.²⁰⁹

In den Erzählungen der Organisator*innen kommen also verschiedene Absichten in Bezug auf den Trashmob zusammen: Durch den Trashmob soll es in der eigenen Wohnumgebung sauberer werden; Stadtbewohner*innen sollen für das Thema Müll sensibilisiert werden und anders damit umgehen. Ausserdem dient der Trashmob dazu, die im Quartier Wohnenden zu aktivieren und auf die Quartierarbeit aufmerksam zu machen.

Die Motivation der Teilnehmenden, die ich interviewt habe, bezieht sich ebenfalls auf verschiedene Aspekte des Trashmobs: Brigitte Schneider beispielsweise ist an Ökologie interessiert und der bewusste Umgang mit Abfall ist ihr ein persönliches Anliegen. Sie hat nicht zuletzt deshalb am Trashmob teilgenommen, weil sie neugierig gewesen ist, wie viele andere Personen der Trashmob anspricht. Adile Yelken interessiert sich ebenfalls für ökologische Themen. Darüber hinaus hat sie am Trashmob teilgenommen, um ihre Solidarität mit den Organisator*innen auszudrücken. Rückblickend erzählt sie lachend, dass es eigentlich ausser Zigarettenstummeln wenig Abfall einzusammeln gegeben habe, und meint, der Trashmob sei für sie eher „ein symbolischer Akt, dass man sich um das Quartier kümmert“²¹⁰. Andere Teilnehmende hat angesprochen, dass der Trashmob die Möglichkeit bietet, selbst etwas gegen ein Problem zu unternehmen: Für Rita Kunz ist der Trashmob eine Aktion, bei der man im Gegensatz zu anderen gesellschaftspolitischen Themen als Bürger*in selbst etwas bewirken könne.²¹¹ Auch Lukas Hoffmann betont, dass ihm dieser Aspekt am Trashmob gefalle: „Man MACHT etwas. Und auch wenn man nicht das ganze Quartier aufräumt, aber man macht, es ist nicht darüber

208 Vgl. Feldnotizen Trashmob GoldGlove, Klybeckquartier, 19. Juni 2014.

209 Interview mit Florian Müller, 2. April 2014.

210 Interview mit Adile Yelken, 16. August 2014.

211 Vgl. Interview mit Rita Kunz, 8. Juli 2014.

geredet.²¹² Für diese Teilnehmenden ist der Trashmob ein Anlass, an dem sie als Quartierbewohner*innen durch ihr Handeln etwas Positives bewirken können. Dabei geht es nicht nur um das Resultat dieser Handlung (die Entfernung einer bestimmten Menge Abfall aus dem öffentlichen Raum), sondern, wie im Interview mit Adile Yelken deutlich wird, auch um die Symbolik: Mit ihrer Teilnahme am Trashmob zeigen sie, dass ihnen das Quartier wichtig ist und sie bereit sind, sich darum zu kümmern. In einer Beschreibung auf der Facebook-Seite des Trashmobs findet sich dieser Aspekt des gemeinschaftlichen Engagements für das geteilte Lebensumfeld ebenfalls wieder:

Die Idee eines Trashmob-GoldGlove – einer gemeinschaftlichen Abfallsammelaktion analog eines Flashmobs [sic!] wurde im Kleinbasel entwickelt und findet zum ersten Mal beim Matthäusplatz statt. Ziel dieser Aktion ist es, die Menschen für die Gestaltung ihrer direkten Umgebung zu sensibilisieren und aufzuzeigen, dass eine solche gemeinsame Aktion einen wesentlichen Teil zur Aufwertung eines eher problembelasteten (Lärm, Ausgehmeile, Sicherheit, Sauberkeit) Quartieres beitragen kann. Dieser Trashmob appelliert an die Eigenverantwortung und an den Glauben, dass persönliches Engagement direkte seh- und [sic!] spürbare Auswirkungen auf die unmittelbare Umgebung hat.²¹³

Das Quartier erscheint in diesen mündlichen und schriftlichen Narrativen als ein lokales Handlungsfeld, in dem Stadtbewohner*innen in einer gemeinschaftlichen Aktion selbst etwas bewirken können. In Bezug auf die Abfallthematik heisst dies, dass diese durch Lokalisierung greifbar und (vermeintlich) hantierbar gemacht wird: Abfall als ein komplexes, globales Problem wird auf die lokale Ebene des Quartiers heruntergebrochen, wo Bürger*innen durch ihren Einsatz einen Beitrag zur Bewältigung des Problems leisten können. Dieser Aspekt des Selbst-etwas-bewirken-Könnens wird beim Trashmob über die Abfallthematik hinaus auf einer grundsätzlichen Ebene mit der Idee gemeinschaftlichen Handelns gekoppelt: Beim Trashmob wird ein gemeinsames Engagement der Quartierbewohner*innen für den geteilten Nahraum als sinnvolles Tun, als Wert und Handlungsstrategie vermittelt. Diesen Aspekt werde ich als eine Form von Lokalismus weiter unten nochmals aufgreifen.

Gemeinschaft erleben und aktualisieren

Durch dieses gemeinschaftliche Tun können die Teilnehmenden, wie ich im Folgenden ausführe, am Trashmob zugleich lokale Gemeinschaft im Quartier *erleben*. Hier lässt sich anknüpfen an den Medien- und Kommunikationswissenschaftler Andreas Hepp und den Soziologen Ronald Hitzler, die darlegen, dass in Events Vergemein-

²¹² Interview mit Lukas Hoffmann, 22. August 2014.

²¹³ <https://www.facebook.com/Trashmob-Gold-Glove-488820344547363/> (Stand: 15. März 2019).

schaftung²¹⁴ erfahrbar gemacht und dadurch auch aktualisiert wird.²¹⁵ Diese Erfahrung von Vergemeinschaftung ist subjektiv und setzt sich gemäss Hepp/Hitzler aus folgenden Aspekten zusammen:

erstens der *Aspekt des situativen Erlebens*, in dem sich das Wir-Gefühl ‚einstellt‘, in dem man die Zusammengehörigkeit ‚spürt‘, und zweitens der *Aspekt des Sinnhorizontes*. [...] Gemeint ist damit, dass jenseits des situativen Erlebens von Vergemeinschaftung aus Sicht des Subjekts ein Gesamthorizont von Vergemeinschaftungen besteht, innerhalb dessen sich dieses Subjekt erkennt und positioniert.²¹⁶

Hepp/Hitzler beschreiben, wie ein Subjekt in Bezug auf eine bestimmte Gruppe, zum Beispiel seine Familie oder eine Clique, „generell Zusammengehörigkeit empfinde[n]“²¹⁷ kann, dass aber „[d]iese Zusammengehörigkeit [...] ‚verlassen‘ und in den ‚Hintergrund‘ des Horizontes treten [wird], wenn sie nicht immer wieder auch in Erlebnissen, d. h. in besonderen Momenten je situativen Erlebens aktualisiert wird“²¹⁸. Wie der Soziologe Winfried Gebhardt erklärt, „legitimieren“²¹⁹ sich Vergemeinschaftungsformen also „nicht aus sich selbst“²²⁰. Es muss vielmehr „in mehr oder weniger regelmässigen Abständen spezifische ausseralltägliche, kollektive Handlungsabläufe geben [...], in denen diese mit ‚Sinn‘ und ‚Bedeutung‘ aufgeladen, beziehungsweise dieser ‚Sinn‘ und diese ‚Bedeutung‘ reaktualisiert und neu bestätigt werden“^{221, 222}. Die Sozial- und Kulturanthropologin Eveline Althaus erwähnt dies auch in Bezug auf Nachbarschaft, die zwar stets an einen Raum gekoppelt sei, „aber

214 Hepp/Hitzler unterscheiden zwischen dem Begriff Vergemeinschaftung, der „Prozesse des Erhandelns von Gemeinschaftlichkeit“ (Hepp/Hitzler 2014, S. 39) bezeichnet, und dem der Gemeinschaft, der „Gemeinschaftlichkeit als – zumindest situatives – Handlungsergebnis“ (Hepp/Hitzler 2014, S. 39) markiert und damit ein bestimmtes „Gesellschaftsgebilde“ (Hepp/Hitzler 2014, S. 44) umschreibt.

215 Es handelt sich hier um ein idealtypisches Verständnis von Events, das kritisch zu reflektieren ist. Wie ich in diesem Kapitel durch die Analyse des Trashmobs aufzeigen kann, funktioniert der Vergemeinschaftungsprozess nicht so friktionsfrei, wie es bei Hepp/Hitzler klingt, und umfasst auch nicht alle als Teil der Gemeinschaft Adressierten.

216 Hervorhebung im Original. Hepp/Hitzler 2014, S. 41 f.

217 Hepp/Hitzler 2014, S. 42.

218 Hepp/Hitzler 2014, S. 42.

219 Gebhardt 2008, S. 206.

220 Gebhardt 2008, S. 206.

221 Gebhardt 2008, S. 206.

222 Siehe dazu auch Grenz/Eisewichts Ausführungen zum Verhältnis von Gemeinsamkeit, Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit. Die beiden Soziologen argumentieren, dass „Zugehörigkeit [...] nicht nur ein geteiltes Thema [erfordert], sondern Interaktionszeiträume, zu bzw. bei denen Gemeinsamkeiten [...] erfahrbar werden“ (Grenz/Eisewicht 2012, S. 247). Dazu gehört „ein am Miteinander orientiertes Erleben (und Handeln) [...], bei dem der Handelnde davon ausgeht, einem ‚wie man selbst‘ gegenüber zu treten“ (Grenz/Eisewicht 2012, S. 247).

auch immer wieder aktiviert werden²²³ müsse. In ähnlicher Weise beschreibt die Volkskundlerin Jutta-Beate Engelhard, dass „im heutigen nachbarlichen Lebenszusammenhang kaum noch Gemeinsamkeiten und Verbindlichkeiten vorhanden sind“²²⁴ und „Nachbarschaftsinitiativen [deshalb] darauf angewiesen [sind], sich diese kontinuierlich oder immer wieder neu zu schaffen“²²⁵.

Aus dieser Perspektive dient also ein Quartieranlass wie der Trashmob Gold-Glove dazu, Zusammengehörigkeit unter Bewohner*innen und lokale Zugehörigkeit situativ erlebbar zu machen und damit Quartiergemeinschaft zu (re-)produzieren. Dies spiegelt sich aus meiner Sicht in der Gestaltung des Events wider: Auch wenn sich der Trashmob am Format eines Flashmobs orientiert, ist er letztlich eher als ein Quartierfest inszeniert und nicht wie ein (vermeintlich) spontaner, sich rasch wieder auflösender Flashmob. Das Format Flashmob wird angepasst und ausgedehnt; der Trashmob erstreckt sich insgesamt über mehrere Stunden; und über das gemeinsame Abfallsammeln hinaus bieten weitere Elemente des Events eine Kollektivitätserfahrung: Bereits mehrere Stunden, bevor der erste Trashmob startet, steht ein überdachter Stand auf dem Matthäusplatz, an dem Passant*innen auf den Anlass aufmerksam gemacht werden, wo sie gelbe Putzhandschuhe mit Farben und Bastelmaterialien dekorieren und sich begegnen können. Auf das gemeinsame Einsammeln des Mülls folgt ausserdem ein Apéro, der den Teilnehmenden nochmals die Gelegenheit gibt, sich auszutauschen. Das Abfallsammeln wird also bewusst ergänzt mit weiteren Aktivitäten, die Geselligkeit ermöglichen und den Trashmob zu einem schönen Erlebnis für die Teilnehmenden machen sollen. Wichtig für die Wir-Erfahrung sind auch die gelben Handschuhe und die Gruppenfotos: Die Handschuhe, die sogenannten *gold gloves*, dienen nicht nur zum Schutz gegen Dreck, sondern zugleich als verbindendes Erkennungszeichen aller Teilnehmenden. In einem Konzeptpapier zum Trashmob GoldGlove wird der Begriff „Auszeichnung“²²⁶ verwendet und ausgeführt, dass die Teilnehmenden durch das Tragen dieses Kennzeichens „ihre Bereitschaft [sic!] sich an der Pflege des öffentlichen Raums zu beteiligen“²²⁷ zeigen. Der Soziologe Hubert Knoblauch beschreibt, wie solche gemeinsamen Erkennungszeichen an Veranstaltungen dazu dienen, Zugehörigkeit auszudrücken:

Weil Events eine Art situative Zugehörigkeit erzeugen, erfordern sie vielfach auch eine entsprechend situative Zugehörigkeitsbezeugung. Dabei handelt es sich in der Regel um Embleme, Symbole und andere Zeichen, durch die sie ihre Bereitschaft anzeigen, wenigstens situativ in der Öffentlichkeit der jeweiligen Gemeinschaft anzugehören (vgl. dazu Soeffner 1992).²²⁸

223 Althaus 2013, S. 149.

224 Engelhard 1986, S. 289.

225 Engelhard 1986, S. 289.

226 Stadtteilsekretariat Kleinbasel 2013.

227 Stadtteilsekretariat Kleinbasel 2013.

228 Knoblauch 2000, S. 47.

Mit dem Tragen der gelben Handschuhe drücken die Trashmob-Teilnehmer*innen also Zugehörigkeit zu einer (situativen) Gruppe engagierter Quartierbewohner*innen aus. Dementsprechend werden die gelben Handschuhe auch auf den Gruppenfotos in Szene gesetzt, die sowohl vor als auch nach dem Abfallsammeln gemacht und später auf Facebook gepostet und in anderen Medien abgedruckt werden. Indem die Anwesenden aufgefordert werden, sich räumlich als Gruppe zu formieren und dazu das gemeinsame Erkennungszeichen zu präsentieren, und dieses Bild später medial verbreitet wird, wird nach innen und aussen ein Wir konstruiert. Die Handschuhe, die Gruppenfotos, der gemeinsame Apéro, die Dokumentation auf Facebook und in Printmedien sind also zentrale Elemente des Trashmobs. Sie machen das Quartier als eine fröhliche, lokal engagierte Gemeinschaft erfahrbar und dokumentieren, verbreiten und stärken diese Quartierimagination zugleich.

Am Trashmob wird also ein kollektiver Handlungsablauf vollzogen, ein gemeinsames Erlebnis erschaffen und geteilt. Diese Kollektivitätserfahrung und das Gefühl der Zugehörigkeit, das dadurch aktualisiert wird, wirken im Alltag weiter.²²⁹ So gesehen ist die Sozialität des Events Trashmob an eine latent andauernde Sozialität unter im selben Quartier Wohnenden gekoppelt; es sind, in den Worten Gebhardts, „dauerhafte und situative Vergemeinschaftungsformen funktional miteinander verknüpft“²³⁰. Ich komme in einem späteren Abschnitt nochmals auf diesen Aspekt zurück, wenn ich auf die von den Trashmob-Teilnehmer*innen gepflegten sozialen Beziehungen im Quartier eingehe. Es lässt sich hier jedoch für das Erste festhalten, dass der Trashmob als Event dazu dient, eine imaginierte Gemeinschaft unter Quartierbewohner*innen erfahrbar zu machen und dadurch zu aktualisieren.

Trashmob als mediatisiertes Vergemeinschaftungserlebnis

Wie bereits ausgeführt, sind in der Praxis Trashmob verschiedene Elemente konstitutiv, um lokale Vergemeinschaftung zu aktualisieren. Im Folgenden möchte ich im Speziellen auf die Rolle unterschiedlicher Medien eingehen. Ich beziehe mich dabei auf Hepp/Hitzler, die Events und das situative Erleben von Vergemeinschaftung als heute in hohem Masse mediatisiert beschreiben: Medien werden benutzt, um Events zu organisieren, kommunizieren und dokumentieren; sie prägen auch das Erlebnis der Teilnehmenden am Event selbst.²³¹

Der Trashmob ist sowohl während des Events als auch davor und danach in mehrfacher Weise von unterschiedlichen Medien durchdrungen: Wie bereits erläutert, nutzen die Organisator*innen strategisch verschiedene analoge und digitale Medien, um den Anlass anzukündigen und Quartierbewohner*innen sowie andere Interessierte zu einer Teilnahme zu animieren. Am Anlass selbst ist die Mediatisie-

229 Vgl. Gebhardt 2008, S. 206.

230 Gebhardt 2008, S. 206.

231 Vgl. Hepp/Hitzler 2014, S. 43.

nung vor allem in Bezug auf das omnipräsente Fotografieren und Fotografiertwerden spürbar, Tätigkeiten, die einen wesentlichen Teil des situativen Erlebens ausmachen. Beim Trashmob im Matthäusquartier werden die Anwesenden am Anfang und am Ende des Abfallsammelns dazu aufgefordert, sich für ein Gruppenfoto aufzustellen und eine bestimmte Pose einzunehmen, bei der sie die gelben Putzhandschuhe in die Höhe strecken. Die gleiche Bildsprache findet sich auch bei den Trashmobs in Klybeck und Kleinhüningen wieder, wo ebenfalls Gruppenfotos hinter dem eingesammelten Müll gemacht werden. Rund um die inszenierten Gruppenfotos wird an den Trashmobs ebenfalls viel fotografiert. Beim ersten Trashmob im Matthäusquartier sind gleich mehrere Personen mit der Fotokamera unterwegs und ich erhalte beim Interview mit der Mitorganisatorin Maria Heinzer Zugang zu über 350 Fotos, die sie von anderen erhalten hat. Beim Durchschauen der Fotos fällt mir wiederum auf, dass immer wieder Personen abgelichtet sind, die selbst gerade am Fotografieren sind oder die Fotokamera zumindest bereithalten. Auch mir als Forscherin kommt einmal vorübergehend die Aufgabe zu, den Trashmob fotografisch zu dokumentieren und das obligate Gruppenbild aufzunehmen, als eine Co-Leiterin des Stadtteilsekretariats Kleinbasel den Trashmob in Kleinhüningen vorzeitig verlassen muss und mir ihre Kamera übergibt. All diese Bilder fließen ein in die Dokumentation des Anlasses. Ein Teil der Fotos wird später online gestellt (zum Beispiel auf den Facebook-Seiten des Trashmobs und des Stadtteilsekretariats Kleinbasel) oder taucht in Zeitungsartikeln auf. Auch schriftlich wird der Trashmob in Printmedien und digital verfügbaren Texten dokumentiert. In diesen visuellen und schriftlichen Darstellungen wird das Bild eines geglückten Quartieranlasses und einer engagierten Quartiergemeinschaft vermittelt und dadurch (re-)produziert.

Die an die textliche und visuelle Dokumentation gekoppelte Metakommunikation über den Trashmob zeichnet gemäss Knoblauch allgemein spätmoderne Events aus. Diese haben einen „repräsentative[n] Charakter“²³², die Beobachtung verdoppelt sich. Damit ist gemeint, dass eine Veranstaltung nicht nur von denen erlebt und verfolgt wird, die unmittelbar daran teilnehmen, sondern auch von weiteren Personen beobachtet wird. Durch die mediale Reproduktion wird die Einmaligkeit eines Events aufgehoben. Ausserdem erzeugt „die Beobachtung von aussen [...] eine fundamentale soziale *Verweisungsstruktur* zwischen denen, die leibhaftig am Event beteiligt sind und jenen, die nicht am Event teilnehmen“²³³. Der Event repräsentiert etwas, er symbolisiert eine bestimmte Gruppierung – einen Freizeitverein, eine Religionsgemeinschaft, Gleichgesinnte. Knoblauch zielt mit dieser Analyse insbesondere auf Live-Übertragungen von Events ab. Beim Trashmob findet eine solche nicht statt, doch auch hier ist die Verweisfunktion ein wichtiger Teil der Praxis. Durch die mediale Repräsentation des Trashmobs wird das Bild einer engagierten Quartiergemeinschaft auch gegenüber den Nicht-Teilnehmenden vermittelt und lokalräumliches, gemeinschaftliches Engagement als erstrebenswerte Norm verfestigt.

232 Knoblauch 2000, S. 45.

233 Hervorhebung im Original. Knoblauch 2000, S. 45.

Der Trashmob lässt sich damit als ein mediatisierter Event beschreiben, der auf der Vorstellung von Quartier als einer lokal engagierten Gemeinschaft basiert und diese Quartiergemeinschaft zugleich situativ erfahrbar macht und (re-)produziert. Medien werden strategisch eingesetzt, um Menschen, die in derselben Wohngegend wohnen, auf einen Anlass aufmerksam zu machen, zum Mitmachen und zum gegenseitigen Kennenlernen zu animieren. Mithilfe digitaler Räume, wie sie in Facebook entstehen, sollen diejenigen, die im physischen Raum eigentlich schon nahe beieinander sind, offline *zusammengebracht* werden. Oder anders gesagt: Indem Quartierbewohner*innen dazu angeregt werden, beim Trashmob mitzumachen, soll aus einem Nebeneinander ein temporäres Miteinander entstehen, das auch in den Alltag hineinwirkt. Es wird eine Quartiergemeinschaft (re-)produziert, die sich trifft, sich austauscht und sich gemeinsam für ihren Nahraum einsetzt. Dieses ‚Quartierbild‘ wird am Trashmob visuell miterzeugt und festgehalten, über verschiedene Medienkanäle weiterverbreitet und dadurch auch gestärkt. Medien werden auf diese Weise strategisch genutzt, um normative Vorstellungen von Quartier im Sinne eines gemeinschaftlichen quartierbezogenen Engagements zu verfestigen.

5.4.3 *Quartier als auf geteiltem Lokalismus basierende Gemeinschaft*

Das situative Erleben einer engagierten Quartiergemeinschaft ist, wie bereits angedeutet, verbunden mit einer über den Event hinausreichenden lokalen Sozialität. Im Folgenden führe ich die These aus, dass diese Sozialität an geteilte Vorstellungen vom guten Quartierleben gekoppelt ist, die sich in einer spezifischen Version von Lokalismus verdichten, den die Trashmob-Teilnehmer*innen als Wert teilen.

Die „üblichen Verdächtigen“²³⁴ und „die linke und nette Ecke“²³⁵: Von An- und Abwesenheiten an einem Quartieranlass

Der Trashmob richtet sich in seinem Selbstverständnis explizit an ein breites Publikum. Die Organisator*innen gehen davon aus, dass das Thema Abfall alle betrifft. Dazu erklärt zum Beispiel Florian Müller, der die Trashmobs in Kleinhüningen und Klybeck mitorganisiert hat:

Ich sage immer gern, es geht alle etwas an. Das habe ich jetzt, glaube ich, jedes Mal gesagt, wenn ich den Trashmob vorgestellt habe. Und ich finde, es passt auch noch gut dazu. Also es geht wirklich alle etwas an. Und es geht auch die etwas an, die sich nur darüber aufregen, dass Abfall herumliegt. Und, ja. Das ist doch mal etwas, wo man dann etwas machen kann, anstatt sich die ganze Zeit aufzuregen. Ja. Es fragen sich, ich bin jetzt zweimal, als ich's bei der Lehrerschaft vorgestellt habe und beim Elternrat, haben sie mich gefragt: „Ja,

234 Interview mit Adile Yelken, 16. August 2014.

235 Interview mit Lukas Hoffmann, 22. August 2014.

für wen ist denn das? Was ist denn die Zielgruppe?“ Und dann habe ich immer gesagt, eben, von jung bis alt sollen alle kommen. Eben, weil es geht halt alle an.²³⁶

Wie in dieser Interviewaussage deutlich wird, wird Müll von den Organisator*innen als ein universelles Thema verstanden. Die Abfallsammelaktion Trashmob richtet sich deshalb als Event an alle Stadtbewohner*innen – unabhängig von ihrem Alter, ihrer Wohndauer im Quartier, ihrer nationalen Herkunft oder Schichtzugehörigkeit. Somit werden auch alle im Quartier als potenzielle Teilnehmer*innen des Trashmobs adressiert und erwartet. Unterstrichen wird dies bei den Trashmobs in Klybeck und Kleinhüningen dadurch, dass der Veranstaltungsflyer mehrsprachig ist, um so gezielt auch die migrantische Quartierbevölkerung anzusprechen. Wie im Folgenden dargestellt, eröffnet sich beim Trashmob jedoch eine Diskrepanz zwischen adressierter und letztlich anwesender Bevölkerung.

Diese Diskrepanz wird von den beteiligten Akteur*innen selbst verhandelt. Zum einen wird sie an der Anzahl der Teilnehmenden festgemacht, die kleiner ausgefallen ist als erhofft: In Bezug auf den Trashmob im Matthäusquartier ist in einem Konzeptpapier²³⁷ von 500 erwarteten Trashmob-Teilnehmer*innen die Rede; schliesslich kommen jedoch ‚nur‘ circa 60 Personen.²³⁸ An den beiden Trashmobs in Klybeck und Kleinhüningen wiederum sind jeweils 20 bis 25 Personen anwesend, wovon ein Grossteil zu den Organisator*innen gehört, aus beruflichen Gründen (als Forscherin, Mitarbeiter der Stadtgärtnerei²³⁹ oder in der Quartierarbeit tätige Personen) teilnimmt oder aus dem persönlichen Umfeld der Organisator*innen stammt. Auch wenn insbesondere der erste Trashmob in der medialen Berichterstattung als vollumfänglicher Erfolg erscheint,²⁴⁰ kommentieren Organisator*innen und Teilnehmende in Interviews und informellen Gesprächen durchaus die eher kleine Anzahl an Leuten. Sandra Bachmann, die den ersten Trashmob im Matthäusquartier mitorganisiert hat, bedauert beispielsweise, dass nicht mehr Personen teilgenommen haben:

Also es sind, es sind natürlich nicht, viele Leute sind es nicht gewesen. Also es sind irgendwie, ich weiss auch nicht, was sind das, etwa 30 [schaut Gruppenfoto vom Trashmob an], oder doch, ja doch (unverständlich)/ Ich meine, ein Flashmob, das müssen hunderte

236 Interview mit Florian Müller, 2. April 2014.

237 Stadtteilsekretariat Kleinbasel 2013.

238 Als ich einen Tag vor dem Anlass den entsprechenden Facebook-Eintrag ansehe, sind 496 Personen zum Trashmob eingeladen, wovon jedoch lediglich 14 Personen angegeben haben, dass sie beim Trashmob teilnehmen werden, und 15 Personen, dass sie vielleicht kommen werden.

239 Die Stadtgärtnerei ist verantwortlich für die Pflege der städtischen Grünanlagen. Mitarbeiter der Stadtgärtnerei sind deshalb bei den Trashmobs in Klybeck und Kleinhüningen vor Ort, stellen Materialien zur Verfügung, begleiten die Aktion und transportieren den gesammelten Abfall ab.

240 Vgl. z. B. Wernli 2013, S. 6.

von Leuten sein, oder. Das müsste wirklich „ffftt“ machen und alle kämen. Das ist jetzt, doch, das ist eigentlich schon toll gewesen. Es sind ja trotzdem, es sind trotzdem ein paar. Ich hätte mir gewünscht, es wären mehr.²⁴¹

In Bezug auf den Trashmob im Klybeckquartier wiederum spricht Brigitte Schneider im Interview von einem „überschaubare[n] Grüppchen“²⁴² und Akteur*innen der Quartierarbeit erzählen mir in Anbetracht der geringen Beteiligung davon, wie schwierig es sei, an die Quartierbewohner*innen heranzukommen und sie zu aktivieren. Die Leiterin eines Quartiertreffpunkts beschreibt die Werbeaktion, bei der sie grossflächig Flyer in den Briefkästen von Klybeck und Kleinhüningen verteilt haben, gar als gescheitert.²⁴³

Zum anderen machen die von mir interviewten Akteur*innen die erwähnte Diskrepanz an der Zusammensetzung der Teilnehmenden fest: In den Interviews weisen Trashmob-Teilnehmer*innen – zum Teil in neutralen, zum Teil in bedauernden Worten – wiederholt darauf hin, dass in erster Linie ein kleiner Kreis lokal engagierter Personen beim Trashmob mitgemacht habe. Adile Yelken erzählt zum Beispiel, dass sie sich mit niemandem extra zum Trashmob verabredet, sondern gewusst habe, dass sie dort Menschen antreffen werde, die sie kenne: „Ich habe einfach gewusst, dass Leute dort sein werden, aber ich habe (nicht jetzt?) fix abgemacht. Aber ich habe gewusst, es sind immer die gleichen üblichen Verdächtigen. Ja, ich meine die, die sich engagieren, sind immer die Gleichen. Aber es ist gut, dass es die auch gibt.“²⁴⁴ Auch an anderer Stelle sagt sie, dass bei solchen „Sensibilisierungssachen“²⁴⁵ immer nur „die Gleichen“²⁴⁶ mitmachten, nämlich die, die sowieso schon „positiv gesinnt“²⁴⁷ seien, während alle anderen „sauschwierig zu erreichen“²⁴⁸ seien. Als sie beim Interview ein von mir mitgebrachtes Gruppenbild vom Trashmob betrachtet, bezeichnet sie die Teilnehmenden als „Leute, die man halt kennt“²⁴⁹, und als einen Kreis „politisch-gesellschaftlich interessierte[r] Leute“²⁵⁰. Auch die Rentnerin Rita Kunz ist davon ausgegangen, dass sie am Trashmob Menschen treffen werde, die sie kenne und die ihr „einstellungsmässig“²⁵¹ nahe seien. Als ich nachfrage, was sie damit meine, sagt sie, dass diese „mehr so gegen grün“²⁵² seien und auch „bewusst das

241 Interview mit Sandra Bachmann, 10. Juli 2014.

242 Interview mit Brigitte Schneider, 21. August 2014.

243 Vgl. Feldnotizen Trashmob GoldGlove, Klybeckquartier, 19. Juni 2014.

244 Interview mit Adile Yelken, 16. August 2014.

245 Interview mit Adile Yelken, 16. August 2014.

246 Interview mit Adile Yelken, 16. August 2014.

247 Interview mit Adile Yelken, 16. August 2014.

248 Interview mit Adile Yelken, 16. August 2014.

249 Interview mit Adile Yelken, 16. August 2014.

250 Interview mit Adile Yelken, 16. August 2014.

251 Interview mit Rita Kunz, 8. Juli 2014.

252 Interview mit Rita Kunz, 8. Juli 2014.

Quartier anschauen und vielleicht kritisieren und so²⁵³. Lukas Hoffmann beschreibt die Teilnehmer*innen des Trashmobs im Matthäusquartier in ähnlichen Worten: „Das ist jetzt so einer dieser Kreise, der irgendetwas macht in diesem Quartier. Mehr ‚lose‘ oder so. Das ist wahrscheinlich die linke und nette Ecke.“²⁵⁴ Er äussert sich relativ lapidar zum Trashmob:

Ja, das hat mich jetzt nicht aus den Schuhen gehauen. Man trifft sich. Es sind immer etwa die gleichen Gesichter, das muss man schon sagen, die sich engagieren. Und natürlich mit diesem gelben Handschuh. Ich habe gedacht, das geht Stunden lang, aber nach einer halben Stunde ist ja schon fertig gewesen. Es ist mehr ein symbolisches Ding gewesen, das man gut verkauft hat.²⁵⁵

Brigitte Schneider, die am Trashmob im Klybeckquartier mitgewirkt hat, hat erwartet, dass viele der Bewohner*innen, die sich jeweils über mangelnde Sauberkeit im Quartier beklagten, am Trashmob teilnehmen würden, und ist dementsprechend enttäuscht, dass so wenige gekommen seien. Hätte der Trashmob nicht mit einem lokalen Spielanimationsprojekt zusammengearbeitet, wodurch einige Kinder beim Abfallsammeln mitgemacht hätten, wäre aus ihrer Sicht kaum jemand ausser den üblichen im Quartier engagierten Personen zum Trashmob gekommen: „Ja, sonst wäre aber niemand dort gewesen. Also bis auf ein paar wenige, oder, die sich sonst auch engagieren, wie es immer ist. (...) Und von dem her bin ich dann ein bisschen enttäuscht eigentlich heim, weil ich fand: „Gopf“ (unverständlich) nochmal, es geht den Leuten einfach am Allerwertesten vorbei.“²⁵⁶ Dass beim Trashmob im Matthäusquartier mehr Personen teilgenommen haben als im Klybeckquartier, erstaunt sie nicht, denn dort gebe es rund um den Matthäusplatz einen Kreis von Menschen, „der so ein wenig alternativ, offen, (...) (...) liberal, umweltbewusst, sozial, irgendwie (lacht) strukturiert ist“²⁵⁷. Offensichtlich sind diese Leute aus ihrer Sicht diejenigen, die sich im Quartier engagieren und an einen solchen Anlass kommen.

Die Feststellung, dass immer die Gleichen, die Personen, die sowieso im Quartier engagiert sind, bei Anlässen wie dem Trashmob mitmachen, wird von den Interviewpersonen gekoppelt an die Bemerkung, dass kaum Migrant*innen beim Trashmob teilgenommen hätten. Lukas Hoffmann meint zum Beispiel beim Betrachten eines Gruppenfotos vom Trashmob im Matthäusquartier: „Hat es überhaupt Ausländer? (...) Nein, es sind immer/ Es sind etwa die gleichen Vögel. Der ist von der Grünen Partei. Das ist die Mutter der Freundin meiner Tochter. Der ist ein Nachbar und so. So die Quartier-Engagierten. Sind immer so ein bisschen die Gleichen, habe ich das Gefühl.“²⁵⁸ Sandra Bachmann findet ebenfalls, dass sich immer die Gleichen enga-

253 Interview mit Rita Kunz, 8. Juli 2014.

254 Interview mit Lukas Hoffmann, 22. August 2014.

255 Interview mit Lukas Hoffmann, 22. August 2014.

256 Interview mit Brigitte Schneider, 21. August 2014.

257 Interview mit Brigitte Schneider, 21. August 2014.

258 Interview mit Lukas Hoffmann, 22. August 2014.

gierten, und verbindet diese Beobachtung mit der Bemerkung, dass ihr türkischer Nachbar *nicht* an den Trashmob gekommen sei:

Ich meine, es sind eigentlich immer die Gleichen, ein bisschen, weisst du, die sich engagieren. Es ist so ein kleiner Kreis, habe ich den Eindruck. ICH hätte jetzt eben gern, oder, und das ist meine Vorstellung noch gewesen, ich hätte jetzt eben gern den Türken von vis-à-vis oder auch den von nebenan, der seine Scheisskippen immer bei uns vorne hinschm/ ich hätte eigentlich den gern dabeigehabt.²⁵⁹

Sie bedauert die Abwesenheit von Migrant*innen und macht sich Gedanken darüber, wie diese besser hätten involviert werden können:

Und das sind zum Beispiel, es sind auch keine Migranten praktisch dabei. Das ist halt auch immer sehr, finde ich, schade. Es sind nämlich nicht die dabei, die Pizzaschachteln rauslassen oder ihre Hotdog-Papierchen verkaufen, wovon sie ja sehr gute machen, aber die sind jetzt eben nicht da dabei. Es sind alles wieder die Engagierten. Ich meine, der Josef Hofstetter [= ein Rentner, der sich seit Jahrzehnten in einem Kleinbasler Quartier zivilgesellschaftlich engagiert, C. B.] usw. Die, die sich eh engagieren. Das finde ich schade. ICH fände es immer eigentlich spannend herauszufinden, wie kann man die anderen Leute mobilisieren. Und man hätte auch mehr Zeit gebraucht. Also ich hätte definitiv noch mehr Zeit gebraucht, oder hätte sie mir nehmen müssen, dass ich wirklich gesagt hätte, he, ich gehe jetzt eine Woche lang klingeln und sage „hallo, Frau sowieso“ oder gehe zum Türken nebenan halt mal ein Bier trinken und sage „schau jetzt, wir machen das. Komm doch auch“. Ob das etwas genutzt hätte dann/ Aber dann wäre ICH schon, die erste Interaktion hätte dort eben schon stattgefunden, oder. [...] Ich hätte sagen können, ah, ich klinge da jetzt mal alle durch und dann steckt vielleicht jemand den Kopf raus und ich würde diesen Flyer zeigen und die würde sagen „nein“, aber wir hätten uns gesehen. Und das finde ich, so Nachbarschaftspflege in so einem Quartier, oder, das so durchmischt ist, fände ich eigentlich toll.²⁶⁰

Brigitte Schneider weist darauf hin, dass Migrant*innen für quartierbezogenes Engagement grundsätzlich schwierig zu gewinnen seien:

Brigitte Schneider: [E]s sind eigentlich alles Leute, die sich etwas daraus machen, denen es nicht egal ist, was läuft und so. Und (...) ja, ich habe es ein wenig enttäuschend gefunden. Aber es ist, (...) es zeigt halt einfach, (...) wie es läuft.

Beide: (lachen)

B. S.: Da sind wir wieder bei den Migranten. Du erreichst sie praktisch nicht.²⁶¹

259 Interview mit Sandra Bachmann, 10. Juli 2014.

260 Interview mit Sandra Bachmann, 10. Juli 2014.

261 Interview mit Brigitte Schneider, 21. August 2014.

Sie erzählt von einer Befragung, die sie als aktives Mitglied des Quartiervereins Kleinhünigen gemacht und im Zuge derer sie Quartierbewohner*innen auf der Strasse direkt angesprochen habe:

[I]ch habe dann natürlich stinkfroh irgendwelche, weiss nicht was, angesprochen, wenn es irgendwie gegangen ist von der Sprache her. Und da hat es wirklich eigentlich erfreulich Leute gehabt, die im GESPRÄCH drin sehr offen waren, also ich meine jetzt vor allem Menschen mit Migrationshintergrund, die haben gefunden: „Ja, hey, und genau und dreckig und so und mich kannst du einschreiben, wenn ihr mal etwas habt, Flyer verteilen oder so.“ Also das ist dann eigentlich schon gekommen im Gespräch. Wenn es dann wirklich darum gegangen ist, ist nicht mehr so viel da gewesen. Aber (...) im Gespräch EIGENTLICH, und das finde ich das Überraschende, wenn du persönlich mit ihnen schwatzt und darüber diskutierst, „was findest du eigentlich und so?“, dann nachher kommt da etwas und dann bist du überrascht, was kommt. (...) Aber in der Umsetzung (...) nichts, praktisch nichts. Und (...) ich frage mich manchmal schon, was das denn ist.²⁶²

Obwohl der Trashmob mit seinem Bezug zur Abfallthematik als ein Anlass konzipiert ist, der sich an potenziell alle richtet, hat, wie aus den Interviewerzählungen deutlich hervorgeht, im Endeffekt ‚nur‘ ein kleiner Kreis im Quartier engagierter Personen daran teilgenommen. Migrant*innen werden in den Interviews diskursiv als ‚die abwesenden anderen‘ verhandelt, die nicht an solchen Quartieranlässen teilnehmen und grundsätzlich schwierig zu erreichen und involvieren sind. Auf dieses Thema beziehungsweise die diskursive Konstruktion der ‚abwesenden Migrant*innen‘ komme ich im nächsten Kapitel zur partizipativen quartierbezogenen Stadtentwicklung nochmals zurück. An dieser Stelle lässt sich in Bezug auf den Trashmob als Vergemeinschaftungsevent jedoch festhalten, was Engelhard in ihrer Untersuchung über städtische Nachbarschaftsinitiativen ebenfalls beschrieben hat, nämlich „dass die Gemeinschaft, die eigentlich erreicht werden soll, nicht die ist, die letztendlich auch erreicht wird, denn es kommen immer wieder diejenigen zusammen, die sowieso bereits aktiv dabei sind“²⁶³. Zu fragen ist, was diese ‚aktiven‘ Quartierbewohner*innen miteinander verbindet und damit die Grundlage der am Trashmob praktizierten Vergemeinschaftung bildet.

Lokalismus als verbindender Wert

In den Interviews, die ich mit Trashmob-Teilnehmer*innen geführt habe, ist auffällig, dass die Informant*innen nicht nur einem relativ ähnlichen gesellschaftlichen Milieu angehören – von Lukas Hoffmann lakonisch als „die linke und nette Ecke“²⁶⁴ umschrieben –, sondern sich vor allem auch ihre Quartiernarrative in frapperanter

²⁶² Interview mit Brigitte Schneider, 21. August 2014.

²⁶³ Engelhard 1986, S. 284.

²⁶⁴ Interview mit Lukas Hoffmann, 22. August 2014.

Weise gleichen: Sie haben alle einen relativ starken Bezug zu ihrem Quartier, beschreiben dieses in positiven Worten und schätzen Kontakte, Begegnungen und Aktivitäten im lokalen Raum. Diesen Eindruck geteilter Vorstellungen vom guten Quartierleben will ich im Folgenden als eine spezifische Form von Lokalismus theoretisieren, die beim Trashmob als Grundlage für die Aktualisierung von Vergemeinschaftung dient.

Ich beginne mit der Quartiererzählung von Sandra Bachmann, die sich im Matthäusquartier ihren persönlichen Wohntraum erfüllt hat. Sie und ihr Partner haben eine Liegenschaft umgebaut und sich damit „in einem Mikrobiotop eigentlich eine Welt geschaffen, wo Nachbarschaft genau so gelebt werden kann, wie ich mir das vorstelle“²⁶⁵. Darunter versteht sie „eine lockere Gemeinschaft“²⁶⁶, in der sich die Bewohner*innen im gemeinsamen Hinterhof treffen wie auf einem Dorfplatz, sich aber auch zurückziehen können. Die Verankerung in einem Quartier bedeutet ihr viel und gibt ihr „dieses Geborgenheitsgefühl ein bisschen, wenn man weiss, das ist mein Quartier“²⁶⁷. Das Quartier ist für sie ein emotionales Zuhause, das sie in ihrer Freizeit manchmal kaum verlassen will:

Nur (...) da bin ich vielleicht auch altmodisch, ich weiss nicht. Ich finde es enorm wichtig, dass man einen Ort hat, wo man sich zuhause fühlt. Und eben, wo man wie weiss, es hat ja auch etwas mit dem Kennen zu tun. Also wenn ich in eine fremde Stadt gehe, kenne ich die Umgebung nicht. Und dann ist es ja wie, kann man sich ja wie nicht erholen, man kann nicht zurücklehnen, man muss ständig schauen, wo bin ich jetzt, was mache ich jetzt, wohin gehe ich und so. Das hat viel mit Orientierung auf alle Seiten zu tun. Also Orientierung physisch, Orientierung auch psychisch. Zu wissen, da bin ich ZUHAUSE. Zuhause-Sein finde ich ENORM wichtig. Dieses Gefühl von, eben, ich komme NACHHAUSE. Ich trete, jetzt nach der Kaserne [= Kulturzentrum in Kleinbasel, C. B.] ist es MEIN Quartier. Da fühle ich mich wohl. Und Freunde pflegen kann ich jederzeit, natürlich. Habe aber auch Zeiten, wo ich nicht gerne aus meinem Quartier heraus gehe. Oder auch nicht gern aus unserem Hinterhof raus. Wo ich gerne dann die Leute zu mir einlade und sage, ihr könnt kommen, ich will eigentlich gar nicht, schon gar nicht in ein anderes Quartier.²⁶⁸

Sandra Bachmann beschreibt ihr Quartier in sehr positiven Worten. Sie habe dort „viele schöne Erlebnisse“²⁶⁹ und gute Begegnungen und schätze die Vielfältigkeit und Lebendigkeit des Quartiers:

Für mich ist schon die Vielfältigkeit, für mich ist einfach wirklich immer (wie in den?) Ferien. Wir haben Häuser angeschaut im Gellert [= Quartier in Grossbasel, C. B.] und überall. Das wird mir grad eng. Da kann ich grad nicht mehr atmen. Und da ist einfach

265 Interview mit Sandra Bachmann, 10. Juli 2014.

266 Interview mit Sandra Bachmann, 10. Juli 2014.

267 Interview mit Sandra Bachmann, 10. Juli 2014.

268 Interview mit Sandra Bachmann, 10. Juli 2014.

269 Interview mit Sandra Bachmann, 10. Juli 2014.

super, wenn ich in MEIN Quartier komme, dann hat es schwarze Frauen, die ihre Einkäufe auf dem Kopf nachhause tragen, dann hat es verschleierte Frauen, dann hat es Sprachen, die ich nicht verstehe. Das macht mir eben keine Angst, sondern das finde ich WAHNSINNIG toll. Ich finde das super. Das macht mich auch neugierig. Ich könnte NIE irgendwo anders wohnen. Grad also eben, wenn ich, so Gellert oder so, ich finde es grau-enhaf, uäh. Es ist toll, es ist ruhig und alles wunderbar und dort hast du wirklich nachts auch nicht in der LadyBar das Gewimmel. Und kotzt dir vielleicht auch niemand vor die Tür oder so. Aber/ (C. B. schmunzelt) Gut, vielleicht auch mal. Ja, aber für mich ist diese Vielfältigkeit dieses Quartiers, dass du wirklich ALLES hast da, finde ich super. Und dann macht's für mich aus die Belebung (auch?) durch die vielen Beizen, die es gegeben hat. Dann der Rhein²⁷⁰, enorm wichtig. Super, oder. Gut, ich bin nicht so viel am Rhein ausser am Samstagmorgen. Es hat mir auch zu viele Leute, muss ich sagen. Abends finde ich es nicht mehr so toll. Aber all die neuen Beizen, (unverständlich) mit dem „Gatto Nero“ [= Restaurant im Matthäusquartier, C. B.], mit dem „Frühling“ [= Café im Matthäusquartier, C. B.]; dann ist der Markt extrem wichtig. Der gibt eine Riesenidentität, wo man sich trifft. Manchmal so, dass ich auch denke, „ouh nein, ich gehe nicht an den Markt, sonst treffe ich wieder so viele Leute“.²⁷¹

Sandra Bachmann kennt, wie aus diesem Zitat hervorgeht, viele Leute im Quartier. Sie findet es wichtig, dass man sich auf der Strasse grüsst, und schätzt es, sich in kleinen Geschäften mit Besitzer*innen und anderen Kund*innen zu unterhalten. Auch die Seniorin Rita Kunz kennt viele Leute im Quartier. Sie wohnt seit Jahrzehnten in Kleinbasel, ist vor ein paar Jahren ins Matthäusquartier gezogen und beschreibt ihr Quartier als „Heimat“²⁷². Im Quartier Menschen zu begegnen, die sie kennt, ist für sie ein wesentliches Element ihres heimatlichen Gefühls. Adile Yelken wiederum wohnt zwar zum Zeitpunkt des Interviews erst seit zwei Jahren im Matthäusquartier, aber auch sie hat eine sehr positive Einstellung zum Quartier als Raum und als Sozialitätsform. Das Kleinbasel ist für sie eine freundschaftliche und nachbarschaftliche „Oase“²⁷³ geworden und auch ihr sind lokale Kontakte und Begegnungen im Quartier wichtig:

Und eben, wenn man irgendwohin geht, es ist egal in welchem Café, man trifft immer/ Entweder kenne ich den Besitzer (schmunzelt)/ Ja, es ist einfach, das ist dieses Familiäre, dieses Sich-Kennen, das ist mir sehr wichtig. Weil wir eben gerade in so einer anonymen Welt leben, finde ich es super, [...] dass es ein Quartier gibt, das einem das ermöglicht, dass eben Leute auch da wohnen, die man kennt, die man gernhat.²⁷⁴

270 Sandra Bachmann wohnt im Matthäusquartier, das direkt an den Rhein grenzt. Das Kleinbasler Rheinufer ist beliebt als Ort zum Verweilen und Flanieren.

271 Interview mit Sandra Bachmann, 10. Juli 2014.

272 Interview mit Rita Kunz, 8. Juli 2014.

273 Interview mit Adile Yelken, 16. August 2014.

274 Interview mit Adile Yelken, 16. August 2014.

Das Quartier ist für sie ein Ort, wo man sich trifft. Wie Sandra Bachmann hat auch Adile Yelken zum Teil gar keine Lust, ihr Quartier zu verlassen, weil es ihr dort so gut gefällt:

Adile Yelken: Also es ist lustig, seitdem ich im Kleinbasel bin, gehe ich auch fast nicht mehr weg aus (schmunzelt) Kleinbasel.

C. B.: Wirklich (schmunzelt)?

A. Y.: Ja, es ist ganz tragisch. Also wenn vielleicht mal so ins Theater oder so. Aber wenn jemand sagt, (unverständlich) gehen wir etwas trinken? So irgendwie am Barfi [= Barfüsserplatz im Zentrum Grossbasels, C. B.], ich (so?) „äh, nein! Wieso? Barfi ist nicht toll“. Alles Schöne ist doch da. (lacht)²⁷⁵

Diese Art von Quartierleben, das sie pflegt, ist für sie eng mit Lebensqualität verknüpft:

Dass man spontan abmachen kann: „Du, ich bin im „Frühling“ [= Café im Matthäusquartier, C. B.], kommst du auch schnell?“ Es ist so viel. Ja. Und einfach eine schöne Zeit miteinander haben. Ich bin eben gar nicht so erpicht, mit jedem Best Friends zu sein. Also man hat so seine/ Aber ich finde eben, so ein schöner Umgang im Quartier, man grüsst sich. Also das finde ich halt schon sehr schön, dass man sich kennt und eben geht und nur noch so winkt. Es macht eine schöne Atmosphäre, finde ich, ja. Ja, und (...) dass man sich helfen kann, wenn/ Also dass man zumindest weiss, oft nimmt man es ja gar nicht in Anspruch, aber dass man weiss, in der Nähe hat es Leute, die sind dann da für einen. Aber das sind ja auch Freunde. Aber ich finde eben, wenn es dann so im Quartier ist, ist halt eine Lebensqualität, finde ich.²⁷⁶

Dementsprechend ist es für Adile Yelken auch wichtig, „dass man seinem Quartier Sorge trägt“²⁷⁷ und ihr gefällt es, „dass man auch merkt, Leute, die im Kleinbasel wohnen, kümmern sich ums Quartier“²⁷⁸. Auch für Lukas Hoffmann gehört die Teilnahme an Anlässen und lokales Engagement zum Quartierleben dazu:

Nein, ich finde schon, man sollte dort, wo man wohnt, dort sollte man leben. Und zum Leben gehört, dass man sich auseinandersetzt mit der nächsten Umgebung und mit den Leuten in der nächsten Umgebung und auch irgendetwas macht, was darüber hinausgeht, dass man Steuern zahlt und dafür wird einem der Abfallsack vor der Wohnung weggeräumt. Und wenn (die?) Leute sich engagieren und den Markt auf dem Matthäusplatz machen, dann finde ich, dann muss man auch ab und zu dorthin einkaufen gehen. Abgesehen davon, dass es einfach toll ist, weisst du, es ist ja dann immer toll. Aber dann finde ich, dann muss man das Engagement auch unterstützen.²⁷⁹

275 Interview mit Adile Yelken, 16. August 2014.

276 Interview mit Adile Yelken, 16. August 2014.

277 Interview mit Adile Yelken, 16. August 2014.

278 Interview mit Adile Yelken, 16. August 2014.

279 Interview mit Lukas Hoffmann, 22. August 2014.

Andere im Quartier Wohnende zu kennen, die Beziehungen mit ihnen zu pflegen und sich für das Quartier zu engagieren, ist diesen Interviewpersonen wichtig. Zumindest bei zwei Informantinnen ist die Wertschätzung von Offline-Begegnungen im Quartier interessanterweise auch mit einer explizit distanzierten Einstellung gegenüber Facebook und digitaler Kommunikation verbunden. Adile Yelken erzählt zum Beispiel, dass alle in ihrem persönlichen Umfeld lokale Kontakte und Face-to-Face-Begegnungen im Quartier schätzten:

Aber ich kann es einfach für diese Leute sagen, die ich habe/ Also (unverständlich) für sie persönlich, die sind eben, die ticken eben auch alle so. Es ist ihnen allen wichtig, dass man in Kontakt ist und dass man eben an einem Samstag sich noch zum Kaffee trifft, eben, ausserhalb auch von Facebook. Es gibt einen Kollegen, wo wir zwar meistens über Facebook, „treffen wir uns am Samstag wieder zum Kaffee?“, aber es ist eben allen irgendwie, eben, weil auch die geografische Nähe ist, macht man es dann eben auch. Wenn jetzt jemand eben im Gellert [= Quartier in Grossbasel, C. B.] wohnen würde, würde es nicht funktionieren. Weil am Samstagmorgen um zehn gehe ich nicht in die Mitte [= Café in Grossbasel, C. B.] Kaffee trinken, sondern „du, ich gehe um zehn auf den Markt und dann könnten wir uns nachher zum Kaffee trinken“/ So.²⁸⁰

Sie beschreibt auch, wie Online-Kommunikation diese Art von Begegnungen nicht ersetzen könne:

Adile Yelken: Das ist (eben?), man kann ja auch mit jedem skype. Ja, ich muss (unverständlich) das Gerät. (unverständlich) schon nur Skype herunterladen ist für mich Horror, so. Obwohl ich ja mit modernen Medien wirklich täglich zu tun habe. Aber den persönlichen Austausch, das kann man einem nicht/ Mit jemandem, also irgendein Weinglas anstossen, das kann man nicht virtuell. Mit jemandem, mit dem man schreibt, hört man nie die Zwischentöne, weil es schriftlich ist. [...] Klar, mit Easyjet kann man überallhin fahren und es ist auch toll, wenn man Leute überall kennt. Trotzdem haben wir ja irgendwo unseren festen Wohnsitz, also die meisten zumindest. Und das würde zu der totalen Vereinsamung führen, wenn wir nicht persönliche Kontakte hätten. [...] Dann müsste man keine Kinder mehr machen. Dann müsste man keine Kinder erziehen. Das könnte alles der Computer machen. (Und Distanz?) Und das ist absurd. Also. Der Mensch ist ein soziales Wesen und zum Sozialen gehört auch das Gegenüber und auch in Echt. (lacht)

C. B.: Jaja. Ja.

A. Y.: Eben, ich finde, du kannst, das sind so emotionale Sachen, (mal?) eine Person, die man gern hat, umarmen und auch beim Begrüssen jemanden auf die Wange küssen. Das ist doch eine andere Intimität, wie wenn ich dann „hallo!“ in den Bildschirm hinein winke.²⁸¹

²⁸⁰ Interview mit Adile Yelken, 16. August 2014.

²⁸¹ Interview mit Adile Yelken, 16. August 2014.

Auch Sandra Bachmann umschreibt am Beispiel ihrer Facebooknutzung ihren privaten Umgang mit digitalen Kommunikationsmedien als zurückhaltend und weist auf den Wert von Offline-Begegnungen hin:

ICH bewirtschafte Facebook überhaupt nicht, weil mir das nichts sagt. Für mich sind die Begegnungen eigentlich das Wichtigste überhaupt im Leben. Und wenn wir nicht begegnen, dann kann ich mich irgendwie nicht so interessieren. Alle diese Plattformgeschichten, Netzgeschichten, kann ich überhaupt nichts damit anfangen.²⁸²

Sandra Bachmann und Adile Yelken teilen damit eine eher distanzierte Einstellung zur Nutzung digitaler Medien als Kommunikationsmittel und betonen demgegenüber den Wert von Offline-Begegnungen.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass alle Trashmob-Teilnehmer*innen, mit denen ich gesprochen habe, im Quartier verankert und gut vernetzt sind. In ihren Narrativen wird das Quartier als eine Art Dorf in der Stadt beschrieben:²⁸³ Das Quartier nimmt die Funktion eines persönlichen Lebensmittelpunkts ein, der ein emotionales Zuhause bildet, wo die Freizeit verbracht wird, Bekanntschaften gepflegt und alltägliche Besorgungen gemacht werden. Das Quartier ist für die Interviewten ein Identifikationsraum, den sie schätzen und um den sie sich auch als engagierte Bewohner*innen kümmern wollen. Sie teilen – in unterschiedlicher Ausprägung – eine positive Einstellung zu ihrem Wohnquartier als Raum, aber auch zu der spezifischen Sozialform, die für sie das Quartierleben ausmacht. Damit gehen zumindest bei einzelnen auch eine eher skeptische Einstellung zu digitaler Kommunikation und eine Betonung der Qualitäten von Face-to-Face-Kontakten und Offline-Begegnungen einher. Quartier ist für die interviewten Trashmob-Teilnehmer*innen insgesamt etwas Wichtiges und Gutes. Abstrakter formuliert lässt sich festhalten, dass alle Interviewpersonen verbindet, eine spezifische Form von Lokalismus als Wert zu schätzen und pflegen. Unter Lokalismus verstehe ich eine normative Bevorzugung des Lokalen. Dabei beziehe ich mich auf Ali Madanipour und Simin Davoudi, beide Professor*innen im Bereich Raumplanung, Architektur und Städtebau, die Lokalismus folgendermassen beschreiben: „[L]ocalism indicates attachment to a locality in which individuals or groups live, with all the ideas, sympathies and interests associated with such attachment, amounting to an outlook that favours what is local.“²⁸⁴ Sie führen weiter aus:

Therefore, while the ‚local‘ may offer a descriptive relationship between a phenomenon and a place, ‚localism‘ refers to an attitude, a disposition that centres on a place. It sets up

282 Interview mit Sandra Bachmann, 10. Juli 2014.

283 Das Narrativ erinnert damit an das Quartier-Konzept der Chicago School und insbesondere an den von Herbert Gans eingeführten Begriff des *urban village*. Siehe Kapitel 4.1.1 und Gans 1962, S. 4.

284 Madanipour/Davoudi 2015, S. 11 f.

an emotional attachment, a normative link between phenomena and places, and in doing so it becomes an ingredient in the development of an ideology.²⁸⁵

Das Quartier ist für die Interviewpersonen nicht nur ein Ort (Lokalität), sondern normativ verbunden mit bestimmten Identifikations-, Aktivitäts- und Beziehungsformen, die sie als gut erachten (Lokalismus). Identifikation mit dem Quartier, die Beziehungspflege mit anderen im Quartier Wohnenden, Engagement für den geteilten Nahraum und Offline-Begegnungen verdichten sich bei ihnen zu einer spezifischen Form von Lokalismus als verbindendem Wert.

Geteilter Lokalismus als Basis von Vergemeinschaftung

An dieser Stelle komme ich zurück auf das oben eingeführte Argument von Hepp/Hitzler, dass Events wie der Trashmob der Aktualisierung von Vergemeinschaftung dienen. Die obigen Ausführungen haben deutlich gemacht, dass die Vergemeinschaftung, die beim Trashmob aktualisiert wird, über den Event hinausreicht und auf einer latent andauernden Sozialität unter gewissen Quartierbewohner*innen und deren geteilten Werten basiert: Die, die teilnehmen, sind – so wird es in den Interviewnarrativen vermittelt und so erlebe ich es selbst als sich allein fühlende ‚Aussenstehende‘ – vor allem Personen, die sich aufgrund ihrer lokaler Vernetzung und der Teilhabe an einer spezifischen Form von Quartierleben schon kennen. Aus dieser Perspektive ist der Trashmob kein einmaliger Event, sondern einer in einer Reihe von Anlässen und Begegnungen im Quartier, an denen man sich trifft. Für diejenigen, die selbst zu dem erwähnten Kreis der ‚üblichen Verdächtigen‘ gehören, ist der Trashmob dementsprechend ein Anlass, an dem sie ‚ihresgleichen‘ treffen und ihre Vorstellungen von gutem Quartierleben ausleben können. So beschreibt zum Beispiel Rita Kunz den Trashmob auch als ‚heimelig[en]‘²⁸⁶ Anlass, an dem man es zusammen ‚schön haben‘²⁸⁷ könne und an dem Menschen teilgenommen hätten, bei denen sie sich ‚gut gefühlt‘²⁸⁸ habe.

Beim Trashmob kommen also Menschen zusammen, die sich schon kennen und bestimmte Praxen lokaler Sozialität – Offline-Begegnungen im Quartier, Austausch, gemeinsames Engagement für den lokalen Raum – als Wert teilen. Während der Trashmob eigentlich einen inkludierenden Ansatz hat (nach dem Motto ‚Abfall geht alle etwas an‘), vermag er offensichtlich kaum Menschen anzusprechen, die nicht schon Teil dieses lokalen Kollektivs sind und/oder dessen Form von Lokalismus teilen. Damit eröffnet sich, wie bereits erläutert, eine Diskrepanz zwischen adressierter und effektiv aktualisierter Quartiergemeinschaft.

285 Madanipour/Davoudi 2015, S. 12.

286 Interview mit Rita Kunz, 8. Juli 2014.

287 Interview mit Rita Kunz, 8. Juli 2014.

288 Interview mit Rita Kunz, 8. Juli 2014.

Die Analyse des Trashmobs kann so auf einer theoretischen Ebene auch dazu dienen, Konzepte von lokaler Gemeinschaft weiterzuentwickeln: In einem traditionellen Verständnis gilt, so beschreibt es Tönnies, Nachbarschaft als Prototyp einer „Gemeinschaft des Ortes“²⁸⁹. Die Gemeinschaft – man könnte auch allgemeiner sagen, die Sozialität – basiert in diesem Verständnis darauf, dass Menschen sich in einem Dorf, einem Quartier, einer Nachbarschaft einen physischen Nahraum teilen. Grundlage der Gemeinschaftsbildung ist also, kurz gesagt, eine geteilte Lokalität. Die Art, wie das Quartier beim Trashmob appellativ angesprochen wird, entspricht ebenfalls diesem Verständnis einer „Gemeinschaft des Ortes“²⁹⁰: All diejenigen, die im Quartier wohnen, werden als Teil der Quartiergemeinschaft und damit auch als potenzielle Teilnehmende adressiert. Wie ich aufgezeigt habe, nehmen aber – auch anteilmässig gesehen – längst nicht alle im Quartier Wohnenden am Trashmob teil, sondern nur ein kleiner Kreis vernetzter Personen, die bestimmte Vorstellungen vom guten Quartierleben teilen. Das heisst, dass die Gemeinschaft, die beim Trashmob aktualisiert wird, keine nur auf *geteilter Lokalität* basierende Gemeinschaft aller Quartierbewohner*innen ist, sondern eine auf *geteiltem Lokalismus* basierende Gemeinschaft derjenigen, die eine spezifische Vorstellung von Quartierleben als Wert teilen.²⁹¹ Die so aktualisierte Quartiergemeinschaft erweist sich damit nicht als eine aufgrund räumlicher Nähe gegebene, sondern viel eher als eine aufgrund geteilter Wertvorstellungen frei gewählte Sozialform. Die auf geteiltem Lokalismus basierende Gemeinschaft erinnert damit an Hitzler/Honer/Pfadenhauers Ausführungen zu posttraditionalen Gemeinschaften, die sich dadurch auszeichneten, „dass sich Individuen kontingent dafür entscheiden, sich freiwillig und zeitweilig mehr oder weniger intensiv als mit anderen zusammengehörig zu betrachten, mit denen sie eine gemeinsame Interessenfokussierung haben bzw. vermuten“²⁹². Das ‚Wir‘, die Gemeinschaft ist in diesem Fall kein qua Abstammung, Wohnort et cetera gegebenes Schicksal, sondern eine mehr oder weniger (in-)stabile Sozialform, die Individuen aufgrund geteilter Interessen – in Bezug auf den Trashmob möchte ich anfügen: geteilter Vorstellungen – selbst wählen. Mit dieser Bezugnahme auf das Konzept der posttraditionalen Gemeinschaften soll nicht ausgedrückt werden, dass Quartier, wie es beim Trashmob aktualisiert wird, in jeglicher Hinsicht Hitzler/Honer/Pfadenhauers Ausführungen²⁹³ entspricht. Hingegen eröffnet sich in der Praxis Trashmob aus meiner Sicht ein Spannungsfeld unterschiedlicher Gemeinschaftskonzepte – zwischen (eher traditionaler) Gemeinschaft aufgrund von geteilter Lokalität und

289 Tönnies 1935, S. 14.

290 Tönnies 1935, S. 14.

291 Der Lokalismus der Quartierbewohner*innen ist auf eine bestimmte Lokalität, das Quartier als geteilten Nahraum, gerichtet. Geteilte Lokalität und geteilter Lokalismus sind damit eng aneinandergekoppelt und bilden gemeinsam die Basis der Vergemeinschaftung.

292 Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2008, S. 10.

293 Vgl. Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2008.

(eher posttraditionaler) Gemeinschaft aufgrund von geteiltem Lokalismus. Gerade in Bezug auf das Forschungsthema Quartier und Nachbarschaft erscheint mir diese Unterscheidung wesentlich. Mit diesen Ausführungen will ich dazu anregen, in Bezug auf Quartier und Nachbarschaft unterschiedliche Bezugspunkte der Vergemeinschaftung und divergierende Gemeinschaftskonzepte lokaler Akteur*innen stärker in den Blick zu nehmen.

5.4.4 Zwischenfazit

Es lässt sich an dieser Stelle zusammenfassen, dass der Trashmob GoldGlove die idealisierte Vorstellung von Quartier als lokaler Gemeinschaft, Identifikation und kollektivem Engagement in einem mediatisierten Event aufgreift, damit erfahrbar macht und (re-)produziert. Medien werden einbezogen, um über das Abfallsammeln hinaus ein Gefühl von sozialer Nähe zu erzeugen zwischen Menschen, die sich durch das geteilte Wohnumfeld im physischen Raum nahe sind. Doch der Trashmob erreicht nur Menschen, die sich schon physisch *und* sozial nahe sind: physisch als Bewohner*innen desselben Quartiers und sozial als Freund*innen, Bekannte und Angehörige desselben gesellschaftlichen Milieus. Sie sind sich, wie aufgezeigt werden konnte, insbesondere deshalb nahe, weil sie eine spezifische Version von Lokalismus als Wert teilen. Die Quartiergemeinschaft, die am Trashmob aktualisiert wird, ist damit gekoppelt an eine über den Event hinausreichende Sozialität unter im Quartier Wohnenden, die sich kennen, begegnen und das, was sie unter Quartierleben verstehen und schätzen, als Wert teilen. Zugleich schliesst der Trashmob offenbar all diejenigen aus, die aufgrund anderer Raumbezüge, Werthaltungen, sozialer Hintergründe et cetera nicht bereits Teil dieses Kollektivs sind. Durch die Analyse des Trashmobs konnte damit eine Diskrepanz unterschiedlicher Quartier- und Gemeinschaftskonzepte herausgearbeitet werden: Während das Quartier beim Trashmob appellativ als eine auf *geteilter Lokalität* basierende Gemeinschaft aller Bewohner*innen (und weiterer Interessierter) angesprochen wird, wird letztlich eine auf *geteiltem Lokalismus* basierende Gemeinschaft eines kleinen Kreises vernetzter Personen aus dem Quartier aktualisiert.

5.5 Praxen partizipativer Stadt(teil)entwicklung: Quartier als lokales politisches Subjekt

Im Fokus dieses Kapitels stehen verschiedene Partizipationsprozesse, in denen Akteur*innen der Stadtverwaltung²⁹⁴, der Quartierarbeit und zivilgesellschaftlicher Gruppierungen versuchen, die Basler Bevölkerung in Stadtentwicklungsprojekte²⁹⁵

²⁹⁴ Siehe Kapitel 5, Fussnote 4.

²⁹⁵ Ich verstehe in diesem Kapitel unter Stadtentwicklung ein breites Spektrum von öffentlichen Projekten, die verändernd in das soziale und räumliche Gefüge der Stadt eingrei-

zu involvieren.²⁹⁶ Diese partizipativen Prozesse sind auf kleinräumiger Ebene organisiert und richten sich jeweils an die Bewohner*innen bestimmter Basler Quartiere. Stadt- und Stadtteilentwicklung sind in der Basler Praxis eng miteinander verflochten, da auch bei Projekten mit einer gesamtstädtischen Ausstrahlung die Mitwirkung auf der Ebene der Quartiere stattfindet. Das Konzept ‚Quartier‘ stellt damit in Basel einen zentralen Referenzpunkt der partizipativen Stadtentwicklung dar und mich interessiert folglich, wie Quartier in diesen Praxen imaginiert, praktiziert und (re-)produziert wird.

Die partizipativen Praxen, um die es hier geht, ergänzen formale demokratische Mitbestimmungsrechte wie beispielsweise kantonale Volksabstimmungen über Stadtentwicklungsprojekte.²⁹⁷ Die Absicht ist, die ‚betroffenen‘ Bewohner*innen stärker in die Planungs- und Umsetzungsprozesse in der Stadtentwicklung einzubeziehen. Partizipation kann dabei, wie es die Geografinnen Marit Rosol und Iris Dzudzek begrifflich fassen, sowohl „(aktive) Teilnahme“²⁹⁸ als auch „(passive) Teilhabe“²⁹⁹ bedeuten und das Ausmass an Mitgestaltung durch die Bevölkerung kann sehr unterschiedlich sein. Unter dem Begriff Partizipation werden somit unterschiedliche Formen von Beteiligung verstanden, die vom Informieren der Bevölkerung über Konsultationsverfahren bis hin zur Selbstorganisation und -verwaltung durch Bürger*innen reichen können.³⁰⁰

In Basel hat sich in den letzten Jahren ein breites und heterogenes Feld an unterschiedlichen Akteur*innen und Formaten partizipativer Stadtentwicklung herausgebildet: § 55 der Verfassung des Kantons Basel-Stadt gewährt der Quartierbevölkerung seit 2005 das Recht, in Stadtentwicklungsprozesse einbezogen zu werden, die sie besonders betreffen. Vor diesem gesetzlichen Hintergrund wurde in Basel

fen. Bei den ausgewählten Beispielen in diesem Kapitel handelt es sich um Umnutzungs- und Bauprojekte.

296 Zusammen mit Ina Dietzsch habe ich einen Aufsatz zum Thema „Superdiversität als Herausforderung partizipativer Stadtentwicklung“ publiziert. Einzelne Teile dieses Kapitels finden sich in kürzerer Form in diesem Aufsatz wieder. Vgl. Besmer/Dietzsch 2016.

297 In einem Schweizer Kontext übernehmen Mitwirkungsverfahren eine komplementäre Funktion zur ausgeprägten direkten Demokratie sowie zu etablierten, gesetzlich geregelten Mitspracherechten wie z. B. Einspracherechten bei Baubewilligungsverfahren. Besonders die direktdemokratischen Formate der Initiative und des Referendums ermöglichen es der stimmberechtigten Bevölkerung, zu diversen politischen Themen – u. a. zu Stadtentwicklungsprojekten – Stellung zu beziehen. Insofern unterscheidet sich die Rolle partizipativer Prozesse in der Schweiz wesentlich von derjenigen in anderen Ländern, in denen keine direktdemokratischen Mitbestimmungsrechte existieren.

298 Rosol/Dzudzek 2014, S. 212.

299 Rosol/Dzudzek 2014, S. 212.

300 Vgl. dazu z. B. die von Arnstein entwickelte Leiter der Bürger*innenbeteiligung, die verschiedene Abstufungen von Partizipation unterscheidet. Vgl. Arnstein 1969.

seither eine Vielzahl an quartierbezogenen Mitwirkungsverfahren implementiert.³⁰¹ Diese offiziellen Verfahren werden von Fachstellen der Stadtverwaltung zusammen mit Stadtteilsekretariaten und Quartiervereinen organisiert und haben einen formalisierten Verlauf: Sie bestehen meist aus öffentlichen Informationsveranstaltungen für die Quartierbevölkerung sowie – bei grösseren Projekten – auch einer Begleitgruppe, welche die Interessen des Quartiers vertreten soll. Neben diesen offiziellen Mitwirkungsverfahren werden von zivilgesellschaftlichen Gruppierungen auch andere Formen der Stadtentwicklung und der Partizipation eingefordert und erprobt. Engagierte Stadtbewohner*innen vernetzen sich an Sitzungen, entwerfen Flyer, organisieren Anlässe, sind an Quartierfesten präsent, unterwandern öffentliche Veranstaltungen mit Störaktionen, demonstrieren, plakatieren, informieren. Sie fordern das Recht ein, als Bewohner*innen die Stadtentwicklung aktiv gestalten zu können. Damit einher geht in der Regel eine Kritik an den offiziellen Mitwirkungsverfahren, die der Bevölkerung, so der Vorwurf, eine Partizipation nur in einem engen vorgegebenen Rahmen ermöglichen. Auch wenn sich die Partizipationsverständnisse unterscheiden, überlappen sich offizielle Mitwirkungsverfahren und zivilgesellschaftliche Bottom-up-Initiativen in verschiedener Hinsicht: So können beispielsweise Mitglieder einer offiziellen Begleitgruppe zugleich in Bottom-up-Initiativen engagiert sein oder die Veranstaltungsformate letzterer denjenigen der offiziellen Verfahren ähneln. Ich verstehe in diesem Kapitel unter partizipativer Stadt(teil)entwicklung also ein komplexes Gefüge unterschiedlicher, aufeinander bezogener und sich voneinander abgrenzender Praxen und Akteur*innen, das sowohl offizielle Mitwirkungsverfahren als auch selbstorganisierte Bottom-up-Initiativen zivilgesellschaftlicher Gruppierungen umfasst.³⁰²

Im ersten Teil beschreibe ich drei unterschiedliche quartierbezogene Praxen partizipativer Stadtentwicklung in Basel und erläutere, wie sie organisiert sind: Zuerst gehe ich auf das Mitwirkungsverfahren Feldberg 47 ein: ein offizielles, auf dem bereits erwähnten § 55 basierendes Mitwirkungsverfahren, das rund um die geplante Umnutzung einer öffentlichen Liegenschaft in Kleinbasel durchgeführt worden ist. Danach stelle ich zwei Partizipationsformate vor, die in Zusammenhang mit der geplanten städtebaulichen Umwandlung eines Basler Hafensareals von zivilgesellschaftlichen Gruppierungen organisiert werden. Als erstes Beispiel dient ein von der Interessengemeinschaft klybeckinsel durchgeführter Informationsabend zur Entwicklung des Hafensareals. Das zweite Beispiel ist der Verein Das Modell, der die an den Hafen angrenzenden Quartiere als Kartonmodell nachbaut, um – durch

301 Siehe dazu die Liste der Mitwirkungsverfahren nach § 55. Präsidialdepartement des Kantons Basel-Stadt 2014.

302 Siehe dazu auch Silverman 2005, S. 37. Er hat ein schematisches Kontinuum von Bürger*innenbeteiligung entworfen, an dessen einem Ende instrumentelle Partizipation und am anderen Ende die Partizipation der Basis (*grassroots participation*) steht. Diese sind als Idealtypen zu verstehen, die nicht in reiner Form bestehen und zwischen denen sich viele unterschiedliche Partizipationspraxen aufspannen.

den gemeinsamen Modellbau und das fertige Modell als Diskussionsgrundlage – der Quartierbevölkerung einen niederschweligen Zugang zur Stadtentwicklung zu ermöglichen. Im zweiten Teil befrage ich diese drei Beispiele danach, wie in ihnen ‚das Quartier‘ versammelt wird. Wie ich herausarbeite, wird Quartier in den untersuchten Praxen partizipativer Stadt(teil)entwicklung in unterschiedlicher Weise als *lokales politisches Subjekt* imaginiert, praktiziert und dadurch auch (re-)produziert. Zugleich stösst dieses Quartierkonzept jedoch immer wieder an seine Grenzen.

5.5.1 *Verwaltung fragt Quartier: offizielles Mitwirkungsverfahren zur Umnutzung der Liegenschaft Feldberg 47*

Nach einigen allgemeinen Ausführungen zu den offiziellen Basler Mitwirkungsverfahren beschreibe ich den Ablauf des Verfahrens, das im Zusammenhang mit der Umnutzung der durch die kantonale Verwaltung erworbenen Liegenschaft an der Feldbergstrasse 47 durchgeführt wurde. Anschliessend arbeite ich anhand einiger zentraler Elemente heraus, wie diese spezifische partizipative Praxis organisiert ist.

5.5.1.1 Partizipation nach § 55: quartierbezogene Mitwirkungsverfahren in Basel

In Basel sind Beteiligungsverfahren heute gängige Praxis stadtplanerischer Arbeit. Die Quartierbevölkerung hat seit 2005 ein in der Verfassung des Kantons Basel-Stadt verankertes Recht auf Mitsprache in Prozessen, von denen sie besonders betroffen ist.³⁰³ Dieses Recht ist unter den Bürger- und Volksrechten in § 55 mit folgendem Wortlaut festgehalten: „Der Staat bezieht die Quartierbevölkerung in seine Meinungs- und Willensbildung ein, sofern ihre Belange besonders betroffen sind.“³⁰⁴ Gemäss dem auf diesem Paragraphen aufbauenden offiziellen „Leitfaden zur Mitwirkung der Quartierbevölkerung in der Stadt Basel“³⁰⁵ sollen durch die Mitwirkungsverfahren die Anliegen und das Wissen der Bevölkerung in Stadtent-

303 Das Recht ist seit 2005 in § 55 der Kantonsverfassung Basel-Stadt verankert und in einer Verordnung von 2007 geregelt. In der Verordnung ist vorgegeben, dass die Quartierbevölkerung angehört werden muss; eine über eine Anhörung hinausreichende Partizipation der Quartierbevölkerung ist möglich, aber nicht vorgeschrieben. Vgl. Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt 2007/2012. Im November 2018 wurde dem Regierungsrat eine Motion überwiesen, welche die Konkretisierung der Mitwirkung auf Gesetzesebene forderte. Die Motion verlangte u. a., dass zwischen verschiedenen Formen von Mitwirkung (Information, Anhörung, Mitwirkungsverfahren) differenziert wird. Vgl. Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt 2019. Der Regierungsrat hatte bis im Jahr 2021 Zeit, eine entsprechende Gesetzesvorlage auszuarbeiten. Die Ausgestaltung der Basler Mitwirkungsverfahren, wie sie hier beschrieben werden, wird sich damit in Zukunft verändern.

304 § 55 der Verfassung des Kantons Basel-Stadt.

305 Kanton Basel-Stadt o. J.

wicklungsprojekte einbezogen werden. Dadurch soll die Qualität, aber auch die Akzeptanz der Projekte erhöht werden. Ein explizites Ziel ist es auch, Bewohner*innen in die Entscheidungsfindung einzubeziehen, die von formalen politischen Entscheidungsprozessen wie Abstimmungen ausgeschlossen sind, da sie als „Kinder, Jugendliche und MigrantInnen“³⁰⁶ kein Wahl- und Stimmrecht haben.

Anlass für die Initiierung eines Mitwirkungsverfahrens können sowohl verhältnismässig kleine Projekte wie die Umgestaltung eines Platzes oder der Umbau eines öffentlichen Gebäudes sein als auch grössere Projekte wie die Transformation von ehemaligen Industriearealen in Wohngebiete. Das Vorgehen bei der Durchführung eines Mitwirkungsverfahrens folgt einem formal geregelten Ablauf: Wenn eine Verwaltungsstelle oder Quartierbewohner*innen³⁰⁷ einen Mitwirkungsantrag einreichen, werden die Beteiligten – das heisst Vertreter*innen aus den betroffenen Quartieren und Verwaltungsstellen – von der Abteilung Kantons- und Stadtentwicklung des Präsidialdepartements des Kantons Basel-Stadt zu einer Auslegeordnung eingeladen, um das weitere Vorgehen zu besprechen. Damit ein Mitwirkungsverfahren eingesetzt wird, müssen sowohl die zuständige Verwaltungsstelle als auch die Mitglieder der Quartierorganisation, welche den Antrag eingereicht hat, ihre Zustimmung geben.³⁰⁸ Es wird ausserdem eine Verfahrensdefinition aufgesetzt, die Rahmen und Vorgehensweise des jeweiligen Mitwirkungsverfahrens festhält. Je nach Umfang des Stadtentwicklungsprojekts ziehen sich Mitwirkungsverfahren über viele Jahre und beinhalten zahlreiche Anlässe und unterschiedliche Formate oder aber sie beschränken sich auf einzelne Veranstaltungen. Ein übliches Partizipationsformat bei den offiziellen Basler Mitwirkungsverfahren sind Informationsabende, bei denen die Quartierbevölkerung in der Regel nicht nur über das jeweilige Projekt informiert wird, sondern auch ihre Anliegen äussern kann. Diese Anlässe bestehen meist aus einer Kombination von PowerPoint-Präsentationen eingeladener Expert*innen, Fragerunden im Plenum und Gruppenarbeiten, in denen die Anwesenden sich über ihre Bedürfnisse austauschen und diese schriftlich festhalten können. Häufig werden auch Arbeits- beziehungsweise sogenannte Begleitgruppen mit Vertreter*innen aus dem Quartier eingesetzt. Die Begleitgruppen sollen die Interessen des Quartiers vertreten und Wünsche weiter ausarbeiten. Das im Folgenden beschriebene Mitwirkungsverfahren Feldberg 47 wurde nach dem hier skizzierten Modus offizieller Mitwirkungsverfahren gestaltet.

306 Kanton Basel-Stadt o. J.

307 Bewohner*innen mit einem Mitwirkungsanliegen können sich an das zuständige Stadttealsekretariat oder eine andere Quartierorganisation wenden, die einen schriftlichen Antrag ausarbeiten und diesen bei der Abteilung Kantons- und Stadtentwicklung des Präsidialdepartements des Kantons Basel-Stadt einreichen.

308 Vgl. Kanton Basel-Stadt o. J.

5.5.1.2 Informieren und Anhören: Verlauf des Mitwirkungsverfahrens Feldberg 47

Als ich 2013 mit meiner Forschung anfangte, besuche ich im Rahmen meiner explorativen Erkundungen mehrere öffentliche Informationsabende von Mitwirkungsverfahren, die zu dieser Zeit in Kleinbasel laufen oder gerade beginnen. Eines davon ist das Mitwirkungsverfahren zur Liegenschaft an der Feldbergstrasse 47, die ich im Folgenden kurz Feldberg 47 nenne. Dieses Verfahren steht im Fokus der folgenden Ausführungen, die auf meiner teilnehmenden Beobachtung an Anlässen sowie auf der Analyse von schriftlichen Dokumenten basieren.

Die Liegenschaft Feldberg 47 liegt zentral an einer stark befahrenen Strassenkreuzung im Matthäusquartier. Dieses Quartier in Kleinbasel galt lange als Arbeiter*innen- und Migrant*innenquartier und die Feldbergstrasse, wie es ein Zeitungsartikel formuliert, „als raues Pflaster“³⁰⁹. In den letzten Jahren erlangten das Matthäusquartier und explizit auch die Feldbergstrasse ein neues Image als „Place to Go“³¹⁰; ein Wandel, der im bereits genannten Zeitungsartikel mit dem plakativen Titel „Von der Schmuttelzone zum Trendquartier“³¹¹ beschrieben wird. Diese Transformation spiegelt sich nicht zuletzt in der Liegenschaft Feldberg 47 wider: Neben einem Schnitzelrestaurant befand sich im Hauptgebäude auch ein Stripteaseclub, zu dessen Geschäftsmodell sexuelle Dienstleistungen gehörten. In den Obergeschossen waren die Zimmer der Stripteasetänzerinnen untergebracht. Das Gebäude im Hinterhof wurde von einem spanischen Club genutzt. 2012 wurde die Liegenschaft schliesslich von den Immobilien Basel-Stadt (IBS) erworben, einer Dienststelle des kantonalen Finanzdepartements.³¹² Die Absicht der IBS war, die Liegenschaft dem Rotlichtmilieu zu entziehen und dadurch „zu einer nachhaltigen Entwicklung“³¹³ des Quartiers beizutragen.³¹⁴ Schon nach kurzer Zeit gaben die IBS die Liegenschaft für Zwischennutzungen frei. So zog in die ehemalige Schnitzelbeiz ein Restaurant mit französischer Küche ein und aus dem Stripteaselokal wurde ein beliebter Nachtclub. Die oberen Stockwerke wurden als Wohnraum für Asylsuchende genutzt und im Hinterhaus mietete sich eine Gruppe ein, deren Mitglieder den Einkauf von ökologischen und regionalen Lebensmitteln gemeinschaftlich organisieren. Die Liegenschaft wurde damit zu einem neuen Hotspot des Basler Nachtlebens und zum Inbegriff des trendigen Kleinbasels. Längerfristig planten die IBS eine Renovation und eine dauerhafte Umnutzung der Liegenschaft. Im Obergeschoss waren Wohnungen und im Erdgeschoss, wie es die IBS formulieren, „quartierdien-

309 Gnehm 2013.

310 Gnehm 2013.

311 Gnehm 2013.

312 Vgl. Immobilien Basel-Stadt 2016, S. 19.

313 Immobilien Basel-Stadt 2016, S. 6.

314 Vgl. Immobilien Basel-Stadt 2016, S. 6.

liche Nutzungen³¹⁵ vorgesehen. Um im Hinblick auf den geplanten Umbau „die Bedürfnisse im Quartier abzuklären“³¹⁶ und eine geeignete Erdgeschossnutzung zu entwickeln, initiierten die IBS ein Mitwirkungsverfahren, das gemeinsam mit dem Stadttealsekretariat Kleinbasel durchgeführt wurde. Die Mitwirkungsanlässe – zwei öffentliche Informationsveranstaltungen und zwei Arbeitsgruppensitzungen – fanden von August bis November 2013 statt. Danach erhielten die Mitwirkenden gelegentlich per E-Mail schriftliche Informationen über den aktuellen Projektstand, es fanden jedoch keine weiteren Anlässe statt. Die Bauarbeiten begannen 2016; 2018 war die renovierte Liegenschaft bezugsbereit.

Den öffentlichen Auftakt des Mitwirkungsverfahrens bildet ein Informationsanlass, der an einem Dienstagabend im August 2013 in einem Veranstaltungssaal eines Kleinbasler Quartiertreffpunkts stattfindet. Der Raum ist für PowerPoint-Präsentationen im Plenumsformat eingerichtet; Stuhlreihen sind aufgestellt und auf eine Projektionsfläche ausgerichtet. An den Rändern des Raumes sind mit Flipchartpapier behängte Stellwände aufgestellt. Die Stuhlreihen sind gut gefüllt. Ich schätze, dass etwa 60 bis 70 Personen anwesend sind, mehrheitlich weisse Personen mittleren Alters, deren Habitus ich im Verlauf des Abends als bürgerlich wahrnehme.

Der Anlass zeichnet sich durch eine inhaltliche und formale Zweiteilung aus: Die erste Hälfte ist dem Informieren, die zweite dem Anhören der Quartierbevölkerung gewidmet. Nach einer Begrüssung und Einleitung durch Iris Marty vom Stadttealsekretariat Kleinbasel vermittelt die Kommunikations- und Marketingbeauftragte der IBS anhand einer PowerPoint-Präsentation Fakten zum geplanten Umbauprojekt. In weiteren Präsentationen stellen Vertreter*innen lokaler Vereine und Institutionen ihr zukünftiges Angebot im Matthäusquartier und in dessen Umgebung vor. Die Präsentationen dienen der Informationsvermittlung und der Vorbereitung der anschliessenden Gruppenarbeit, in der Nutzungsideen für die Liegenschaft Feldberg 47 gesammelt werden sollen. Gewünscht werden Nutzungsvorschläge, die den durch die IBS festgelegten Rahmenbedingungen für die Liegenschaftsnutzung entsprechen und das bereits vorhandene Angebot im Quartier sinnvoll komplettieren. Die Präsentationen werden ergänzt durch eine Fragerunde, die einige Personen im Publikum nutzen, um durch kritische Fragen und Kommentare ihre Anliegen kundzutun.³¹⁷ Der gesamte erste Teil der Veranstaltung findet im Plenumssetting statt und erinnert an das didaktische Modell des Frontalunterrichts. Er ist durch eine klare Rollenaufteilung und einen vorgegebenen Ablauf strukturiert: Expert*innen informieren, die Quartierbevölkerung hört zu und stellt Fragen.

Im zweiten Teil des Abends verändern sich die Rollen und Interaktionsformen. In einer angeleiteten Gruppenarbeit sollen die Quartierbewohner*innen Ideen für

315 Immobilien Basel-Stadt 2016, S. 6 f.

316 Immobilien Basel-Stadt 2016, S. 7.

317 Geäussert wird insbesondere die Befürchtung, dass in der Liegenschaft teure Wohnungen für Besserverdienende gebaut werden, die für eine Mehrzahl der jetzigen Quartierbewohner*innen nicht erschwinglich sein werden.

die zukünftige Erdgeschossnutzung der Liegenschaft sammeln und auf den aufgehängten Flipchartbogen notieren. Die Gruppeneinteilung ist vorgegeben, der Ablauf ebenfalls. Die Organisator*innen haben das mögliche Nutzungsspektrum in fünf Bereiche gegliedert: in Gewerbe und Dienstleistungen, Gastronomie, spezifische Angebote für Kinder, Jugendliche und Senior*innen, Kultur und Kunst sowie Sozio-kultur. Für jeden Bereich steht eine Stellwand mit Flipchartpapier bereit. Die Gruppen sollen Ideen zu den unterschiedlichen Nutzungskategorien zusammentragen, indem sie nach jeweils acht Minuten zur nächsten Stellwand wechseln. Die Mehrheit der anwesenden Personen, so mein Eindruck, beteiligt sich motiviert an der Gruppenarbeit. Sie diskutieren, schreiben Ideen auf und kommentieren bereits notierte Vorschläge auf den Flipcharts. Am Schluss erhalten alle Anwesenden vier rote Punkte, die sie neben ihre favorisierten Nutzungsideen kleben können. In diesem zweiten Teil des Abends findet ein Wechsel von einem Plenums- zu einem Gruppenarbeitssetting und vom Informieren zum Anhören statt. Die Expert*innenrolle kommt nicht mehr den Vertreter*innen verschiedener Institutionen zu, sondern den Bewohner*innen als Expert*innen ihrer lokalen Lebenswelt.

Um 21.15 Uhr endet der Anlass. Interessierte können sich auf einer aufliegenden Liste für eine Arbeitsgruppe (AG) eintragen, welche die an diesem Abend gesammelten Ideen weiter ausarbeiten wird. Auch ich schreibe meinen Namen auf die Liste. Da ich selbst in der Nähe der Liegenschaft wohne, vermischen sich in den folgenden AG-Sitzungen meine Rollen als Forscherin und als interessierte Anwohnerin.

Das erste Treffen der Arbeitsgruppe findet an einem Dienstagabend im November 2013, zweieinhalb Monate nach der Informationsveranstaltung statt. Neben Iris Marty vom Stadtteilsekretariat, die die AG-Treffen organisiert und moderiert, sind wir acht AG-Mitglieder.³¹⁸ Zwei der AG-Mitglieder schätze ich auf über 50 Jahre alt, die anderen auf zwischen 30 und Mitte 40. Ein AG-Mitglied ist ein pensionierter Handwerker, jemand arbeitet in der Technologiebranche; die anderen lassen sich dem Feld sozialer und kreativer Berufe zurechnen. Ohne die Staatszugehörigkeit der einzelnen Personen zu kennen, habe ich den Eindruck, dass es sich ausschliesslich um Schweizer*innen handelt oder zumindest um Personen, die schon seit langer Zeit in der Schweiz leben. Die AG-Mitglieder können also – inklusive mir selbst – grösstenteils als Vertreter*innen einer ‚schweizerischen‘, gebildeten und eloquenten Mittelschicht verstanden werden.

Die Sitzung ist auf 19 Uhr angesetzt. Wir sitzen auf Klappstühlen in einem grossen, fast leeren Raum, der sonst für kulturelle Veranstaltungen genutzt wird. Das

318 Die Arbeitsgruppe setzt sich aus Personen zusammen, die sich am Informationsanlass in die erwähnte Liste eingetragen haben. Sie wurde also weder von den Organisator*innen des Mitwirkungsverfahrens strategisch zusammengesetzt – indem zum Beispiel gezielt Personen angefragt worden wären, die bestimmte Gruppierungen vertreten –, noch wurden die Mitglieder von der Quartierbevölkerung in einem demokratischen Prozess offiziell als Repräsentant*innen gewählt.

Treffen beginnt mit einer Vorstellungsrunde. Danach erteilt uns Iris Marty den Auftrag, zwei Gruppen zu bilden und innerhalb von 40 Minuten je einen Vorschlag für die künftige Nutzung der Liegenschaft auszuarbeiten. Unsere Idee sollen wir anschliessend der anderen Gruppe vorstellen und uns gegenseitig Rückmeldungen geben. Iris Marty betont, dass wir mit unserem Nutzungsvorschlag auf die Bedürfnisse des Quartiers eingehen sollen. Dazu verteilt sie uns ein Dokument mit den Ergebnissen der Informationsveranstaltung, auf dem alle damals eingebrachten Ideen thematisch geordnet und mit Punkten nach ihrer Wichtigkeit gewertet worden sind. Da der Bereich Gastronomie am meisten Punkte erhalten hat, sollen wir Nutzungsvorschläge zum Thema GastroPlus³¹⁹ entwickeln. Wie sich zeigen wird, hat dieser Auftrag durchaus seine Tücken: In unserer Gruppe beginnt die Diskussion damit, dass jemand bezweifelt, dass es im Quartier überhaupt einen weiteren Gastronomiebetrieb brauche. Wenn es einen Gastronomiebetrieb geben sollte, findet diese Person, dann ein Pub. Sie erzählt von Pubbesuchen in England, wir sammeln in der Gruppe noch ein paar weitere Ideen und schon bald erinnert uns Iris Marty daran, dass die Hälfte der Zeit für die Gruppenarbeit um ist. Als es Zeit für die Präsentation ist, hat unsere Gruppe noch keinen konkreten Vorschlag. Stattdessen präsentieren wir verschiedene, noch unausgearbeitete Ideen – darunter ein Pub, eine Mini-Markthalle mit regionalen Produkten und Gastronomie, eine Reparaturwerkstatt, ein Restaurant mit täglich wechselnder Küche aus verschiedenen Ländern und Regionen und einen multifunktionalen Raum. Nachdem auch die andere Gruppe ihre Ideen präsentiert hat, schliessen wir um 21.45 Uhr die Sitzung.

Meine erste Erfahrung mit dieser Form von Mitwirkung löst bei mir Unbehagen aus: Die Aufgabenstellung, innerhalb von 40 Minuten als Lai*innen ein Betriebskonzept für eine Liegenschaft zu erarbeiten, kommt mir unangemessen vor und überfordert mich. Es geht mir alles zu schnell und es fällt mir schwer, mich als Vertreterin der Quartierinteressen anzusehen, die wissen sollte, was ‚das Quartier‘ braucht. Es irritiert mich ausserdem, dass aufgrund einer Ideensammlung und einer anschliessenden quantitativen Auswertung kurzerhand eine gastronomische Nutzung als allgemeines Quartieranliegen absolut gesetzt worden ist.

Nachdem zwischen dem Informationsabend im August und der ersten AG-Sitzung im November mehrere Wochen verstrichen sind, ist das Tempo des Mitwirkungsprozesses inzwischen hoch: In der Woche nach dem ersten findet schon das zweite AG-Treffen statt. Es eilt, denn knapp zwei Wochen später wird die Ergebniskonferenz abgehalten werden, in der die Arbeitsgruppe ihre Überlegungen der Quartierbevölkerung präsentieren und mit ihr diskutieren soll. Für dieses AG-Treffen sind wiederum zwei Stunden eingeplant. Iris Marty hat auf einem grossen Zettel das Sitzungsprogramm aufgeschrieben: Wir sollen unsere Betriebskonzepte weiter ausarbeiten, sie erneut der anderen Gruppe präsentieren, uns gegenseitig

319 Mit „GastroPlus“ wird die Idee einer erweiterten Gastronomie ausgedrückt: Ein Gastronomiebetrieb soll Teil der neuen Erdgeschossnutzung sein, kann aber kombiniert werden mit anderen Nutzungen.

Feedback geben, uns eventuell auf einen gemeinsamen Projektvorschlag einigen und die Ergebniskonferenz von kommender Woche planen. Es gebe viel zu tun, meint Iris Marty auffordernd. Unsere Gruppe kommt nur schwer mit dem Auftrag zurecht, innerhalb von 30 bis 40 Minuten aus der Ideensammlung von letzter Woche ein Nutzungskonzept zu entwickeln: Zunächst äussert ein Gruppenmitglied erneut seine Zweifel am Bedarf an einem weiteren Gastronomiebetrieb im Quartier. Der Reihe nach erzählen danach wir anderen, was wir uns seit dem letzten Treffen überlegt haben. Mit einigen Ergänzungen und Spezifizierungen wiederholen sich dabei lediglich die Ideen, die wir schon die Woche zuvor diskutiert haben. Als alle ihre Überlegungen vorgetragen haben, bleibt nur noch wenig Zeit, bevor wir unser Konzept der anderen Gruppe präsentieren sollen. Wir kommen nicht dazu, unsere Ideen auszudiskutieren, weiterzudenken und uns auf einen Vorschlag zu einigen. Deshalb gehen wir pragmatisch vor und kombinieren kurzerhand zwei ähnliche Ideen – den multifunktionalen Raum und den Gastronomiebetrieb ohne Konsumationszwang – zu einem Vorschlag für die Nutzung des Hautgebäudes. Für die Hofnutzung schlagen wir zwei Varianten vor: den Abriss des Hinterhauses und die Nutzung des Hofes als Freifläche oder die Vermietung des Hinterhauses an Handwerksbetriebe. Die zweite Gruppe hat für das Hauptgebäude einen Gastronomiebetrieb mit einem grossen, offenen Raum und kleinen Anlässen vorgesehen. Im ersten Obergeschoss möchten sie ein Bed & Breakfast einquartieren und im Hinterhof ein neues, grösseres und lärmisoliertes Gebäude bauen lassen, wo abends laute Veranstaltungen wie Konzerte und Clubnächte stattfinden können. Wir einigen uns anschliessend darauf, an der Ergebniskonferenz nur einen Vorschlag für das Hauptgebäude zu präsentieren, da unsere Ideen ähnlich sind, nämlich ein Restaurant mit kulturellen Anlässen im Erdgeschoss und ein Bed & Breakfast im ersten Stock. Für den Hinterhof stellen wir zwei Varianten vor: einen lärmisolierten Mehrzweckraum für soziokulturelle Veranstaltungen *oder* Handwerkerschaubetriebe im Hinterhofgebäude. Nach zweieinhalb Stunden beenden wir die Sitzung.

Ich verlasse das zweite Treffen mit gemischten Gefühlen: Zu meinem eigenen Erstaunen kommt in mir nach aller Skepsis ein merkwürdiges Gefühl von Zufriedenheit auf, dass wir als Arbeitsgruppe unserem Auftrag gerecht geworden sind und Nutzungsvorschläge erarbeitet haben, die wir bei der nächsten Informationsveranstaltung präsentieren können. Zugleich habe ich Mühe damit, als loyales Gruppenmitglied mit der Idee der Handwerksbetriebe, die mich selbst nicht überzeugt, verknüpft zu werden, und bin dementsprechend neidisch auf die andere Gruppe, deren Nutzungsidee mir attraktiver scheint. Ich finde es auch nach wie vor vermessen, dass wir uns als AG mit dem Anspruch, die Interessen einer breiten Quartierbevölkerung zu vertreten, in derart kurzer Zeit ein Betriebskonzept ausdenken sollten. Nicht zuletzt frustriert es mich, dass die Ideen, die wir am zweiten Informationsabend präsentieren werden, an einer ökonomischen Logik orientiert und ziemlich konventionell sind. Es kommt mir vor, als hätten wir zwar die Möglichkeit gehabt, durch unsere Mitwirkung etwas zu bewirken, hätten diese aber nicht genutzt. Am meisten

beschäftigt mich, dass ich Teil dieses Prozesses bin und selbst die (vermeintliche) Möglichkeit nicht wahrgenommen habe, den Prozess in eine andere Richtung zu lenken. Das Tempo war mir auch dieses Mal zu hoch und mir fehlten Kompetenz und Überzeugungskraft, um alternative Nutzungsideen zu entwickeln und mich dafür einzusetzen.

Knapp zwei Wochen später findet der vorerst letzte Anlass dieses Mitwirkungsverfahrens statt: eine zweite öffentliche Informationsveranstaltung für die Quartierbevölkerung, an der die Arbeitsgruppe ihre Vorschläge präsentiert und zur Diskussion stellt. Als Einstieg stellt Iris Marty vom Stadtteilsekretariat die Liegenschaft Feldberg 47 sowie die Rahmenbedingungen der Mitwirkung vor. Danach präsentieren Arbeitsgruppenmitglieder die oben erwähnten Nutzungsvorschläge für das Hauptgebäude und den Hinterhof. Als ich aufgrund einer Terminüberschneidung verspätet hinstosse, sitzen die Anwesenden in Gruppen um drei Tische und kommentieren die Vorschläge der Arbeitsgruppe auf Post-it-Zetteln. Etwas später werden diese Rückmeldungen im Plenum zusammengetragen und nach einer kurzen abschliessenden Fragerunde können die Anwesenden mit zwei orangen Klebepunkten diejenigen Kommentare markieren, die sie als besonders wichtig erachten. Gegen 21 Uhr endet die Ergebniskonferenz. Das Setting dieser Ergebniskonferenz ähnelt demjenigen des ersten Informationsabends im August. Auch hier werden Informieren und Anhören, Präsentationen im Plenum und Gruppenarbeiten miteinander kombiniert. Die Expert*innenrollen unterscheiden sich jedoch: AG-Mitglieder sprechen als Expert*innen, präsentieren ihre Ideen und moderieren die Gruppenarbeiten; die Vertreterin der IBS sitzt als Zuhörerin im Publikum und lässt sich über die Ideen der Arbeitsgruppe informieren.

Nach dieser zweiten Informationsveranstaltung werden die im Mitwirkungsverfahren erarbeiteten Ideen vom Stadtteilsekretariat zusammengestellt und in schriftlicher Form an die IBS übergeben. Als Besucherin der Informationsanlässe und als AG-Mitglied erhalte ich danach ein- bis zweimal pro Jahr eine E-Mail vom Stadtteilsekretariat mit Informationen zum aktuellen Stand des Projekts Feldberg 47. Es zeigt sich bald, dass sich einerseits das Umbauprojekt in die Länge zieht³²⁰ und andererseits unklar ist, wie die Ergebnisse aus den Informationsanlässen und AG-Sitzungen von den IBS aufgegriffen werden. Mit der Zeit steht zwar fest, dass in den Obergeschossen des Hauptgebäudes preiswerter Wohnraum geschaffen und das kleine Hinterhaus durch einen mehrgeschossigen Neubau mit modernen Wohnungen ersetzt werden soll. Die Nutzung des Erdgeschosses, die letztlich den Gegenstand des Mitwirkungsverfahrens bildete, bleibt dabei jedoch offen. In einer Mitteilung im August 2016 heisst es dazu lediglich: „Die Erdgeschosse beider Gebäude stehen künftig quaterverträglichen Nutzungen zur Verfügung und werden zur

320 Die Zwischennutzung wird verlängert, der Baubeginn auf Sommer 2016 und die Neueröffnung auf 2018 geplant. Im Vergleich zum Zeitplan, der bei der ersten Informationsveranstaltung im August 2013 vorgestellt worden ist, ist das eine Verzögerung um zwei Jahre.

Vermietung offen ausgeschrieben.³²¹ Es wird ausserdem darauf hingewiesen, dass „eine Anhörung der Quartierbevölkerung statt[gefunden hat], deren Erkenntnisse in die Planung eingeflossen sind“³²². Drei Jahre nach den Mitwirkungsanlässen ist damit nach wie vor unklar, in welcher Form die IBS auf die gesammelten Quartieranliegen eingehen werden. Die IBS wiederholen in ihren Berichten zwar, *dass* es im Erdgeschoss quartierdienliche Nutzungen geben soll – was bereits vor dem ersten Mitwirkungsanlass beabsichtigt war –, lassen jedoch offen, *wie* eine solche quartierdienliche Nutzung aussehen könnte. Auch in dieser Phase der Mitwirkung sind die Rollen klar verteilt: Die IBS als Bauverantwortliche entscheiden und informieren über ihre Pläne und den aktuellen Projektstand, die Quartierbevölkerung nimmt diese Informationen zur Kenntnis. Rückfragen und Kommentare vonseiten der Bevölkerung sind zwar theoretisch möglich, aber nicht explizit erwünscht. Die Informationen der IBS werden stets über das Stadtteilsekretariat per E-Mail oder über einen Newsletter weitergeleitet, sodass die IBS weder physisch (bei Treffen) noch virtuell (durch Angabe einer Kontakt-E-Mail-Adresse) direkt ansprechbar sind. Die kommunikative Situation gestaltet sich eher als ein informierender Monolog der IBS denn als ein Dialog zwischen Stadtverwaltung und Bevölkerung. Für einen letzten gemeinsamen Anlass werden die am Mitwirkungsverfahren beteiligten Personen im Dezember 2017 schliesslich zu einer Begehung der fertig umgebauten Liegenschaft eingeladen. Im Frühling 2019, als ich meine Forschungen beende, sind die Wohnungen zwar bezogen, das Erdgeschoss des Hauptgebäudes, um dessen Nutzung es im Mitwirkungsverfahren ging, steht jedoch nach wie vor leer.³²³

5.5.1.3 Mitwirkung in vorgegebenen Strukturen

Bei der hier beschriebenen Praxis partizipativer Stadt(teil)entwicklung handelt es sich um ein offizielles Mitwirkungsverfahren nach § 55 und damit um einen rechtlich verankerten und staatlich legitimierten Prozess. Anhand einiger zentraler Aspekte lege ich im Folgenden zusammenfassend dar, wie diese Praxis organisiert ist.

*Akteur*innen, Formate, Infrastrukturen*

Das Mitwirkungsverfahren Feldberg 47 wird massgeblich durch drei Akteur*innen gestaltet, die je unterschiedliche Rollen und Einflussmöglichkeiten hinsichtlich des Verlaufs der partizipativen Planung haben:

- (a) Die Immobilien Basel-Stadt (IBS) sind eine Dienststelle des Finanzdepartements und somit Teil der Verwaltung des Kantons Basel-Stadt. An den beiden Infor-

321 E-Mail des Stadtteilsekretariats Kleinbasel, 25. August 2016.

322 E-Mail des Stadtteilsekretariats Kleinbasel, 25. August 2016.

323 Vgl. Spirgi 2019a und Spirgi 2019b.

mationsanlässen ist die Kommunikations- und Marketingbeauftragte der IBS anwesend. Als Bauverantwortliche geben die IBS gewisse Rahmenbedingungen, zum Beispiel die Rentabilität der Liegenschaft, vor, die den Planungsspielraum einschränken. Sie sind zugleich eingebettet in grössere Verwaltungs- und politische Strukturen, die ihren eigenen Handlungsspielraum begrenzen.

- (b) Das Stadtteilsekretariat Kleinbasel hat den Auftrag, als Schnittstelle zwischen Stadtverwaltung und Quartierbevölkerung zu wirken.³²⁴ Eine Co-Leiterin des Stadtteilsekretariats, Iris Marty, hat das Mitwirkungsverfahren Feldberg 47 mitorganisiert und die Informationsveranstaltungen und AG-Sitzungen moderiert und protokolliert. Nach den Mitwirkungsanlässen leitet das Stadtteilsekretariat Informationen der IBS per E-Mail an die am Mitwirkungsprozess Beteiligten und zum Teil auch über einen Newsletter an einen breiteren Adressat*innenkreis weiter. Das Stadtteilsekretariat hat in der Vorbereitung und durch die Moderationsrolle einen wesentlichen Anteil an der Ausgestaltung der Mitwirkungsanlässe.
- (c) Die Quartierbevölkerung hat ein Recht auf Mitsprache und kann ihre Anliegen äussern, hat aber wenig Einfluss auf die Ausgestaltung des Verfahrens und die Entscheidungsfindung. Nach dem letzten Mitwirkungsanlass nimmt sie nicht mehr aktiv an der Planung teil, sondern wird lediglich in gelegentlichen E-Mails über den aktuellen Projektstand informiert.

Das Setting des Mitwirkungsverfahrens Feldberg 47 ist wesentlich durch die IBS und das Stadtteilsekretariat Kleinbasel vorstrukturiert. Dabei sind die durch die Organisator*innen vorgegebenen Interaktionsformate primär sprach- und verhandlungsbasiert.³²⁵ Die Mitwirkungsanlässe setzen sich aus Vorträgen und Fragerunden im Plenum sowie Gruppendiskussionen zusammen. Die am Informationsanlass Teilnehmenden und die AG-Mitglieder sollen auf die präsentierten Informationen zum Umbauprojekt eingehen, eigene Ideen formulieren, diejenigen anderer kommentieren und darauf aufbauend Nutzungsvorschläge erarbeiten und wiederum präsentieren. Auch für die Wahl und Einrichtung der Räume, in denen die Veranstaltungen stattfinden, sind die Organisator*innen verantwortlich: Die vier Mitwirkungsanlässe finden alle in Veranstaltungsräumen aus dem Kultur- und Sozialbereich statt. Die gewählten Räume haben keine fixe Möblierung und können somit für unterschiedliche Kommunikationssituationen eingerichtet werden. Das dominante räumliche Arrangement am ersten Informationsabend – die auf eine Projektionsfläche ausgerichteten Stuhlreihen – fordert die Besuchenden auf, sich hinzusetzen, zuzuhören und sich informieren zu lassen. Diese Möblierung schafft

³²⁴ Siehe Kapitel 1, Fussnote 2.

³²⁵ Es wären theoretisch auch stärker performativ oder visuell orientierte Mitwirkungsmethoden denkbar, z. B. in Form von gemeinsamen Quartier- oder Liegenschaftsbegehungen, Zeichnungen oder Foto-Interviews, in denen die Raumwahrnehmung und -nutzung im Zentrum stehen.

zugleich eine klare Unterscheidung zwischen (vor allem) redenden Expert*innen und (vor allem) zuhörenden Quartierbewohner*innen. Für die Anhörung der Bevölkerung, die in Form von Gruppendiskussionen stattfindet, sind am Rand der Sitzreihen Materialien bereitgestellt. Stellwände, Flipchartpapier, Stifte und Klebepunkte sind ebenfalls mit einer Handlungsaufforderung verbunden: sich als Gruppe zu formieren, im Stehen zu arbeiten, Ideen schriftlich festzuhalten, sich kurz zu fassen (der Platz auf dem Flipchart ist begrenzt), Ideen zu gewichten. Bei den Arbeitsgruppensitzungen sind Klappstühle um zwei improvisierte Tische aus Böcken und Holzplatten aufgestellt; Flipchartpapier und Stifte liegen bereit. Die Infrastruktur ist auf ausführliche Gruppendiskussionen und das schriftliche Festhalten von Ideen ausgelegt. Für die Ergebniskonferenz sind die Klappstühle wiederum in Reihen aufgestellt und auf eine grosse Wandfläche ausgerichtet, auf die mit einem Beamer eine PowerPoint-Präsentation projiziert wird. Daneben sind Tische und Stühle für die Gruppenarbeit verteilt.

Die hier beschriebenen Akteur*innen, Interaktionsformate und materiellen Infrastrukturen begegnen mir im Rahmen meiner Feldforschung und beim Besuch von anderen Mitwirkungsanlässen immer wieder und lösen bei mir mit der Zeit einen Déjà-vu-Effekt aus: Immer wieder lädt das Stadtteilsekretariat zu Informationsanlässen ein, die es auch moderiert; immer wieder finde ich mich in Veranstaltungssälen aus dem Kultur- und Sozialbereich mit auf eine Projektionsfläche ausgerichteten Stuhlreihen wieder, immer wieder stellen eingeladene Expert*innen und Vertreter*innen der Verwaltung anhand von PowerPoint-Präsentationen ein Projekt vor, gefolgt von Fragerunden im Plenum und angeleiteten Gruppendiskussionen. Eine beliebte Methode zur Gruppeneinteilung sind dabei unterschiedlich farbige Klebepunkte, die auf den Stühlen angebracht sind und damit die Zugehörigkeit zu einer Gruppe vorgeben. Häufig sind an den Wänden Plakate mit der Aufschrift „Nicht vergessen“ aufgehängt, auf denen die Anliegen aufgelistet werden, die keiner der vorgegebenen Kategorien entsprechen. Als Verpflegung während der Pausen oder nach der Veranstaltung steht ein kleines Buffet mit Getränken und Snacks bereit. Diese wiederkehrenden Akteur*innen, Formate, Räume, Möblierungen und Materialien verdichten sich in diesen offiziellen Verfahren zu einer spezifischen Mitwirkungspraxis. Sie strukturieren diese mit, indem sie bestimmte Rollenverteilungen zwischen Expert*innen und Lai*innen vorgeben, bestimmte Formen der Interaktion nahelegen und andere eher verhindern sowie auf unterschiedliche Personen(-Gruppen) unterschiedlich einladend beziehungsweise ausschliessend wirken. Die sprach- und verhandlungsbasierte Ausrichtung der Anlässe stellt beispielsweise hohe Anforderungen an die Deutschkenntnisse und Eloquenz der Teilnehmenden und schliesst damit – implizit und, davon ist auszugehen, unbeabsichtigt – all diejenigen Personen aus, deren Deutschkenntnisse begrenzt oder die nicht darin geübt sind, komplexe Themen mündlich und schriftlich zu artikulieren und zu diskutieren. Die gewählten Veranstaltungsorte wiederum sprechen Personen an, die sich in Institutionen aus dem Kultur- und Sozialbereich wohlfühlen, und wirken auf

andere fremd.³²⁶ Die Möblierung und die bereitgestellten Materialien unterstützen das sprach- und verhandlungsbasierte Interaktionsformat und verstärken die Rollenverhältnisse zwischen Expert*innen und Lai*innen.

Temporalitäten: Effektivitäts- und Effizienzlogik

Neben den gewählten Interaktionsformaten und der Infrastruktur prägt auch die zeitliche Strukturierung das Mitwirkungsverfahren Feldberg 47. Die zeitliche Grobstruktur des Verfahrens ist eng an den Verlauf der Planungsarbeit gekoppelt. Dies äussert sich einerseits in langwierigen Abläufen, bei denen für die Mitwirkenden über mehrere Jahre hinweg das Resultat ihrer Partizipation nicht erkennbar ist, da sich der Baubeginn verzögert und lange offenbleibt, inwiefern die IBS bei der Planung der Erdgeschossnutzung die eingebrachten Quartieranliegen aufgreifen werden. Andererseits führt dies vor allem bei den AG-Sitzungen zu einem, wie ich es als teilnehmende Beobachterin erlebe, erheblichen Zeitdruck: Da es bei der Einberufung der Sitzungen zu Verzögerungen kommt, finden diese dicht aufeinander folgend innerhalb von eineinhalb Wochen und nur zwei Wochen vor dem zweiten Informationsanlass statt. Deshalb müssen rasch Ergebnisse erarbeitet werden und es bleibt keine Zeit, um in Ruhe verschiedene Optionen für die Entwicklung der Liegenschaft auszuarbeiten oder gar grundsätzlich über die Rolle und das Vorgehen der Arbeitsgruppe zu diskutieren.

Auch die einzelnen Anlässe unterliegen einem straffen Zeitmanagement: So werden die Interaktion und der Prozess der Ideenfindung während der Gruppenarbeit an der ersten Informationsveranstaltung beispielsweise wesentlich durch eine enge zeitliche Taktung geprägt. Das Setting ist auf ein möglichst geordnetes, effizientes und ergebnisorientiertes Ideensammeln entlang vorgegebener, wenn auch durchaus weit gefasster Kategorien angelegt. Die Arbeitsgruppensitzungen sind ebenfalls zeitlich vorstrukturiert. Der Ablauf der Sitzungen ist durch Iris Marty vom Stadtteilsekretariat Kleinbasel geplant, die die Sitzungen auch moderiert und auf die Einhaltung des Zeitplans achtet. Durch diese vorgelagerte Planung wird Zeit eingespart, welche die AG-Mitglieder sonst vermutlich gebraucht hätten, um sich selbst als Gruppe zu formieren und zu überlegen, wie sie die Sitzungen gestalten und weiter vorgehen möchten. Der vorgegebene Zeitplan ist straff: Die AG-Mitglieder – Personen, die in dieser Konstellation vorher noch nie zusammengearbeitet haben – haben beim ersten Treffen 40 Minuten Zeit, um ein Nutzungskonzept zu erarbeiten, das sie dann der anderen Gruppe präsentieren sollen. Auch beim zweiten Treffen steht ihnen nicht mehr Zeit zur Verfügung, um ihre Ideen weiter auszuarbeiten. Der enge Zeitrahmen sowie die durch die Moderation vorgegebene zeitliche Taktung der Sitzungen führen zu einem ergebnisorientierten Arbeiten, das darauf ausgelegt ist, möglichst rasch und ohne Umwege mit der Aufgabenstellung konforme Ergebnisse

326 Vgl. Munsch 2015, S. 46.

zu erarbeiten. Um Grundsatzfragen zu diskutieren, Ideen reifen zu lassen, querzudenken, bleibt hingegen keine Zeit.

An dieser Stelle lässt sich anknüpfen an die Erziehungswissenschaftlerin Chantal Munsch, die im Rahmen einer Untersuchung über „bürgerschaftliches Engagement“³²⁷ Feldforschung in einer Arbeitsgruppe durchgeführt hat, die ein Stadtteilstfest organisiert. Munsch hat dort beobachtet, wie die Arbeitsgruppenmitglieder sich am Ideal der Effektivität orientierten: „Deutlich wird dabei zunächst die hohe Bedeutung von *Effektivität* für die Engagierten: Es ist ihnen wichtig, dass ihr Engagement ohne viel Umwege zu Ergebnissen führt – im konkreten Fall: zur Planung und Realisierung des Stadtteilstfestes.“³²⁸ Sie beschreibt dies als eine bürgerliche Norm, die an ein spezifisches Verständnis von gutem gesellschaftlichem Engagement gekoppelt sei. Diese Norm schlage sich, so Munsch, auch in der Interaktionsform nieder. Andere, davon abweichende Formen von Engagement würden von den Beteiligten als störend erachtet und ausgegrenzt.³²⁹ Im Mitwirkungsverfahren Feldberg 47 ist dieses Ideal der Effektivität (des zielgerichteten Vorgehens) eng mit demjenigen der Effizienz (möglichst schnell ans Ziel kommen) verknüpft. Dies spiegelt sich in der Interaktion der Arbeitsgruppe wider: Auch wenn ich mich als teilnehmend beobachtendes AG-Mitglied aus der analytisch-reflexiven Distanz, die sich vor dem Computer beim Schreiben der Feldnotizen einstellt, über den Zeitdruck bei den Sitzungen ärgere, lässt sich aus dieser Distanz zugleich erkennen, dass ich mich an den Treffen ebenfalls an einer Effektivitäts- und Effizienzlogik orientiere. Dementsprechend reagiere ich innerlich genervt auf die Beiträge eines Gruppenmitglieds, das viel Redezeit für sich beansprucht. Die Person schweift ab, stellt den Bedarf an einem weiteren Gastronomiebetrieb – und damit unseren Arbeitsauftrag – in Frage, beschreibt ihre vergeblichen Versuche, durch Umfragen im Bekanntenkreis auf eine sinnvolle Nutzungsidee zu kommen und deklariert schliesslich, dass sie in Anbetracht dieser Schwierigkeiten gar nicht mehr wisse, was sie als AG-Mitglied tun solle. Ich empfinde diese Erzählungen als störend, da sie unsere Gruppe davon abhalten, zügig und fokussiert zu arbeiten und wie vorgegeben ein Nutzungskonzept zum Thema „GastroPlus“ zu entwickeln. Einmal unterbreche ich die entsprechende Person deshalb sogar mit dem Hinweis, dass ihre Ausführungen uns nicht weiterbrächten. Ihre eigentlich durchaus berechtigten Zweifel disqualifiziere ich als nicht lösungsorientiert und als einen unerwünschten Bremsfaktor im Hinblick auf unseren Arbeitsfortschritt. Anstatt die Einwände dieses Gruppenmitglieds zu berücksichtigen und als Anlass zum Reflektieren und Weiterdenken zu nehmen, lege ich den Fokus darauf, die gegebene Aufgabe unhinterfragt und ohne Umwege zu bearbeiten.

Die Effektivitäts- und Effizienzorientierung äussert sich beim Mitwirkungsprozess Feldberg 47 also sowohl in der vorgegebenen zeitlichen Struktur des Verfahrens

327 Munsch 2015, S. 43.

328 Hervorhebung im Original. Munsch 2015, S. 43.

329 Vgl. Munsch 2015, S. 43 f.

als auch – damit zusammenhängend – in der Arbeitsweise und den Kommunikationsformen während der Sitzungen. Bestimmte Formen der Partizipation werden begünstigt, nämlich das rasche, nicht hinterfragende Bearbeiten einer gegebenen Aufgabe, und andere Formen, wie das ausführliche Diskutieren oder das Infragestellen von scheinbar alternativlosen Prämissen, behindert. Die Ausrichtung an einer Effizienz- und Effektivitätslogik eröffnet Raum für Akteur*innen, die sich mit dieser Logik identifizieren, und verschliesst Türen für solche, denen andere Partizipationsformate mehr entsprechen.

Planerische Rahmenbedingungen

Auch die in den Mitwirkungsanlässen enthaltenen und zugleich darüber hinausweisenden planerischen Rahmenbedingungen strukturieren diese partizipative Praxis mit: Am ersten Informationsabend nutzt die Vertreterin der IBS einen Grossteil ihrer PowerPoint-Präsentation dazu, um ebendiese Rahmenbedingungen darzulegen: Ein wesentlicher Faktor ist, dass die Liegenschaft an der Feldbergstrasse zum Finanzvermögen der IBS gehört und als staatliche Finanzanlage eine Rendite erwirtschaften muss, was eine Subventionierung durch die IBS, zum Beispiel in Form von Mietzinsreduktionen, ausschliesst. Diese Rentabilitätsanforderung schränkt das mögliche Nutzungsspektrum ein; Chancen auf eine Umsetzung haben nur Quartieranliegen, die dieser ökonomischen Logik gerecht werden. Zentral ist ausserdem, dass durch die IBS bereits vor der Mitwirkung entschieden worden ist, dass die Obergeschosse der Liegenschaft für Wohnungen vorgesehen sind. Das bedeutet einerseits, dass die Mitsprache sich auf das Erdgeschoss der Liegenschaft beschränkt, und andererseits, dass im Parterre nur Nutzungen möglich sind, die sich mit einer Wohnnutzung im Obergeschoss vertragen und zum Beispiel nicht zu viel Lärm verursachen. Mitwirkung verläuft hier also innerhalb vorgängig gesetzter planerischer Rahmenbedingungen, die den partizipativen Charakter einschränken.³³⁰

Das Mitwirkungsverfahren Feldberg 47 ist ausserdem wesentlich durch das der offiziellen Basler Mitwirkungspraxis zugrundeliegende Partizipationsverständnis geprägt. Dies basiert auf dem bereits genannten § 55, welcher der betroffenen Quartierbevölkerung nicht ein Recht auf Mitentscheidung, sondern lediglich auf Einbezug in die „Meinungs- und Willensbildung“³³¹ des Staates gewährt. Die Rolle der mitwirkenden Quartierbevölkerung ist deshalb im Mitwirkungsverfahren Feldberg 47 darauf beschränkt, sich im Sinne interessierter, aktiver Bürger*innen

330 Dabei ist anzumerken, dass diese Planungsvorgaben in einzelnen Situationen der Mitwirkung durch die Quartierbewohner*innen durchaus unterlaufen werden. Es werden zum Beispiel sowohl am Informationsabend als auch durch die Arbeitsgruppe Nutzungsideen für das Obergeschoss des Hauptgebäudes formuliert, obwohl explizit nur die Erdgeschossräume Gegenstand der Mitwirkung sind.

331 § 55 der Verfassung des Kantons Basel-Stadt.

zunächst aufklären zu lassen und im Anschluss ihre Anliegen zu äussern und Ideen beizusteuern, ohne jedoch bei der Auswahl und Umsetzung der Ideen teilzuhaben.

Der Planungsspielraum ist letztlich nicht nur für die mitwirkende Quartierbevölkerung, sondern auch für die IBS beschränkt. Diese müssen als öffentliche Dienststelle ihrem politischen Auftrag gerecht werden und mit der Immobilie Feldberg 47 eine Rendite erwirtschaften. Die IBS haben damit, auch wenn sie dies wollten, gar nicht die Möglichkeit, nach ihrem eigenen Gutdünken auf die geäusserten Quartieranliegen einzugehen. Die Arealstrategie, welche die IBS nach dem Mitwirkungsverfahren für das Feldberg 47 entwerfen, muss denn auch durch den Regierungsrat genehmigt werden. Der Planungsspielraum ist damit in doppelter Hinsicht begrenzt: einerseits für die Quartierbevölkerung, die zwar im relativ engen Rahmen eines vorstrukturierten Mitwirkungsverfahrens ihre Anliegen einbringen kann, aber bei der Entschlussfassung nicht beteiligt ist; andererseits für die IBS, die in übergeordnete politische und administrative Strukturen eingebunden sind.

Das Problem, dass in vielen Mitwirkungsverfahren der Handlungsspielraum durch verschiedene Rahmenbedingungen (zu) stark begrenzt ist, wird auch vom Architekten, Städtebauer und Planungstheoretiker Klaus Selle erörtert: Bei vielen Beteiligungsverfahren werde zwar eine Vielzahl an Ideen zusammengetragen, aber die meisten dieser Anregungen hätten „keine Chance, im Plan Berücksichtigung zu finden oder in anderer Form aufgegriffen zu werden“³³². Die Vorschläge überschritten die kommunalen Finanzen, beträfen eigentlich private, nicht am Mitwirkungsverfahren beteiligte Investor*innen oder überschritten in anderer Weise gesetzte Rahmenbedingungen.³³³ In Anspielung auf den von Neil Postman geprägten Begriff des *infotainment* führt Selle den Begriff des *particitainment* ein, um die Flut an partizipativen Verfahren zu beschreiben:

„Particitainment“ greift um sich. Statt substanzieller Diskurse im Kontext einer lebendigen lokalen Demokratie wird eine Bürgerbeteiligung inszeniert, die Teilhabe an Meinungsbildung und Entscheidungen suggeriert [sic!] ohne dies einlösen zu können. De facto bleiben viele Ergebnisse dieser Prozesse ohne wesentlichen Einfluss auf die Stadtentwicklung und verändern auch die eingespielten Mechanismen der lokalen Politik und Verwaltung nicht. Mehr noch: Die Inflationierung nachhaltig wirkungsloser Teilhabe-Verfahren könnte womöglich Politik- und Planungsverdrossenheit befördern.³³⁴

Gemäss Selle müsste vor der Implementierung eines Mitwirkungsprozesses zuerst abgeklärt werden, inwiefern es überhaupt Planungsspielraum gebe. Er fordert ausserdem dazu auf, strukturelle Rahmenbedingungen im Mitwirkungsverfahren explizit zu machen und in einem dialogischen Prozess zwischen Planenden und Bevölkerung auszuhandeln, wie Quartieranliegen mit gegebenen Rahmenbedingungen

332 Selle 2011, S. 5.

333 Vgl. Selle 2011, S. 4 f.

334 Selle 2011, S. 3.

vereinbart werden können. Er kritisiert damit „Wunschzettel-Veranstaltungen“³³⁵, bei denen Quartierbewohner*innen beliebig Wünsche einbringen könnten, ebenso wie „Sachzwang-Argumente der Planer*innen und Projektbetreiber“³³⁶, die keine alternativen Ideen aus der Bevölkerung zulassen. Es sollten stattdessen, so Selle, in einem kreativen Prozess frei Ideen gesammelt, aber diese anschliessend auch mit Rahmenbedingungen zusammengebracht und dadurch neue Lösungswege entwickelt werden.³³⁷ Beim Mitwirkungsverfahren Feldberg 47 werden die Rahmenbedingungen durchaus klar kommuniziert und es wird auch die Möglichkeit geboten, in einem ersten Schritt – zwar durch das Setting vorstrukturiert, aber doch relativ frei – Ideen zu sammeln. Es fehlt jedoch, so folgere ich aus meinen Beobachtungen, der von Selle ebenfalls eingeforderte dialogische Prozess. Diskussionen finden nur während der Gruppenarbeiten statt, also zwischen Quartierbewohner*innen. Die Kommunikationssituation zwischen Verwaltung und Bevölkerung ist mehrheitlich monologisch gestaltet: Zuerst spricht die Verwaltung zum Quartier, indem sie es über das Umbauprojekt und den Rahmen der Mitwirkung informiert. Danach spricht das Quartier bei der zweiten öffentlichen Informationsveranstaltung und in Form der schriftlich zusammengefassten Ergebnisse des Mitwirkungsverfahrens zu den IBS und trägt seine Anliegen vor. Ein Austauschprozess, bei dem Planende und ‚Beplante‘ gemeinsam diskutieren, wie sich Quartieranliegen und strukturelle Rahmenbedingungen verbinden lassen, findet nicht statt. Dies führt für beide Parteien zu einer unbefriedigenden Situation: Die Bewohner*innen sind enttäuscht, weil ihre Anliegen nicht explizit aufgegriffen werden und die Mitwirkung deshalb vergebens scheint. Die IBS wiederum sind mit dem Frust der Betroffenen und mit einer langen Liste von Wünschen und konkreten Vorschlägen konfrontiert, denen sie nicht oder nur sehr begrenzt gerecht werden können.

Zusammenfassend lässt sich damit an dieser Stelle für das Mitwirkungsverfahren Feldberg 47 festhalten, dass es sich um ein formales Verfahren handelt, das auf sprach- und verhandlungsbasierten Formaten der Informationsvermittlung und der Ideengenerierung in Gruppenarbeiten basiert. Diese partizipative Praxis wird massgeblich durch die Organisator*innen des Verfahrens gestaltet, die über das Ausmass der Partizipation, planerische Rahmenbedingungen, aber auch das materielle und zeitliche Setting der Partizipation und die Interaktionsstrukturen bestimmen. Es wird dabei insbesondere deutlich, dass die Quartierbevölkerung zwar ihre Anliegen einbringen kann, dass das Format, der Rahmen des Prozesses aber zugleich durch andere Akteur*innen vorgegeben ist. Die Sozialwissenschaftlerin Tanja Klöti spricht diesbezüglich von einer „top down-Rationalität des partizipativen Arrangements“³³⁸:

335 Selle 2011, S. 10. Selle kritisiert, dass die teilnehmende Bevölkerung bei solchen Anlässen „infantilisiert [werde] – als wäre die Wirklichkeit zu kompliziert für sie“ (Selle 2011, S. 10).

336 Selle 2011, S. 10.

337 Vgl. Selle 2011, S. 10.

338 Klöti 2016, S. 64.

Da es in erster Linie die staatlichen und ökonomischen Entscheidungsträger/-trägerinnen sind, die vorab über die Problemdefinition, das Agenda Setting, die Zugangsmöglichkeiten und Kommunikationsregeln beschliessen, können diese auch massgeblich den Ausgang des Aushandlungsprozesses beeinflussen (Lowndes/Sullivan 2008: 55, Fritsche 2011: 71).³³⁹

In der offiziellen Basler Mitwirkungspraxis gibt es zwar Momente, in denen die Bevölkerung Einfluss auf den Rahmen der Mitwirkung nehmen kann (zum Beispiel indem sie selbst einen Mitwirkungsantrag einreicht und so eine eigene Problemdefinition einbringt); ist das Mitwirkungsverfahren jedoch erst einmal gestartet, haben die Teilnehmenden an den Anlässen wenig Möglichkeiten, auf die formale Gestaltung oder das Agenda Setting Einfluss zu nehmen. Sie befinden sich, wie es Klöti beschreibt, „in der paradoxen Situation, dass sie zwar partizipieren können, aber nur in einem gegebenen Rahmen“³⁴⁰.

5.5.2 *Selbst Stadt gestalten: zivilgesellschaftliche Bottom-up-Initiativen partizipativer Stadt(teil)entwicklung*

In diesem Unterkapitel richte ich den Fokus auf ‚alternative‘³⁴¹, von zivilgesellschaftlichen Gruppierungen organisierte Partizipationsformen rund um die geplante Entwicklung und Umnutzung des Hafengebiets in den Kleinbasler Quartieren Klybeck und Kleinhüningen. Es handelt sich dabei um eines der grössten zurzeit laufenden Stadtentwicklungsprojekte in Basel. In den Quartieren Klybeck und Kleinhüningen haben sich mehrere Gruppierungen formiert, die kritisch gegenüber den Entwicklungsplänen der Stadtverwaltung und dem offiziellen Mitwirkungsprozess eingestellt sind. Sie fordern eine andere Form der Stadtentwicklung, sowohl in Hinsicht auf deren Resultat (was auf dem Hafenareal entstehen soll) als auch auf deren Vorgehensweise (wie die Bevölkerung in den Prozess einbezogen werden soll). Als erstes Fallbeispiel dient mir ein öffentlicher Informationsanlass zur Hafententwicklung, der durch eine zivilgesellschaftliche Interessengemeinschaft organisiert worden ist,

339 Klöti 2016, S. 64.

340 Klöti 2016, S. 64.

341 Den Begriff ‚alternativ‘ wähle ich aufgrund der Selbstpositionierung der IG klybeckinsel, die verschiedene zivilgesellschaftliche Gruppierungen vereint. Auf deren Homepage steht: „Unter dem gemeinsamen Dach klybeckinsel.ch versammeln sich Menschen mit unterschiedlichen Ideen und Kompetenzen. Sie wollen den Planungsprozess kritisch verfolgen, die Neubaupläne bekämpfen oder zu Alternativszenarien anregen. Gemeinsam ist uns die Ablehnung aller Modelle, die unter den Namen ‚Rheinhattan‘ und ‚Vision 3Land‘ dem Planungsamt als Grundlage dienen.“ www.klybeckinsel.ch (Stand: 25. März 2019). Die partizipative Stadtentwicklung, die von der IG klybeckinsel und der ihr angeschlossenen Gruppierungen angeregt wird, ist also insofern alternativ, als sie sich ablehnend auf etablierte Vorgehensweisen bezieht und andere mögliche Praxen aufzeigt und einfordert.

namentlich die IG klybeckinsel. Danach gehe ich auf den Verein Das Modell ein, der zusammen mit Bewohner*innen die Quartiere Klybeck und Kleinhüningen als Kartonmodell nachbauen will, um der Bevölkerung über das Basteln einen niederschweligen Zugang zu Fragen der Stadtentwicklung zu ermöglichen und gemeinsam alternative Entwicklungsszenarien zu entwerfen sowie zu diskutieren. Bevor ich auf diese beiden Fallbeispiele eingehe und analysiere, wie diese spezifischen Praxen partizipativer Stadt(teil)entwicklung organisiert sind, stelle ich in einem ersten Unterkapitel das Hafenprojekt und das offizielle Mitwirkungsverfahren vor, von dem sich diese Gruppierungen abgrenzen.

5.5.2.1 Die Grenzen etablierter Mitwirkungsverfahren: Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen

Sowohl die Interessengemeinschaft klybeckinsel (IG klybeckinsel) als auch der Verein Das Modell, welcher der IG angehört, haben sich in Auseinandersetzung mit dem Projekt Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen formiert. In den Quartieren Klybeck und Kleinhüningen im Norden Kleinbasels befindet sich am Rhein ein wichtiges Industriefahrenareal, der Hafen Basel-Kleinhüningen.³⁴² Im Verlauf der kommenden Jahrzehnte soll es im Hafengebiet zu grossen Umstrukturierungen kommen, in deren Zusammenhang direkt am Rheinufer Flächen frei werden, die bisher von der Hafenindustrie genutzt worden sind. Im Sinne einer Umnutzung soll auf diesen Flächen zukünftig ein neuer Stadtteil entstehen.³⁴³ 2009 begann die Testplanung³⁴⁴ für das Hafengebiet, bei der sich der Vorschlag des Teams MVRDV-Cabane-Josephy durchsetzte, der die Vision einer vor dem Klybeckufer im Rhein gelegenen Insel³⁴⁵ mit Wohnungen und Gewerbebetrieben beinhaltet. In der Öffentlichkeit erhielt dieser Entwurf einer dicht mit Hochhäusern bebauten Insel

342 Es handelt sich dabei um einen der drei Standorte der Schweizerischen Rheinhäfen. Der rechtsrheinische Hafen Basel-Kleinhüningen befindet sich in den Quartieren Klybeck und Kleinhüningen und verfügt über zwei Hafen- und ein Wendebecken. Zusammen schlagen die drei Basler Rheinhafenareale in Kleinhüningen/Klybeck, Birsfelden und Muttenz „jährlich sechs Millionen Tonnen Güter und über 100 000 Container“ (Schweizerische Rheinhäfen 2017) um, was „12 Prozent aller Schweizer Importe“ (Schweizerische Rheinhäfen 2017) entspricht und sie zur wichtigsten nationalen Verkehrs- und Logistikkreuzung macht.

343 Ausführliche Informationen und zahlreiche Dokumente zu diesem Projekt finden sich auf: <http://www.hafen-stadt.ch> (Stand: 25. März 2019).

344 Der bisherige Verlauf der Hafen- und Stadtentwicklung in Klybeck/Kleinhüningen ist von den Soziologen Markus Bossert und Reto Bürgin übersichtlich zusammengefasst worden. Vgl. Bossert/Bürgin 2014.

345 Früher lag vor dem Festland die sog. Klybeckinsel im Rhein. Heutzutage ist diese Landfläche jedoch nicht mehr als Insel erkennbar. Sie ist mit dem Festland verbunden und wird als Rangierbahnhof gewerblich genutzt. Die aktuelle Planung für die Hafenentwicklung sieht vor, die Klybeckinsel wieder zurückzubauen, d. h. vom Festland zu tren-

– in Anlehnung an die Skyline von Manhattan – den Übernamen „Rheinhattan“.³⁴⁶ Diese Klybeckinsel soll das Herzstück einer trinationalen Region werden und durch Brücken nicht nur mit dem Basler Festland, sondern auch mit Weil am Rhein in Deutschland und Huningue in Frankreich verbunden werden.³⁴⁷

Während die Verschiebung der Hafeninfrastruktur und die Planung für die langfristige Umgestaltung des Hafens noch am Anfang stehen,³⁴⁸ sind bereits erste Veränderungen im Hafengebiet festzumachen: Der sogenannte Klybeckquai entlang des Rheins, der zuvor rein gewerblich-industriell genutzt worden ist, ist für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden, und ein neuer Verbindungsweg für Fussgänger*innen und Velofahrende ist entstanden. Seit 2012 sind auf dem Areal ausserdem verschiedene Zwischennutzungsprojekte angesiedelt, darunter mehrere gastronomische und kulturelle Angebote.³⁴⁹

Die Planung der Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen wird durch ein Mitwirkungsverfahren nach § 55 begleitet.³⁵⁰ Das Mitwirkungsverfahren startet im Jahr 2012 mit einer ersten öffentlichen Informationsveranstaltung und der Bildung einer Begleitgruppe.³⁵¹ Das Planungsvorgehen der Stadtverwaltung und das Mitwirkungsverfahren ernten viel öffentliche Kritik: Die Soziologen Markus Bossert und Reto Bürgin wenden beispielsweise ein, dass durch die Testplanung und die Wahl des Vorschlags von MVRDV-Cabane-Josephy bereits vor dem Ver-

nen. So würden neue, attraktive Uferflächen entstehen. Vgl. Bossert/Bürgin 2014, S. 238 und S. 244.

346 Vgl. Bossert/Bürgin 2014, S. 244 f.

347 Vgl. Bossert/Bürgin 2014, S. 247.

348 Zurzeit befindet sich der Planungsprozess nach wie vor in einem frühen Stadium. Eine Chronologie der bisherigen und der geplanten Hafentwicklung findet sich hier: <http://www.hafen-stadt.ch/hintergruende.html> (Stand: 25. März 2019).

349 Vgl. Verein I_LAND & ShiftMode 2018 [Projektkarte] und <http://www.hafen-stadt.ch/zwischenutzung-klybeckquai.html> (Stand: 25. März 2019). Durch die offizielle Initiierung und Bewilligung von Zwischennutzungsprojekten wird ausserdem die Raumnutzung kontrolliert. Vgl. Bossert/Bürgin 2014, S. 247. Neben den durch die Stadtverwaltung initiierten Zwischennutzungsprojekten hat sich 2013 am Klybeckquai auch ein Wagenplatz installiert, der mittlerweile auf einer Teilfläche des Areals geduldet wird. Die Bewohner*innen des Basler Wagenplatzes streben nach einer kollektiven, selbst gestalteten Wohnform. Sie verstehen sich ausserdem als Begegnungsort und organisieren öffentliche Kulturveranstaltungen wie bspw. Konzerte oder Filmabende. Vgl. <http://www.wagenplatz.ch> und <https://radar.squat.net/de/basel/wagenplatz-basel> (Stand: 25. März 2019). Für eine soziologische Analyse des Basler Wagenplatzes vgl. Guidon/Müller 2014 und Schoch 2015.

350 Petra Huser hat für eine Abschlussarbeit das Mitwirkungsverfahren zur Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen analysiert und Interviews mit Beteiligten aus der Verwaltung und Stadtteilarbeit geführt. Eine gekürzte Fassung ist als Aufsatz publiziert. Vgl. Huser 2015.

351 Die Mitwirkung wird in einer Verfahrensdefinition geregelt. Vgl. Bau- und Verkehrsdepartement des Kantons Basel-Stadt/Stadttealsekretariat Kleinbasel 2012.

fahren feststehe, dass eine Insel (rück-)gebaut werde, was zu weiteren Sachzwängen führe.³⁵² Auch Aktivist*innen, Bewohner*innen und Politiker*innen kritisieren Planungsideen und -vorgehen der Stadt. Das anfänglich in der Medienberichterstattung entstandene Wortspiel „Rheinhattan“ rückt ins Zentrum der Debatte und die Hochhausvision wird als weder sozial noch ökologisch sinnvoll bewertet. Anwohnende und Aktivist*innen fürchten eine Gentrifizierung der Quartiere Klybeck und Kleinhüningen, die sich zurzeit in Basel durch relativ günstigen Wohnraum auszeichnen, was mit einem hohen Anteil an Migrant*innen und Personen mit niedrigem ökonomischem Kapital einhergeht.³⁵³ Es werde, so formuliert es ein Teilnehmer an einer Mitwirkungsveranstaltung, ein Stadtquartier für Expats und andere Gutverdienende und nicht für „normale Menschen“³⁵⁴ gebaut und die ansässige Quartierbevölkerung verdrängt. Nicht nur die Inhalte der Planung, sondern auch die Form des Planungsprozesses wird beanstandet. So monieren (ehemalige) Mitglieder der Begleitgruppe beispielsweise, dass die Informationspolitik der Verwaltung mangelhaft sei und die Begleitgruppe keinen oder nur verzögerten Einblick in angeforderte Unterlagen erhalten habe, dass die Begleitgruppe bei wesentlichen Entscheidungen³⁵⁵ nicht beteiligt worden sei und die Verwaltung die unterzeichnete

352 Vgl. Bossert/Bürgin 2014, S. 249. Sie schätzen die Arealentwicklung zusammenfassend folgendermassen ein: „Obwohl die Verantwortlichen stets widersprechen, scheinen bei der Hafententwicklung durch den eingeschlagenen Weg schon viele Möglichkeiten versperrt zu sein. Beim aktuellen Stand dürfte ohne massiven politischen Widerstand höchstwahrscheinlich ein Öko-Rheinhattan herauschauen. Weil der Kanton auf der Klybeckinsel durch seine Investitionen auf eine möglichst hohe Rendite angewiesen ist, werden die Wohnungen im neuen Stadtteil wohl mehrheitlich für ökonomisch privilegierte gebaut. Die Chance, die Bevölkerung in die Planung miteinzubeziehen, bevor wesentliche Entscheidungen gefallen sind, liessen die Kantonsregierung und die Kantonsverwaltung ungenutzt verstreichen.“ Bossert/Bürgin 2014, S. 250.

353 Für Angaben zu Ausländeranteil und Reineinkommen in den verschiedenen Basler Quartieren siehe <https://map.geo.bs.ch> unter der Rubrik „Gesellschaft, Kultur“. Für Angaben zu den Mietpreisen in den verschiedenen Basler Quartieren siehe den Mietpreispreistraster 2019 (Statistisches Amt des Kantons Basel-Stadt 2019).

354 Feldnotizen zur 3. Quartierinformation „Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen“, 25. November 2013.

355 Ein ehemaliges Begleitgruppenmitglied und Autor eines Erfahrungsberichts kritisiert bspw., dass ein Areal entlang des Klybeckquais ohne eine öffentliche Ausschreibung und ohne den Einbezug der Quartierbevölkerung zur Zwischennutzung an einen Verein vergeben worden sei, obwohl in der Mitwirkungsvereinbarung festgehalten sei, dass die Begleitgruppe bei der Vergabe der Zwischennutzungen mitreden könne. Auch seien ohne Einbezug der Quartierbevölkerung bereits Zielszenarien definiert worden, die alternative Entwicklungsideen ausschlossen. Vgl. Kurmann 2015. Der Autor verweist dabei auf den Synthesebericht aus dem Jahr 2010. Dort wird – bereits vor Implementierung eines Mitwirkungsverfahrens – festgehalten, dass die durch das „Team MVRDV/Cabane/Josephy aufgezeigte Strategie einer Maximierung der Uferlagen durch die Schaffung einer Rheininsel [...] die künftige Leitstrategie“ bildet und die Areale „zu einem eigenstän-

Mitwirkungsvereinbarung gebrochen habe.³⁵⁶ Die Quartierbevölkerung könne bei der Hafen- und Stadtentwicklung letztlich nur zuschauen anstatt mitzureden; die Verwaltung habe das Vertrauen der Quartierbevölkerung verspielt.³⁵⁷ Beim bisher letzten öffentlichen Informationsanlass, der im November 2013 im Rahmen des Mitwirkungsverfahrens stattfindet und den ich als teilnehmende Beobachterin besuche, ist die Stimmung angespannt und die Diskussion hitzig. Neben den Entwicklungsszenarien wird auch der Mitwirkungsprozess selbst heftig kritisiert: Die Repräsentation von ‚Ausländer*innen‘ im Verfahren sei mangelhaft; das Verfahren sei zu früh gestartet worden, da wesentliche Rahmenbedingungen noch nicht geklärt worden seien,³⁵⁸ die Begleitgruppe habe zwar ein Jahr lang gearbeitet, präsentiere aber „nichts als Schaum“³⁵⁹. Ein Mitglied der Begleitgruppe kündigt seine Loyalität auf, erklärt, dass es sich „verarscht“³⁶⁰ fühle, und fordert mehr Informationen von Seiten der Stadtverwaltung. Aufgrund der aufgebrachten Stimmung wird der Ablauf des Informationsabends spontan geändert; einige Personen verlassen die Veranstaltung vorzeitig. Diese Quartierinformationsveranstaltung legt aus meiner Sicht offen, wie die offizielle Basler Mitwirkungspraxis an ihre Grenzen stösst: Der Informationsanlass ist als eine Veranstaltung geplant, die auf bewährten Mitwirkungsstrukturen basiert: PowerPoint-Präsentationen, Fragerunden im Plenum und Gruppenarbeiten. Das Format ist von vornherein festgelegt, der Ablauf straff organisiert, die Rollen sind zwischen Moderator, Expert*innen der Verwaltung, Stadtteilsekretariat, Begleitgruppe und Quartierbevölkerung klar verteilt. Im Verlauf des Anlasses wird dieses Format jedoch zunehmend aufgelöst: Die eingeladenen Redner*innen werden durch die vielen kritischen Nachfragen und Vorwürfe in ihrer Rolle als souveräne

digen und dichten Hafenquartier“ entwickelt werden sollen (Bau- und Verkehrsdepartement des Kantons Basel-Stadt/Schweizerische Rheinhäfen/Departement für Wirtschaft, Soziales und Umwelt des Kantons Basel-Stadt 2010).

356 Entgegen der unterzeichneten Mitwirkungsvereinbarung (vgl. Bau- und Verkehrsdepartement des Kantons Basel-Stadt/Stadtteilsekretariat Kleinbasel 2012) wurden im Jahr 2013 nur eine statt zwei und ab 2014 gar keine Informationsanlässe mehr für die Quartierbevölkerung durchgeführt und schliesslich auch keine Begleitgruppensitzungen mehr einberufen.

357 Diese Kritikpunkte stammen aus Bossert/Bürgin 2014, S. 254–257 und Kurmann 2015 sowie aus meinen Feldnotizen zum Vortrag „Stadtentwicklung für wen?“ im Internet-café Planet 13, 19. Januar 2015.

358 Die Positionen sind teilweise widersprüchlich: Während die einen das Problem darin sehen, dass zu viele Rahmenbedingungen – besonders in Bezug auf die Verschiebung der Hafeninfrastruktur – unklar seien und somit eine sinnvolle Mitwirkung schwierig sei, kritisieren andere, dass man das Mitwirkungsverfahren erst gestartet habe, nachdem die Planung durch die Festlegung von Zielszenarien schon in eine bestimmte Richtung gelenkt worden und damit vieles vorbestimmt gewesen sei.

359 Feldnotizen zur 3. Quartierinformation „Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen“, 25. November 2013.

360 Feldnotizen zur 3. Quartierinformation „Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen“, 25. November 2013.

Expert*innen und legitime Stadtplaner*innen hinterfragt. Mitglieder der Begleitgruppe kündigen ihre Loyalität auf und äussern heftige Kritik an der Informationspolitik der Verwaltung. Das Publikum verwirft die ihm zugeschriebene Rolle als Informationsempfänger und Ideenlieferant und stellt stattdessen das Vorgehen der Verwaltung und die Form der Mitwirkung grundsätzlich in Frage.

Während Kritiker*innen zum Teil erhebliche Vorwürfe an die Stadtverwaltung richten, betont die Verwaltung die Wichtigkeit der Partizipation und beteuert, dass die Planung sich – entgegen der Aussagen der Gegner*innen – nach wie vor in einem offenen Stadium befinde und durchaus auf die Anliegen aus dem Quartier eingegangen werde. Es soll an dieser Stelle nicht darum gehen, wer ‚recht hat‘, die Stadtplanung oder deren Kritiker*innen. Festgehalten kann jedoch werden, dass die Stadt- und Hafententwicklung sowie das eingesetzte Mitwirkungsverfahren von Konflikten und Misstrauen geprägt sind.

5.5.2.2 Etablierte Form, alternative Erzählung: die Informationsveranstaltung „Stadtteil-Entwicklung für wen?“

Die offizielle Basler Mitwirkungspraxis nach § 55 stösst in der Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen offensichtlich an ihre Grenzen. In diesem Zusammenhang haben sich verschiedene Gruppierungen formiert, die Kritik an der dominierenden städtebaulichen Vision für den Hafen und am Planungsvorgehen der Stadt artikulieren und alternative Entwicklungsszenarien für die freiwerdenden Hafenaareale entwerfen. Acht Gruppierungen haben sich zusammen mit sympathisierenden Einzelpersonen in der Interessengemeinschaft klybeckinsel zusammengeschlossen.³⁶¹ Sie bringen sich selbst aktiv in die Stadtentwicklung ein und erproben Möglichkeiten, weitere Bevölkerungskreise zu involvieren, weshalb ich sie im Folgenden als Akteur*innen partizipativer Stadt(teil)entwicklung betrachte.

IG klybeckinsel

Die Interessengemeinschaft klybeckinsel (IG klybeckinsel) bildet eine Vernetzungs- und Informationsplattform und beschreibt sich auf ihrer Webseite als „eine Gruppe von Menschen, die im Klybeck und in Kleinhüningen wohnen, arbeiten oder uns mit den Quartieren verbunden fühlen“³⁶². Die acht Gruppierungen, die sich unter dem Dach der IG klybeckinsel zusammengeschlossen haben, eint vor allem eine gemeinsame Vorstellung davon, was sie ablehnen. Darüber hinaus haben sie je unterschiedliche Ideen für die Entwicklung des Hafenaareals und wählen auch verschiedene Methoden, um diese zu verfolgen und Kritik an den Planungsszenarien der

³⁶¹ Vgl. <http://www.klybeckinsel.ch> (Stand: 25. März 2019).

³⁶² <http://www.klybeckinsel.ch/hintergrund/> (Stand: 25. März 2019).

Stadtverwaltung zu üben.³⁶³ Auf ihrer Webseite und in einem Flyer legen die in der IG klybeckinsel zusammengeschlossenen Aktivist*innen ihre gemeinsame Position unter dem Motto „Wir selber bauen unsere Stadt“ dar. Sie beziehen sich damit auf das gleichnamige Büchlein des Historikers und späteren Werbefachmanns, Publizisten und Politikers Markus Kutter und des Soziologen und Planungstheoretikers Lucius Burckhardt aus dem Jahr 1953.³⁶⁴ Kutter/Burckhardt üben in dieser Publikation Kritik an der Stadtplanung und rufen dazu auf, diese nicht den Stadtplaner*innen in der Verwaltung zu überlassen, sondern zu einer öffentlichen Angelegenheit zu machen, an der sich auch Lai*innen beteiligen. Insbesondere die politischen Parteien sehen Kutter/Burckhardt dabei in der Pflicht, sich des Themas Stadtplanung anzunehmen.³⁶⁵ Neben dem Titel der Publikation greift die IG klybeckinsel auch das vom Architekten und Schriftsteller Max Frisch verfasste Vorwort explizit auf. Sie zitiert dazu Frischs einleitenden Abschnitt:

Es gibt zwei Arten von Zeitgenossen, die sich über die Misere unseres derzeitigen Städtebaus aufregen; die einen, die grosse Mehrzahl und auch sonst die Mächtigeren, sind die Automobilisten, die keinen Parkplatz finden; die anderen sind die Intellektuellen, die in unserem derzeitigen Städtebau etwas anderes nicht finden: Sie finden keine schöpferische Idee darin, keinen Entwurf in die Zukunft hinaus, keinen Willen, die Schweiz einzurichten in einem veränderten Zeitalter, keinen Ausdruck einer geistigen Zielsetzung – das macht noch nervöser, als wenn man keinen Parkplatz findet.³⁶⁶

Daran schliesst die IG klybeckinsel an:

Auch wir, BewohnerInnen aus dem Klybeck und Kleinhüningen, finden keine schöpferische Idee, keinen Entwurf in unsere Zukunft und nur einen zutiefst befremdlichen Ausdruck einer rein ökonomischen Zielsetzung in den Modellen, welche zur Zeit unter dem Namen „Rheinhattan“ und „Vision 3Land“ beim Planungsamt als Grundlage dienen für den Bau eines neuen Stadtteils auf dem Areal des Klybeckhafens. Modelle, die eher an Planungsideen aus den 90ern erinnern als an zukunftsweisende Konzepte unter Berücksichtigung der heutigen Herausforderungen im ökologischen und sozialen Bereich.³⁶⁷

Sie befürchten, dass in ihrem Stadtteil „Basels nächste Planungssünde realisiert wird“³⁶⁸ und sammeln deshalb „Verbündete“³⁶⁹. Mit diesen Worten üben die Mit-

363 Eine Übersicht über die Gruppierungen und ihre Anliegen findet sich auf der Homepage der IG. <http://www.klybeckinsel.ch> (Stand: 25. März 2019). Für eine Beschreibung der Anliegen und Widerstandspraxen dieser zivilgesellschaftlichen Gruppierungen siehe auch Bürgin 2015 und Bürgin 2017.

364 Vgl. Kutter/Burckhardt 1953.

365 Vgl. Kutter/Burckhardt 1953, S. 26 f.

366 Frisch 1953, S. 7.

367 <http://www.klybeckinsel.ch/hintergrund/> (Stand: 25. März 2019).

368 <http://www.klybeckinsel.ch/hintergrund/> (Stand: 25. März 2019).

369 <http://www.klybeckinsel.ch/hintergrund/> (Stand: 25. März 2019).

gliedert der IG klybeckinsel deutliche Kritik an den Planungsideen der Basler Verwaltung. Mit dem gewählten Leitsatz „Wir selber bauen unsere Stadt“ drücken sie zugleich ihren Anspruch aus, als im Quartier Wohnende aktiv in der Stadtplanung und -gestaltung mitzuwirken. Dieser Do-it-yourself-Gedanke geht über eine bloss Teilhabe an von Planer*innen gestalteter Stadtentwicklung hinaus: Die Bewohner*innen selbst sollen und wollen ihren eigenen physischen Nahraum gestalten. Die IG klybeckinsel positioniert sich als Vertreterin des Quartiers und distanziert sich von der Stadtverwaltung und Stadtpolitik.

Auf ihrer Webseite stellt die IG klybeckinsel eine Sammlung von diversen Unterlagen zur Hafens- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen zur Verfügung. Sie informiert über aktuelle Entwicklungen rund um das Hafenprojekt und fördert die Vernetzung verschiedener Gruppierungen. Ausserdem organisiert die IG klybeckinsel zwei Informationsanlässe für die Quartierbevölkerung, die ich als teilnehmende Beobachterin besuche: Der erste findet unter dem Titel „Stadtteil-Entwicklung für wen?“ am 13. Mai 2014 statt, rund ein halbes Jahr nach dem bisher letzten offiziellen, durch die Stadtverwaltung organisierten Informationsabend.³⁷⁰ Ein Jahr später organisiert die IG eine weitere Informationsveranstaltung. Während der erste Anlass die Quartierbevölkerung für die Entwicklungen auf dem Hafensareal und deren Auswirkungen auf das Quartier sensibilisieren will, widmet sich der zweite Informationsabend einem konkreten baulichen Anliegen, nämlich dem Bau einer Passerelle über die Gleisanlagen der Hafenbahn, die den Zugang der Quartierbevölkerung zum Rheinufer verbessern soll.

Stadtteil-Entwicklung für wen?

Die Informationsveranstaltung „Stadtteil-Entwicklung für wen?“, die hier im Fokus stehen soll, findet an einem Dienstagabend im Mai 2014 im Quartiertreffpunkt Kleinhüningen statt. Das räumliche Arrangement ist wie an den anderen von mir besuchten Informationsanlässen: Wir befinden uns in einem Veranstaltungssaal, der für Plenumspräsentationen eingerichtet ist; Stuhlreihen sind aufgestellt und auf eine Projektionsfläche ausgerichtet. Ich schätze, dass um die 120 Personen anwesend sind. Der Andrang ist so gross, dass noch mehr Stühle aufgestellt werden. Im Pub-

³⁷⁰ In der Mitwirkungsvereinbarung zur Hafens- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen ist festgelegt, dass jährlich zwei Informationsveranstaltungen für die Quartierbevölkerung durchgeführt werden. Dies ist jedoch nicht eingelöst worden. Siehe Kapitel 5, Fussnote 356. Die IG klybeckinsel positioniert ihre eigenen Informationsveranstaltungen dementsprechend: Beim zweiten von der IG klybeckinsel organisierten Informationsanlass im Frühling 2015 betont die Moderatorin in ihrer Begrüssung bspw., dass es eigentlich Aufgabe der Verwaltung sei, Informationsveranstaltungen für die Quartierbevölkerung zu organisieren, und Quartieraktive dies nun selbst übernehmen, da die Verwaltung ihrer Pflicht nicht nachkomme. Vgl. Feldnotizen Informationsveranstaltung Hafenspasserelle, 5. Mai 2015.

likum sitzen auffallend viele jüngere Leute, darunter einige, die ich aufgrund ihres Erscheinungsbildes der ‚linksalternativen‘ Szene zuordne: Männer mit Bart und schwarzer Kleidung, Frauen mit Rastazöpfen und Nasenpiercing, gekleidet in zum Teil etwas zerschlissenen Hosen, T-Shirts und Pullis.

Kurz nach 19 Uhr beginnt der Anlass. Eine Moderatorin begrüsst die Anwesenden auf Hochdeutsch. Sie erzählt, dass im Quartier rund 50 Prozent Migrant*innen lebten und dass die Organisationsgruppe deshalb einen Flyer in sieben Sprachen erstellt und für diesen Abend Dolmetschende organisiert habe. Sie berichtet von den anstehenden Veränderungen im Quartier und grenzt diesen Informationsanlass mit dem Hinweis, dass er nicht von der Stadt, sondern „von Leuten aus dem Quartier“³⁷¹ organisiert worden sei, von früheren Anlässen ab. Die IG klybeckinsel wolle an diesem Abend Leute kennenlernen, die sich für das Geschehen vor ihrer Haustüre interessierten.

Nach dieser Begrüssung folgt als erstes ein Vortrag zum Thema Quartieraufwertung. Es referieren eine junge Frau und ein junger Mann, die beide im von der Hafententwicklung betroffenen Quartier wohnen oder arbeiten. In einer Power-Point-Präsentation berichten sie von prominenten Stadtentwicklungsprojekten in Basel. Stadtentwicklung sei, so ihre Botschaft, von einer unternehmerischen Logik und von Standortwettbewerb geprägt. Aufwertung klinge zwar gut, führe aber zu steigenden Mietkosten und letztlich zu Verdrängung. Gegen Ende ihres Vortrages gehen sie auf das Hafenprojekt ein und zeigen anhand von Beispielen wie Miethäusersyndikaten, Wohngenossenschaften und selbstorganisierten Häusern, was Bewohner*innen unternehmen können, um der geplanten Hafententwicklung entgegenzutreten. Zentral ist aus ihrer Sicht die lokale Vernetzung und Selbstorganisation: Haus- und Quartierbewohner*innen sollten sich kennenlernen und miteinander über die Nachbarschaft und das Quartier sprechen. Diese Vernetzung sei Basis für das gemeinsame Handeln. Sie schliessen ihren Vortrag mit dem Plädoyer, dass nicht Expertinnen, Politiker und Bürokratinnen darüber entscheiden sollten, was im Quartier passiere, sondern die Quartierbewohner*innen selbst. Das Publikum reagiert mit einem langen Applaus.

Als nächstes berichten zwei Personen von ihren Erfahrungen mit der Begleitgruppenarbeit. Eine Frau erzählt von ihrem langjährigen Engagement in der Begleitgruppe zur Entwicklung des Erlenmattareals, eines anderen grossen Stadtentwicklungsprojekts in Basel.³⁷² Ihr Resümee fällt weder ausgeprägt positiv noch negativ aus: Sie hätten bei vielen Aspekten letztlich nicht mitreden, meint sie, aber dank ihres langen Atems als Begleitgruppe auch einzelne Elemente des Erlenmattprojekts positiv beeinflussen können. Danach berichtet ein Mitglied der Begleitgruppe Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen über den bisherigen Verlauf des Mitwirkungsverfahrens und macht deutlich, dass aus seiner Sicht keine wirkliche

371 Feldnotizen Informationsveranstaltung „Stadtteil-Entwicklung für wen?“, 13. Mai 2014.

372 Vgl. <http://www.planungsamt.bs.ch/arealentwicklung/erlenmatt.html> (Stand: 29. März 2019).

Mitwirkung stattfindet: Die Anliegen der Begleitgruppe würden nicht berücksichtigt, Neuigkeiten erfahre man selbst als Begleitgruppenmitglied oft erst aus der Presse, die Mitwirkungsvereinbarung sei gebrochen worden.³⁷³ Auf einer PowerPoint-Folie hält der junge Mann demzufolge sein Fazit fest: „konstruktive Mitarbeit bringt nichts. Im Gegenteil: die Verwaltung wird immer dreister.“³⁷⁴ Er schliesst seinen Vortrag mit der Bekanntgabe seines Rücktritts aus der Begleitgruppe und erklärt: „Es gibt andere Wege, wie wir für unser Quartier eintreten können!“³⁷⁵

Nach einer kurzen Pause leitet die Moderatorin den nächsten Block mit Kurzvorträgen mit dem Statement ein, dass man sich nur gemeinsam wehren könne. Die darauffolgenden Vorträge veranschaulichen diesen Leitgedanken:

- Als erstes spricht ein junger Mann, der auf dem Wagenplatz³⁷⁶ am Klybeckquai wohnt. Er erzählt von den verschiedenen Standorten des Wagenplatzes seit seiner Gründung 2011 und der schwierigen Suche nach einem langfristigen Standplatz. Sie hätten immer wieder vergeblich den Dialog mit der Stadtverwaltung gesucht, um einen geeigneten Standplatz zu finden. Schliesslich hätten sie sich an die Öffentlichkeit gewandt und so Druck aufgebaut.
- Der zweite Redner berichtet vom gemeinsamen Widerstand der Bewohner*innen an der Wasserstrasse in Grossbasel, wo eine Reihe von älteren, unsanierten Häusern vom Abriss bedroht gewesen sei. Die Betroffenen hätten sich zusammengeschlossen, Quartiersspaziergänge, Demonstrationen und Transparent-Aktionen organisiert und so eine lokale Öffentlichkeit geschaffen. Es sei ihnen damit gelungen, die Häuser zusammen mit einer Genossenschaft zu erwerben und vor dem Abriss zu bewahren.³⁷⁷ Der Redner versteht die Wasserstrasse als Beispiel dafür, wie aus vielen Einzelfällen ein gemeinsamer Widerstand entstehen könne. Dazu sei es wichtig, sich zu kennen und Vertrauen zueinander zu haben und sich mit den Nachbar*innen über Wohnungskündigungen auszutauschen.
- Als nächstes sprechen drei Männer, die sich ebenfalls in Basel für den Erhalt von Wohnraum einsetzen. Sie haben – wie alle anderen Bewohner*innen und Atelierbesitzer*innen am Burgweg in Kleinbasel – aufgrund einer geplanten Totalsanierung eine Kündigung erhalten. Sie berichten von ihrem Verein „Lebendiger Burgweg“ und davon, wie sich dieser öffentlichkeitswirksam gegen die Massenkündigung zu wehren versucht.
- Als letzter spricht ein pensionierter Raumplaner aus Lausanne, der mit seinem fachlichen Wissen verschiedene Gruppierungen unterstützt, die sich gegen Abrisspläne zur Wehr setzen. 16 Jahre lang hätten Stadtbewohner*innen gekämpft, um ein Industriereal im Stadtzentrum von Lausanne vor dem Abbruch zu

373 Siehe Kapitel 5, Fussnoten 355 und 356.

374 Feldnotizen Informationsveranstaltung „Stadtteil-Entwicklung für wen?“, 13. Mai 2014.

375 Feldnotizen Informationsveranstaltung „Stadtteil-Entwicklung für wen?“, 13. Mai 2014.

376 Zum Wagenplatz siehe Kapitel 5, Fussnote 349.

377 Vgl. <http://wasserstrasse.ch> (Stand: 25. März 2019).

bewahren, und es sei ihnen schliesslich gelungen. Sein Fazit: „Es ist möglich zu kämpfen, man muss nur Ausdauer haben.“³⁷⁸

Nach einer weiteren Pause mit Getränken und kleinen Snacks steht eine Diskussionsrunde an, die ebenfalls im Plenumssetting stattfindet. Verschiedene Personen aus dem Publikum melden sich zu Wort und äussern sich kritisch zur gegenwärtigen Hafententwicklung: Jemand findet zum Beispiel, man müsse rechtlich abklären, warum die Quartierbevölkerung nur ein Mitsprache-, nicht aber ein Mitbestimmungsrecht habe. Man werde von der Stadt „verarscht“³⁷⁹, findet diese Person, man müsse sich vernetzen und etwas unternehmen. Andere betonen, dass auf dem Hafeneareal günstig und ökologisch gebaut werden sollte, oder plädieren für den Ausbau des öffentlichen Verkehrs.

Kurz vor 22 Uhr, nach dem Ende der Diskussionsrunde, wird der offizielle Teil des Abends beendet. Am Rand des Saals haben verschiedene Gruppierungen Informationsstände aufgestellt. Das Publikum steht auf, einige verlassen den Saal, andere unterhalten sich, gehen zu den verschiedenen Infoständen oder beginnen die Stühle wegzuräumen.

Die IG klybeckinsel erprobt mit diesem Informationsanlass eine alternative Form der Partizipation der Quartierbevölkerung in der Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen.

*Akteur*innen und Rollen: „Ein widerständiges Quartier organisiert sich“³⁸⁰*

Die Veranstaltung „Stadtteil-Entwicklung für wen?“ ist von im Quartier Wohnenden selbst organisiert worden und unterscheidet sich in dieser Hinsicht vom zuvor beschriebenen offiziellen Mitwirkungsverfahren Feldberg 47. Vertreter*innen der Stadtverwaltung und Planungsbeauftragte sind demzufolge gar nicht oder nur als Zuhörende im Publikum beteiligt. Die Quartierbewohner*innen lassen sich – anders als bei den öffentlichen Anlässen des Mitwirkungsverfahrens Feldberg 47 – nicht nur informieren und bringen ihre Gedanken ein; sie agieren auch als Organisator*innen, Moderator*innen und Expert*innen. Die veränderte Zusammensetzung und die veränderten Rollen der Akteur*innen sind aus meiner Sicht ein wesentliches Merkmal dieser Praxis partizipativer Stadtentwicklung, was auch von den beteiligten Akteur*innen selbst verhandelt wird: Auf dem Flyer haben die Veranstaltenden den Anlass explizit als „Informationsveranstaltung vom Quartier für das Quartier“³⁸¹ angekündigt. Auch an der Veranstaltung wird Wert gelegt auf die Abgrenzung von den offiziellen, durch die Stadtverwaltung organisierten Informationsveranstaltungen. Die Moderation betont in ihrer Begrüssung, dass dieser

378 Feldnotizen Informationsveranstaltung „Stadtteil-Entwicklung für wen?“, 13. Mai 2014.

379 Feldnotizen Informationsveranstaltung „Stadtteil-Entwicklung für wen?“, 13. Mai 2014.

380 <http://www.klybeckinsel.ch> (Stand: 25. März 2019).

381 Flyer Informationsveranstaltung „Stadtteilentwicklung für wen“, 13. Mai 2014.

Abend von im Quartier Wohnenden und nicht von der Stadtverwaltung organisiert worden sei, und in der Diskussionsrunde beschreibt eine Person im Publikum, wie wertvoll sie es finde, dass sich das Quartier autonom von der Stadtverwaltung treffe. Als die IG klybeckinsel ein Jahr später einen zweiten Informationsanlass organisiert, weist sie auf dem Veranstaltungsflyer ebenfalls explizit darauf hin, dass der Anlass „quartierorganisiert“³⁸² sei. In ihrer Begrüssung spricht eine im Klybeck wohnhafte Politikerin die Anwesenden als erstes mit „Liebe Nachbarinnen und Nachbarn“³⁸³ an und betont, dass dies die zweite Veranstaltung sei, die „Quartieraktive“³⁸⁴ selbst organisiert hätten. Sie verbindet diesen Hinweis mit einer Kritik an der kantonalen Verwaltung: Die Durchführung von solchen Informationsveranstaltungen sei eigentlich deren Aufgabe, aber da der Kanton seiner Pflicht nicht nachkomme, würden sie sich als Bewohner*innen selbst organisieren, sich gegenseitig informieren und über ihre Anliegen sprechen.

Formate und Erzählungen, Annäherungen und Abgrenzungen

Trotz dieser deutlichen rhetorischen Distanzierung von den offiziellen Informationsanlässen und der Betonung darauf, dass es sich um einen durch die Quartierbevölkerung selbst organisierten Anlass handelt, haben die Veranstaltenden interessanterweise ein sehr ähnliches Partizipationsformat gewählt: Die Informationsveranstaltung „Stadtteil-Entwicklung für wen?“ findet ebenfalls an einem Abend unter der Woche und an demselben Ort statt – im grossen Saal des Quartiertreffpunkts Kleinhüningen – wie die Informationsanlässe des offiziellen Mitwirkungsverfahrens. Der Saal ist – mit Stuhlreihen für das Publikum, einem Beamer und einer Projektionsfläche – für Präsentationen in einem Plenumssetting eingerichtet. Der Ablauf der Veranstaltung ist durch die Organisator*innen vorgegeben und klar strukturiert. Der Fokus liegt auf dem Informieren und Anhören der Quartierbevölkerung. Eingeladene Expert*innen halten Vorträge mit PowerPoint-Präsentationen und Hellraumprojektoren, dem Publikum kommt dabei die Rolle der Zuhörenden zu; im Anschluss gibt es Fragerunden im Plenum, zwischendurch eine Pause, auch der obligate Apéro fehlt nicht. Die kommunikative Situation wird also auch hier durch Expert*innenpräsentationen und Fragerunden im Plenumssetting geprägt. Damit wird von der IG klybeckinsel ein etabliertes Format der offiziellen Basler Mitwirkungspraxis, die sie ja zugleich kritisiert, übernommen und fortgeschrieben.

Zugleich unterscheidet sich dieser Informationsanlass auch von seinen offiziellen Vorgängern, indem andere Expert*innen eingeladen werden und eine andere, eine ‚dem Quartier eigene‘ Erzählung vermittelt wird: Die vortragenden Expert*innen sind nicht Fachleute aus der Planungsprofession oder der Verwaltung, sondern

382 Flyer Informationsveranstaltung Hafenspasserelle, 5. Mai 2015.

383 Feldnotizen Informationsveranstaltung Hafenspasserelle, 5. Mai 2015.

384 Feldnotizen Informationsveranstaltung Hafenspasserelle, 5. Mai 2015.

Stadtbewohner*innen mit persönlicher Erfahrung als Mitglied offiziell eingesetzter Begleitgruppen oder als Aktive in zivilgesellschaftlichen Initiativen. Einige Redner*innen nennen bei der Vorstellung nicht nur ihren Namen, sondern erklären auch, was sie für einen Bezug zu den Quartieren Klybeck und Kleinhüningen haben. Die Verortung im Quartier verleiht ihnen Legitimität; die Redner*innen solidarisieren sich mit dem Publikum, indem sie sich durch diese Art der Vorstellung als ‚eine*r von euch‘ positionieren, als jemand, der zu den im Quartier Wohnenden und nicht zur Stadtverwaltung gehört und selbst direkt von den Veränderungen im Quartier betroffen ist.

In der Abfolge der verschiedenen Beiträge lässt sich eine klare Dramaturgie dieser Gegen-Erzählung erkennen: Im ersten Teil des Abends widmen sich Vorträge zu den Themen Stadtentwicklung und Aufwertung sowie zur Begleitgruppenarbeit der Situationsanalyse und Problembeschreibung. Sie vermitteln die Botschaft, dass (a) die durch die Stadtverwaltung geplanten Bauprojekte und die damit zusammenhängende Quartieraufwertung zu höheren Mieten und damit zu einer Verdrängung der ansässigen Bevölkerung führten und dass (b) die vorgesehenen offiziellen Formen der Mitwirkung im Hafenprojekt nicht funktionierten. Es wird also ein Problem aufgezeigt, erläutert, inwiefern die Anwesenden selbst von Stadtentwicklung betroffen sind, und damit auch eine Handlungsnotwendigkeit formuliert. Im zweiten Teil des Abends berichten verschiedene Personen von ihrem Engagement in widerständigen städtischen Gruppierungen. Diese Berichte stellen *good practices* dar und sollen aufzeigen, welche Handlungsmöglichkeiten die Quartierbewohner*innen haben. Dabei wird betont, wie wichtig die Vernetzung und die Selbstorganisation der Menschen im Quartier sind. Der abschliessende Teil des Abends sowie die Pausen bieten dem Publikum die Möglichkeit für Diskussion und Austausch, sowohl untereinander als auch mit den in der Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen engagierten Gruppierungen. Durch diese verschiedenen dramaturgischen Elemente wird einerseits ein Gegenwissen über partizipative Planungsprozesse aufgebaut. Es handelt sich dabei um ein reflexives Meta-Wissen, das sich kritisch mit den etablierten Mitwirkungsverfahren und Entwicklungsvisionen auseinandersetzt. Andererseits werden Notwendigkeit und Potenzial einer Vernetzung unter Nachbar*innen und Quartierbewohner*innen aufgezeigt.

Es kann also zusammengefasst werden, dass es sich bei der Informationsveranstaltung „Stadtteil-Entwicklung für wen?“ um eine durch Quartierbewohner*innen selbst organisierte Praxis partizipativer Stadtentwicklung handelt, die Quartierbewohner*innen ihr Betroffensein und ihr Handlungspotenzial in Bezug auf ein aktuelles Basler Stadtentwicklungsprojekt aufzeigen will. Das Format des Anlasses ähnelt demjenigen von Informationsanlässen offizieller Basler Mitwirkungsverfahren: Der öffentliche Informationsanlass der IG klybeckinsel findet in einem Quartier-treffpunkt statt und ist in seiner formalen Ausrichtung sprach- und verhandlungsbasiert. Zugleich unterscheiden sich die Akteur*innen und die Expert*innenrollen. Die IG klybeckinsel grenzt ihren Informationsanlass explizit von den offiziellen Mit-

wirkungsverfahren ab und vermittelt in den Gegen-Erzählungen der eingeladenen Redner*innen ein Meta-Wissen über partizipative Stadtentwicklung. Der Anlass dient dazu, die aktive Auseinandersetzung mit der Quartierentwicklung anzuregen und ein Bewusstsein für die Mängel des offiziellen Mitwirkungsverfahrens und die Gefahren der Stadtentwicklung zu stärken, worunter vor allem Aufwertung und Verdrängung verstanden werden. Erfolgreiche Beispiele selbstorganisierten Widerstands sollen die nachbarschaftliche Vernetzung von Quartierbewohner*innen und den gemeinsamen Widerstand gegen unerwünschte Entwicklungen anregen.

5.5.2.3 Modellbau: performative Formen der Mitwirkung

An der Informationsveranstaltung „Stadtteil-Entwicklung für wen?“ sind verschiedene der IG klybeckinsel angeschlossene Gruppierungen anwesend und haben Materialien aufgelegt. So werde ich auf den Verein „Das Modell“ aufmerksam. Dieser ist Mitglied der IG klybeckinsel und besteht aus einer Gruppe von im Klybeckquartier Wohnenden, die sich zum Ziel gesetzt hat, die von der Hafententwicklung direkt betroffenen Quartiere Klybeck und Kleinhüningen in einem Kartonmodell im Massstab 1:100 nachzubauen, zu Diskussionen anzuregen und eigene Ideen und Alternativszenarien für die Bebauung des Hafensareals zu entwickeln. Über den gemeinsamen Modellbau will der Verein die Quartierbevölkerung auf performative Weise in die Hafententwicklung einbeziehen; er setzt dabei mit der Tätigkeit des Bastelns gezielt auf nonverbale Mittel. Zum Zeitpunkt meiner Feldforschung findet einmal wöchentlich ein öffentlicher Bastelabend statt, bei dem Interessierte vorbeikommen und Modelle bauen können. Ich habe als teilnehmende Beobachterin im Zeitraum zwischen September 2014 und April 2015 an mehreren solchen Bastelabenden teilgenommen, ein Interview mit einem Vereinsmitglied geführt sowie weitere Anlässe besucht, an denen die Modellbaugruppe präsent war. Im Folgenden gebe ich einen Einblick in das Modellbauprojekt.

Kartonghäuser basteln

Auf seiner Webseite beschreibt sich der Verein Das Modell folgendermassen:

DAS MODELL ist ein Verein, der ab Sommer 2013 die beiden Quartiere Kleinhüningen und Klybeck in einem grossen Massstab aus Karton baut. Wir möchten mit dem Modell gemeinsam und partizipatorisch sowohl unsere Quartiere als auch die Entwicklung der Klybeckinsel überdenken und gestalten. Im MODELL werden Ideen entwickelt und diskutiert, sie werden veranschaulicht und begreifbar.

Der Verein DAS MODELL bietet die nötige Projektkoordination, Öffentlichkeitsarbeit und eine Räumlichkeit. Ausserdem erstellt der Verein Modellbaubögen zuhanden der

Bewohner, organisiert Workshop-Nachmittage, an denen die Bevölkerung niedrigschwellig mitbasteln kann und stellt das nötige Material und Werkzeug zur Verfügung.³⁸⁵

Auf der Startseite legt die Modellbaugruppe ihre Anliegen dar:

Unsere Vision ist der Bau eines Modells der Quartiere Kleinhüningen und Klybeck im Massstab 1:100, bei dem möglichst viele Bewohnerinnen und Bewohner ihr Haus aus Karton selbst bauen und damit ein städtebauliches Gesamt-Modell der beiden Quartiere erstellen. Die Quartiere Kleinhüningen und Klybeck stehen mit der Ankündigung einer Bebauung vor einschneidenden städtebaulichen Veränderungen. [...] DAS MODELL ist ein Werkzeug zum Dialog, zur Diskussion und Ausarbeitung von Ideen zur Hafen- und Stadtentwicklung. Die Nachbildung des eigenen Hauses als praktische Aufgabe ist ein erster Schritt zu einer emanzipierten und selbstbewussten Meinungsäußerung und Beteiligung am Stadtentwicklungsprozess.³⁸⁶

Diese Idee, als dort Wohnende die Quartiere Klybeck und Kleinhüningen in einem partizipativen Prozess als Modell nachzubauen, hat mich neugierig gemacht. Da meine schriftliche Kontaktanfrage unbeantwortet bleibt, fahre ich zu einem der offenen Bastelworkshops des Vereins, die – wie auf dem Flyer und der Homepage angekündigt – jeden Dienstag um 20 Uhr im Hinterhaus einer Wohngenossenschaft im Klybeckquartier stattfinden. Das erste Mal stehe ich vor verschlossenen Türen und einem Notizzettel, der mich darüber aufklärt, dass die Modellbaugruppe gerade Sommerpause macht. Als ich Anfang September 2014 das nächste Mal hinfahre, sehe ich Licht in den Fenstern des Gebäudes. Ich steige eine metallene Aussentreppe hoch; im ersten Stock schliesst ein Mann die Tür von innen auf und betrachtet mich mit einem verwunderten und neugierigen Blick. Ich erzähle von meiner Forschungsarbeit und meinen vergeblichen Versuchen, mit der Modellbaugruppe Kontakt aufzunehmen. Der Mann hört mir zu, ohne ein grosses Aufsehen aus meiner Anwesenheit und meinen Ausführungen zu machen. Er ist mittleren Alters und stellt sich mir – wir sind gleich per Du – als Fabian vor. Ich trete ein.

Der Raum, in dem der Bastelabend stattfindet, wirkt auf mich einladend und gemütlich: Gleich bei der Türe ist eine kleine Büroecke mit Schreibtisch, Computern und Unterlagen eingerichtet. Daneben steht ein Billardtisch und am anderen Ende des grossen Raums befindet sich eine Küche. In der Mitte des Raumes sind Tische mit Stühlen platziert; an der einen Wand ist eine Spielecke eingerichtet; ein paar alte Sessel sind auch vorhanden. Auf den frei liegenden Dachquerbalken sind die bisher gebastelten Kartonhäuser aufgestellt. Der Raum wirkt auf mich wie ein grosses, auf sympathische Art verlebtes Wohnzimmer.

Fabian ist gerade dabei, den Raum für den Bastelabend herzurichten. Nach ein paar Minuten kommt noch ein weiterer Mann, der sich mir als Michi vorstellt. Mehr Leute werden wir an diesem Abend nicht sein. Michi erzählt mir angetan vom

385 <http://dasmodell.org/?Verein> (Stand: 25. März 2019).

386 <http://dasmodell.org/?Idee> (Stand: 25. März 2019).

Modellbauprojekt: Für ihr Projekt hätten sie von einer Basler Stiftung einen Betrag von 25'000.-- Franken erhalten. Mit dem Geld habe man das nötige Bastelmaterial kaufen und die Herstellung der Modellbögen in Auftrag geben können.³⁸⁷ Er zeigt mir eines der bereits fertiggestellten Modelle und weist begeistert darauf hin, wie man durch den Modellbau den eigenen Wohnraum ganz anders wahrnehme und Dinge erkenne, die einem zuvor verborgen geblieben seien.

Als alles Material bereitliegt, erklären mir Fabian und Michi die Grundtechniken des Modellbaus. Meinen ersten Abend mit der Modellbaugruppe verbringe ich damit, eine Liegenschaft an der Kleinhünigerstrasse nachzubauen. Es handelt sich um ein Haus mit Giebeldach, ein geeignetes Einsteigerinnenmodell für mich als Modellbauneuling. Das Basteln erfordert meine volle Konzentration, sodass ich wenig spreche und vor allem Fabian und Michi zuhöre, die sich während des Modellbaus über dies und jenes unterhalten. Es gestaltet sich anfänglich gar nicht so einfach, das Japanmesser gerade am Lineal entlangzuführen und eine saubere Kante zu schneiden. Auch die Falztechnik, bei der auf der Rückseite Karton weggeschabt wird, beginne ich erst nach mehreren Bastelabenden zu beherrschen. Die Zeit vergeht schnell und das Modellbauen macht mir Spass. Ich schneide die Umrisse des Kartonhauses aus, falte die Ecken, bereite die Kanten für das Zusammenleimen vor. Fabian zeigt mir, wie beim Leimen vorgegangen wird und klebt die beiden Kartontstücke – eines für die Fassade und eines für das Dach – für mich zusammen. Er ist zufrieden mit dem Resultat und lobt mich für meine Bastelarbeit. Nach dem Leimen bessere ich ein paar Kanten des Kartonhauses nach, unterhalte mich mit Fabian und Michi und fahre kurz nach 22 Uhr nachhause.

Nach diesem ersten Abend nehme ich während circa eines halben Jahrs ein- bis zweimal pro Monat an den Bastelabenden teil. Ich bastle weitere Häuser, einfache Modelle und später etwas schwierigere. Als ich auf dem Flyer vom Bastelworkshop gelesen habe, habe ich mir einen Raum voller eifriger Bastler*innen vorgestellt. Es zeigt sich jedoch bald, dass es sich um einen kleinen Kreis engagierter Bewohner*innen handelt. An den Bastelabenden, an denen ich teilnehme, sind fast immer Fabian, Monika und André anwesend, manchmal auch noch weitere Personen, sodass inklusive mir selbst insgesamt jeweils zwischen drei und sechs Leute am Basteln sind. Die Stimmung an den Bastelabenden empfinde ich als locker: Nach 20 Uhr treffen die Leute nach und nach ein; einige bleiben bis zum Schluss, andere

387 Es handelt sich um rund 400 Gebäude. Für jedes Gebäude wurde ein Modellbaubogen anhand von 3D-Daten und Grundrissplänen der Stadt Basel einzeln angefertigt. Ein Teil der Modellbaubogen wurden von einem Vereinsmitglied erstellt und andere extern in Auftrag gegeben. Die Herstellung der Bastelbogen nahm viel Zeit und finanzielle Ressourcen in Anspruch. Die fertigen Modellhäuser sollen auf Modulplatten montiert werden, sodass auch nur ausgewählte Häuserblöcke aufgestellt werden können. Um das gesamte Quartier als Modell aufzustellen, würde aufgrund des gewählten, für den städtischen Modellbau ungewöhnlich grossen Massstabs 1:100 eine Fläche von circa vier auf zwanzig Meter benötigt.

gehen schon früher. Manchmal wird zielstrebig mit dem Auswählen und Zuschneiden der Bastelbogen angefangen; manchmal unterhalten wir uns zuerst eine Weile. Manchmal bastelt jede*r für sich an einem Haus, manchmal wird gemeinsam ein grösseres Gebäude erstellt. Manchmal fertigt jede*r nur ein Haus an und um 22 Uhr wird schon zusammengepackt; manchmal beginnen wir um diese Zeit alle noch ein zweites Haus und gehen erst nach 23 Uhr nachhause. Während des Bastelns unterhalten wir uns – über Privates und Berufliches, über den Modellbau, die Entwicklungen auf dem Hafenable und weltpolitische Ereignisse. Im Raum hängt Zigarettenrauch. Neben den Bastler*innen sind ab und zu auch ein paar Männer da, die Billard spielen, sich unterhalten, Bier trinken. Indie-Musik erklingt aus den Lautsprechern; einmal spielt jemand Gitarre. Ich fühle mich wohl und auf eine unkomplizierte Art aufgenommen in der Bastelrunde, auch wenn ich als nicht im Quartier wohnende und damit auch nicht bereits bekannte, nicht rauchende, nicht in der IG klybeckinsel engagierte Frau, die von der Uni kommt, zugleich auch eine Aussenseiterin bin.

Die hier beschriebenen, wöchentlichen Bastelabende bilden zum Zeitpunkt meiner Feldforschung die Hauptaktivität des Vereins Das Modell. Gelegentlich ist der Verein mit seinen Modellbauten auch an Quartieranlässen präsent. Ausserdem diskutieren die Aktiven immer wieder verschiedene Ideen zur Bekanntmachung des Vereins in der Bevölkerung.

Vom Entwurf eines Gegenmodells zum Nachbau des bestehenden Quartiers

Bei einem Interview im Sommer 2015 erzählt mir Fabian, ein aktives Mitglied des Vereins, wie die Idee des gemeinsamen Modellbaus entstanden sei:

Also bei mir hat es eigentlich angefangen, dass ich mich nach dieser Quartierinfo vom Baudepartement in diese Begleitgruppe eingeschrieben habe. Und dann bin ich dort aufgenommen worden und dann haben sie uns bei der ersten Sitzung diese Modelle gezeigt. Und die haben mich schlichtweg schockiert. Und dann habe ich dort angefangen auszurufen, da müsse ein Gegenmodell hin.³⁸⁸

Die Konfrontation mit den dreidimensionalen Visualisierungen der geplanten Überbauung des Hafenableals war für Fabian ein aufrüttelnder Moment. Er beschloss daraufhin, auch für andere interessierte Quartierbewohner*innen eine Besichtigung dieser Modelle zu organisieren. Dabei stellte er das zuständige Bau- und Verkehrsdepartement vor vollendete Tatsachen: Er nahm dessen Aussage, dass die Modelle öffentlich zugänglich seien, beim Wort und hängte, ohne dies zuerst mit der Verwaltung abzusprechen, im Quartier Plakate mit der Ankündigung eines Besichtigungstermins auf. Die Besichtigung stiess auf reges Interesse und der Anlass wird vom Soziologen Reto Bürgin, der sich mit den Entwicklungen rund um das

388 Interview mit Fabian Waser, 15. Juli 2015.

Hafenareal beschäftigt hat, rückblickend als „wegweisende Aktion“³⁸⁹ im Hinblick auf die Formierung des Widerstands im Quartier bezeichnet. Bei der Besichtigung propagierte Fabian nochmals ein Gegenmodell. Danach kam er jedoch zunächst wieder von dieser Idee ab. Denn, so erklärt mir Fabian im Interview, jede Veränderung könne Gentrifizierung auslösen, und indem sie als Quartierbewohner*innen ein Modell für das Hafenareal bauten, würden sie letztlich signalisieren, dass sie eine Veränderung akzeptierten. Die Vorstellung, proaktiv vorzugehen und eigene Gestaltungsmöglichkeiten für das Hafenareal zu entwickeln, anstatt ‚nur‘ die bestehenden Entwürfe zu kritisieren, habe ihn jedoch nicht losgelassen, und als sie bei einer Sitzung der IG klybeckinsel über den Modellbau gesprochen hätten, sei André dazugestossen:

Also weisst du, meine Idee ist eigentlich gewesen, dass wir wirklich (da?) eine Alternative für die Insel versuchen (...) zu bauen, mit verschiedenen Modulen. Ich habe mir erhofft, dass da diverse Ideen kommen für den gleichen Standort. Dann hätte man die verschiedenen Module austauschen können. Und ich habe mir krampfhaft überlegt, wie könnte man da noch ein paar Häuschen an den Rand stellen vom bestehenden Quartier, um diesen Bezug zu schaffen, weisst du. Und dann hat André das 3D-Modell der Stadt entdeckt auf dem Geoportal³⁹⁰. [...] Dann ist er auf die Idee gekommen mit diesen Bastelbogen, weisst du. Und (...) dann sind wir (irgendwie?) grössenwahnsinnig geworden und haben gefunden, (ja und?) dann bauen wir doch grad das ganze Quartier (schmunzelt).³⁹¹

Fabians Initialidee ist es also gewesen, ein Gegenmodell für das ehemalige Hafenareal zu bauen. Der Nachbau des bestehenden Quartiers spielt bei diesem Ansinnen eine untergeordnete Rolle und dient vor allem dazu, das Hafengebiet – und damit auch das Gegenmodell – in einen räumlichen Kontext einzuordnen. Für Fabian liegt der Fokus darauf, dass im Quartier Wohnende ihre eigenen Ideen einbringen und als Modell umsetzen können, sodass Alternativen zu den offiziellen Stadtentwicklungsszenarien aufgezeigt werden können. Er stellt sich dies idealerweise als einen kontinuierlichen, über Jahre andauernden Prozess vor, bei dem, angepasst an die aktuelle Situation, immer wieder neue Ideen entworfen werden:

Also da könnten, 100'000 Ideen könnten (durch?) das Modell entstehen, weisst du. Und das muss ja nicht dann wirklich ausgeführt werden, oder. (...) [...] Eben von Panzerübungsgelände bis zu (schmunzelt) einfach alles, wirklich ohne Zensur, darf jeder seinen Furz als Modell bauen. Das fände ich noch toll.³⁹²

389 Bürgin 2015, S. 118. Auch Fabian erzählt im Interview, in etwas lapidarer Wortwahl, dass sich nach der Besichtigung „dieses klybeckinsel-Zeugs“ (Interview mit Fabian Waser, 15. Juli 2015) zu entwickeln begann.

390 Siehe <https://www.geo.bs.ch> (Stand: 25. März 2019).

391 Interview mit Fabian Waser, 15. Juli 2015.

392 Interview mit Fabian Waser, 15. Juli 2015.

Liegt der Fokus anfänglich auf dem Bau eines Gegenmodells mit verschiedenen Alternativszenarien, rückt später – durch die Möglichkeit, anhand von Geodaten der Stadt Basel Bastelbogen der vorhandenen Gebäude zu erstellen – der Nachbau der bestehenden Quartiere in den Vordergrund. An den Bastelabenden, die ich in den Jahren 2014 und 2015 besuche, werden demnach keine eigenen Ideen für das Hafanareal als Modell entworfen. Stattdessen verbringen wir, wie oben geschildert, die Abende damit, mit den Bastelbogen die vorhandenen Gebäude in Klybeck und Kleinhüningen als Kartonmodelle nachzubauen. Bereits bei meinem ersten Bastelabend erklärt mir Fabian, dass sie sich mit dem Nachbau der bestehenden Quartiere verzettelt hätten, denn sie wollten ja auch ein alternatives Modell für das umzugestaltende Hafanareal entwickeln. Es sei an der Zeit, dass dieser kreative Prozess anfangen. Auch im Interview schildert er dies als Problem: „Ja, das ist natürlich auch ein wenig ein Problem, weil ich meine, jetzt sind wir da am hunderte von Häuschen basteln und (...) um das ist es mir ja nicht unbedingt gegangen. Mir ist es wirklich darum gegangen, da zu versuchen, eine Alternative aufzuzeigen.“³⁹³ Wie Fabian findet auch André, dass sie sich mit dem Nachbau der bestehenden Gebäude verzettelt hätten, und er scheint auch aus einem anderen Grund unzufrieden zu sein: An mehreren der von mir besuchten Bastelabende weist er darauf hin, dass er es nicht sinnvoll finde, als Gruppe die Modelle grösstenteils selbst zu bauen. Eigentlich hätten sie beabsichtigt, dass die Quartierbewohner*innen ihr Wohnhaus selbst basteln würden. Seine Idee sei gewesen, in jeden Briefkasten einen Bastelbogen zu legen, was sich jedoch als sehr aufwändig erwiesen habe. Es brauche fast mehr Zeit, an die Leute heranzukommen und sie zu motivieren, als die Gebäude einfach selbst zu basteln, erzählt er. Jemand habe dann die Idee mit den Bastelabenden eingebracht, die schliesslich auch umgesetzt worden sei. André ist nicht glücklich darüber, dass die Bastelbogen (bisher) nicht breit verteilt worden sind. Mit der Bemerkung, dass „die anderen“ die Briefkasten-Idee nicht gut fänden, deutet er gruppeninterne Uneinigigkeiten hinsichtlich der Frage an, wie die Quartierbevölkerung beim Modellbau involviert werden könne.

Während Fabians Anliegen darin besteht, auf partizipative Weise ein Gegenmodell zu den Entwürfen der Stadtverwaltung zu bauen und verschiedene Alternativszenarien für die Nutzung des Hafanareals zu entwickeln, versteht André das Basteln des *eigenen* Hauses als niederschweligen Zugang, um die im Quartier Wohnenden überhaupt in die Stadtentwicklung einzubeziehen. Er umschreibt das mit dem englischen Begriff *commitment*, den jemand anderes aus der Modellbaugruppe im Konzeptpapier des Vereins verwendet hat. Es geht André um ein *commitment* für das Quartier, um ein Bekenntnis zu dem und ein Engagement für den geteilten Lebensraum. Indem Bewohner*innen ihr Haus und das Quartier als Modell (mit-)bauen, sollen sie nicht nur ein stärkeres Interesse für dieses Quartier entwickeln, sondern auch den Wunsch und die Bereitschaft, dieses Quartier mitzugestalten und sich in die Stadtentwicklung einzubringen.

393 Interview mit Fabian Waser, 15. Juli 2015.

Quartier und Stadtentwicklung greifbar machen: Das Modell als Werkzeug zum Dialog

Über diese unterschiedlichen Schwerpunkte hinweg teilen Fabian und André das Anliegen, das Modell als „Werkzeug zum Dialog“³⁹⁴ zu nutzen, so wie es auch auf der Vereinswebseite formuliert ist. Dieses Selbstverständnis drückt sich zum Beispiel in der Anschlagtafel aus, an der Fabian über mehrere Wochen arbeitet: Die Tafel soll am Vorderhaus der Wohngenossenschaft befestigt werden und so auf die Bastelabende aufmerksam machen. Über der Tafel sind zwei Modellbauten mit ausgehöhlten Fenstern und inwendig montierten Lampen befestigt, die als Laterne fungieren. Die Überschrift der Tafel lautet „Wir selber bauen unser Quartier. Verein DAS MODELL + Denk- und Traumtank“. Der Slogan „Wir selber bauen unser Quartier“ ist eine Adaption des Mottos der IG klybeckinsel („Wir selber bauen unsere Stadt!“) und findet sich in mehrere Sprachen übersetzt auch auf dem Rahmen der Anschlagtafel wieder. Als ich Fabian auf die Bezeichnung „Denk- und Traumtank“ anspreche, erwidert er schelmisch lächelnd, dass andere ja auch einen Think Tank hätten und dass es beim Modellbau ebenfalls darum gehe, zusammenzukommen, miteinander zu sprechen und sich Gedanken über die Entwicklungen im und rund um das Hafengebiet zu machen. Auch für André ist dieser Austausch ein zentrales Anliegen. Er erwähnt mehr als einmal, dass ihm das fertige Modell gar nicht so wichtig sei und es ihm vielmehr um den Prozess, die Gespräche und Ideen gehe, die sich beim gemeinsamen Bauen entwickelten. An den Bastelabenden, an denen ich teilnehme, tauschen sich die anwesenden Bastler*innen in der Tat über dies und jenes aus: Es werden Geschichten von früher erzählt oder aktuelle Alltagserlebnisse; es wird über den Modellbau oder die Hafentwicklung gesprochen und man spinnt Ideen. Die Bastelabende bieten damit eine Plattform, um als im Quartier Wohnende zusammenzukommen, sich auszutauschen und (stärker) zu vernetzen.

Nicht nur das gemeinsame Modellbauen, sondern auch das fertige Modell regt Diskussionen an. Dies zeigt sich deutlich am zweiten durch die IG klybeckinsel organisierten Informationsabend, der im Mai 2015 stattfindet und sich, wie bereits erwähnt, der Idee widmet, über die Gleise der Hafenbahn eine Passerelle vom Klybeckquartier zum Rheinufer zu bauen.³⁹⁵ An der Informationsveranstaltung werden architektonische Entwürfe von Fachhochschulstudierenden für eine mögliche Pas-

394 <http://dasmodell.org/?Idee> (Stand: 25. März 2019).

395 Zwischen dem Klybeckquartier und dem Rhein befindet sich die Hafenbahn, die mit einem Zaun abgegrenzt ist. Nur am Anfang und am Ende des Uferabschnitts befindet sich ein Zugang, was dazu führt, dass ein Grossteil der Bevölkerung des Klybeckquartiers einen weiten Umweg in Kauf nehmen muss, um zum eigentlich nahegelegenen Rheinufer zu kommen. Eine Passerelle über die Gleisanlagen soll Abhilfe schaffen und eine direkte Verbindung von der Mitte des Klybeckquartiers zum Rheinufer ermöglichen. Um den Bau einer Passerelle voranzutreiben, wurden bereits Unterschriften für eine Petition gesammelt, ein politischer Vorstoss im Kantonsparlament eingereicht und von Architektur- und Bauingenieurstudierenden im Rahmen eines Studienprojekts verschiedene

serelle über die Gleise im Klybeck sowie beispielhafte bereits gebaute Passerellen über andere Bahngleise vorgestellt. Anschliessend können die Anwesenden in einer Plenumsdiskussion ihre eigenen Vorstellungen und Wünsche einbringen. Die Modellbaugruppe ist an diesem Anlass zu Gast und hat hinten im Saal die an die Bahngleise angrenzenden Häuserzeilen als Modell aufgestellt. Neben den Kartonhäusern dreht eine Spielzeugbahn ihre Runden und markiert den Standort der Hafentram. Am Ende des Informationsanlasses gruppieren sich die Anwesenden rund um das Modell. Ein Mann führt anhand einer selbst gebastelten Holzbrücke die mögliche Positionierung der Passerelle und verschiedene Rampenaufgänge vor. Im Anschluss an diesen Input entwickelt sich unter den Anwesenden eine angeregte Diskussion über die ideale Lage der Passerelle, über mögliche Lärmbelastigungen³⁹⁶ oder die Gefahr, dass die Brücke zur Gentrifizierung des Quartiers beitrage. Es werden verschiedene Aspekte eingebracht und abgewogen. Die Kommunikation erscheint mir weniger hierarchisch und spontaner als an anderen Informationsanlässen. Dazu trägt zum einen die räumliche Anordnung bei: Alle stehen im Kreis um das Modell; es gibt keine räumliche Unterteilung in Redende und Zuhörende, Expert*innen und Lai*innen. Zum anderen hat sich die Diskussion spontan unter an Stadtentwicklung interessierten Bewohner*innen entwickelt. Es gibt keine moderierende Person, welche die Diskussion mit Fragen und anderen Methoden der Gesprächsführung vorstrukturiert. Es sind keine Planungsexpert*innen, keine Entscheidungsträger*innen anwesend; die Personen unterhalten sich als betroffene und interessierte Lai*innen miteinander. Auch wenn in den Voten unterschiedliche Ansichten zum Vorschein kommen, geht es primär darum, als im Quartier Wohnende einen Konsens, eine gemeinsame Position hinsichtlich des Baus einer Passerelle zu finden. Das Modell dient hier dazu, das gewünschte Bauprojekt Passerelle zu veranschaulichen und mögliche, mit dem Bau zusammenhängende Entwicklungen zu diskutieren. Ideen und Pläne können auf Modellebene aufgezeigt und in Beziehung zu den bestehenden räumlichen Strukturen des Quartiers gesetzt werden. Durch das Modell wird Stadtentwicklung – als konkrete bauliche Intervention ebenso wie als damit zusammenhängende Entwicklungen in der Umgebung des Bauprojekts – greifbar gemacht.

Auch die bestehenden an den Hafen angrenzenden Quartiere werden durch das Modell als spezifischer lokaler Raum greifbar. Die Modellbaugruppe schreibt auf ihrer Webseite zwar explizit, dass sie „die beiden Quartiere Kleinhüningen und Klybeck“³⁹⁷ als Kartonmodell baue. Im Modell selbst werden jedoch keine Grenzen gezogen und die Quartiere Klybeck und Kleinhüningen verschmelzen zu einer

Entwürfe erstellt. Zum Zeitpunkt des Verfassens dieser Publikation ist die Idee einer Passerelle jedoch noch nicht umgesetzt worden.

396 Am Rheinufer finden zurzeit, wie bereits erwähnt, verschiedene Zwischennutzungen statt. Einige Anwesende befürchten deshalb, dass Partygänger*innen nach Barbesuchen und Konzerten am Rheinufer über die Brücke und durch das Quartier nachhause gehen und die Nachtruhe der Anwohnenden stören könnten.

397 <http://dasmodell.org/?Verein> (Stand: 25. März 2019).

räumlichen Einheit, werden als *ein* Quartier greifbar. Das Modell lässt das Quartier aus der Vogelperspektive anders erfahren. Michi hat, wie bereits erwähnt, schon bei unserer ersten Begegnung davon geschwärmt, wie für ihn durch das Modell neue Seiten am Quartier erkennbar würden. Auch Fabian findet es spannend, durch den Modellbau einen anderen Blick auf die räumlichen Strukturen von Klybeck und Kleinhüningen zu erhalten:

Und es ist natürlich dann schon noch spannend, wenn (du dann?) die ganzen Strukturen, die jetzt bestehen, wirklich mal als Modell dastehen hast. Und der Massstab 1:100 ist ja auch schon völlig grössenwahnsinnig. Aber trotzdem: Es ist „huere“ spannend, weil du siehst natürlich schon viel mehr Details, als wenn du so Mini-Dinge hast.

Durch die modellhafte Darstellung verändert sich der Blick auf den städtischen Raum, was auch die Kulturanthropologin Beate Binder beschreibt:

Durch die Reduktion des städtischen Raums auf ein Kartenbild oder ein gebautes Modell wird eine eingeschränkte, daher aber kohärente und optisch konsistente Repräsentation einer Situation geschaffen, die das Gefühl der Handhabbarkeit vermittelt und damit Planung ermöglicht. Mit Abstraktion, Formalisierung und Kodifizierung wird das verwirrende Durcheinander einer Stadt in ein geordnetes Nebeneinander überführt, sodass auch grosse Areale „auf einen Blick“ erfasst werden können. Überblick erzeugt das Gefühl der Beherrschbarkeit, denn er abstrahiert von beunruhigenden Widersprüchen und Uneindeutigkeiten. Eine erfahrungsbereinigte Form der Darstellung, die Bruno Latour treffend charakterisiert: „In einem wunderbaren Widerspruch erfasst das Wort ‚Übersicht‘ genau die beiden Bedeutungen dieser Beherrschung durch den Blick, da es gleichzeitig bedeutet, etwas zu überblicken und etwas zu übersehen, d.h. zu ignorieren.“³⁹⁸

Im Kartonmodell wird das Quartier abstrahiert nachgebildet und auf Strassenzüge und Gebäudeanordnungen reduziert. Es wird als räumliche Einheit dargestellt und zeitlich fixiert, indem der Zustand zu einem ausgewählten Zeitpunkt als Modell gebaut wird. Die Verkleinerung auf den Massstab 1:100 ermöglicht es, das Quartier aus der Vogelperspektive auf einen Blick zu erfassen, und vermittelt damit einen Eindruck von Übersicht. Das Modell macht sowohl das bestehende Quartier als auch zukünftige Entwicklungen greifbar und dient so als Diskussionsmedium.

Der Verein Das Modell vereint, so lässt sich an dieser Stelle zusammenfassen, verschiedene – zum Teil konkurrierende, zum Teil sich ergänzende – Ziele: (1) Der Modellbau und das Modell sollen Stadtentwicklung und deren Auswirkungen auf das Quartier greifbar machen und die Grundlage für Diskussionen bilden. (2) Durch den Bau des eigenen Hauses sollen im Quartier Wohnende auf niederschwellige Art performativ in die Stadtentwicklung einbezogen werden. (3) Der partizipative Modellbau soll es ermöglichen, eigene Ideen und Alternativszenarien für das Hafanareal zu entwickeln.

398 Binder 2009, S. 133.

Es handelt sich beim Verein um eine zivilgesellschaftliche Bottom-up-Initiative partizipativer Stadtentwicklung. Ihn verbindet mit der Informationsveranstaltung „Stadtteil-Entwicklung für wen?“ das Anliegen, die Quartierbevölkerung in die Stadtentwicklung einzubeziehen, und er versteht sich selbst dabei als Gegenentwurf zu den offiziellen Stadtentwicklungs- und Partizipationspraxen. Die Quartierbevölkerung soll nicht nur als Ideenlieferant in der Stadtentwicklung mitwirken, sondern die Stadt nach eigenen Vorstellungen aktiv mitgestalten, was sich im informellen Vereinsmotto „Wir selber bauen unser Quartier!“ ausdrückt.

Im Unterschied zu den offiziellen Mitwirkungsanlässen, wie ich sie in Zusammenhang mit dem Verfahren Feldberg 47 beschrieben habe, aber auch im Unterschied zur Informationsveranstaltung der IG klybeckinsel ist die partizipative Praxis des Vereins Das Modell deutlich weniger sprach- und verhandlungsbasiert und setzt stattdessen auf die manuelle Tätigkeit des gemeinsamen Bastelns. Auch wenn die Bastelabende ähnlich ablaufen, sind sie doch weniger durch die Organisator*innen vorstrukturiert und stärker situativ durch die Anwesenden gestaltet, als dies bei den Informationsanlässen der Fall ist. Es gibt keine fixen Anfangs- und Schlusszeiten und der Verlauf der Bastelabende ist jedes Mal etwas anders. Die Praxis des Modellbauvereins besteht im Kern darin, gemeinsam neue Formate der Partizipation zu erproben und eigene Ideen für die Stadt- und Hafententwicklung zu entwickeln. Zugleich bedient sich die Modellbaugruppe eines etablierten Formats, nämlich des 3D-Modells, das neben Kartenzzeichnungen ein übliches Visualisierungs- und Kommunikationswerkzeug von Architektur und Stadtplanung ist.³⁹⁹ So entsteht bei der Modellbaugruppe wie auch beim Informationsanlass „Stadtteil-Entwicklung für wen?“ ein komplexes Geflecht von Annäherungen an und Abgrenzungen von etablierten Praxen der Stadtentwicklung.

5.5.3 *Partizipation und Machtgefälle in der Stadtentwicklung*

Ich habe dieses Kapitel mit der Vorstellung dreier unterschiedlicher Praxen partizipativer Stadtentwicklung in Basel begonnen: des offiziellen Mitwirkungsverfahrens zur Umnutzung der Liegenschaft Feldberg 47 sowie zweier zivilgesellschaftlicher Bottom-up-Initiativen, welche die Quartierbevölkerung in die Umnutzung des Basler Hafens einbeziehen wollen. In allen drei Praxen werden Vorstellungen von Urbanität verhandelt: Unterschiedliche Akteur*innen setzen sich mit der Frage auseinander, wie Stadt und insbesondere bestimmte Gebäude und Gebiete in der Stadt sich zukünftig entwickeln sollen und wie dort gelebt werden soll. Es handelt sich bei diesen unterschiedlichen Praxen partizipativer Stadtentwicklung um, wie es Beate Binder formuliert, „spezifisch gerahmte kulturelle Formen der Kommunikation“⁴⁰⁰,

³⁹⁹ Vgl. z. B. Binder 2009, S. 132.

⁴⁰⁰ Binder 2009, S. 84.

die von „eigenen Modi der Darstellung und Logiken der Aufführung“⁴⁰¹ sowie „zeitliche[n] und räumliche[n] Arrangement[s]“⁴⁰² geprägt sind. Mitwirkungsanlässe und Treffen sind also spezifische Interaktionssituationen, die durch kommunikative Logiken, zeitliche Abläufe und räumliche Umgebung vorstrukturiert sind. Diese Strukturierungen beeinflussen, was, wie, wann, von wem und zu wem gesagt werden kann, beziehungsweise welche „Vorstellungen und Deutungen sichtbar und anschaulich gemacht“⁴⁰³ und verhandelt werden. In anderen Worten: Wie die Praxen partizipativer Stadtentwicklung organisiert sind, hat einen wesentlichen Einfluss darauf, wer welche Vorstellungen von Stadt – konkreter: Vorstellungen in Bezug auf ein jeweils spezifisches Stadtentwicklungsprojekt – wie einbringen kann und welche Vorstellungen Gehör finden. So wird in den hier dargestellten Praxen partizipativer Stadtentwicklung immer auch das Verhältnis zwischen verschiedenen an der Stadtentwicklung beteiligten Akteur*innen ausgehandelt, insbesondere zwischen der Profession der Stadtentwicklung/-planung und den Stadtbürger*innen. Die professionelle Expertise der ‚offiziellen‘ – das heisst von den Behörden angestellten oder beauftragten – Stadtplaner und -entwicklerinnen wird kombiniert mit der und herausgefordert durch die Alltagsexpertise der Stadtbewohner*innen. Die Neuaushandlung dieses Verhältnisses ist ein wesentliches Element partizipativer Stadt(teil)entwicklung.

Das Verhältnis zwischen Expert*innen und Bürger*innen hat sich, so der Soziologe Jürgen Gerhards, in unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilbereichen in der Bundesrepublik Deutschland in der Zeit zwischen 1960 und 1989 fundamental geändert. In diesem Zeitraum, insbesondere zwischen 1965 und 1975, habe ein „*Aufstand des Publikums*“⁴⁰⁴ stattgefunden, in dem „[d]ie Rechte und Inklusionsansprüche der Laien [...] im Verhältnis zu den Autoritätsrollen in fast allen Bereichen gestiegen [sind]“⁴⁰⁵. Das Aufkommen der partizipativen Stadtentwicklung/-planung lässt sich mit diesem veränderten Verhältnis zwischen Bürger*innen und Autoritäten erklären. Die Geografinnen Marit Rosol und Iris Dzudzek führen die Entwicklung der partizipativen Planung in der Bundesrepublik Deutschland auf Bürgerbewegungen in den 1960er-Jahren zurück, als Bürgerinitiativen und Protestbewegungen die Allmacht des Staates kritisiert und mit ihren inhaltlichen Standpunkten auch die Forderung nach mehr Mitbestimmungsrechten verbunden haben. Ab den 1970er-Jahren sind nach und nach Formate partizipativer Planung entwickelt worden; ab den 1990er-Jahren kann dann von einer eigentlichen Hochkonjunktur partizipativer Stadtentwicklung gesprochen werden. Kooperative Planung ist – auch in der Schweiz – zur Maxime guter stadtplanerischer Praxis und zum Leitbild der Stadtentwicklung

401 Binder 2009, S. 88.

402 Binder 2009, S. 159.

403 Binder 2009, S. 84.

404 Hervorhebung im Original. Gerhards 2001, S. 167.

405 Gerhards 2001, S. 167.

geworden.⁴⁰⁶ Die deutsche Bundeszentrale für politische Bildung spricht beim Bundeskongress 2012 dementsprechend von einem „Zeitalter der Partizipation“⁴⁰⁷.

Diese partizipativen Praxen werden von Wissenschaftler*innen verschiedener Disziplinen kritisch beleuchtet.⁴⁰⁸ Forschende verweisen darauf, dass die vor allem offiziellen Beteiligungsverfahren eingeschriebenen Machtverhältnisse die Deutungs- und Handlungsmacht der partizipierenden Bevölkerung beschränken. Bekannt ist in diesem Zusammenhang der Artikel „A Ladder of Citizen Participation“ von Sherry Arnstein aus dem Jahr 1969.⁴⁰⁹ Arnstein entwirft darin eine abgestufte Skala der Bürger*innenbeteiligung, die von Nicht-Partizipation über diverse Arten von Alibiübungen (wozu sie auch das Informieren und Anhören von Bürger*innen zählt) bis hin zu verschiedenen Graden von *citizen power* reicht. Sie kritisiert, dass die meisten Beteiligungsverfahren die Stufe der Alibiübungen nicht überschreiten würden. Diese Verfahren, so Arnstein, glichen leeren Ritualen, da den beteiligten Bürger*innen nicht die Macht zugestanden werde, das Ergebnis des Prozesses zu beeinflussen. Wahre Partizipation, so Arnstein, müsse mit einer Umverteilung von Macht einhergehen. Dass eine solche Machtumverteilung nicht stattfindet und Partizipationsprozesse im Gegenteil als eine Art der Machtausübung zu verstehen seien, wird auch in aktuelleren Publikationen argumentiert. Partizipationsprozesse werden dabei als Formen neoliberaler Governance beschrieben:⁴¹⁰ Es handle sich, so der Soziologe Rolf Keim, bei Beteiligung um „eine komplexe Form der Machtausübung“⁴¹¹, um eine spezifische Form des Regierens. Widerstand werde in „konsensorientierte[], partizipative[] Aushandlungsformen“⁴¹² integriert und dadurch ausgehebelt. Diese Vereinnahmung und Entschärfung von Widerstand durch Beteiligung ist unter anderem auch an einem durch das Hamburger Netzwerk „Recht auf Stadt“ organisierten Kongress thematisiert und als „partizipatorische[r] Kuschelangriff“⁴¹³ beschrieben worden. Diskutiert wird auch, inwiefern partizipative Planung ihr Versprechen einer kooperativen Stadtentwicklung einlöse und Stadtbewohner*innen mit unterschiedlichen Hintergründen tatsächlich eine gleichberechtigte Mitwirkung ermöglichen. In diesem Zusammenhang wird unter anderem darauf hingewiesen, dass sozial schwächere Akteur*innen durch das Format der Mitwirkung – zum Beispiel durch die Ansprüche an Eloquenz, Zeitressourcen und Auseinandersetzung mit komplexen Inhalten – häufig ausgeschlossen würden und vor allem Menschen mit einem höheren sozialen Status die Möglichkeit hätten, ihre Anliegen einzu-

406 Die Ausführungen zur Entwicklung der partizipativen Planung beziehen sich auf Rosol/Dzudzek 2014, S. 212 f.

407 <https://www.bpb.de/dialog/136656/das-zeitalter-der-partizipation-start-bundeskongress-politische-bildung> (Stand: 26. März 2019).

408 Vgl. z. B. Keim 2014, Klöti 2016 oder Rosol/Dzudzek 2014.

409 Arnstein 1969.

410 Vgl. z. B. Keim 2014, Klöti 2016 oder Rosol/Dzudzek 2014.

411 Keim 2014, S. 179.

412 Rosol/Dzudzek 2014, S. 215.

413 <http://kongress.rechtaufstadt.net/index.html> (Stand: 26. März 2019).

bringen und durchzusetzen.⁴¹⁴ Partizipation wird so „zum Privileg ohnehin privilegierter Bevölkerungsgruppen“⁴¹⁵. Dass nur ein schmales Bevölkerungssegment an Beteiligungsverfahren teilnimmt, wird als ein übliches Problem von partizipativer Planung diskutiert. So hält beispielsweise die Raumplanerin Sandra Huning fest:

Trotz aller damit einhergehender Erfolge lässt sich nach wie vor beobachten, dass sich häufig nur bestimmte Gruppen beteiligen und andere Gruppen abwesend bleiben (vgl. z. B. von Alemann/Gehne/Strünck et al. 2002; Groeger 2002; Schmitt 2002). Die „gebildeten und artikulierten Mittelklassen“ (Nolte 2022: 11) beteiligten sich immer noch deutlich häufiger als arme und arbeitslose Bevölkerungsgruppen, Frauen seltener als Männer, Menschen mit Migrationshintergrund seltener als Menschen ohne. „Geordnete Bürgerbeteiligungen, methodisch sauber moderiert, grenzen die Bevölkerungsgruppen aus, die sich gar nicht, ungeordnet, lautstark und/oder anarchisch äussern“ (Weitz 2006; 22).⁴¹⁶

Auch Klaus Selle weist darauf hin, dass in der Regel nur bestimmte gesellschaftliche Gruppen bei partizipativen Planungsprozessen teilnehmen. Es werde zwar pauschalisierend von „den Bürgerinnen und Bürgern“⁴¹⁷ gesprochen,

[d]iejenigen, die öffentliche Veranstaltungen zu kommunalen Entwicklungs-Plänen besuchen oder sich zu diesen Themen im Netz äussern, repräsentieren aber nur einen kleinen Ausschnitt der Stadtgesellschaft. Wer ist nicht da? Die kommunalen Eliten fehlen zumeist gänzlich. Sie haben für so etwas keine Zeit, halten die Diskussionen ohnehin für „ertragsarme Plauderveranstaltungen“, in denen die „Bürger nur ihre Befindlichkeiten zur Schau stellen“. Zudem wissen sie ihre eigenen Interessen auf andere Weise nachdrücklich zu vertreten. [...] Nahezu vollständig aber fehlt das gesamte andere Ende des gesellschaftlichen Spektrums: Bildungsferne Schichten, migrantische Milieus, Menschen in prekären Lebenssituationen etc. pp. Das ist nicht verwunderlich. Diese Menschen haben andere Sorgen.⁴¹⁸

Partizipative Planung ist also, wie Huning ausführt, in doppelter Weise von Machtungleichheiten durchzogen: zum einen zwischen planenden Expert*innen und mitwirkender Bevölkerung, indem die Verwaltung sowohl Rahmenbedingungen, Ablauf und Formate der Mitwirkung vorgibt als auch die Entscheidungsmacht im Planungsprozess bei sich behält; zum anderen aber auch zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen, indem die Mittelschichten die Verfahren dominieren und damit auch ihre Anliegen mehr Gehör finden.⁴¹⁹

414 Vgl. z. B. Keim 2014, S. 184 f., Klöti 2016, S. 55 und S. 62 f. und Rosol/Dzudzek 2014, S. 214.

415 Keim 2014, S. 183.

416 Huning 2014, S. 35 f.

417 Hervorhebung im Original. Selle 2011, S. 7.

418 Selle 2011, S. 7.

419 Vgl. Huning 2014, S. 35.

Dieses Machtgefälle lässt sich auch am Mitwirkungsverfahren Feldberg 47 beobachten. Dieses hat als offizielles Beteiligungsverfahren nach § 55 einen inkludierenden Anspruch und beabsichtigt eine „[g]ezielte und transparente Nutzung von Wahrnehmungen und Erkenntnissen *aller* Bevölkerungsgruppen“⁴²⁰. Im Mitwirkungsverfahren Feldberg 47, das auf sprachliche Verhandlungen komplexer Sachverhalte ausgelegt ist, kommen jedoch vor allem gebildete, eloquente Mittelschichten zum Zuge. Sie können „ihre Interessen besser durchsetzen“⁴²¹ als andere Akteur*innen, womit sich in den Mitwirkungsverfahren gesellschaftliche Machtungleichheiten widerspiegeln – obwohl die Verfahren eigentlich darauf ausgelegt sind, diejenigen Bevölkerungsgruppen einzubeziehen, die in Bezug auf politische Entscheidungsfindungen weitgehend machtlos sind. Das Mitwirkungsverfahren ist ausserdem, wie erläutert, dermassen stark durch die Organisator*innen vorstrukturiert, dass selbst diejenigen, die mitwirken, nur einen begrenzten Einfluss auf das Resultat der Planung haben.

Die partizipativen Praxen zivilgesellschaftlicher Gruppierungen lassen sich als Versuche verstehen, die Machtgefälle offizieller Beteiligungsverfahren aufzubrechen und als Bewohner*innen selbstbestimmt Stadt zu entwickeln. Im Motto der IG klybeckinsel („Wir selber bauen unsere Stadt!“), das sich in abgewandelter Form auch bei der Modellbaugruppe wiederfindet, manifestiert sich dieser Anspruch deutlich. Die Gruppierungen grenzen sich explizit von den Stadtentwicklungsszenarien und partizipativen Praxen der Verwaltung ab. Zugleich zeigt sich, dass diese selbstorganisierten ‚alternativen‘ Praxen partizipativer Stadtentwicklung zum Teil auf ähnliche Formate zurückgreifen wie die offiziellen Verfahren, die sie damit fortschreiben.

5.5.4 *Quartier als Gegenüber der Stadtverwaltung*

Partizipative Planung wird besonders auf kleinräumiger, lokaler Ebene angewendet. So erhalten Quartiere und Nachbarschaften als Aktions- und Interventionsfelder verstärkte öffentliche und wissenschaftliche Aufmerksamkeit. Oehler/Drilling sprechen diesbezüglich von einem „[i]nterdisziplinäre[n] Revival des Quartiers als Bezugsgrösse zur Stadtentwicklung“⁴²². Auch die in dieser Studie vorgestellten Praxen versuchen mit verschiedenen Mitteln, die *Quartier*bevölkerung als ein engagiertes lokales Kollektiv in Stadtentwicklungsprojekte zu involvieren. Im Anschluss an die Beobachtung von Oehler/Drilling soll im Folgenden danach gefragt werden, *wie* Quartier – als Raum und Sozialität – in den verschiedenen von mir untersuchten Praxen imaginiert, praktiziert und dadurch auch (re-)produziert wird, ebenso aber danach, wie das Quartier als sozialräumliche Kategorie in diesen Praxen auch auseinanderstrebt.

420 Eigene Hervorhebung. Kanton Basel-Stadt o. J.

421 Rosol/Dzudzek 2014, S. 214.

422 Oehler/Drilling 2010, S. 204.

5.5.4.1 Quartier als Dialogpartner und Ideenlieferant der Stadtverwaltung

In Basel ist der Einbezug der Quartierbevölkerung in Stadtentwicklungsprojekte, wie bereits ausgeführt, rechtlich geregelt. Die offiziellen, durch die Stadtverwaltung mitorganisierten Mitwirkungsverfahren basieren auf § 55 der Kantonsverfassung, welcher der Quartierbevölkerung ein Recht auf Beteiligung in Prozessen gewährt, die sie besonders betreffen. Rechtlich gesehen richten sich die Mitwirkungsverfahren damit nicht an die Stadtbevölkerung im Allgemeinen, sondern in einem lokalisierenden und kleinräumigen Sinne jeweils an die Bewohner*innen eines bestimmten Quartiers. Auf der Internetseite der Basler Kantons- und Stadtentwicklung steht dazu: „Viele städtische Projekte haben einen direkten Einfluss auf das Leben und Umfeld der Quartierbevölkerung. Der Verwaltung ist es deshalb ein Anliegen, lokales Wissen der Quartierbewohnerschaft aufzunehmen und nach Möglichkeit bei der Projektierung zu berücksichtigen.“⁴²³ Stadtentwicklung wird in der offiziellen Basler Mitwirkungspraxis also als etwas betrachtet, was insbesondere in den jeweils betroffenen Quartieren Auswirkungen zeigt. Die physische Nähe der Quartierbevölkerung zu einem Stadtentwicklungsprojekt wird mit Betroffenheit gekoppelt. Dieser Betroffenheitsperimeter wird für jedes Mitwirkungsverfahren situativ festgelegt und muss sich nicht an den offiziellen administrativen Einteilungen in Quartiere und sogenannte Lebensräume orientieren.⁴²⁴ Räumlich betrachtet wird in der Basler Mitwirkungspraxis unter Quartier also ein von künftiger Transformation betroffenes, situativ abzugrenzendes, kleinräumiges Gebiet rund um das jeweilige Objekt der Stadtentwicklung verstanden. Ausserdem wird davon ausgegangen, dass die betroffene Quartierbevölkerung über ein spezifisches lokales Wissen verfügt – zum Beispiel Wissen darüber, welche Angebote es im Quartier braucht –, das in den Mitwirkungsverfahren erfasst und in das Stadtentwicklungsprojekt einbezogen werden soll. Das Quartier, verstanden als sozialräumliche Untereinheit der Stadt, dient der Stadtverwaltung als Dreh- und Angelpunkt, um Beteiligungsverfahren zu organisieren. Dies hält auch Thomas Waltert, der Stadtplaner und Projektleiter der Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen, als zentrales Charakteristikum der offiziellen Basler Mitwirkungspraxis fest: „Die Partizipation ist so angelegt, dass es über die Stadtteilsekretariate verlangt werden darf und organisiert ist. Also reden wir hier eigentlich immer über eine Quartiermitwirkung, obwohl es eine gesamtstädtische Auswirkung hat.“⁴²⁵ Auch das von mir untersuchte Mitwirkungsverfahren Feldberg 47 ist nach diesem Modus organisiert. Es versteht unter Quartier einen physischen Nahraum⁴²⁶ rund um die umzubauende Liegenschaft

423 <https://www.entwicklung.bs.ch/stadtteile/stadtteilentwicklung/mitwirkung.html> (26. März 2019).

424 Siehe dazu die Ausführungen im Kapitel 5.1.

425 Interviewaussage von Thomas Waltert in Huser 2015, S. 223.

426 In diesem Fall wird der Einzugsperimeter aber, wie mir eine Co-Leiterin des Stadtteilsekretariats bei einem Telefongespräch erklärt, durchaus basierend auf den offiziellen

und adressiert die Menschen in diesem Quartier als eine Gemeinschaft von Betroffenen mit einem spezifischen lokalem Wissen und geteilten Anliegen. Menschen in unterschiedlichen Lebensphasen, mit unterschiedlichem ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital⁴²⁷, mit verschiedenen Raumbezügen, Lebensstilen und (nationalen) Herkünften werden als ein Kollektiv, als eine lokale Betroffenheits-, Wissens- und Interessengemeinschaft konstituiert. Das Quartier als heterogenes und fluides⁴²⁸ und somit schwer fassbares Gefüge verschiedener Akteur*innen wird in der Mitwirkungspraxis durch eine spezifische Form der Adressierung vereinheitlicht und stabilisiert.

Die (vermeintlichen) kollektiven Quartieranliegen werden mit einem spezifischen methodischen Instrumentarium abgerufen und hergestellt – unter anderem, indem Gruppen Vorschläge erarbeiten und diese dann noch einmal von allen Anwesenden gewichtet werden. Dieses Instrumentarium basiert auf dem Repräsentativitätsprinzip und damit auf der Vorstellung, die an den Mitwirkungsanlässen anwesenden Personen, insbesondere die Mitglieder der Arbeitsgruppe⁴²⁹, würden mit den Anliegen, die sie äussern, die Quartierbevölkerung als Ganzes vertreten.

Auch wenn § 55 der kantonalen Verfassung explizit der Quartierbevölkerung ein Recht auf Mitsprache gewährt, nehmen an den Mitwirkungsanlässen nicht nur Bewohner*innen teil, sondern verschiedene Akteur*innen, die sich mit dem Quartier und/oder der Liegenschaft Feldberg 47 verbunden fühlen, darunter Mitglieder der Lebensmittelgemeinschaft, die das Hinterhaus der Liegenschaft nutzt, und ein Betreiber der Zwischennutzungen im Hauptgebäude. Der Einbezug nicht nur der Anwohner*innen, sondern aller einen spezifischen städtischen Raum Nutzenden ist vonseiten des Stadtteilsekretariats beabsichtigt: In Bezug auf die Umgestaltung eines Bahnhofs erzählt beispielsweise die Co-Leiterin, dass auch die auswärtigen Pendler*innen involviert werden sollten. Der in der Verfassung verwendete Begriff der Quartierbevölkerung wird folglich in der Durchführung von Mitwirkungsverfahren breit gefasst und umfasst nicht nur die tatsächlichen Bewohner*innen, son-

Grenzen des Matthäusquartiers festgelegt und die Bewohner*innen dieses Gebiets werden per Flyer zu den Mitwirkungsanlässen eingeladen.

427 Ich beziehe mich hier auf Pierre Bourdieus Kapitalbegriff: Mit ökonomischem Kapital ist materieller Besitz gemeint. Kulturelles Kapital existiert gemäss Bourdieu in drei Grundformen: inkorporiertes Kulturkapital (Verinnerlichung von Bildung), objektiviertes Kulturkapital (kulturelle Güter wie Bücher, Gemälde etc.) und institutionalisiertes Kulturkapital (Bildungstitel). Unter sozialem Kapital versteht Bourdieu „Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“ (Hervorhebung im Original. Bourdieu 2008, S. 224). Vgl. Barlösius 2006, S. 108 f. und Bourdieu 2008.

428 Mit der Fluidität des Quartiers meine ich, dass sich das Quartier in einem ständigen Veränderungsprozess befindet und keine klaren räumlichen und sozialen Grenzen aufweist.

429 Vgl. dazu auch die Formulierung „Im Auftrag des Quartiers die ‚AG Feldberg‘“ in der PowerPoint-Präsentation an der Ergebniskonferenz des Mitwirkungsverfahrens Feldberg 47.

dern alle, die das Quartier in ihrem Alltag *nutzen* und dadurch als Teil des lokalen Kollektivs angesehen werden.

Das Quartier wird in dieser Mitwirkungspraxis als Dialogpartner der Stadtverwaltung adressiert. Die Handlungsmacht der Quartierbevölkerung ist jedoch, betrachtet man die obigen Ausführungen zur Strukturierung der Mitwirkungsverfahren, eingeschränkt. Die Stadtverwaltung legt die Rahmenbedingungen fest, gestaltet zusammen mit dem Stadtteilsekretariat das Verfahren und entscheidet auch, welche Ideen aus dem Verfahren in die weitere Planung einbezogen werden. Sie bestimmt sowohl über das Vorgehen als auch über das Resultat des Planungsprozesses. Dadurch wird das Quartier zwar als ein Gegenüber der Stadtverwaltung konzipiert, aber als ein in Bezug auf die Deutungs-, Entscheidungs- und Handlungsmacht deutlich untergeordneter Planungspartner. Dem Quartier kommt dabei die Rolle eines Ideenlieferanten zu, welcher die Stadtverwaltung in vorgegebenen Partizipationsstrukturen mit seinem lokalen Wissen unterstützt.

5.5.4.2 Quartier als nachbarschaftliche Komplizenschaft mit Widerstandspotenzial

Die IG klybeckinsel richtet sich mit ihrer Informationsveranstaltung „Stadtteil-Entwicklung für wen?“ ebenfalls an die Quartierbevölkerung und will diese in das Stadt- und Hafentwicklungsprojekt Klybeck/Kleinhünigen einbeziehen. Wie die offiziellen Mitwirkungsverfahren setzt sie physische Nähe zu einem Stadtentwicklungsprojekt mit geteiltem Betroffensein gleich. Der erste Teil des Informationsanlasses ist darauf ausgerichtet, den anwesenden Quartierbewohner*innen diese Betroffenheit bewusst zu machen, indem diese in einem Vortrag über die Logiken unternehmerischer Stadtentwicklung und deren lokale Auswirkungen aufgeklärt werden. Die weiteren Programmpunkte des Anlasses dienen dazu, die Mängel offizieller Beteiligungsverfahren darzulegen und das Potenzial nachbarschaftlicher Vernetzung und gemeinsamen Widerstands aufzuzeigen. Die Veranstaltung hat einen appellativen Charakter: Die Veranstaltenden wollen den Zuhörenden aufzeigen, dass sie von der Hafentwicklung und Quartieraufwertung betroffen sind, dass sie sich folglich dafür interessieren sollten und vor allem, dass sie sich in der Stadtentwicklung auch engagieren und gemeinsam – das heisst durch Vernetzung unter Nachbar*innen im Quartier – etwas bewirken können. Diese Idee der nachbarschaftlichen Vernetzung erweist sich als ein Leitnarrativ des Informationsanlasses. Durch das Vermitteln von Gegen-Wissen zur Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhünigen soll im Quartier eine lokale, widerständige Öffentlichkeit geschaffen werden. Nachbarschaftliche Vernetzung und Kollaboration werden in dieser Praxis als wesentliche Grundlage der selbstbestimmten Quartierentwicklung verstanden. Seine Nachbar*innen zu kennen, sich einander anzuvertrauen und sich zum Beispiel über Kündigungen oder Mieterhöhungen auszutauschen, gilt als Basis für gemeinsames Handeln. Dieses gemeinsame Handeln von Nachbar*innen wird

wiederum als das wirksamste Mittel gegen unerwünschte Formen der Stadtentwicklung gesehen.

Die Quartierbevölkerung wird in dieser partizipativen Praxis als widerständiges, lokales Kollektiv, das von Stadtentwicklung betroffen ist und sich in dieser einbringen soll, imaginiert und (re-)produziert. Aus einer (vermeintlich) geteilten Betroffenheit der im selben Quartier Wohnenden wird eine „Komplizität“⁴³⁰ abgeleitet, die – so wird erwartet – ein zumindest „temporäres lokales Wir“⁴³¹ hervorzubringen vermag. Wie die Kulturanthropologin Alexa Färber ausführt, werden „entlang eines gemeinsamen Problembewusstseins“⁴³² andere Differenzen unter den Akteur*innen überdeckt. Mit anderen Worten: Die Quartierbevölkerung soll sich als betroffene und widerständige Gemeinschaft von Nachbar*innen formieren, obwohl sie in sich höchst heterogen ist und – davon ist auszugehen – unterschiedliche Anliegen hat.

Neben lokaler Vernetzung und gemeinsamem Engagement baut dieses Quartierkonzept auch auf einer klaren Abgrenzung von ‚der Stadt‘ auf. ‚Die Stadt‘ wird als Gegnerin verhandelt, welche unerwünschte Formen von Stadtentwicklung betreibt, die zu Verdrängung führen und den Menschen im Quartier die Möglichkeit verwehren, selbstbestimmt über ihren unmittelbaren Nahraum zu entscheiden. Mit ihrem Slogan „Wir selber bauen unsere Stadt!“⁴³³ drückt die IG klybeckinsel ihr Verständnis von Stadtentwicklung aus und fordert das Recht ein, als Bewohner*innen selbst ‚Stadt zu machen‘ sowie eigene Partizipationsstrukturen zu schaffen.

5.5.4.3 Das Quartier als Modell: Selbstermächtigung durch DIY

Der Verein Das Modell ist der IG klybeckinsel angeschlossen und verbindet mit ihr das Anliegen, als Quartierbewohner*innen Stadtentwicklung proaktiv zu gestalten – und zwar nicht nur in den vorgegebenen Strukturen offizieller Partizipationsverfahren.⁴³³ Mit der Initialidee der Modellbaugruppe, ein Gegenmodell zu den offiziellen Entwicklungsszenarien für das Hafenaerial zu entwerfen, positioniert sich der Verein ebenfalls als eine widerständige Gegenbewegung zur offiziellen Basler Stadtentwicklung. Das Quartier wird auch beim Modellbau als Betroffenheits-, Wissens-, und Interessengemeinschaft verstanden, die sich mit ihren kollektiven Anliegen in die Stadtentwicklung einbringen soll. Ähnlich wie bei der Informationsveranstaltung der IG klybeckinsel aber wird beim Modellbau das Quartier als lokal engagiertes Kollektiv nicht als gegeben angenommen, sondern soll strategisch hergestellt

430 Färber 2009, S. 34.

431 Färber 2009, S. 34.

432 Färber 2009, S. 25.

433 Es ist darauf hinzuweisen, dass einige Aktivist*innen sich sowohl innerhalb als auch ausserhalb der staatlich legitimierten Mitwirkungsverfahren in die Stadtentwicklung einbringen, so zum Beispiel Fabian, der bei der Modellbaugruppe aktiv und zugleich Mitglied der offiziellen Begleitgruppe der Stadt- und Hafentwicklung Klybeck/Klein- hünigen ist.

werden. Die Modellbaugruppe dient deshalb nicht nur der Veranschaulichung der bestehenden und dem Entwerfen alternativer Entwicklungsszenarien, sondern auch der aktiven Produktion lokal engagierter Quartierbewohner*innen. Wichtig ist beim Modellbau der performative Aspekt, das gemeinsame Basteln als taktile Praxis: Anders als bei den üblichen Informationsanlässen wird Stadtentwicklung nicht rein verbal und visuell vermittelt, sondern durch das (gemeinsame) Tun erfahrbar gemacht. Das Basteln von Modellhäusern wird als niederschwelliger Zugang zur Stadtentwicklung betrachtet – wobei sich aus meinen Feldnotizen zu den Herausforderungen des Bastelns und den ausbleibenden Mitbastler*innen entnehmen lässt, dass der Modellbau nicht voraussetzungslos ist und einiges an Materialien und Kenntnissen erfordert.

Ähnlich wie bei der IG klybeckinsel und deren Informationsabenden ist auch beim Verein Das Modell die Do-it-yourself-Mentalität ausgeprägt. Dies wird nicht zuletzt im Slogan „Wir selber bauen unser Quartier!“ zur Geltung gebracht. Dieser lehnt sich an die von der IG klybeckinsel verwendete, aus der Tradition städtebaulicher Kritik entlehnte Formulierung „Wir selber bauen unsere Stadt“ an und steht für die Forderung, den eigenen Lebensraum als Bewohner*innen selbst gestalten und eigene Nutzungs- und Bebauungsszenarien entwickeln zu können.

Im Fall der Modellbaugruppe erweist sich das DIY jedoch nicht nur als ideologischer Ansatz der Stadtentwicklung, sondern als konkrete, manuelle Tätigkeit: Wöchentlich kommen Menschen zusammen, um zu basteln, um das Quartier tatsächlich – wenn auch im Kleinformat – selbst zu bauen. Indem das eigene Haus als Modell gebaut wird, soll auch ein Bezug zu diesem Haus und darüber hinaus – durch die Beteiligung am Bau des gesamten Quartiers – zum lokalen Raum erzeugt werden. Auf diese Weise verbindet der Slogan „Wir selber bauen unser Quartier!“ das Modellbauen als manuelle Tätigkeit und eine daran gekoppelte performative Rauman eignung (das Erzeugen von *commitment* durch das Basteln) mit dem Anspruch, das Quartier auch in Echtgrösse selbst zu gestalten. Das Quartier als lokales Kollektiv wird also in doppelter Weise über das Selbermachen produziert: Einmal über das *Selbermachen* im Sinne einer Abgrenzung des Quartiers von der Stadt und einmal über das *Selbermachen* im Sinne einer manuellen Tätigkeit. Durch die Verwendung taktile r Mittel erweitert die Modellbaugruppe im Vergleich zu den beiden anderen beschriebenen Mitwirkungskontexten das Praxis-Repertoire partizipativer Stadtentwicklung.

5.5.4.4 Quartier als lokales politisches Subjekt

Alle drei untersuchten Praxen partizipativer Stadtentwicklung adressieren das Quartier als Betroffenheits-, Wissens- und Interessengemeinschaft, als ein lokales Kollektiv und geeintes Gegenüber der Stadtverwaltung, obwohl gerade in von Mobilität und Hyperdiversität geprägten urbanen Kontexten wie Kleinbasel davon aus-

gegangen werden muss, dass die Menschen in einem Quartier ausser dem geteilten Nahraum wenig gemeinsam haben.

Für eine gelingende Mobilisierung muss insbesondere die Vorstellung eines gemeinsamen Gegenübers und Ziels etabliert werden. Hier lässt sich an Beate Binders Ausführungen anknüpfen, die die Debatte um die Umgestaltung des Berliner Schlossplatzes untersucht und dabei beobachtet hat, wie sich verschiedenste Akteur*innen als ein geeintes Subjekt und Konterpart der offiziellen Stadtplanung formiert haben, weil sie sich auf ein politisches Ziel beziehungsweise einen Gegner verständigen konnten:

Die nicht direkt in politische Entscheidungsprozeduren eingebundenen Expert/innen, politisch marginalisierte bzw. in der Opposition agierende Politiker/innen und „einfache“ Stadtbewohner/innen entwarfen sich *als Einheit, als politisches Subjekt*. Das Gegenüber bildeten Kapitalinteressen, Stadtentwicklungsstrategien sowie als falsch bzw. undemokratisch wahrgenommene politische Praxen. Systemische Zwänge, Kapitalinteressen und eine an diesen orientierte Stadtentwicklungspolitik waren die Front, gegen die bürgerschaftliche Interessen mobilisiert werden müssen: Diese Vorstellung verband die Anwesenden über politische und soziale Differenzen hinweg.⁴³⁴

Die Bürger*innen positionierten sich, so Binder, an den Anlässen nicht in ihrer individuellen Differenz, sondern als geeintes Kollektiv.⁴³⁵ In den von mir untersuchten partizipativen Praxen lässt sich der Prozess der Kollektivierung beobachten, die ausserdem, das ist ein wesentlicher Punkt, mit Lokalität gekoppelt wird. In anderen Worten: Das Quartier wird in allen drei Praxen trotz der Unterschiedlichkeit seiner Bewohner*innen als ein geeintes *lokales politisches Subjekt* adressiert, das sich mit Hilfe der Anlässe als politischer Akteur formieren soll. In den untersuchten Praxen lässt sich damit eine kollektive Subjektivierung beobachten. Der Philosoph Louis Althusser erläutert, dass Individuen durch die Art, wie sie ‚angerufen‘ würden, in spezifische Subjekte transformiert würden.⁴³⁶ Anrufung meint dabei, wie es der Soziologe Ulrich Bröckling mit Bezug auf Althusser beschreibt, „dass der Einzelne von den Instanzen, die auf ihn einwirken, immer schon als das Subjekt adressiert wird, zu dem er erst gemacht werden bzw. sich selbst machen soll“⁴³⁷. So werden Bürger*innen beispielsweise je nach Instanz, die sie adressiert, als „mündige[] Demokraten [...], als unternehmerisches Selbst oder als engagiertes Mitglied von Vereinen, Bürgerinitiativen oder Selbsthilfegruppen“⁴³⁸ angerufen und dementsprechend subjektiviert. Hier lässt sich anschliessen an den Soziologen und Kulturwissenschaft-

434 Eigene Hervorhebung. Binder 2009, S. 242.

435 Vgl. Binder 2009, S. 245.

436 Vgl. Althusser 2010, S. 84–91.

437 Bröckling 2005, S. 20.

438 Bröckling 2005, S. 20.

ler Andreas Reckwitz, gemäss dem Subjekte in sozialen Praktiken⁴³⁹ produziert werden und auch unterschiedliche soziale Praktiken eine je „spezifische Subjektform“⁴⁴⁰ produzieren.⁴⁴¹ Praktiken sind, so Reckwitz, „durch *kulturelle Codes* strukturiert, die klassifizieren, welche Verhaltensweisen denkbar und welche unmöglich sind. [...] Indem die Codes sich auf Praktiken auswirken und in das implizite Wissen der sie tragenden Subjekte eingehen, regulieren sie die Subjektivierung.“⁴⁴² Praktiken legen bestimmte „Dispositionen eines zugehörigen Subjektes“⁴⁴³ nahe, modellieren Subjekte dementsprechend und sind verknüpft mit normativen Erwartungen. In spezifische Praktiken eingewobene Vorstellungen eines guten Subjekts verfestigen sich so zu „Muster[n] des Erstrebenswerten“⁴⁴⁴. Diese Überlegungen lassen sich auf die beobachtete kollektive Subjektivierung in meinen Untersuchungsbeispielen anwenden: In den untersuchten Praxen partizipativer Stadtentwicklung wird das Quartier als ein lokales politisches Subjekt angerufen und damit zugleich zu einem solchen Subjekt gemacht. Diese Form der Subjektivierung ist an bestimmte routinisierte Verhaltensweisen, Interpretationsschemata und normative Verhaltenserwartungen gekoppelt: die Erwartung beispielsweise, dass Menschen an ihr Quartier betreffender Stadtentwicklung interessiert seien, dass sie sich als engagierte Bürger*innen darin einbringen und an den entsprechenden Anlässen teilnehmen würden, oder die Vorstellung, dass das Quartier als geeintes Kollektiv eine – in Bezug auf die Stadtverwaltung kooperative oder aber widerständige – politische Stimme habe, die sich durch spezifische Partizipationsinstrumente erfassen und zu Quartieranliegen verdichten oder aber durch geschickte Appellation zu einer kritischen und handlungskräftigen Komplizenschaft formieren lasse.

Diese Imagination und Produktion von Quartier als einem lokalen politischen Subjekt verbindet die untersuchten Praxen. Zugleich unterscheiden sie sich gerade durch die Art, *wie* sie dieses Subjekt (re-)produzieren. In den einzelnen Praxen wird ein je anderes lokales politisches Subjekt entworfen: Im offiziellen Mitwirkungsverfahren Feldberg 47 wird das Quartier als ein kollektives Subjekt imaginiert, das die Stadtverwaltung in der Planung des Umbaus unterstützt, indem die Mitwirkenden – als Stellvertreter*innen des Quartiers – ihr Wissen und ihre Anliegen einbringen. Das Quartier wird als ein in Bezug auf seine Handlungs- und Deutungsmacht der Stadtverwaltung untergeordnetes, sich kooperativ verhaltendes Subjekt imaginiert. Beim Informationsanlass der IG klybeckinsel und bei der Modellbaugruppe hingegen wird das Quartier als ein widerständiges lokales politisches Subjekt entworfen.

439 Wie im Kapitel 3.1.2 dargelegt, verwende ich für die Beschreibung von Tätigkeitszusammenhängen den Begriff Praxis. Ich greife hier jedoch die Terminologie Reckwitz' auf, der von Praktiken spricht.

440 Reckwitz 2012, S. 135.

441 Vgl. Reckwitz 2006, S. 39.

442 Hervorhebung im Original. Reckwitz 2012, S. 136.

443 Reckwitz 2012, S. 135.

444 Reckwitz 2012, S. 140.

Während das Quartier bei den offiziellen Verfahren in vorgegebenen Partizipationsstrukturen mitwirken kann, geht es den zivilgesellschaftlichen Bottom-up-Initiativen darum, eigene Strukturen, einen eigenen Wissensschatz über sowie eigene Szenarien für die Entwicklung des Hafensareals zu entwickeln und dadurch auch emanzipierte, widerständige Subjekte zu schaffen. In den partizipativen Praxen der IG klybeckinsel und des Vereins Das Modell entstehen in Abgrenzung von den offiziellen Stadtentwicklungs- und Mitwirkungspraxen alternative Wissensformationen, wie sie der Kulturanthropologe Wolfgang Kaschuba beschrieben hat: Gemäss Kaschuba bergen Stadträume eine „komplexe *Geographie des Wissens*“⁴⁴⁵. Damit meint er „orts- und raumgebundene Wissenskulturen, die in spezifischen lokalen Konstellationen und in sozialen Konfigurationen organisiert sind“⁴⁴⁶. Stadt lässt sich so als ein Geflecht verschiedener in lokale Praxen eingebundener Wissensformationen begreifen. Entstanden seien in den letzten Jahren, so Kaschuba,

zunehmend auch neue, teils kollaborative, teils konkurrierende Parallelstrukturen zur Stadtplanung und zur kommunalen Administration, die das stadtpolitische Machtfeld insgesamt beeinflussen und neu ordnen. Es sind neue Formationen *sozialer Expertise*, die da entstehen und die bewusst für ein *anderes* Wissen in *anderen* Organisationsformen stehen – in Gestalt von Bürgerforen und Runden Tischen, von offenen Datenbanken und Mediendiensten, von sozialen Bewegungen und Netzwerken, eben von Formationen der Citizen Science.⁴⁴⁷

Diese Wissensmilieus legitimieren sich über die „zivilgesellschaftliche Expertise“⁴⁴⁸ ihrer Akteur*innen und konstituieren ihr Wissen als basisnah. Mit dem Aufkommen neuer zivilgesellschaftlicher Wissensmilieus und einer sich daraus entwickelnden „*interventionistischen Bürgerkultur*“⁴⁴⁹ verändert sich das städtische Wissensgefüge, was wiederum Einfluss auf Stadtplanung und -politik hat. Die Stadtplanung und ihre individuellen Expert*innen werden hinterfragt beziehungsweise erhalten ein neues Gegenüber „in Gestalt einer kollektiven Expertise, die soziales und angewandtes Wissen verkörpern will und die sich durch die Bürgerbewegung beauftragt fühlt“⁴⁵⁰. Dieses Wissen konstituiert sich über ein „Laien-Expertentum“⁴⁵¹ und inszeniert sich als „*anderes Wissen*“⁴⁵². Der von Kaschuba verwendete Begriff der *citizen science* müsste zwar in Bezug auf meine – und auch Kaschubas – Beispiele revidiert werden; doch was Kaschuba beschreibt, nämlich die Selbstpositionierung als Laien-Expert*innen und die damit verbundene Vermittlung eines ‚anderen‘

445 Hervorhebung im Original. Kaschuba 2015, S. 19.

446 Kaschuba 2015, S. 19.

447 Hervorhebung im Original. Kaschuba 2015, S. 19 f.

448 Kaschuba 2015, S. 20.

449 Hervorhebung im Original. Kaschuba 2015, S. 21.

450 Kaschuba 2015, S. 21.

451 Kaschuba 2015, S. 21.

452 Hervorhebung im Original. Kaschuba 2015, S. 21.

Wissens, lässt sich besonders beim durch die IG klybeckinsel organisierten Informationsabend deutlich erkennen: Die eingeladenen Redner*innen positionieren sich – nur schon durch das gewählte Präsentationsformat – als Expert*innen, aber eben nicht als professionell ausgebildete und/oder administrativ legitimierte, sondern als Laien-Expert*innen. Ihr Wissen basiert auf ihrem Erfahrungsschatz als engagierte Bürger*innen. Ihre Expertise wird bei einigen Redner*innen zusätzlich auch dadurch konstituiert, dass sie selbst im Quartier wohnen und somit über ein alltagsnahes Wissen hinsichtlich lokaler Entwicklungen verfügen. Dieses lokale Alltagswissen wird potenziell auch den Zuhörenden im Publikum zugeschrieben. Die Adressierung der Anwesenden als lokales Wissensmilieu hat insofern auch einen appellativen Charakter: Die Anwesenden sollen sich alle als kompetente Personen verstehen, ihr Wissen bündeln, sich zu einer widerständigen lokalen Gruppierung formieren und in die Stadtentwicklung einbringen. Die Akteur*innen grenzen sich mit ihrem Wissen und ihrer Praxis gezielt von den Expert*innen der Stadtverwaltung ab. Sie entwickeln eine Parallelstruktur zur offiziellen, staatlich legitimierten Stadtentwicklung. Die IG klybeckinsel organisiert ihre eigenen Informationsabende für die Quartierbevölkerung; zusätzlich zum offiziellen Mitwirkungsverfahren und zur eingesetzten Begleitgruppe formieren sich andere Gruppierungen wie der Verein Das Modell, die ihre Anliegen in die Stadtentwicklung einbringen wollen und die Planungsideen sowie das Vorgehen der legitimierten Expert*innen kritisieren und herausfordern. Der selbstorganisierte Informationsanlass sowie die Tätigkeiten der Modellbaugruppe lassen sich als alternative Formen der Stadtentwicklung verstehen, die auf dem Selbermachen basieren und damit zu einer Debatte gehören, die unter Schlagworten wie *Selfmade City*⁴⁵³, *Make-Shift-Urbanismus*⁴⁵⁴ oder *Make_Shift City*⁴⁵⁵ proklamiert, dass sich „gegenwärtig ein Paradigmenwechsel hin zu einer ‚selbstgemachten‘ Stadtentwicklung ‚von unten‘“⁴⁵⁶ vollziehe. Es handelt sich dabei eher um Formen des kollektiven Selbermachens, also des *Do-it-ourselves* oder *Do-it-yourselfes*, als des individuellen *Do-it-yourselfes*.⁴⁵⁷ Zugleich wird in der Analyse deutlich, dass diese alternativen Praxen des Selbermachens sich von den offiziellen Beteiligungsverfahren zwar in ihrer Rhetorik abgrenzen, dass sie aber auch eng mit ihnen verflochten sind und nicht nur bestimmte Veranstaltungsformate, sondern auch ein normatives Verständnis von Quartier als lokalem politischem Subjekt mit ihnen teilen.

Bei den untersuchten Praxen zeigt sich auch, dass die beteiligten Akteur*innen das Quartier als lokales politisches Subjekt nicht einfach als gegeben annehmen, sondern aktiv herzustellen suchen und damit immer wieder situativ (re-)produzieren. Beim Mitwirkungsverfahren Feldberg 47 wird dies beispielsweise anhand der Vor-

453 Vgl. z. B. Ring 2013.

454 Vgl. z. B. Gribat/Langguth/Schulze 2015.

455 Vgl. z. B. Ferguson/Urban Drift Projects 2014.

456 Gribat/Langguth/Schulze 2015, S. 111.

457 Vgl. Ratto/Boler 2014, S. 8.

stellung kollektiver Quartieranliegen deutlich: Um diese Anliegen für die Stadtverwaltung greifbar zu machen, wird im Mitwirkungsverfahren ein mehrstufiger Anhörungsprozess durchgeführt: In thematisch strukturierten Gruppenarbeiten können die Anwesenden zunächst ihre individuellen Anliegen einbringen. Diese werden, sofern sie von den anderen Gruppenmitgliedern gutgeheissen werden, schriftlich auf einem Flipchartpapier festgehalten. Die gesammelten Anliegen werden am Ende der Veranstaltung von allen Anwesenden individuell mit Klebepunkten bewertet, durch das Stadtteilsekretariat protokolliert und in schriftlicher und quantitativ ausgewerteter Form zur weiteren Bearbeitung an die Arbeitsgruppe übergeben. Diese entwickelt während zwei Sitzungen aus der Liste mit Quartieranliegen in zwei Kleingruppen Nutzungsideen, die sie mit der anderen Gruppe und der Moderatorin diskutiert, überarbeitet, nochmals diskutiert und in einer weiteren Informationsveranstaltung vorträgt. Dort anwesende Quartierbewohner*innen können die Ideen der Arbeitsgruppe wiederum kommentieren, die Kommentare werden schriftlich festgehalten und alles zusammen wird durch das Stadtteilsekretariat protokolliert, um schliesslich den Immobilien Basel-Stadt als ‚Quartieranliegen‘ übergeben werden zu können. Diese partizipative Praxis umfasst also eine komplexe Abfolge von Tätigkeiten, an denen verschiedene Akteur*innen beteiligt sind. In einem mehrfachen Selektions- und Evaluationsverfahren wird schliesslich ein Kern an Quartieranliegen herausgearbeitet. In einem sich über mehrere Anlässe erstreckenden Anhörungsprozess werden demnach aus individuellen Anliegen kollektive Quartieranliegen geformt. Das Quartier als ein lokales politisches Subjekt mit geteilten Anliegen wird im Mitwirkungsprozess performativ hergestellt und für die Beteiligten greifbar gemacht. Anders ausgedrückt: Die kollektiven Quartieranliegen sind nicht einfach da und werden im Mitwirkungsverfahren nur noch abgerufen, sondern sie werden in der Mitwirkung selbst in einem komplexen Prozess hervor gebracht.

Besonders deutlich zeigt sich die (Re-)Produktion von Quartier als lokalem politischem Subjekt beim Informationsanlass der IG klybeckinsel und bei der Modellbaugruppe, die beide strategisch versuchen, das Quartier als Widerstandsgemeinschaft zu formieren. Diese zivilgesellschaftlichen Gruppierungen sind sich offensichtlich bewusst, dass das Quartier nicht ‚einfach so‘ als widerständige Gegenkraft der etablierten Stadtentwicklung agieren kann, sondern dass ein geeintes und engagiertes Kollektiv zunächst – über die Vermittlung von Meta-Wissen über Stadtentwicklung oder über den gemeinsamen Nachbau des Quartiers – aktiv hergestellt werden muss. Hier lässt sich anknüpfen an Arjun Appadurais Ausführungen zur „Production of Locality“⁴⁵⁸: Appadurai beschreibt überzeugend, dass Lokalität nicht einfach eine gegebene geografische Tatsache ist, sondern eine komplexe, relationale und kontextuale phänomenologische Qualität,⁴⁵⁹ „an inherently fragile social

458 Vgl. Appadurai 2008, S. 178–199.

459 Vgl. Appadurai 2008, S. 178.

achievement⁴⁶⁰, die mit bestimmten Techniken und gegen verschiedene Widerstände aktiv hergestellt und aufrechterhalten werden muss. Auch die Identifikation der Menschen mit ihrem Wohnort kann nicht als gegeben angenommen werden; ‚Einheimische‘ – Appadurai spricht von „local subjects“⁴⁶¹ – müssen aktiv produziert werden. Eine Anbindung der Menschen an ‚ihre‘ Lokalität muss strategisch hergestellt und aufrechterhalten werden.

Die Produktion von Lokalität und lokalen Subjekten ist eng gekoppelt und lässt sich in Bezug auf mein Untersuchungsthema als eine strategische Praxis verstehen, in der die Idee von Quartier als einem spezifischen Raum innerhalb der Stadt vermittelt wird, der einen eigenen Charakter hat und durch eine bestimmte Form des Zusammenlebens geprägt ist. Zugleich werden Verbindungen zwischen dem Raum und den ihn Bewohnenden hergestellt und mit entsprechenden normativen Verhaltenserwartungen verbunden: Bewohner*innen sollen sich als *Quartierbewohner*innen* wahrnehmen, sich verankern, vernetzen, lokal engagieren. Als Beispiel für solche Praxen können unter anderem Begrüssungsveranstaltungen für neu Zugezogene angesehen werden. Diese werden in Basel bezeichnenderweise nicht nur durch die Stadtverwaltung für die Gesamtheit der neu Zugezogenen in der Stadt organisiert, sondern zusätzlich auch auf der Ebene der einzelnen Quartiere.⁴⁶² Neue Stadtbewohner*innen werden bei diesen Anlässen als in einem spezifischen Quartier Wohnende adressiert. Das Quartier wird als städtische Untereinheit mit seinen eigenen Charakteristika präsentiert; die Präsentation von lokalen Angeboten und Institutionen lädt die neu Zugezogenen ein, sich aktiv in diesem Quartierleben einzubringen; ein Apéro bietet ausserdem die Möglichkeit, sich mit lokalen Gruppierungen, langjährigen Quartierbewohner*innen und anderen neu Zugezogenen auf lokaler Ebene zu vernetzen. Auch Quartierrundgänge oder Quartierzeitungen machen das Quartier als eigenständigen städtischen Raum erfahrbar. Es finden in Basel immer wieder geführte Quartierrundgänge statt, die einen Einblick in die Geschichte, verborgene Plätze und aktuelle Angebote geben und so zur aktiven Aneignung des Quartiers einladen.⁴⁶³ Die Kleinbasler Quartierzeitung *Mozaik* beispiels-

460 Appadurai 2008, S. 179.

461 Appadurai 2008, S. 179.

462 Die Einteilung der Stadt Basel in sog. Lebensräume dient dabei als Grundlage, um die Gebiete festzulegen, in denen diese Begrüssungsveranstaltungen organisiert werden. Siehe die Ausführungen im Kapitel 5.1.

463 Ein Beispiel für solche Quartierrundgänge ist der Audiorundgang „Geheimnisvolles Klybeck“, der eine sinnliche Quartierbegehung mit Wissensvermittlung über das Quartier sowie Austausch und Kennenlernen beim anschliessenden Apéro verbindet. Im Unteren Kleinbasel finden zeitweise auch regelmässig Quartierrundgänge statt, in denen lokale Freizeitangebote für Kinder vorgestellt werden. Bei einem Fest eines Kleinbasler Quartiertreffpunkts wird ebenfalls eine Quartierführung angeboten. Eine spezielle Form eines Quartierrundgangs ist der jährlich stattfindende Kleinhüniger Banntag: Kleinhünigen war früher ein eigenständiges Dorf und wurde erst 1908 in die Stadt Basel eingemeindet. Seither hat es administrativ den Status eines Quartiers. Am Banntag

weise vermittelt mit Reportagen über Personen, Orte, Institutionen und Angebote Wissen über das Untere Kleinbasel⁴⁶⁴ und appelliert indirekt – und manchmal auch direkt – an die Leser*innen, diesen lokalen Raum und die ihn Bewohnenden kennenzulernen, sich in dessen sozialen Netzwerken einzubringen und sich für diesen Raum zu engagieren.⁴⁶⁵

Die Produktion von Lokalität und lokalen Subjekten lässt sich am Beispiel des Modellbaus in die folgenden Elemente aufschlüsseln: (1) Die an das Hafeneareal angrenzenden Quartiere Klybeck und Kleinhüningen werden als Lokalität greifbar gemacht. Die beiden Quartiere werden als räumliche Einheit mit klaren Grenzen konstituiert. Das Modell ermöglicht einen panoramatischen Blick von oben, der einen Überblick suggeriert und bisher Ungesehenes sichtbar werden lässt. (2) Zugleich ist durch die Beteiligung am Modellbau auch eine Raumaneignung, eine Auseinandersetzung und Identifikation mit dem geteilten lokalen Raum beabsichtigt. Das gemeinsame Basteln und/oder der Nachbau des eigenen Hauses dient idealerweise dazu, ein *commitment* für das Quartier zu erzeugen. Aus Stadtbewohner*innen sollen lokale Subjekte, engagierte *Quartierbewohner*innen* werden. (3) Dieses individuelle *commitment* soll schliesslich in ein kollektives Engagement münden, indem eine lokale Öffentlichkeit geschaffen wird, die sich in kritischer Auseinandersetzung mit den Stadtentwicklungsplänen der Verwaltung für ihr Quartier engagiert. In gegenseitiger Nähe wohnende Menschen sollen sich als eine Gemeinschaft von Betroffenen und potenziell Widerständigen wahrnehmen.

An dieser Stelle lassen sich Appadurais Überlegungen also ergänzen, denn die Produktion lokaler politischer Subjekte findet auf zwei Ebenen statt: Einzelne Quartierbewohner*innen sollen sich – im Sinne Appadurais – als lokale Subjekte verstehen, zugleich soll aber auch das Quartier als ein geeintes *kollektives* lokales Subjekt formiert werden. Wie die Anthropologin Vered Amit ausgehend von ihren eigenen Empfindungen in Bezug auf ihre Montrealer Nachbarschaft ausführt, sind individuelle Zugehörigkeitsgefühle nicht gleichbedeutend mit Gemeinschaftlichkeit und gemeinsamem Engagement. Bewohner*innen können an einem lokalen Ort Beziehungen pflegen, sich zugehörig und zuhause fühlen, ohne sich deswegen als

werden in einem gemeinsamen Akt die Grenzen des ehemaligen Dorfbanns, die anders verlaufen als die jetzige Quartiergrenze, abgesprochen.

464 Das Untere Kleinbasel umfasst den – in der Alltagssprache nicht genau definierten – rheinabwärts gelegenen, nordwestlichen Teil Kleinbasels. Gemäss der bereits erwähnten Einteilung der Stadt Basel in sog. Lebensräume erstreckt sich das Untere Kleinbasel über das Matthäusquartier, grosse Teile des Klybeckquartiers sowie Teile der Quartiere Rosental, Clara und Altstadt Kleinbasel. Vgl. <https://www.entwicklung.bs.ch/stadtteile/quartierarbeit.html> (Stand: 5. März 2019).

465 Vgl. Dietzsch 2014a, S. 36–45 und Dietzsch 2014b, S. 178–193 für eine kulturanthropologische Analyse der Mozaikzeitung und deren Bestreben, das Quartier als lokale Öffentlichkeit zu formieren.

Teil eines Kollektivs zu sehen.⁴⁶⁶ Diese (angestrebte) Kollektivierung des *commitments* erachte ich als zentral für die Praxis des partizipativen Modellbaus: Hier – und auch bei den Informationsveranstaltungen der IG klybeckinsel – geht es gerade darum, individuelle Beziehungen und Handlungen in einen „collectively coordinated effort“⁴⁶⁷ zu transformieren. Persönliche soll in kollektive Zugehörigkeit umgewandelt werden und schliesslich in gemeinsames Engagement für das Quartier münden. Das Selbermachen – sowohl als manuelle Tätigkeit beim Modellbau als auch als ideologische Abgrenzung von der offiziellen Stadtentwicklung – soll also in doppelter Weise lokale Subjekte hervorbringen: im Sinne widerständiger Bürger*innen, die sich als Individuen für die Geschehnisse in ihrem Quartier interessieren, sich vernetzen und in die Stadtentwicklung einbringen, und im Sinne einer als kollektives lokales Subjekt geeint auftretenden Quartierbevölkerung.

Hier kann ein relationales Geflecht aufeinander bezogener Subjektvorstellungen und Lokalisierungen beobachtet werden. Die von mir untersuchten Praxen partizipativer Stadtentwicklung in Basel verbindet (1) eine Vorstellung von Stadtbewohner*innen als engagierten Bürger*innen, die sich für Stadtentwicklung interessieren und sich einbringen wollen und sollen. Sie adressieren die Bewohner*innen als individuelle politische Subjekte. Partizipation an Stadtentwicklung scheint so für die Bürger*innen nicht nur eine Option darzustellen, sondern auch eine „moralische Pflicht“⁴⁶⁸, was Bröckling mit dem Begriff „Partizipationsimperativ“⁴⁶⁹ beschreibt. (2) Die Praxen denken Stadtentwicklung und Betroffenheit lokalräumlich. Stadtentwicklung wird als Quartierentwicklung respektive als Stadtteilentwicklung konzipiert. Betroffensein von und Interesse an Stadtentwicklung wird aus physischer Nähe abgeleitet. Dementsprechend richten sie sich nicht an die in der Stadt Wohnenden im Allgemeinen, sondern an Bewohner*innen bestimmter Quartiere. Das politische Potenzial der Individuen wird an eine spezifische Lokalität geknüpft. (3) Die Praxen partizipativer Stadt(teil)entwicklung gehen davon aus, dass die von einem Stadtentwicklungsprojekt betroffenen Quartierbewohner*innen kollektive Interessen und Anliegen teilen.

Diese drei Konzepte stehen in einem relationalen Verhältnis zueinander: Quartierbewohner*innen (als Individuen) werden als politische Subjekte gedacht und adressiert. Zugleich wird die Quartierbevölkerung als ein kollektives politisches Subjekt imaginiert, als eine soziale Einheit, die kollektiv betroffen ist, kollektive In-

466 Vgl. Amit 2012, S. 11 f. Amit fühlt sich in ihrer Nachbarschaft zuhause, „because it is filled with familiar faces, sites and memories“ (Amit 2012, S. 11), aber dieses Zugehörigkeitsgefühl ist für sie eher persönlich als kollektiv. Beziehungen zu ihren Freund*innen sind für Amit wichtig, um sich zugehörig zu fühlen, aber diese Freund*innen kennen sich nicht unbedingt untereinander und diese Beziehungen führen auch nicht zu einer Art „collectively coordinated effort“ (Amit 2012, S. 12), wie es häufig als zentrales Element einer Gemeinschaft beschrieben wird.

467 Amit 2012, S. 12.

468 Bröckling 2005, S. 22.

469 Bröckling 2005, S. 22.

teressen ausbildet, sowie über kollektives Wissen und Handlungspotenzial verfügt. Die individuelle und kollektive politische Subjektivierung wird in den Basler Praxen partizipativer Stadtentwicklung an das Lokale gekoppelt. Quartierbewohner*innen werden als lokale politische Subjekte imaginiert, das Quartier als ein kollektives lokales politisches Subjekt.

Diese für die partizipativen Praxen zentrale Vorstellung von Quartier als spezifischem lokalem Raum und von Quartierbevölkerung als lokalem politischem Subjekt macht Stadtentwicklung und Partizipation für die jeweiligen Akteur*innen greifbar und damit auch (vermeintlich) organisierbar. Der Prozess der Greifbarmachung über die Prinzipien der Kollektivierung und der Lokalisierung ist an eine Komplexitätsreduktion gekoppelt: Die Vorstellung von Quartier als (a) von Stadtentwicklung betroffen und (b) als Träger kollektiver Bedürfnisse und Wissensvorräte liefert eine praktikable Antwort auf die Frage, an wen offizielle Partizipationsprozesse, aber auch widerständige Praxen sich richten sollen und wie sie jeweils organisiert werden können. Betroffenheit wird lokal gedeutet und partizipative Praxen sind folglich kleinräumig auf der Ebene der einzelnen Quartiere organisiert. Das Quartier wird als geeintes Gegenüber der Stadtplanung verstanden. Durch diese Vereinheitlichung wird das Quartier, so mein Argument, für die Stadtverwaltung und zivilgesellschaftliche Gruppierungen greifbar, adressierbar und je nachdem verwaltbar oder aktivierbar.

5.5.4.5 Quartier als nicht zu fassendes Subjekt: von den Schwierigkeiten des Versammelns

Die bisherigen Darlegungen haben aufgezeigt, wie das Quartier in den untersuchten Praxen partizipativer Stadtentwicklung – auf je unterschiedliche Weise – als lokales politisches Subjekt imaginiert, adressiert und auch situativ (re-)produziert wird. Das Quartier als ein geeintes Gegenüber der Stadtverwaltung kommt den Akteur*innen dieser Praxen aber auch immer wieder abhanden, oft lässt es sich gar nicht erst zu einem solchen kollektiven Subjekt formieren. Diese Schwierigkeit soll im Folgenden diskutiert werden.

Die partizipativen Praxen basieren in ihrer Logik, wie bereits dargelegt, darauf, eine möglichst breite Quartierbevölkerung in Stadtentwicklungsprojekte einzubeziehen. Es ist ihr Anliegen, gerade auch diejenigen Menschen zu einem Teil des lokalen politischen Kollektivs zu machen, die von formellen demokratischen Beteiligungsformaten ausgeschlossen sind. Die Vorstellung von Quartier als lokalem politischem Subjekt fungiert dabei als inkludierendes Konzept: Lokalität dient als gemeinsamer Nenner; alle Menschen im Quartier sind unabhängig von ihren unterschiedlichen Hintergründen und Lebenssituationen gleichermassen Teil des Quartiers. Sie sind damit (vermeintlich) auch gleichermassen von einem lokalen Stadtentwicklungsprojekt betroffen und teilen, so die Annahme, ein lokales Wissen. Dieser Anspruch wird jedoch nicht erfüllt: Es fällt auf, dass die Personen, die an den Mitwirkungs-

anlässen teilnehmen, nicht repräsentativ für die demographische Zusammensetzung des Quartiers sind. An den Anlässen finden sich keine Kinder und Jugendlichen, die meisten Teilnehmer*innen würde ich auf zwischen 30 und 70 Jahre alt schätzen. Insbesondere ‚Ausländer*innen‘, so die statistische Kategorie, die in den Quartieren Matthäus, Klybeck und Kleinhüningen zwischen 47 und 53 Prozent der Bevölkerung ausmacht,⁴⁷⁰ sind an den Informationsanlässen, Arbeitsgruppensitzungen und Bastelabenden deutlich unterrepräsentiert. Obwohl die Organisator*innen alle, die im Quartier leben und/oder den lokalen Raum nutzen, als Teil der Quartierbevölkerung ansprechen – unabhängig von Aufenthaltsdauer oder -status – scheinen die Menschen, die sich von den Praxen partizipativer Stadtentwicklung angesprochen fühlen und daran teilnehmen, mehrheitlich Schweizer*innen mittleren Alters zu sein. Dies widerspricht dem Prinzip der offiziellen Mitwirkungsverfahren, deren Ziel es ist, potenziell alle Betroffenen – und gerade diejenigen, die mangels Stimm- und Wahlrechts von formalen Entscheidungsprozessen ausgeschlossen sind – in die Stadtentwicklung einzubeziehen. Auch die zivilgesellschaftlichen Bottom-up-Initiativen wollen möglichst viele der im Quartier Wohnenden ansprechen. Es zeigt sich jedoch bei allen untersuchten Praxen partizipativer Stadtentwicklung – ähnlich wie beim Trashmob – eine Diskrepanz zwischen den Menschen, die als Quartierbevölkerung angesprochen werden, und denen, die tatsächlich an den Anlässen und Treffen teilnehmen.

In Bezug auf die offiziellen Basler Mitwirkungsverfahren wird immer wieder die Zusammensetzung der Teilnehmer*innen diskutiert. Der Stadtplaner und Projektleiter der Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen Thomas Waltert greift beispielsweise in einem Interview die Frage der angemessenen Repräsentation der städtischen Bevölkerung in Mitwirkungsverfahren auf:

Wer ist der Kreis, der mitreden darf in so einer Gruppe [= Begleitgruppe in einem Mitwirkungsverfahren, C. B.]? Wenn wir schauen, wie heterogen Klybeck und Kleinhüningen sind. Gehen wir davon aus, dass die Transformation eines Teils der Hafenaareale einer Jahrhundertchance gleichkommt, die von gesamtstädtischer Bedeutung ist: Wer redet jetzt hier in einer Begleitgruppe mit? Sind das zwanzig Leute aus dem Quartier? Ist das korrekt? Betrifft es nicht die gesamte Stadt? Müsste man dann nicht auch eine gesamtstädtische Partizipation aufbauen? Müsste man diese nicht trinational aufbauen? Sind diese zwanzig Leute, die hier mitarbeiten durften und ihre Empfehlungen abgeben, repräsentativ? Oder hätte man viel mehr auswählen müssen? Hätten wir sagen müssen, wir haben 50 Prozent Ausländeranteil, dieser soll repräsentativ vertreten sein? Oder eben gesamtstädtisch oder sogar regional? Das sind Fragestellungen, die wir angehen wollen.⁴⁷¹

Die Frage der angemessenen Repräsentation der Bevölkerung in Mitwirkungsprozessen wird von Waltert als eine zentrale Herausforderung beschrieben. Hier deutet sich auch an, dass die Frage der Repräsentativität in erster Linie in Bezug

⁴⁷⁰ Vgl. Statistisches Amt des Kantons Basel-Stadt 2018, S. 19–21.

⁴⁷¹ Huser 2015, S. 223.

auf die als ‚Ausländer*innen‘ bezeichneten Personen verhandelt wird. In anderen Worten: Thematisiert und als Problem verhandelt wird vor allem die Abwesenheit der sogenannt migrantischen Bevölkerung. Dies zeigt sich auch anlässlich des 10-jährigen Jubiläums des Stadtteilsekretariats Kleinbasel, als eine Co-Leiterin von einem Lokalfernsehen interviewt wird. Auf die Frage des Reporters nach zukünftigen Herausforderungen, die das Kleinbasel erwartet, nennt sie die Ausweitung der „Mitwirkungskultur“⁴⁷² als eine wichtige Aufgabe. Darunter versteht sie nicht nur die Ausdehnung der Mitwirkung auf weitere Themen, sondern explizit auch den stärkeren Einbezug der „Migrationsbevölkerung“⁴⁷³, da diese Menschen über kein Stimmrecht verfügten und deshalb, so die Co-Leiterin, „am meisten von der Mitwirkung hätten“⁴⁷⁴. Nicht nur die Organisator*innen, sondern auch Teilnehmende der Mitwirkungsprozesse nehmen die mangelnde Vertretung der migrantischen Bevölkerung als Problem wahr. An einer Informationsveranstaltung im Rahmen des Mitwirkungsverfahrens zur Stadt- und Hafententwicklung Klybeck/Kleinhüningen weist beispielsweise jemand aus dem Publikum auf die aus seiner Sicht mangelnde Repräsentation von Migrant*innen im Mitwirkungsverfahren hin: Er sehe sowohl in der Begleitgruppe als auch an der Informationsveranstaltung selbst sehr wenige „Ausländer“⁴⁷⁵. Auf seine Frage, ob man sich dazu etwas überlegt habe, antwortet eine Co-Leiterin des Stadtteilsekretariats, dass die Begleitgruppe die mangelnde Repräsentativität diskutiere. Die Person im Publikum stellt daraufhin ernüchtert und vorwurfsvoll fest, dass man nach einem Jahr Begleitgruppenarbeit immer noch kein Konzept habe, um mit dieser Thematik umzugehen.⁴⁷⁶

Es wird deutlich, dass es den Veranstaltenden des Informationsanlasses „Stadtteil-Entwicklung für wen?“ ein explizites Anliegen ist, die migrantische Bevölkerung besser einzubeziehen, als es der Stadtverwaltung gelungen ist. Sie setzen dafür in erster Linie auf mehrsprachige Kommunikation, erstellen mehrsprachige Flyer und laden Dolmetschende ein. Soweit aus meiner Beobachterinnenposition erkennbar, sind jedoch auch hier ‚Menschen mit Migrationshintergrund‘ im Publikum stark unterrepräsentiert. Ausserdem scheint niemand die Hilfe einer dolmetschenden Person in Anspruch zu nehmen. Mein persönlicher Eindruck bestätigt sich einige Monate später bei einem öffentlichen Vortrag in einem Basler Internetcafé, an dem die Moderatorin sowie zwei Vortragende des Informationsanlasses der IG klybeckinsel von den Entwicklungen im Klybeckquartier berichten. In der Diskussion mit dem Publikum thematisieren sie den Aufbau einer Basisbewegung und den Einbezug der migrantischen Bevölkerung und erzählen davon, dass sie für ihre Informa-

472 TeleBar 5. März 2015.

473 TeleBar 5. März 2015.

474 TeleBar 5. März 2015.

475 Feldnotizen zur 3. Quartierinformation „Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen“, 25. November 2013.

476 Vgl. Feldnotizen zur 3. Quartierinformation „Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen“, 25. November 2013.

tionsveranstaltung Flyer in mehreren Sprachen in etwa 5'000 Haushalten verteilt und Dolmetschende organisiert hätten, dass aber trotzdem nur Personen an den Anlass gekommen seien, die Deutsch gekonnt hätten.⁴⁷⁷ Bei einem Bastelabend der Modellbaugruppe berichtet ein Bewohner des Klybeckquartiers ebenfalls, dass die Organisator*innen des Informationsanlasses einen Flyer in mehreren Sprachen erstellt hätten und trotzdem fast niemand von den ‚Ausländer*innen‘ im Quartier gekommen sei. Diese Erfahrung habe sie zurückgeworfen, konstatiert er ernüchert.⁴⁷⁸

Auch ein Votum von zwei älteren Schweizer Männern im Publikum des Informationsanlasses „Stadtteil-Entwicklung für wen?“ zeigt, wie schwierig es ist, eine hyperdiverse Quartierbevölkerung als lokales Kollektiv zu formieren. Die beiden Männer greifen den Gemeinschaftsdiskurs des Anlasses auf, der die Wichtigkeit der nachbarschaftlichen Vernetzung betont, und beziehen ihn kritisch auf ihre eigenen Erfahrungen: Es werde den ganzen Abend von Gemeinschaftsbildung gesprochen. Sie würden seit 50 Jahren im selben Haus wohnen und seien fast die einzigen, die noch Schweizerdeutsch sprächen. „Wie soll man da eine Gemeinschaft bilden und zusammenstehen? Wie soll das gehen?“, fragen sie skeptisch, als würden sie die Idee der nachbarschaftlichen Vernetzung in einem von Hyperdiversität geprägten Wohngebiet lächerlich oder zumindest nicht umsetzbar finden. Damit hinterfragen die beiden Männer explizit das Vergemeinschaftungskonzept der Organisator*innen und deren Vorstellung, dass die physische Nähe allein die im Quartier Wohnenden und Nachbar*innen schon zu Verbündeten mache. Ihr Votum führt im Saal zu einigen Sekunden betretenen Schweigens, bis sich schliesslich ein Referent zu Wort meldet. Er stimmt der Kritik der beiden Männer zu, dass die Vernetzung mit Migrant*innen schwierig sei, weist aber auch darauf hin, dass sie durchaus möglich sei, wenn man es versuche. Die beiden Männer entgegnen daraufhin lapidar, dass die Migrant*innen in ihrem Haus gar nicht mit ihnen sprechen wollten. Ein anderer Vortragender berichtet, dass sich bei ihm erst als Folge der Kündigung ein Zusammenhalt unter den Bewohner*innen benachbarter Liegenschaften entwickelt habe und er inzwischen viel Kontakt mit ‚Ausländer*innen‘ hätte. Eine Mitarbeiterin des Mieterverbands Basel bestätigt, dass Gemeinschaft häufig erst dann entstehe, wenn ein Problem aufkomme. Ein weiterer Vortragender wiederum findet, dass die Passivität von ‚Ausländer*innen‘ tatsächlich ein Problem sein könne. Sie würden nicht glauben, dass sie etwas bewirken könnten und hätten andere Interessen. Wenn im eigenen Haus nur wenige Schweizer*innen wohnten, sei es deshalb hilfreich, sich auf der Quartierebene zu organisieren, empfiehlt er.⁴⁷⁹

An der Veranstaltung „Stadtteil-Entwicklung für wen?“ – aber auch auf diese zurückblickend – verhandeln die beteiligten Akteure*innen also die Frage, wie lo-

477 Vgl. Feldnotizen zum Vortrag „Stadtentwicklung für wen?“ im Internetcafé Planet 13, 19. Januar 2015.

478 Vgl. Feldnotizen Das Modell, 2. September 2014.

479 Vgl. Feldnotizen Informationsveranstaltung „Stadtteil-Entwicklung für wen?“, 13. Mai 2014.

kale Kollektivierung unter Bedingungen urbaner Hyperdiversität möglich ist. Die Organisator*innen setzen gezielt auf mehrsprachige Kommunikationsformen, um der Hyperdiversität der Quartierbevölkerung und deren mangelnder Repräsentation in den etablierten Mitwirkungsverfahren zu begegnen, können ihrem inkludierenden Anspruch jedoch nicht gerecht werden. Der Informationsanlass wird deshalb unter den Aktivist*innen und Sympathisant*innen als gescheiterter Versuch verhandelt, die migrantische Bevölkerung über mehrsprachige Kommunikationsstrategien zu erreichen. Die migrantische Bevölkerung wird als Problem betrachtet, das die Gemeinschaftsbildung erschwert oder verunmöglicht. Migrant*innen werden als diejenigen beschrieben, die sich – trotz Bemühungen der Veranstaltenden – nicht erreichen liessen, die nicht an Anlässen teilnahmen, mit denen die Kommunikation schwierig sei, die andere Interessen hätten oder nicht glaubten, dass sie etwas bewirken könnten, und somit in Fragen der Stadtentwicklung passiv blieben. Sie werden als die abwesenden anderen betrachtet, die eigentlich zur Partizipation eingeladen und erwartet werden, aber schwierig zu erreichen sind.

Auch die Modellbaugruppe stösst mit ihrem Bestreben, eine breite Quartierbevölkerung in die Entwicklung des Hafensareals einzubeziehen, an ihre Grenzen und hat Mühe, über ihre persönlichen Netzwerke hinauszureichen: An den wöchentlichen Bastelabenden kommt nur ein kleiner Kreis engagierter Personen zusammen, um am Modell weiterzuarbeiten. Die Bastelbogen sind auch nie, wie angedacht, grossflächig im Quartier verteilt worden. Als ich Fabian im Interview darauf anspreche, seufzt er:

[D]as hätte ich toll gefunden, aber es ist einfach sehr schwierig, diese Leute zu motivieren und überhaupt, weisst du, mit geschickter Kommunikation die Leute darauf aufmerksam zu machen, was wir da machen. Also man hätte quasi (...) besser Reklame machen müssen. Und (...) es hat nur sehr spärlich geklappt, dass die Leute ihre Häuschen selber gebaut haben. Ja, es ist eigentlich nur gerade dieser Kuchen, der, weisst du, der eh schon politisch relativ bewusst ist. Und dort haben es auch nur ein paar gemacht. Schade. Es wäre wirklich toll gewesen, wenn (...) da mehr mitgemacht hätten.⁴⁸⁰

Die Modellbaugruppe bedauert, dass sich nicht mehr Personen aus dem Quartier am Modellbau beteiligen. Insbesondere die Abwesenheit der migrantischen Bevölkerung wird dabei diskutiert, wobei verschiedene Erklärungsversuche formuliert werden: Michi erzählt zum Beispiel von Quartierfesten, an denen die Modellbaugruppe ihr Projekt vorstellt. Dort fänden jeweils alle ihr Projekt toll, kämen aber danach trotzdem nicht zu den Bastelabenden. Er sieht unter anderem die Sprache als Problem. Ausserdem würden die Migrant*innen ihre Zukunft nicht unbedingt im Quartier sehen. Sie kämen hierher, um sich wirtschaftlich eine bessere Situation zu verschaffen, und würden das Quartier danach wieder verlassen. Ausserdem hätten sie anderes im Kopf. Dies sei verständlich, meint Michi, doch die Entwicklung im Quartier betreffe eben auch sie. Die ‚Ausländer*innen‘ würden sich aber

480 Interview mit Fabian Waser, 15. Juli 2015.

aus Angst vor den Konsequenzen meist nicht getrauen, sich zu wehren. Ein Mann, den ich einmal an einem Bastelabend treffe, meint ebenfalls, viele Migrant*innen würden nicht lange im Quartier wohnen und bald wieder wegziehen; sie hätten deshalb kein Interesse am und keinen Bezug zum Quartier. Eine weitere Person, mit der ich an einem Bastelabend spreche, erachtet es als Problem, dass es sich bei der Modellbaugruppe um einen kleinen, eingeschworenen Kreis im Quartier handele, in den ‚die anderen‘ nicht hereinkämen. Dementsprechend werden an den Bastelabenden auch immer wieder Ideen diskutiert, wie man die Modellbaugruppe bekannter machen und mehr Personen miteinbeziehen könnte. So wird beispielsweise über eine Teilnahme an der Basler Fasnacht, über einen möglichen Eintrag im Guinness-Buch der Rekorde und über ein Theaterprojekt nachgedacht, das anhand der Tätigkeiten der Modellbaugruppe die Hafententwicklung thematisieren könnte. Auch am jährlichen Strassenfest im Klybeckquartier⁴⁸¹ oder an den durch die IG klybeckinsel organisierten Informationsanlässen ist die Modellbaugruppe präsent. Immer wieder wird ausserdem darüber gesprochen, für die Bastelabende Räume des Quartiertreffpunkts Kleinhüningen zu nutzen, um die Treffpunktbesuchenden auf den Modellbau aufmerksam zu machen. Schliesslich werden die Bastelworkshops an einigen Terminen tatsächlich in den Quartiertreffpunkt verlegt, finden später aber wieder im Hinterhaus der Wohngnossenschaft statt.

Die Praxis des Bastelns besitzt zwar das Potenzial, Sprachbarrieren zu durchbrechen und eine hyperdiverse Bevölkerung mit unterschiedlichen Ressourcen und partizipativen Interessen anzusprechen. Es gibt im Verein auch immer wieder Überlegungen dazu, wie man eine breitere Quartierbevölkerung adressieren und mobilisieren könnte. Bisher sind aber – vor allem aufgrund begrenzter personeller Ressourcen – nur wenige Ideen umgesetzt worden. Die Modellbaugruppe hat Mühe, über einen kleinen Kreis persönlicher Netzwerke hinaus Quartierbewohner*innen in den Modellbau zu involvieren.

Es zeigt sich, dass die untersuchten Praxen partizipativer Stadtentwicklung mit ihrer Vorstellung von Quartier als lokalem politischem Subjekt und geeintem Gegenüber der Stadtverwaltung an ihre Grenzen stossen. Aus analytischer Sicht ist das Konzept von Quartier als einem geeinten lokalen Subjekt als Form der Greifbarmachung zu verstehen und als Versuch, das Quartier zu versammeln und zu stabilisieren. Das Quartier entzieht sich jedoch diesem Versuch, indem es sich gar nicht erst als das Kollektiv versammeln lässt, als das es von den Organisator*innen dieser partizipativen Praxen angerufen wird. Interessanterweise wird die gescheiterte Formierung des Quartiers als kollektives Subjekt primär anhand der Figur des ‚Ausländers‘ verhandelt. Während zahlreiche andere ‚Bevölkerungsgruppen‘ eben-

481 Im Jahr 2015 bspw. wurden am Klybeckfest ein paar Häuserblocks als Modell aufgebaut.

An einem Stand konnten Interessierte mit einfachen Mitteln kleine Roboter basteln und das Modell diente als Kulisse für Roboterrennen. Wer mit seinem Roboter am schnellsten durch die Strassen des Klybeckquartiers zur aus Schokolade nachgebauten Klybeckinsel gelangte, gewann.

falls abwesend sind, werden explizit die ‚Ausländer*innen‘ als schwierige Kategorie verhandelt, welche die lokale Kollektivierung behindere.

5.5.5 *Zwischenfazit*

In diesem Kapitel habe ich verschiedene Praxen untersucht, die darauf abzielen, die Quartierbevölkerung in Basler Stadtentwicklungsprojekte einzubeziehen, auf der einen Seite das offizielle Mitwirkungsverfahren Feldberg 47, auf der anderen Seite – im Zusammenhang mit der Hafens- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhünningen – zwei alternative Versuche, die Quartierbevölkerung einzubeziehen und Stadtentwicklung zu gestalten: die Bottom-up-Informationsanlässe der IG klybeckinsel und eine Modellbaugruppe.

Obwohl sich die Informationsanlässe der IG klybeckinsel und die Modellbaugruppe von den offiziellen Mitwirkungsprozessen abgrenzen, konnte ich herausarbeiten, dass sich diese unterschiedlichen Praxen auch in vielerlei Hinsicht ähneln: Es zeigt sich, dass alternative Gruppierungen etablierte Kommunikationsformate aufgreifen. Ausserdem haben sie ein ähnliches Quartierverständnis wie die offiziellen Mitwirkungsverfahren: Die untersuchten Praxen gehen alle davon aus, dass im Quartier Wohnende aufgrund physischer Nähe von einem Stadtentwicklungsprojekt betroffen sind, diesbezüglich gemeinsame Interessen und Anliegen haben und sich in die Stadtentwicklung einbringen sollten. Das Quartier wird als ein lokales Kollektiv, als ein geeintes politisches Subjekt adressiert. Dieses Quartierverständnis erinnert an Max Webers Ausführungen zur Nachbarschaft als eine an „räumliche Nähe“⁴⁸² gekoppelte „chronische oder ephemere Gemeinsamkeit einer Interessenlage“⁴⁸³. Diese geteilten Interessen – hier in Bezug auf spezifische Stadtentwicklungsprojekte – werden auch an eine normative Handlungserwartung gekoppelt: Die Quartierbewohner*innen werden als aktive Subjekte adressiert, die sich aufgrund einer (vermeintlichen) Betroffenheit auch in die Stadtentwicklung einbringen sollen. Diese Subjektivierung spielt dabei immer auf zwei Ebenen: Einerseits werden die im Quartier Wohnenden als individuelle Subjekte, andererseits aber auch das Quartier als ein kollektives Subjekt adressiert.

Die Quartierbewohner*innen und das Quartier als lokale Subjekte können aber nicht einfach als gegeben angenommen werden, sondern werden in den partizipativen Praxen aktiv produziert. Das Quartier wird in den von mir untersuchten Praxen partizipativer Stadtentwicklung als kollektives, lokales, politisches Subjekt verstanden und zugleich in den Praxen selbst als ein solches Subjekt mit erschaffen. Das Quartier entsteht im Handeln, in der Begegnung, der Adressierung, der physischen Ko-Präsenz. Die Anthropologen Alberto Corsín Jiménez und Adolfo Estalella

482 Weber 1956, S. 215.

483 Weber 1956, S. 215.

haben in ihrer Forschung über die 15M-Bewegung⁴⁸⁴ in Madrid die Versammlungen, die in den einzelnen Quartieren der Stadt abgehalten werden, als eine spezifische soziale Form beschrieben, in der Nachbar*innen versammelt und dadurch auch *gemacht* werden:

The neighborhood emerges in this context as an infrastructural and methodological event: the assembling of neighbors as both a public form and a sociological figure. On the one hand, the assembly format requires a strenuous investment in the material, textual, and archival production of „assembling“ as an urban spatial object. [...] On the other hand, the process of assembling in itself produces a novel sense of urban neighborliness. Neighbors are „assembled into“ being social and political subjects through the process of assembling.⁴⁸⁵

Bewohner*innen werden also durch die Praxis des Versammelns zu spezifischen sozialen und politischen Subjekten, zu Nachbar*innen gemacht. Basis dieses Nachbar*innen-Machens sind „shared concerns“⁴⁸⁶, auch wenn die Akteur*innen unterschiedliche oder gar konflikthafte Ansichten haben können. Corsín Jiménez/Estalrella schildern diese Versammlungen als komplexe Praxen, an denen auch Materialitäten (der Ort der Versammlungen, Infrastrukturen) und Handlungsabläufe (beispielsweise Rituale der Konsensfindung) beteiligt sind: „Assembling is a matter of hard work, and also of hardware.“⁴⁸⁷ Auch nicht-menschliche Elemente sind damit Teil der Versammlungspraxis und des Nachbar*innen-Machens. Versammlungen sind dabei ein Mittel, um Nachbarschaft – als soziale Beziehung – zu produzieren und das Leben in der Stadt „convivial“⁴⁸⁸ zu machen. Die Informationsanlässe, Begleitgruppensitzungen, Bastelabende lassen sich ebenfalls als Assemblagen verstehen, in denen Menschen durch den Akt des Versammelns zu Quartierbewohner*innen gemacht werden. Es zeigt sich jedoch zugleich – und dies ist aus meiner Sicht ein wesentlicher Punkt –, dass sich ‚das Quartier‘ auch immer wieder dem Versammeln entzieht. Die hyperdiverse Quartierbevölkerung lässt sich nur bedingt als geeintes lokales Subjekt adressieren, sie strömt auseinander. Sowohl die Stadtverwaltung als auch alternative Gruppierungen ‚scheitern‘ mit ihren partizipativen Stadtentwicklungspraxen an ihrem Verständnis von Quartier als geeintem, lokalem politischem Subjekt. So ist ‚Quartier‘ in den Praxen auch immer in doppelter Hinsicht präsent: zum einen physisch in Form der anwesenden Akteur*innen, die sich zu einem temporären Wir, zu einer mehr oder weniger flüchtigen, mehr oder weniger dau-

484 Die Proteste, die 2011/2012 in Spanien stattfanden, sind im deutschsprachigen Raum als Movimiento 15-M, als Spanische Revolution oder als Bewegung der Empörten (indignados) bekannt. Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Proteste_in_Spanien_2011/2012 (Stand: 26. April 2019).

485 Corsín Jiménez/Estalrella 2014, S. 170.

486 Corsín Jiménez/Estalrella 2014, S. 162.

487 Corsín Jiménez/Estalrella 2014, S. 158.

488 Corsín Jiménez/Estalrella 2014, S. 157.

erhaften Assemblage von engagierten Bewohner*innen zusammenfügen, und zum anderen in Form der abwesenden Akteur*innen, die appellativ auch als Teil dieser Assemblage angesprochen werden, jedoch nicht an den jeweiligen Praxen teilhaben. Dementsprechend wird von den Akteur*innen auch immer wieder diskutiert, wer teilnimmt und wer nicht und wie sie die Nicht-Teilnehmenden besser erreichen und zum Teilnehmen animieren könnten. Alle verhandeln die Hyperdiversität der Quartierbevölkerung als Herausforderung. Insbesondere die Migrant*innen werden diskursiv als die Abwesenden konstruiert, die schwer zu erreichen sind. In dem Sinne erachte ich es als analytisch weiterführend, die Produktion lokaler Subjekte, das *assembling neighbours*, nicht als friktionsfreien Prozess zu betrachten, sondern auch danach zu fragen, wie genau Quartier und Quartierbewohner*innen gemacht werden und wer bei diesem Machen und Gemacht-Werden letztlich teilhat – und wer nicht.

5.6 Neustart Schweiz Regiogruppe Basel: Nachbarschaft als „Sehnsuchtsplattform“⁴⁸⁹ und als sozio-ökologisches Reformmodell

Als ich im Juli 2013 ein Kleinbasler Café besuche, sehe ich dort einen Flyer aufliegen, der mir mit seiner auffälligen Aufschrift ins Auge sticht. Auf der Vorderseite eines vertikal gefalteten A4-Blattes prangt in grossen, schwarzen Buchstaben die Überschrift „wie NACHBARSCHAFTEN die Welt verändern können. Eine Anleitung zur Umgestaltung unserer Stadt und ein Schritt ins bessere Leben“⁴⁹⁰. Der Flyer stammt von der Regiogruppe Basel des Vereins Neustart Schweiz und spricht von der Notwendigkeit eines umfassenden gesellschaftlichen Wandels: Die gegenwärtig vorherrschende Lebens- und Wirtschaftsweise, so wird erläutert, sei weder umweltverträglich noch gesund. Es sei deshalb an der Zeit, neue Strukturen zu schaffen und eine nachhaltige Gesellschaft aufzubauen, die weniger Energie und Rohstoffe verbrauche. Um diesen Wandel herbeizuführen, wird im Flyer die Entwicklung „[v]ielfältige[r] und interaktive[r] Nachbarschaften“⁴⁹¹ vorgeschlagen. In einer solchen Nachbarschaft würden circa 500 Personen zusammenleben und zentrale Infrastruktureinrichtungen – zum Beispiel Lebensmittellager, Restaurant, Bäckerei, Wäscherei, Bibliothek oder Kinderkrippe – miteinander teilen. Dies reduziere den Wohnflächenverbrauch pro Person, spare Energie und Arbeit. Die Nachbarschaften sollten durch die Zusammenarbeit mit lokalen Landwirtschaftsbetrieben mit Lebensmitteln versorgt werden, wodurch lange Transportwege vermieden und motorisierter Verkehr reduziert werden könnten. Diese Form von Nachbarschaft wird im Flyer nicht nur als nachhaltige, sondern auch als komfortable Wohnform dargestellt, die sowohl Geselligkeit als auch ausreichend Rückzugsmöglichkeiten und ein vielfältiges Waren- und Dienstleistungsangebot in nächster Umgebung bietet.

489 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

490 Flyer Neustart Schweiz – Regio Basel.

491 Flyer Neustart Schweiz – Regio Basel.

Dieser Flyer hat mich zum Verein Neustart Schweiz und dessen Regiogruppe Basel geführt, deren Nachbarschaftspraxen im Zentrum des vorliegenden Kapitels stehen. Der Verein reiht sich mit seinem Ansatz, über die Entwicklung multifunktionaler Nachbarschaften einen sozialen und ökologischen Wandel herbeizuführen, in eine lange Tradition von Projekten ein, die durch die Konzeption und Gestaltung von Nachbarschaften optimierend in das urbane Leben eingreifen und gesellschaftliche Herausforderungen lösen wollen. Die Neustart-Vision eines alternativen städtischen (Zusammen-)Lebens wird dabei von Vereinsmitgliedern mit unterschiedlichen Hintergründen diskutiert, zu verbreiten und umzusetzen versucht. Auf der Grundlage der Analyse von Dokumenten, in denen die Ideen von Neustart Schweiz dargelegt werden, sowie teilnehmender Beobachtung und Interviews in der Regiogruppe Basel von Neustart Schweiz gehe ich in diesem Kapitel der Frage nach, wie diese Praxis organisiert ist und wie Nachbarschaft in der Neustart-Bewegung imaginiert, praktiziert und (re-)produziert wird.

5.6.1 *Von bolo'bolo zu multifunktionalen Nachbarschaften: Annäherung an den Verein Neustart Schweiz*

Der Verein Neustart Schweiz ist eng verknüpft mit dem Autor P.M.⁴⁹². Unter diesem Pseudonym hat der studierte Philologe und inzwischen pensionierte Gymnasiallehrer Hans E. Widmer drei Jahrzehnte lang Bücher publiziert. Widmer, der aus einer proletarischen Familie in der Ostschweiz stammt, war in seinen Studienjahren in der Arbeiter*innen- und Student*innenbewegung aktiv. Später setzte er sich intensiv mit Fragen des Wohnens auseinander; er war Teil der Zürcher Hausbesetzer*innenszene und in Zürich bei mehreren Wohnbauprojekten beteiligt.⁴⁹³ Mit Fragen des Wohnens beschäftigt sich Widmer nach wie vor. Mittlerweile ist er Vorstandsmitglied im Verein Neustart Schweiz, publiziert weiterhin – sowohl unter seinem Pseudonym als auch unter seinem bürgerlichen Namen –, hält Vorträge und gibt Interviews.⁴⁹⁴ Seine wohl bekannteste Publikation ist „bolo'bolo“, eine gesellschaftliche Utopie aus dem Jahr 1983.⁴⁹⁵ In „bolo'bolo“ findet sich bereits die Idee eines Zusammenlebens

492 Das Pseudonym P.M. (z. T. auch p. m. oder p.m. geschrieben) verwendet Widmer seit seinem ersten Buch „Weltgeist Superstar“, das 1980 erschienen ist. Es steht für die damals üblichsten Schweizer Initialen in einem Telefonbuch (Peter/Paul Meier/Müller). Vgl. Nigg 2008, S. 426.

493 Einblicke in Widmers Biografie gibt Nigg 2008, S. 420–430. Beat Metzler erläutert in einem Zeitungsartikel Widmers Einfluss auf die Zürcher Wohnbaudebatte. Vgl. Metzler 2014.

494 Vgl. z. B. P.M. 2015, Widmer 2013, Widmer 2015a, Widmer 2015b oder seine Texte auf der Internetseite von Neustart Schweiz unter <https://www.neustart-schweiz.ch/texte/> (Stand: 27. März 2019).

495 Meine Ausführungen beziehen sich auf die erste Ausgabe (p. m. 1983) sowie auf eine spätere, inhaltlich ergänzte Ausgabe (p.m. 1986).

in Nachbarschaften, die Jahrzehnte später auch für das Gesellschaftsmodell von Neustart Schweiz zentral ist, und die ich deshalb im Sinne einer Historisierung der Neustart-Bewegung an dieser Stelle einführe: Im ersten Teil von „bolo’bolo“ legt P.M. in kapitalismuskritischen Ausführungen die Notwendigkeit und Möglichkeit eines gesellschaftlichen Wandels dar und beschreibt eine „Alltagsmaschine“⁴⁹⁶, welche die Menschen zermalme, ihre Gefühle abstumpfe und ihre Wünsche und Energie vernichte:

Der Deal ist faul, weil die „guten Dinge“ von der Maschine zerstört werden: wir selbst, die Zeit, die Beziehungen, die Natur, die Traditionen. Obwohl wir immer schneller und immer weiter reisen können, nimmt unser Bewegungsspielraum im Alltag ab. Rationalisierungen, Renovierungen, Sanierungen, Standardisierungen, [sic!] spüren jede „freie“ Sekunde und jeden ungenutzten Quadratmeter auf. Zeit und Raum sind Geld. Mit dem Geld setzt die Maschine ihre Logik durch. Wir sind eingesperrt, verplant, sauber und ordentlich und unglücklich, obwohl wir eigentlich „keinen Grund“ haben.⁴⁹⁷

Kleine, realpolitische Veränderungen würden letztlich nichts bringen, legt P.M. dar. Es bliebe „eigentlich nur noch das Alles oder Nichts: alles riskieren, um alles zu gewinnen“⁴⁹⁸, ein „salto vitale“ in eine völlig andere Welt⁴⁹⁹. Auf seinen Erkundungen in dieser anderen Welt sei er auf *bolo’bolo*⁵⁰⁰ gestossen. Dieses alternative Gesellschaftssystem bezeichnet er als seinen „provisorische[n], persönliche[n] Wunschtraum von einer Welt, in der [er] gerne leben würde“⁵⁰¹. In einem Fahrplan legt er dar, wie *bolo’bolo* weltweit innerhalb von fünf Jahren verwirklicht werden könne. Der zweite Teil des Buches ist als Nachschlagewerk aufgebaut. P.M. beschreibt nacheinander in lexikonartigen Einträgen die Grundelemente von *bolo’bolo*, zu deren Bezeichnung er eine Phantasiesprache entwickelt hat. Er nennt die Elemente beispielsweise *ibu* (Mensch), *bolo* (Basis-Gemeinschaft), *asa* (Erde), *taku* (Eigentum) oder *dala* (Rat, Parlament).⁵⁰² Ein Grundmodul des von P.M. entworfenen globalen Gesellschaftssystems stellen die *bolos* dar, eine spezifische Form von Nachbarschaften, die er folgendermassen beschreibt:

Etwa 300-500 *ibus* können zusammen ein *bolo* bilden. Im *bolo* wird das *ibu* geboren, erlebt es einen grossen Teil seiner Kindheit, wird es versorgt, wenn es krank ist, lernt es verschiedene Dinge, werfelt es herum, wird es gestreichelt, wenn es traurig ist, bewahrt

496 p. m. 1983, S. 2.

497 p. m. 1983, S. 3.

498 p. m. 1983, S. 7.

499 p. m. 1983, S. 11.

500 *Bolo’bolo* bedeutet gemäss P.M. „viele *bolos*“ (p. m. 1983, S. 101 bzw. p.m. 1986, S. 186) und dient als Überbegriff für ein den gesamten Planeten umfassendes utopisches Gesellschaftssystem, das sich aus vielen einzelnen *bolos* (Basis-Gemeinschaften) zusammensetzt.

501 p. m. 1983, S. 12.

502 Vgl. die Begriffserklärungen in p. m. 1983, S. 120 f.

es sein taku auf, kümmert es sich um die anderen bolo'ibus, sitzt es herum und stirbt es. Kein ibu kann aus seinem bolo verstoßen werden. Es kann es aber jederzeit verlassen und wieder zurückkehren.

Ein bolo besteht aus den Wohn- und Werkstattgebäuden (sibi) und aus einem landwirtschaftlichen Grundstück (kodu), das seiner Versorgung mit Lebensmitteln dient.⁵⁰³

Die Grundstruktur (die ungefähre Grösse und Funktion) der *bolos* ist überall gleich, in ihrer architektonischen und organisatorischen Ausgestaltung und ihrer *nima* (Lebensauffassung, Kultur) unterscheiden sie sich jedoch. So könne es in einer grösseren Stadt eine Vielzahl unterschiedlicher *bolos* geben: „Istan-bolo, Alko-bolo, Sym-bolo, Sado-bolo, Vegi-bolo, Les-bolo, Ara-bolo, Franko-bolo, Para-bolo, Lama-bolo, Play-bolo, [...] Punk-bolo, Rösti-bolo, Krischna-bolo, Jesu-bolo, Tao-bolo, Baby-bolo, Marl-bolo, Bar-bolo, Hasch-bolo [...] usw.“⁵⁰⁴

Die deutsche Urfassung von „bolo'bolo“ wird überarbeitet, mehrmals neu aufgelegt und in mehrere Sprachen übersetzt. Das Büchlein und die darin beschriebene soziale Utopie erlangen Bekanntheit und „Kultstatus“⁵⁰⁵ in der Alternativszene.

Nach „bolo'bolo“ verfasst P.M. weitere Publikationen, in denen er in verschiedenen Variationen das Thema gesellschaftlicher Utopien bearbeitet und das Ideengut von „bolo'bolo“ weiterentwickelt.⁵⁰⁶ 2008 erscheint schliesslich sein Buch „Neustart Schweiz. So geht es weiter“, das – auch in Bezug auf die Namensgebung – den Grundstein der Neustart-Bewegung bildet. In dieser Publikation finden sich Ideen wieder, die P.M. bereits in „bolo'bolo“ dargelegt hat: Anhand der Begebenheiten in der Schweiz und in der Form eines Sachbuches zeigt er die Notwendigkeit eines umfassenden Wandels der Lebens- und Wirtschaftsweise auf und führt aus, wie eine solche Umgestaltung, ein Neustart, auf dem Territorium der Schweiz konkret aussehen könnte. Die zentralen Versorgungseinheiten und Grundmodule des Zusammenlebens nennt er hier nicht *bolos*, sondern Nachbarschaften. Er beschreibt in „Neustart Schweiz“ ein neues Gesellschaftssystem, das verschiedene geografische Ebenen umfasst und von Nachbarschaften über Basis-Gemeinden, Regionen und die Schweiz bis zu Europa reicht. Das neue Gesellschaftssystem wird damit weniger als universale Utopie oder fiktionale Heterotopie⁵⁰⁷ beschrieben denn als eine auf die Schweiz bezogene, umsetzbare Vision. Am Schluss des Buches ermuntert P.M. an der Neustart-Idee interessierte Personen, regelmässige Treffen zu organisieren, um die im Buch erörterten Themen zu diskutieren „und daraus Handlungsstrategien“⁵⁰⁸

503 p. m. 1983, S. 27.

504 p. m. 1983, S. 34.

505 Schultheiss 2016.

506 Für eine Übersicht über P.M./Hans E. Widmers Werk siehe [https://de.wikipedia.org/wiki/Hans_Widmer_\(Autor\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Hans_Widmer_(Autor)) (Stand: 27. März 2019).

507 Vgl. z. B. P.M.s Publikation „Amberland“, eine Art Reiseführer über eine fiktive Inselnation (P.M. 1989).

508 P.M. 2008, S. 89.

abzuleiten. Diesem Aufruf folgend, finden sich nach der Veröffentlichung von „Neustart Schweiz“ in verschiedenen Schweizer Städten Gruppen zusammen, um die Ideen des Buchs zu diskutieren, und im Jahr 2010 wird schliesslich der Verein „Neustart Schweiz“ gegründet. Der Verein setzt sich gemäss seinen Statuten für „eine nachhaltige Erneuerung der Schweiz, eine markante Reduktion des Ressourcenverbrauchs und eine umfassende Verbesserung der Lebensqualität für alle“⁵⁰⁹ ein, was unter anderem durch die Entwicklung von vielfältigen Nachbarschaften, die Zusammenarbeit von städtischen Siedlungen und regionalen Landwirtschaftsbetrieben und die Erhaltung und Förderung von Commons⁵¹⁰ ermöglicht werden soll. Der Verein baut eine Webseite auf, produziert Werbematerial, hält Vorträge, organisiert Exkursionen. Seit der Vereinsgründung sind ausserdem mehrere Broschüren und Bücher erschienen, in denen das Konzept von Neustart Schweiz dargestellt und weiterentwickelt wird. Mit der Zeit entstehen lokale Ableger von Neustart Schweiz, darunter auch Gruppen, welche die Ideen des Vereins in konkreten Wohnprojekten umsetzen wollen.⁵¹¹ Nach ersten Zusammenkünften im Jahr 2011 hat sich 2012 in Basel eine Regiogruppe als eigenständiger Verein formiert,⁵¹² der als lokale Plattform für Interessierte dient, sich an Vereinsnähen mit dem Konzept von Neustart Schweiz auseinandersetzt und die Neustart-Idee an öffentlichen Veranstaltungen präsentiert. 2015 geht aus der Regiogruppe schliesslich die Wohn- und Baugenossenschaft Lebenswerte Nachbarschaft (LeNa) hervor. Sie will die Prinzipien von Neustart Schweiz in einer Siedlung umsetzen. Als diese Studie abgeschlossen wird, plant LeNa zusammen mit einer Baugenossenschaft einen Neubau auf einem Gelände in Grossbasel.⁵¹³ Die Basler Regiogruppe selbst hingegen hat sich in der Zwischenzeit an der Mitgliederversammlung im Juni 2017 auf Antrag des Vorstands wieder aufgelöst und bildet dadurch ein prototypisches Beispiel für den ephemeren Charakter von Assemblagen. So besteht die von mir erforschte Assemblage, zu der sich die Regiogruppe Basel ab 2011 verdichtet hat, zum Zeitpunkt der Verschriftlichung nicht mehr in dieser institutionell verfestigten Form.

509 <https://www.neustart-schweiz.ch/statuten/> (Stand: 27. März 2019).

510 Commons und die entsprechende Praxis des Commoning beschreibt Widmer als „ein[en] soziale[n] Metabolismus, der auf der Herstellung, Bewahrung und Nutzung von Gemeingütern beruht. Dazu gehört fast alles: Boden, Nahrung, Wohnen, medizinische Versorgung, aber auch immaterielle Dinge wie Wissen, Kultur, Know How.“ (Widmer 2013, S. 11).

511 Vgl. <https://www.neustartschweiz.ch/geschichte/> (Stand: 27. März 2019). Die Ausführungen zur Vereinsgeschichte beginnen bezeichnenderweise mit einer Fotografie der beiden Publikationen „bolo’bolo“ und „Neustart Schweiz“, was auf deren zentrale Bedeutung für den Verein hinweist.

512 Vgl. Koloska 2014, S. 33.

513 Vgl. <https://www.lena.coop> (Stand: 27. März 2019).

5.6.2 *Vereinspublikationen, Diskussionsveranstaltungen, Interviews: drei Zugänge zur Verhandlung und (Re-)Produktion von Nachbarschaft bei Neustart Schweiz*

Die Diskussion, Entwicklung und Planung einer neuen Form nachbarschaftlichen Zusammenlebens steht im Fokus der Neustart-Bewegung. Der Verein Neustart Schweiz ebenso wie seine lokalen Ableger publizieren Online-Artikel, Broschüren, Bücher, Flyer, Postkarten, in denen das von P.M. formulierte Nachbarschaftsmodell erläutert wird. Dieses Modell multifunktionaler Nachbarschaften – ich nenne sie Neustart-Nachbarschaften – ist nicht als statisches Gebilde zu verstehen, sondern als Objekt fortwährender Aushandlungsprozesse: Vereinsmitglieder von Neustart Schweiz und weitere Interessierte mit je unterschiedlichen Hintergründen diskutieren, deuten, verändern und verbreiten das Konzept und (re-)produzieren so eine spezifische Form von Nachbarschaft. Im Folgenden gebe ich ausgehend von drei verschiedenen Zugängen einen Einblick in diese Imaginations- und (Re-)Produktionsprozesse. Ich lege zunächst auf Basis einer Dokumentenanalyse dar, wie Nachbarschaft in den Publikationen von P.M. und Neustart Schweiz konzipiert wird. Danach erläutere ich, wie das Nachbarschaftskonzept von Neustart Schweiz in der Veranstaltungsreihe „Lebenswerte Nachbarschaften“ der Regiogruppe Basel, die ich als teilnehmende Beobachterin besucht habe, in einer kollektiven Praxis verhandelt wird. Abschliessend gehe ich auf die Interviews ein, die ich mit drei Mitgliedern der Regiogruppe Basel geführt habe. Dabei ist der Fokus darauf gerichtet, wie Mitglieder das Neustart-Konzept deuten, was sie motiviert, bei Neustart Schweiz mitzumachen, und was sie selbst für Erfahrungen und Wünsche in Bezug auf Nachbarschaft haben. Dabei wird auch in den Blick genommen, wie hier mithilfe der Diskussion und Umsetzung neuer Nachbarschaftsmodelle zugleich Vorstellungen vom zukünftigen ‚guten Leben‘ in der Stadt verhandelt werden.

5.6.2.1 *Vereinspublikationen von Neustart Schweiz: Nachbarschaft als Grundmodul einer nachhaltigen Gesellschaft*

Der Verein Neustart Schweiz und seine lokalen Ableger haben, wie bereits erwähnt, mehrere Flyer, Broschüren und Bücher produziert, in denen sie ihr Nachbarschaftsverständnis darlegen. Diese Dokumente bilden mit den darin vermittelten Deutungsangeboten sowie mit ihrer Materialität einen wesentlichen Bestandteil der von mir untersuchten Assemblage. Ziel dieses Unterkapitels ist es, herauszuarbeiten, wie Nachbarschaft in den Schriften von Neustart Schweiz konzipiert wird. Meine folgenden Ausführungen beziehen sich dabei in erster Linie auf die bereits erwähnte Publikation „Neustart Schweiz“ von P.M.⁵¹⁴ und die nach der Vereinsgründung von Neustart Schweiz herausgegebenen Broschüren und Bücher „Nachbarschaften

514 Vgl. P.M. 2008.

entwickeln⁵¹⁵, „The Power of Neighbourhood“ und die Commons⁵¹⁶ und „Nach Hause kommen“⁵¹⁷.

Als übergreifendes Grundprinzip des Gesellschaftsmodells von Neustart Schweiz kann eine umfassende Relokalisierung⁵¹⁸ der Lebensweise und eine Verdichtung von gesellschaftlichen Funktionen in Nachbarschaften festgehalten werden:

Dabei werden verstreute Funktionen, deren Kombination viel Energie verbraucht, wieder zu Einheiten gebündelt: Wohnen, Arbeiten, Produktion, Einkaufen, Essen, Unterhaltung müssen in einem grösseren Umfang als heute (aber natürlich nicht zwingend vollständig) in sozial spannende Nachbarschaften re-integriert werden. So können schmerzlos Einsparungen an Ressourcen durch Synergien erreicht werden. [...] Diese Reintegration ist nicht nur eine ökologische Notwendigkeit, sondern auch eine soziale und kulturelle Bereicherung. Sie ist die eigentliche „economy of happiness“, die Wirtschaft des Glücks. Relokalisierung ist der Schlüssel zur Lösung einer ganzen Reihe von Problemen; sie zieht sich wie der rote Faden durch die Vorschläge von „Neustart Schweiz“.⁵¹⁹

Relokalisierung zielt also darauf ab, dass möglichst viele gesellschaftliche Funktionen lokal erfüllt werden können. Alles soll „so nah und so kooperativ wie möglich getan“⁵²⁰ werden. Um verschiedene gesellschaftliche Funktionen an einem Ort zu vereinen und den Alltag lokal gestalten zu können, propagiert Neustart Schweiz eine spezifische Form von „sozial und ökologisch integrierten Nachbarschaften“⁵²¹ als gesellschaftliches Basismodul. Im von Neustart Schweiz herausgegebenen Nachschlagewerk „Kleines Konversationslexikon für Nachbarschaftssoirées“ wird eine solche Nachbarschaft als „Alltagshaushalt für ca. 500 Menschen“⁵²², verbunden mit

515 Vgl. Verein Neustart Schweiz 2015. Die Broschüre ist 2011 erstmals sowie 2013 und 2015 in zwei weiteren Auflagen erschienen. Ich beziehe mich in meinen Ausführungen auf die Ausgabe von 2015.

516 Vgl. Widmer 2013.

517 Vgl. Verein Neustart Schweiz 2016.

518 Relokalisierung bildet auch ein wesentliches Element der in Grossbritannien und Irland entwickelten und mittlerweile international verbreiteten Transition Town-Bewegung. Vgl. Mason/Whitehead 2011.

519 Verein Neustart Schweiz 2015, S. 7.

520 P.M. 2008, S. 35.

521 Verein Neustart Schweiz 2016, S. 9.

522 Diese Grösse erachtet P.M. als geeignet, um bestimmte Versorgungsfunktionen zu übernehmen und Dienstleistungen anzubieten (Organisation der Lebensmittelversorgung über Vertragslandwirtschaft, Lebensmittellager, Gastrobetriebe, Kindergarten et cetera). Kleinere soziale Gefüge hätten zu wenig Ressourcen, um ein vielfältiges Angebot an Infrastrukturen und Dienstleistungen aufrechtzuerhalten. Grössere Zusammenschlüsse wiederum seien tendenziell anonymer und erschwerten spontane Formen der Kooperation. Sie tendierten dazu, zu zerfallen und bräuchten Institutionen, um zusammengehalten zu werden. Nachbarschaften mit circa 500 Bewohner*innen stellen gemäss Widmer das ideale Mittelmass dar. In ihnen funktioniere informelle Kommunikation nicht mehr und Informationsflüsse müssten deshalb bewusst gestaltet und gelenkt werden. Dadurch

einem oder mehreren Bauernhöfen zur Herstellung einer weitgehenden Subsistenz und Ernährungssouveränität⁵²³ beschrieben. In anderen Publikationen von Neustart wird das Grundprinzip einer solchen Nachbarschaft ausführlicher dargelegt, wie beispielsweise im Buch „Nach Hause kommen“:

Eine Nachbarschaft umfasst zwischen 350 und 800 Bewohnende. Sie ist als rechtliche Person, zum Beispiel als Verein oder Genossenschaft, organisiert und demokratisch strukturiert. [...]

Eine Nachbarschaft befindet sich vorzugsweise in einem dichten Siedlungsgebiet der Stadt oder einer Agglomeration. Sie kann neu gebaut werden oder Platz in bereits bestehenden Gebäudestrukturen finden. Wichtig ist dabei, dass eine Palette an unterschiedlichen Wohn- und Haushaltsformen zur Verfügung steht, um den Bedürfnissen aller Bewohnenden gerecht zu werden.

[...] Die Bewohnerinnen und Bewohner übernehmen Verantwortung und konkrete Aufgaben innerhalb der Gemeinschaft.

Ein zentrales Element ist die Anbindung an einen oder mehrere Bauernhöfe in der Nähe, also maximal 50 Kilometer entfernt, und auch dort ist die Mitarbeit von Nachbarinnen und Nachbarn gefragt. Der Bauernhof beachtet biologische Richtlinien und stellt die Versorgung der Nachbarschaft mit den täglich notwendigen Lebensmitteln grösstenteils sicher.

Die Lebensbereiche Wohnen, Arbeiten, Versorgung und Freizeit rücken in der Nachbarschaft näher zusammen. Dies trägt wesentlich dazu bei, einen ökologisch verträglichen Ressourcenverbrauch zu realisieren. Alle wichtigen Dienstleistungen sind in Fussdistanz erreichbar [...].

Die Nachbarschaft ist das kleinste Modul einer neuen Organisation von Ländern oder gar der Welt, welche auf dem gemeinsamen Haushalten basiert. Gemeinschaftlich genutzte Ressourcen, sogenannte Commons, bilden die Grundlage dafür. Die Nachbarschaft ist also weit mehr als ein Wohnprojekt.⁵²⁴

Ein wesentliches Element einer Neustart-Nachbarschaft soll, wie hier bereits erwähnt, der Zusammenschluss mit regionalen Landwirtschaftsbetrieben sein, welche die Nachbarschaft mit Lebensmitteln versorgen. Durch diesen Zusammenschluss könnte ein Grossteil der Lebensmittel lokal produziert und konsumiert und dadurch lange Transportwege vermieden werden. Eine wichtige Funktion hätten dabei sogenannte Mikrozentren, die es in jeder Nachbarschaft geben soll. In ihnen würden

würden „Mauscheleien, Cliquenwirtschaft und mafiöse Herrschaftsformen vermieden“ (Widmer 2013, S. 25). Nachbarschaften mittlerer Grösse ermöglichen ausserdem gemäss Widmer ein Gefühl der Zugehörigkeit, ohne unangenehme Formen enger sozialer Kontrolle mit sich zu führen. Vgl. Widmer 2013, S. 25.

523 Neustart Schweiz 2014.

524 Verein Neustart Schweiz 2016, S. 9 f.

die Lebensmittel aus der angegliederten Landwirtschaft gelagert und verarbeitet. Darüber hinaus enthielte ein Mikrozentrum

idealerweise am gleichen Ort ein Restaurant (auch für Veranstaltungen, als interne Kantine), eine Bar, eine Reproduktionswerkstätte (Waschen, Kleiden, Reparieren, Körperpflege), Info-Dienste, (Post, Mediathek, Anschlagbretter, Computer), einen Backofen, die Verwaltung, eine Pension oder Gästezimmer [...]. Es ist kein Quartierzentrum, sondern ein halböffentlicher Raum, der privates Innenleben mit Strassenleben verbindet.⁵²⁵

Das Mikrozentrum diene zugleich als multifunktionale Versorgungseinheit und als Begegnungsort; es würde professionell betrieben und durch die unbezahlte Mitarbeit von Bewohner*innen mitgetragen, die dafür von individueller Haushaltsarbeit (zum Beispiel Wäschewaschen, Kochen oder Einkaufen) entlastet würden.

Diese Nachbarschaften bilden das Grundelement eines globalen Haushalts (eines „globalen Commons“⁵²⁶), der sich in einem konzentrischen Modell in verschiedene Module mit je eigenen Aufgabenbereichen gliedert. Anzahl und Benennung der Module haben sich seit dem erstmaligen Erscheinen des Buchs „Neustart Schweiz“ verändert. In einer Vereinspublikation aus dem Jahr 2016 werden Commons nach (1) Nachbarschaften, (2) Quartieren, (3) Städten, (4) Regionen und (5) Territorien strukturiert.⁵²⁷ Darüber hinaus wird auch die Möglichkeit erwähnt, subkontinentale und globale Institutionen zu gründen.⁵²⁸ Die Neustart-Idee wird, gerade in den neueren Publikationen, in die Commons-Debatte eingebettet; „Nachbarschaften [werden] als kleinste Module einer auf Commons gegründeten Wirtschafts- und Lebensweise“⁵²⁹ konzipiert. In Nachbarschaften können Bewohner*innen „Haltungen und Regeln [entwickeln und lernen], die wir brauchen [sic!] um auch grössere und weitere Commons zu verwalten“⁵³⁰. An dieser Stelle können die einzelnen Module eines globalen Commons nicht detaillierter beschrieben werden. Sie zumindest zu erwähnen, erachte ich jedoch als wichtig, um deutlich zu machen, dass Nachbarschaften in der Neustart-Bewegung in ein umfassenderes „Raumentwicklungskonzept“⁵³¹ und Gesellschaftsmodell eingebettet sind.

In Bezug auf die Raumentwicklung ist ausserdem wesentlich, dass die Neustart-Bewegung eine Neuordnung des Stadt-Land-Verhältnisses anstrebt. Das Stadtleben sei heutzutage mehrheitlich anonym, leblos, ohne aktives Strassenleben und rein kommerziell geprägt. Die Städte würden zunehmend veröden. Menschen würden deshalb aus den Städten auf das Land ziehen, was zu Zersiedelung und letztlich zu gravierenden ökologischen und strukturellen Problemen führe. Deshalb sei die

525 P.M. 2008, S. 50.

526 Verein Neustart Schweiz 2016, S. 29.

527 Verein Neustart Schweiz 2016, S. 29–44.

528 Verein Neustart Schweiz 2016, S. 50.

529 Widmer 2013, S. 3.

530 Widmer 2013, S. 35.

531 Verein Neustart Schweiz 2016, S. 30.

Gestaltung urbaner Lebensräume „die wahre Schicksalsfrage des Landes“⁵³²: „Das Resultat der bisherigen Entwicklung ist, dass es weder ein richtiges Stadt- noch ein Landleben gibt. Wir brauchen heute also eine Re-Urbanisierung der Städte und eine Re-Ruralisierung der ländlichen Gebiete dazwischen.“⁵³³ Um dies zu fördern, sollen „Wohnen, Unterhaltung, Produktion, Industrie und öffentliche Dienste [...] örtlich konzentriert werden“⁵³⁴. In anderen Worten: Menschen sollen an einem Ort, primär in verdichteten Städten, wohnen, arbeiten, ihre Freizeit gestalten und Dienstleistungen nutzen. „Mobilität kann nicht mehr das System, sondern nur noch die Ausnahme sein.“⁵³⁵ Das Pendeln soll massiv reduziert, Städte sollen verdichtet, ökologischer und lebendiger werden. Der ländliche Raum wiederum soll vom Siedlungsdruck entlastet werden. Für die Schweiz würde dies eine Reduzierung der Besiedlung im ländlichen Raum und insbesondere in den Alpen bedeuten.⁵³⁶ Nachbarschaften können nach dem Neustart-Modell zwar prinzipiell sowohl in urbanen als auch in ruralen Gebieten umgesetzt werden, primär sind die Nachbarschaften aber als Grundmodul eines räumlich und sozial verdichteten *Stadtlebens* gedacht.

Als zentrale gesellschaftliche Herausforderung erachtet die Neustart-Bewegung den übermässigen Verbrauch von begrenzt vorhandenen natürlichen Ressourcen wie Erdöl oder Wasser. Global gesehen würden massiv mehr Ressourcen verbraucht, als langfristig auf der Erde zur Verfügung stünden.⁵³⁷ Vor diesem Hintergrund sollten Bewohner*innen von Neustart-Nachbarschaften ihren Ressourcenverbrauch senken. In mehreren Publikationen wird deshalb eine Lebensweise nach den Prinzipien einer 1000-Watt Gesellschaft propagiert, in der den einzelnen Personen in einer Nachbarschaft durchschnittlich jährlich 1000 Watt Energie zur Verfügung stehen.⁵³⁸

532 Verein Neustart Schweiz 2015, S. 4.

533 Verein Neustart Schweiz 2015, S. 4.

534 Verein Neustart Schweiz 2015, S. 9.

535 Verein Neustart Schweiz 2015, S. 9.

536 Der Verein Neustart Schweiz legt dar, dass die Alpen in Anbetracht ihrer ökologischen Voraussetzungen ohnehin überbevölkert sind: „Zum einen ist die natürliche Umwelt sehr verletzlich, zum andern der infrastrukturelle Aufwand unverhältnismässig und unter den Bedingungen einer ‚1000-Watt-Gesellschaft‘ nicht mehr tragbar. Nachhaltig ist eine reduzierte Besiedlung für landwirtschaftliche Nutzungen (Alpen, Berglandwirtschaft, Forstwirtschaft, Milchwirtschaft, ergänzendes Gewerbe usw.), den Unterhalt einiger Siedlungen und für kulturelle Zwecke und lokale Dienstleistungen. [...] Die heute zersiedelten alpinen Gebiete können von überflüssigen Anlagen befreit, auf landwirtschaftsnahe Produktion orientiert, teilweise renaturiert und als Nationalpark und alpiner Kulturraum gestaltet werden[.] [...] Öffentliche Dienstleistungen werden durch wenige Basisgemeinden (zum Beispiel: je eine im Ober- und im Unterengadin, eine im Prättigau) sichergestellt.“ Verein Neustart Schweiz 2015, S. 12.

537 Vgl. z. B. die Ausführungen in Verein Neustart Schweiz 2016, S. 60–62.

538 Vgl. P.M. 2008, Verein Neustart Schweiz 2015 und Widmer 2013. P.M. bezieht sich damit auf ein in der Schweiz bekanntes, energiepolitisches Modell mit dem Namen 2000-Watt-Gesellschaft. Dieses wurde in den 1990er-Jahren an der Eidgenössischen Technischen Hochschule entwickelt. Das Modell sieht eine global gerechte Verteilung von Energie

Wie eine 1000-Watt-Lebensweise konkret ausschauen könnte, wird in der Broschüre „Nachbarschaften entwickeln“ beschrieben und als durchaus mit Verzicht – etwa auf Privatauto und grosse Wohnung – und Umstellung – etwa in Bezug auf Ernährung und Mode – verbunden, doch sinnvoll und machbar dargestellt.⁵³⁹ Das Neustart-Nachbarschaftsmodell sei optimal geeignet, ein Leben nach den Prinzipien einer 1000-Watt-Gesellschaft zu führen, ohne auf viel Komfort verzichten zu müssen. Ressourcen könnten in einer geteilten Infrastruktur gemeinsam genutzt werden. Diese gemeinsame Infrastruktur könne sogar mehr Luxus bieten als ein Privathaushalt. P.M. vergleicht eine Neustart-Nachbarschaft daher mit „Pauschal-arrangements in einem Apartmenthotel“⁵⁴⁰:

vor, die eine jährliche Leistung von 2000 Watt/Person auf Primärenergiestufe nicht überschreitet. Vgl. <http://www.2000watt.ch> und <https://de.wikipedia.org/wiki/2000-Watt-Gesellschaft> (Stand: 29. März 2019) sowie Verein Neustart Schweiz 2015, S. 36. In der neueren Publikation „Nach Hause kommen“ wird nicht mehr die Idee einer 1000-Watt-Gesellschaft, sondern die von Gabor Doka entwickelte Bewertungsmethode „Planetary Boundary Allowance“ verwendet, um eine Obergrenze eines vertretbaren Ressourcenverbrauchs und ein darauf aufbauendes Konsumverhalten festzulegen. Vgl. Verein Neustart Schweiz 2016, S. 76–81. Die verwendeten Begrifflichkeiten sind zwar anders, letztlich werden aber in allen hier erwähnten Publikationen Obergrenzen eines ressourcenverträglichen individuellen Konsums festgehalten.

539 „Mit 1000 Watt zu leben, bedeutet zuerst einmal ein Leben ohne Privatautos, Flugreisen und private Haushaltmaschinen. Das heisst nicht, dass man keinen Zugang zu letzteren hat: Man kann sie sich ausleihen [...]. Die Mobilität wird vom Auto- und Flugverkehr verschoben auf rund 9 Personenkilometer Bahnfahrten pro Tag, 30 % mehr als heute, eine Europareise von 2000 Kilometern per Bahn und eine Übersee-Schiffsreise von 12'000 Kilometern pro Jahr [...]. Zusätzlich kann man soviel herumwandern und Velo fahren, wie man will. Die Mahlzeiten kommen aus der zentralen Grossküche, es gibt nur Saisongemüse aus der Region und wenig Fleisch (18 Kilo pro Kopf und Jahr, ein Drittel des heutigen Verbrauchs). Kleider und Möbel sind langlebig oder stammen aus Secondhand-Depots, alles wird in der Grosswaschmaschine gewaschen, nur siebzig Liter Wasser werden pro Tag verbraucht (heutiger Schweizer Durchschnitt: 160 Liter ohne industriellen Verbrauch). Es gibt eine Zeitung auf zehn Bewohnende. Man lebt auf zwanzig Quadratmetern Privatwohnraum in einem kompakten Gebäude mit allen Öko-Technologien (Minergie oder besser). [...] Wem diese Zukunft allzu grimmig erscheint, die/der soll nicht vergessen, dass heute eine Äthiopierin mit hundert Watt auskommen muss.“ Verein Neustart Schweiz 2015, S. 38. Die Rahmenbedingungen der 1000-Watt-Gesellschaft können dabei von den Nachbarschaften frei umgesetzt werden: „Vielleicht gibt es in der einen Nachbarschaft einige Mietautos, dafür essen deren Bewohnerinnen und Bewohner noch weniger Fleisch. Wenn es viele Arbeitsplätze innerhalb der Nachbarschaft gibt, reduziert sich die Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel, und dann liegt auch mal eine Flugreise drin. Der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt.“ Verein Neustart Schweiz 2015, S. 38 f.

540 P.M. 2008, S. 48.

Diese neue Nachbarschafts-Institution bietet etwa den Komfort eines Viersternhotels. Ein grosses Zimmer, geheizt, Dusche, Balkon, gediegene Ausstattung [...]. Sie hat vielleicht sogar einen internen Swimming-Pool, diverse Lounges, Bibliotheken, einen Gourmet-Shop mit Take-Away, einen Computerraum, eine Wäscherei, Coiffeur, Billard, Fumoir und Humidor, einen reichhaltigen Kostümverleih für Alltag und Feste. Das ganze Potential dieses Modells zeigt sich, wenn man sich vorstellt, dass es ja nun alle 200 Meter ein solches Mikrozentrum gibt, und ein Austausch unter ihnen frei möglich ist. Das ist angewandte Relokalisierung.

Es gibt hier jeden Tages frisches Gemüse, 40 Tomatensorten, Eier von glücklichen Hühnern und noch glücklicheren Bäuerinnen, frisches Brot, genug Zeit für neue Rezepte, neue Soufflés, neue Pasteten, neue Würste. [...] Aus Suffizienz wird ein neuer Luxus. Wenn man's richtig macht.⁵⁴¹

Der individuelle Verbrauch werde reduziert, dafür könne ein grosszügiges Angebot kollektiver Infrastruktur genutzt werden. An anderer Stelle fasst Widmer dies so zusammen: „Die Antwort ist nicht Asketismus oder Verzicht, sondern kollektiv hergestellter Luxus. Gemeinsam handeln, nicht einsam verzichten!“⁵⁴²

Nachbarschaft erscheint in den Publikationen von P.M. und Neustart Schweiz in erster Linie als eine ressourcenschonende Versorgungseinheit, die das Grundmodul eines sozial und ökologisch nachhaltigen Raumentwicklungs- und Gesellschaftskonzepts bildet. Während Nachbarschaft meist als eine spezifische lokale Beziehungs- und Interaktionsform im Sinne von Nachbarschaftlichkeit betrachtet wird,⁵⁴³ wird der Sozialität von Nachbarschaft in den Schriften von Neustart Schweiz vergleichsweise wenig Gewicht geschenkt. Nachbarschaft wird sogar explizit von Gemeinschaft abgegrenzt.⁵⁴⁴ Der Gemeinschaftsbegriff, mit dem Nachbarschaft so häufig in Verbindung gebracht wird, wird als „[e]her problematisch“ eingestuft. Der Begriff habe „etwas Exklusives, ethnisch beschränktes [sic!], [sei] auch eher muffig und wenig regelbar; ein Unterdrückungsbegriff“⁵⁴⁵. Gemeinschaft sei, wie in Bezug auf die Mikrozentren hingewiesen wird, „keine Funktion, sondern eine Nebenwirkung“⁵⁴⁶. Die Bedeutung von Freiheit, einem ausgewogenen Verhältnis zwischen Geselligkeit und Rückzug, zwischen Nähe und Distanz, Kollektivität und Individualität wird immer wieder aufgegriffen. So meint Widmer: „Nachbarschaft ist eine zwiespältige Qualität: zu viel davon macht uns nervös, zu wenig einsam. Wir brauchen gemeinsame Bereiche, aber auch eine geschützte Intimsphäre.“⁵⁴⁷ Auch wenn hier Nachbarschaft also nicht als lokale Gemeinschaft imaginiert und Wert auf individu-

541 Widmer 2013, S. 31.

542 Widmer 2013, S. 22.

543 Siehe die Ausführungen im Kapitel 4.1.2.

544 Neustart Schweiz 2014, S. 3.

545 Neustart Schweiz 2014, S. 10. Das Adjektiv ‚gemeinschaftlich‘ wird hingegen als unproblematisch betrachtet. Vgl. ebenfalls Neustart Schweiz 2014, S. 10.

546 Neustart Schweiz 2014, S. 5.

547 Widmer 2013, S. 25.

elle Rückzugsmöglichkeiten gelegt wird, werden funktionierende soziale Beziehungen zugleich als Grundlage einer räumlichen Verdichtung und eines ökologischen Wandels gesehen:

Echte Verdichtung ist jedoch nur möglich und erträglich, wenn auch die sozialen Beziehungen und Dienstleistungen miteinbezogen werden. Mit Menschen, mit denen man nichts zu tun hat, möchte man nicht „verdichtet“ werden. Was Neustart Schweiz vorschlägt, ist eine höhere Dichte an Leben, an Kommunikation und an lustvollen gemeinsamen „Events“.⁵⁴⁸

Ausserdem werden Neustart-Nachbarschaften als Identifikations- und Heimaträume im städtischen Gefüge begriffen, wie unter anderem in einer Formulierung der Publikation „Nach Hause kommen“ deutlich wird:

Heimat braucht eine Form. Nachbarschaften verleihen einer Stadt ein Profil und schaffen klar strukturierte Siedlungssituationen und soziale Interaktion. Damit wird bei den Bewohnenden die Identifikation mit ihrem Lebensumfeld positiv gestärkt. Dies wirkt vielen Konflikten entgegen, welche aus übermässiger Anonymität und Verunsicherung entstehen können. Stattdessen fühlen sich die Nachbarinnen und Nachbarn zugehörig und heimisch.⁵⁴⁹

Vom Verein Neustart Schweiz wird Nachbarschaft als Grundpfeiler seines Gesellschaftsmodells betrachtet, wie aus den obigen Ausführungen deutlich geworden sein dürfte. Im Unterschied zum Alltagsverständnis des Begriffs erscheint Nachbarschaft in den Publikationen des Gründers P.M. und des Vereins Neustart Schweiz als ein in seinen Elementen und Funktionen genau definiertes Modell. Nachbarschaft wird, so lässt sich zusammenfassen, als eine multifunktionale Versorgungseinheit beschrieben, als „ein logistischer Terminal, ein hauswirtschaftliches Modul, eine relokalierte Bündelung verstreuter Lebensfunktionen“⁵⁵⁰. In einer Nachbarschaft können Menschen wohnen, sich mit Lebensmitteln versorgen, ihre Freizeit verbringen und sich mit anderen treffen und austauschen. Menschen reduzieren ihren individuellen Wohnraum; dafür steht eine gemeinsame Infrastruktur zur kollektiven Nutzung zur Verfügung, etwa für reproduktive Tätigkeiten. Die Neustart-Vision zielt letztlich darauf ab, weniger Ressourcen zu verbrauchen. Das beschriebene Nachbarschaftsmodell soll – durch eine Relokalisierung des Alltags, Verdichtung und geteilte Infrastruktur – eine ökologische Lebensweise ohne erheblichen Komfortverlust ermöglichen. Gleichzeitig wird in den Texten von P.M. und Neustart Schweiz auch immer wieder darauf hingewiesen, dass diese Form des nachbarschaftlichen Zusammenlebens nicht nur ökologischer, sondern auch sozialer sei, dass es bei der vorgeschlagenen Lebensweise nicht nur um Verzicht gehe, sondern dass sie auch Freude mache und sogar luxuriöser sein könne als das jetzige Leben. Nachbarschaft

548 Verein Neustart Schweiz 2015, S. 8.

549 Verein Neustart Schweiz 2016, S. 15.

550 Widmer 2013, S. 23.

verdichtet sich in den Texten von P.M. und Neustart Schweiz zu einer Imagination eines – in individueller, gesellschaftlicher und ökologischer Hinsicht – guten Lebens in der Stadt. Dieses Nachbarschaftsverständnis wird in den unterschiedlichen Publikationen immer wieder in Text und Bild (re-)produziert und dadurch stabilisiert.

5.6.2.2 Die Veranstaltungsreihe „Lebenswerte Nachbarschaften“: kollektive Aneignungen und Aushandlungen des Neustart-Modells

Ende Oktober 2014 stosse ich auf der Internetseite von Neustart Schweiz auf einen Veranstaltungshinweis: „Lebenswerte Nachbarschaften[]: die Vision ‚P.M.: Neustart Schweiz‘ verstehen, gemeinsam Hintergründe reflektieren und eigene Sichtweisen erweitern, Knospen des Zukünftigen in unserer Umgebung erkennen, Lähmendes wahrnehmen, uns ermutigen und inspirieren.“⁵⁵¹ Diese von der Regiogruppe Basel angebotene Veranstaltungsreihe will den Teilnehmenden ermöglichen, die Visionen von Neustart Schweiz zu diskutieren, mit eigenen Vorstellungen und Erfahrungen in Verbindung zu setzen und sich über Möglichkeiten der Umsetzung auszutauschen. Die Veranstaltungsreihe beinhaltet sechs Termine von Oktober 2014 bis Januar 2015 und findet jeweils an einem Donnerstagabend von 19 bis 21 Uhr statt.⁵⁵² Im Folgenden erläutere ich, wie diese Praxis organisiert ist und wie Nachbarschaft hier in einem kollektiven Prozess verhandelt wird.

Von der Veranstaltungsreihe „Lebenswerte Nachbarschaften“ erfahre ich erst, als das erste Treffen bereits stattgefunden hat. Ich melde mich unter der in der Ausschreibung angegebenen E-Mail-Adresse, erläutere mein Forschungsinteresse und frage, ob ich die Veranstaltungsreihe als teilnehmende Beobachterin besuchen darf. Von der Leiterin der Veranstaltung, Elena Molteni, erhalte ich kurz darauf eine Zusage: Ich dürfe gerne mitmachen, jedoch unter der Bedingung, dass ich mich wie alle Teilnehmenden persönlich einbringe.⁵⁵³ Diese Bedingung erweist sich als ein zentrales Element der Eigenlogik dieser Praxis. So wird, worauf ich später zurückkomme, an den Treffen immer wieder eingefordert, die eigene Lebenswirklichkeit mit dem Neustart-Konzept in Bezug zu setzen.

Drei Tage später, an einem Donnerstagabend um 19 Uhr, nehme ich bereits am nächsten Treffen der Veranstaltungsreihe teil. Das Treffen findet in einem kleinen, von einem Nachbarschaftsverein betriebenen Lokal in einem Grossbasler Quartier statt. Als ich kurz vor 19 Uhr eintreffe, begrüsse ich die beiden Frauen, die bereits

551 <http://neustartschweiz.ch/de/anlaesse/basel-veranstaltungsreihe-lebenswerte-nachbarschaften> (Stand: 6. November 2014). Der Link funktioniert nach der Auflösung der Regiogruppe Basel nicht mehr; der Veranstaltungstext findet sich in einer Chronik der Bau- und Wohngenossenschaft LeNa, die unter folgendem Link auffindbar ist: <http://lena.coop/clubdesk/fileservlet?id=1000206> (Stand: 29. März 2019).

552 Danach werden die Treffen in losen Abständen noch bis in den September 2015 weitergeführt.

553 E-Mail von Elena Molteni, 3. November 2014.

anwesend sind. Eine davon ist Elena Molteni. Im Raum sind ein kleines Sofa, Stühle und eine Flipchart-Tafel zu einem Kreis aufgestellt. Ich setze mich auf einen Stuhl und warte. In den kommenden Minuten kommen mehr und mehr Personen dazu. Ich stelle erstaunt fest, dass ich mit meinen 30 Jahren die Jüngste bin. Einen Teilnehmer schätze ich auf etwa 40, die anderen auf zwischen 50 und 80. Zwei Personen sprechen Hochdeutsch und stammen aus Deutschland. Die anderen scheinen Schweizer*innen zu sein. Ich ordne die meisten einer politisch eher linken, umweltbewussten, etablierten bürgerlichen Mittelschicht zu. Einige stellen sich bei der Begrüssung mit ihrem Namen vor, was meinen Eindruck bestätigt, dass nicht alle Anwesenden sich (näher) kennen.

Als fast alle Teilnehmenden – mit der Leiterin und mir zehn Personen – anwesend sind, führt Elena Molteni in den Abend ein: Am letzten Treffen hätten sie über die Interessen der einzelnen Teilnehmenden gesprochen und deren „Neugierdepunkte“, wie sie Elena Molteni nennt, zusammengetragen. Da neue Personen zur Gruppe dazugestossen sind, schlägt sie vor, dass in einer Vorstellungsrunde sowohl diejenigen, die am ersten Treffen teilgenommen hätten, als auch die neuen von ihren „Neugierde-Punkten“ berichten. In der Vorstellungsrunde erzählen die Anwesenden von ihren – je sehr unterschiedlichen – Anknüpfungspunkten an das Nachbarschaftsmodell von Neustart Schweiz: Eine Frau erzählt beispielsweise begeistert davon, wie sie gemeinsam mit ihren Nachbar*innen in ihrer Wohnstrasse einen Raum für Begegnungen geschaffen habe. Einen Mann spricht das Subversive des Neustart-Konzepts an: Man müsse, erzählt er angetan, nicht darauf warten, bis sich das politische System ändere, sondern könne selbst einfach anfangen, etwas zu verändern. Ein anderer Mann wiederum entgegnet, dass ihm gerade gefalle, dass es in der Schweiz möglich sei, nicht nur über subversive, sondern auch über offizielle Wege etwas zu ändern. Als Beispiele erwähnt er das Einrichten von Begegnungszonen in Wohnstrassen oder die kantonale Förderung genossenschaftlichen Wohnungsbaus. Josef Hofstetter, ein älterer Herr, erzählt ausführlich von seinem langjährigen Engagement in der Kleinbasler Quartierentwicklung. Er nimmt in der Gruppe, so zeigt sich auch an den anderen Treffen, die Rolle des Doyens ein. Josef Hofstetter wird von den anderen als inspirierendes Vorbild und Experte zivilgesellschaftlich initiiertes, urbaner Transformationsprozesse adressiert. Ich erzähle von meinem Forschungsthema, meinem persönlichen Interesse an Nachhaltigkeit, meinem Mitwirken in einem Gemeinschaftsgartenprojekt und meiner ambivalenten Einstellung zu Nachbarschaft allgemein. Diese Ambivalenz gründet darin, dass ich zwar gemeinschaftliche Formen nachbarschaftlichen Miteinanders durchaus reizvoll finde, mich aber letztlich nicht daran störe, dass die Nachbarschaft, in der ich lebe, eher anonym ist. Daraufhin informiert Elena Molteni die anderen Teilnehmenden darüber, dass sie mich vorab darauf hingewiesen habe, dass ich mich in der Veranstaltungsreihe auch persönlich einbringen müsse, und weist wohlwollend darauf hin, dass ich ein persönliches Interesse mit meiner Vorstellung ja nun dargelegt hätte.

Nach dieser ausführlichen Vorstellungsrunde, die circa 45 Minuten in Anspruch nimmt, kommen wir auf die Textstelle zu sprechen, die wir im Vorfeld lesen sollten. Es handelt sich um den Abschnitt zum Thema Mikrozentrum aus P.M.s Buch „Neustart Schweiz“. Elena Molteni schlägt uns vor, den Text nochmals für sich kurz durchzugehen und eine Stelle herauszusuchen, die uns besonders interessiert, inspiriert oder irritiert habe. Nach ein paar Minuten werden die Eindrücke auf einem Flipchartbogen gesammelt. So kommen Themen wie Zuhause-Sein, Individualität versus Kollektivität, Entwicklung von neuen Formen des Zusammenlebens in bestehenden Nachbarschaftsstrukturen oder Nachbarschaften als Solidargemeinschaften zusammen. Danach teilen wir uns in Paare und kleine Gruppen auf, um ausgewählte Themen zu diskutieren. Mein Diskussionspartner wirkt offen und interessiert an meinen Gedanken und spricht sehr überlegt. Ich habe den Eindruck, dass er sich bereits intensiv mit dem Konzept von Neustart Schweiz auseinandergesetzt hat, und fühle mich neben ihm wie ein Grünschnabel. Wir schneiden einige Themen an, ohne zu einem Fazit zu kommen. Da inzwischen etwa zwei Stunden vergangen und die Zeit für die Veranstaltung um ist, beendet Elena Molteni die Gespräche. Wir sollen uns bis zum nächsten Treffen überlegen, welche Aspekte des Gelesenen und Diskutierten wir in unseren eigenen Nachbarschaften beobachten können, und uns dann erzählen, was bereits gut funktioniert und wo wir nicht weiterkommen, damit wir uns im Plenum gegenseitig Rückmeldungen geben und weiterhelfen können. Abschliessend klären wir organisatorische Angelegenheiten; unter anderem wird Geld eingesammelt, um die Raummiete zu bezahlen. Ich unterhalte mich noch mit ein paar Teilnehmer*innen, bevor ich mich auf den Heimweg mache.

In den folgenden Wochen findet jeden zweiten oder dritten Donnerstag ein Treffen statt, an dem ich jeweils beobachtend teilnehme. Die Gruppenzusammensetzung variiert von Sitzung zu Sitzung und die Teilnehmer*innenzahl ist aufgrund von Austritten und Absenzen etwas kleiner als beim soeben beschriebenen zweiten Treffen. Im Grossen und Ganzen ist das Setting der Veranstaltungen jedoch stets sehr ähnlich: Elena Molteni legt jeweils – in Rücksprache mit den Teilnehmenden – Inhalt und Ablauf der einzelnen Diskussionsabende fest und agiert als Moderatorin.⁵⁵⁴ Die Treffen finden im selben Raum statt, die Sitzmöbel sind im Kreis angeordnet, also für Gruppendiskussionen im Plenum arrangiert. Sie beginnen mit einer Begrüssung durch Elena Molteni, welche die letzte Sitzung rekapituliert und in das Thema der aktuellen einführt. Die Treffen kommen mir vor wie eine Mischung aus Lese- und Selbsthilfegruppe. Die meiste Zeit verbringen wir im Plenumssetting und tauschen uns über das Gelesene und über eigene Erfahrungen, Vorstellungen und Ansichten aus. Manchmal diskutieren wir ein bestimmtes Thema zuerst zu zweit oder in Kleingruppen. Als Basis der Diskussionen dienen Textlektüre oder mündliche Inputs durch Elena Molteni oder ein Gruppenmitglied zu zentralen Begriffen des Neustart-Modells. Lektüre und andere ‚theoretische‘ Inputs nehmen jedoch

554 An einem Treffen stösst Elena Molteni erst in der zweiten Hälfte dazu und wird am Anfang durch eine Teilnehmerin vertreten, welche die Moderationsrolle übernimmt.

insgesamt nur einen kleinen Teil der Veranstaltungsreihe ein. Die meiste Zeit wird damit verbracht, das Gelesene und Gehörte mit eigenen Erfahrungen, Vorstellungen und Wünschen in Verbindung zu bringen, diese im Plenum mit den anderen zu teilen und sich so gegenseitig in der Aneignung und Umsetzung der Neustart-Idee zu unterstützen. Nicht nur ich als Forscherin, sondern auch die anderen Teilnehmenden werden dazu aufgefordert, nicht auf abstrakter Ebene über die Konzepte zu sprechen, sondern Persönliches und Konkretes zu erzählen. Dies drückt sich auch in der Formulierung der einzelnen Sitzungsthemen aus, die Elena Molteni jeweils auf einen Flipchartbogen schreibt, beispielsweise: „Suffizient sein – was habe ich dazu erfahren – an mir und anderen?“⁵⁵⁵ Die Frage, was die Teilnehmenden in Bezug auf einen bestimmten Aspekt des Neustart-Konzepts in ihrem eigenen Alltag und Umfeld beobachten, was sie selbst interessiert und was sie beitragen können, um einen Wandel in Richtung einer lebenswerten Nachbarschaft herbeizuführen, steht stets im Fokus. So wird bei allzu abstrakten Diskussionen auch mal disziplinierend eingegriffen, was beispielsweise beim dritten Treffen deutlich wird, als wir in Paaren an die Textdiskussion der vorigen Sitzung anknüpfen und diese mit Beobachtungen aus unserem eigenen Alltag verbinden sollen. Zur Strukturierung der Diskussion sind Leitfragen auf einem Flipchartbogen notiert: „Was ist mein Anliegen? Wo sind Potenziale? Was sind Chancen und Stolpersteine? Was möchte ich weiterverfolgen? Wer wird mir dabei helfen? Wer macht das/was?“⁵⁵⁶ Die Fragen sind offensichtlich darauf ausgelegt, das Gelesene mit eigenen Erfahrungen und Anliegen zu verknüpfen sowie konkrete Handlungsstrategien zur Entwicklung lebenswerter Nachbarschaften zu formulieren. Da mein Diskussionspartner vom letzten Treffen nicht anwesend ist, schliesse ich mich mit einer Frau zusammen, die ich diese Woche zum ersten Mal sehe. Nachdem ich für sie den Diskussionsverlauf des letzten Treffens rekapituliert habe, führen wir eine angeregte Unterhaltung über das Nachbarschaftskonzept von Neustart Schweiz, die jedoch nicht entlang der Leitfragen verläuft. Als wir gebeten werden, den anderen Gruppenmitgliedern im Plenum unseren Diskussionsverlauf wiederzugeben, fällt unser Bericht dementsprechend unstrukturiert aus. Die Person, die aufgrund der Abwesenheit der Leiterin die Diskussionsleitung innehat, reagiert missbilligend. So interpretiere ich zumindest ihre irritierte Rückfrage, ob wir einfach wiedergeben würden, was wir das letzte Mal besprochen hätten, oder ob wir auch die Fragen beantwortet hätten. Auch an anderer Stelle greift sie strukturierend ein: Meine Diskussionspartnerin erzählt im Plenum, dass man aus ihrer Sicht Zielgruppen definieren und sich als Verein überlegen müsse, wen man erreichen und ob man seine Ideen im Sinne einer interkulturellen Öffnung auch an Menschen vermitteln wolle, die kein Deutsch sprächen. Zwei andere Gruppenmitglieder bringen ihre Ansichten zur Interkulturalität des Neustart-Konzepts und

555 Feldnotizen Veranstaltungsreihe Lebenswerte Nachbarschaften, 5. Treffen, 18. Dezember 2014.

556 Feldnotizen Veranstaltungsreihe Lebenswerte Nachbarschaften, 3. Treffen, 20. November 2014.

zum Einbezug von Migrant*innen ebenfalls ein, bis die Diskussionsleiterin mit der Bemerkung unterbricht, dass die Frage der interkulturellen Öffnung aktuell nicht zentral sei. Stattdessen fragt sie meine Gesprächspartnerin und mich, wer uns dabei helfen *könnte*, eine Zielgruppe zu definieren. Ich habe den Eindruck, sie möchte uns dazu bringen, ‚endlich‘ konkret zu werden und zumindest eine der Leitfragen zu beantworten.

Wie dieses Verhältnis zwischen abstraktem Konzept und konkretem Alltagsbezug stetig ausgehandelt werden muss, zeigt sich auch am Ende der dritten Sitzung, als Elena Molteni vorschlägt, beim nächsten Mal zentrale Begriffe des Neustart-Konzepts wie *Commons*, Resilienz oder Subsistenz zu diskutieren. Sie fragt uns, ob wir damit einverstanden seien. Ich stimme der Idee – aufgrund meines akademischen Hintergrunds Begriffsdiskussionen nicht abgeneigt – vorbehaltlos zu. Eine andere Frau reagiert zögerlicher: Es sei ihr nicht klar, wie theoretisch wir uns an diesen Treffen mit Nachbarschaft auseinandersetzen wollen. Ob es nicht mehr darum gehe, was wir selbst tun können? Ein anderer Teilnehmer ergänzt, dass er es als wichtig erachte, die Begriffe anhand von Beispielen zu diskutieren und konkretisieren. Diese Anliegen werden bei der nächsten Sitzung einbezogen. Als Motto des Treffens hat Elena Molteni auf einen Flipchartbogen geschrieben: „Wir entschlüsseln Schlüsselbegriffe und treffen sie in unserem Alltag.“⁵⁵⁷ Sie betont ausserdem, dass es nicht einfach darum gehe, „grosse Begriffe auszuspucken“⁵⁵⁸, sondern danach zu fragen, was die Begriffe für einen selbst bedeuten.

So dient die Veranstaltungsreihe aus meiner Sicht dazu, dass die Teilnehmer*innen sich die abstrakten Konzepte von Neustart Schweiz in einem kollektiven Prozess und durch persönliches In-Bezug-Setzen aneignen und damit einen Zwischenschritt zwischen Theorie und Umsetzung des Neustart-Konzepts vollziehen. Auch wenn immer wieder darüber gesprochen wird, was die einzelnen Teilnehmenden tun können, um ‚lebenswerte Nachbarschaften‘ zu erschaffen, geht es letztlich nicht um das konkrete, gemeinsame Entwickeln von Neustart-Nachbarschaften, sondern bleibt es beim *Reden* über das Neustart Konzept.

Bei den Gruppendiskussionen wird im Verlauf der Veranstaltungsreihe immer wieder sichtbar, dass die Teilnehmer*innen in sehr unterschiedlicher Weise an das Neustart-Konzept anknüpfen. Einige verstehen das Nachbarschaftskonzept von Neustart Schweiz primär als ein Gesellschaftsmodell. Ihre Auseinandersetzung mit den Ideen von Neustart Schweiz ist darauf ausgerichtet, dieses Modell in einem intellektuellen Sinne zu verstehen, zu diskutieren und Fragen einer möglichen Umsetzung zu behandeln. Nachbarschaft wird von ihnen als ein Organisationsprinzip verstanden, um ressourcenschonend zu leben. Eine Teilnehmerin sagt von sich selbst, dass sie von diesem Modell her denke, und kommentiert zugleich, dass die

557 Feldnotizen Veranstaltungsreihe Lebenswerte Nachbarschaften, 4. Treffen, 4. Dezember 2014.

558 Feldnotizen Veranstaltungsreihe Lebenswerte Nachbarschaften, 4. Treffen, 4. Dezember 2014.

Gruppe sich eher mit anderen Fragen beschäftigen. Es gehe in der Diskussion um die „Software“⁵⁵⁹, wie sie es nennt, um die Nachbarschaftsgestaltung: „Wie lebt man Nachbarschaft? Wie lernt man sich kennen?“⁵⁶⁰ Diese Fragen würden im Buch⁵⁶¹ nicht behandelt. Auch ich habe den Eindruck, dass bei einigen Teilnehmenden das Modell multifunktionaler Nachbarschaften nicht im Vordergrund steht. In ihren Erzählungen geht es stärker um persönliche Erfahrungen mit nachbarschaftlichen Beziehungen, die Wichtigkeit, sich in der Wohnumgebung nicht entfremdet zu fühlen, um Sehnsucht nach mehr Gemeinschaft und um die Frage, wie sich diese Form von Nachbarschaftlichkeit im eigenen Wohnumfeld verwirklichen lasse. Während Nachbarschaft in den Texten von P.M. als eine funktionale Versorgungseinheit beschrieben und explizit von Begriffen wie Gemeinschaft abgegrenzt wird, geht es in der Veranstaltungsreihe auch immer wieder um Vorstellungen von nachbarschaftlicher, durch Begegnungen und Austausch geprägter Sozialität. Während das Nachbarschaftsmodell in den Schriften von P.M. und Neustart Schweiz also als eine stabile Einheit formiert wird, als ein Modell mit klaren Bestandteilen und gesellschaftlichen Funktionen, wird das Nachbarschaftskonzept in den Diskussionen dieser Veranstaltungsreihe destabilisiert. Nachbarschaft ist hier sowohl ein ‚heimeliger Sehnsuchtsort‘ als auch ein subversives Projekt, ein klar definiertes Gesellschaftsmodell, ein lokaler Treffpunkt, genossenschaftliches Zusammenleben, ein Ort der Verwurzelung und anderes mehr.

Gemeinsam ist diesen unterschiedlichen Zugängen zu Nachbarschaft jedoch die Überzeugung der Teilnehmenden, dass es sich dabei um etwas Gutes und Erstrebenswertes handle. Da ich diese Überzeugung nicht in derselben Selbstverständlichkeit teile, fühle ich mich in der Diskussionsgruppe immer wieder fehl am Platz. Im emotionalen Zugang zu Nachbarschaft und der von mir zuweilen als ‚psychologisierend‘ empfundenen Diskussionsform finde ich mich nur schwer zurecht. Vor allem fühle ich mich mit meiner ambivalenten Einstellung zu Nachbarschaft und zum Neustart-Konzept als eine Aussenseiterin: Die anderen teilen eine Sehnsucht nach und ein Engagement für mehr Nachbarschaft, womit ich mich nicht identifizieren kann. Während die anderen davon erzählen, wie sie in ihrer Nachbarschaft einen Treffpunkt oder einen Mittagstisch betreiben, Strassenfeste organisieren, eine Begegnungszone eingerichtet haben oder gemeinsam die Umgebung pflegen, kenne ich die Nachbar*innen in meinem Haus und dessen Umgebung kaum und – was mir in diesem Kontext noch gravierender scheint – bedaure dies auch nicht. Ich verspüre keinen Antrieb, in meiner Nachbarschaft etwas zu verändern, um sie ‚lebenswerter‘ zu machen. Ich habe in der Veranstaltung das Gefühl, mit meinem Nachbar

559 Feldnotizen Veranstaltungsreihe Lebenswerte Nachbarschaften, 3. Treffen, 20. November 2014.

560 Feldnotizen Veranstaltungsreihe Lebenswerte Nachbarschaften, 3. Treffen, 20. November 2014.

561 Es ist davon auszugehen, dass sie sich dabei auf P.M.s Publikation „Neustart Schweiz“ bezieht.

schaftsverständnis und meiner Skepsis anzuecken. Als ich beispielsweise erzähle, dass ich meine Nachbar*innen nicht kenne, fragt Elena Molteni in einem Ton, der für mich nach einer Mischung aus Besorgnis, Verwunderung und Neugierde klingt – als hätte ich damit ein hartes Los zu tragen –, wie denn das für mich sei. Und als ich in einer Plenumsdiskussion erwähne, dass ich das Nachbarschaftskonzept von Neustart Schweiz als totalisierend empfinde und denke, dass nicht alle Menschen in einer Neustart-Nachbarschaft leben möchten, meint eine andere Teilnehmerin korrigierend, man sehe ja in dieser Veranstaltung, dass die Leute sehr wohl eine Sehnsucht nach Nachbarschaft verspürten. Bei meinen teilnehmenden Beobachtungen irritiert mich diese anscheinend unhinterfragte kollektive Überzeugung, dass Neustart-Nachbarschaften per se eine gute Sache seien. Bei der Analyse macht mich diese Irritation auf den normativen und essentialistischen Charakter des Neustart-Nachbarschaftskonzepts aufmerksam: Räumlich und sozial dichte multifunktionale Nachbarschaften nach dem Neustart-Modell werden von den Teilnehmer*innen der Veranstaltungsreihe als eine gute und erstrebenswerte Lebensform *für alle Menschen* – also nicht nur diejenigen, die sich für alternative, umweltbewusste Lebensstile interessieren – erachtet.⁵⁶²

Das Neustart-Konzept an sich ist auf eine heterogene Bewohner*innenstruktur ausgerichtet, wie es das Regiogruppenmitglied Daniela Nowak im Interview formuliert: „Also ich glaube, das Konzept braucht auf jeden Fall Heterogenität. Es braucht jung und alt, es braucht verschiedene Nationalitäten, verschiedene Ideen, Gedanken, Fähigkeiten. Ist ja auch so, ich meine, jeder könnte sich irgendwie einbringen, je nachdem was er oder sie kann.“⁵⁶³ Mir als teilnehmender Beobachterin in der Diskussionsreihe fällt viel eher die Ähnlichkeit der Lebensstile, Weltanschauungen und Herkünfte der Beteiligten auf. Die Gruppenzusammensetzung wirkt auf mich relativ homogen: gut gebildete, umweltbewusste Personen mittleren Alters, mehrheitlich einer linksliberalen bürgerlichen Mittelschicht zuzuordnen. Hier eröffnet sich ein Spannungsfeld zwischen Heterogenität und Homogenität der sozialen Zusammensetzung einer Nachbarschaft, das auch die Kulturanthropologin Ana Rogojanu in ihrer Forschung über gemeinschaftsorientierte Wohnprojekte beobachtet hat:

Dem Wunsch nach Offenheit und Verschiedenheit steht die Notwendigkeit einer gewissen Homogenität gegenüber, die ein gemeinsames Set an Werthaltungen und Normen gewährleistet, das wiederum die Grundlage für die selbstbestimmte Aushandlung von Verhaltensregeln bildet. Insofern geht die „strukturelle Inklusion“ im Sinne der Berücksichtigung der Bedürfnisse aller [...] möglicherweise zwangsläufig mit einer *strukturellen*

562 Vgl. Verein Neustart Schweiz 2015, S. 34 und auch die Interviewaussage von Daniela Nowak: „Aber ich glaube, so dieser Wunsch nach angenehmen, funktionierenden, schönen Nachbarschaften ist schon bei vielen vorhanden. Vielleicht bei manchen nicht so bewusst, aber (...) es hätte, glaube ich, keiner was dagegen.“ Interview mit Daniela Nowak, 14. Juli 2014.

563 Interview mit Daniela Nowak, 14. Juli 2014.

Exklusion einher, die nicht Hineinpassendes ausschliesst und so erst gewährleistet, dass die interne Organisation funktionieren kann.⁵⁶⁴

Rogojanu stellt die Frage in den Raum, ob eine homogene Zusammensetzung der Bewohner*innen letztlich nicht notwendig ist, um ein gemeinschaftsorientiertes, nachbarschaftliches Zusammenleben sinnvoll gestalten zu können:

Das wirft in weiterer Folge die Frage auf, ob nicht in einer Form von Commons, die enge und vor allem auch vielschichtige Kontakte (von gemeinsamen Aktivitäten bis hin zu allen Implikationen von Nachbarschaft) mit sich bringt, die notwendige Homogenität, die erst ein zufriedenstellendes Aushandeln von Regeln ermöglicht, zur Folge hat, dass bestimmte Initiativen de facto immer nur für sehr spezifische Gruppen zugänglich sind.⁵⁶⁵

In Bezug auf die Neustart-Bewegung lässt sich so festhalten, dass ihr Nachbarschaftskonzept, das eigentlich integrativ gedacht ist, zugleich exkludierend wirkt, indem es all diejenigen ausschliesst, die sich nicht nach mehr nachbarschaftlichen Kontakten sehnen, die ein mobiles Leben und ein anonymes städtisches Nebeneinander schätzen, die keine Lust haben, an Nachbarschaftsanlässen teilzunehmen, oder nicht auf ihr eigenes Auto und regelmässige Flugreisen verzichten wollen. Oder anders gesagt: Es schliesst diejenigen aus, die andere Vorstellungen vom guten Leben haben als die, die im Neustart-Modell als für alle optimal beschrieben werden.

5.6.2.3 Interviews mit Mitgliedern der Regiogruppe Basel: individuelle Deutungen des Neustart-Modells

Insgesamt führe ich drei Interviews mit aktiven Mitgliedern der Regiogruppe Basel von Neustart Schweiz. Zuerst treffe ich im Jahr 2014 Daniela Nowak. Der Kontakt mit ihr kommt über eine offizielle Interviewanfrage an die E-Mail-Adresse der Regiogruppe Basel zustande. Die anderen Interviews führe ich im Jahr 2015 mit Kirsten Schultze und Simon Emmenegger, die ich beide in der Veranstaltungsreihe „Lebenswerte Nachbarschaften“ kennengelernt habe.

Die drei Personen verbindet ihr Engagement und ihre Begeisterung für die Neustart-Bewegung. Es zeigt sich zugleich auch, dass sie je unterschiedliche Anknüpfungspunkte an das Nachbarschaftskonzept von Neustart Schweiz haben. In ihren Interviewerzählungen deuten sie das Neustart-Konzept bezugnehmend auf ihre persönlichen Lebenserfahrungen, Interessen und Sozialisierungen. Wie Nachbarschaft von diesen Neustart-Mitgliedern unterschiedlich imaginiert wird, lege ich im Folgenden dar. Ich stelle dabei die Nachbarschaftsnarrative von Kirsten Schultze und Simon Emmenegger ins Zentrum, die exemplarisch für zwei unterschiedliche

564 Hervorhebung im Original. Rogojanu 2015, S. 193.

565 Rogojanu 2015, S. 200.

Schwerpunktsetzungen und Zugänge zum Nachbarschaftsmodell von Neustart Schweiz stehen.

Kirsten Schultze: „so Sehnsüchte hat das [...] in mir geweckt“⁵⁶⁶

Kirsten Schultze ist zur Zeit unseres Gesprächs circa 50 Jahre alt und ist in den 1980er-Jahren nach Basel gezogen. Zusammen mit ihrer Familie lebt sie in einem Grossbasler Wohnquartier. Das Interview mit Kirsten Schultze findet im Juni 2015 in ihrem Freizeitgarten statt. Der Garten wirkt wild und ‚lebendig‘, grosse Obstbäume und Sträucher überragen Gemüse und Blumen, überall wächst etwas. Wir setzen uns an einen Tisch in der Mitte des Gartens, sind umgeben von Grün. Kirsten Schultzes reflektierte und ausführliche Antworten auf meine Fragen zeugen von einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Thema Nachbarschaft.

Kirsten Schultze erfährt zunächst über einen Zeitschriftenartikel und einen Auftritt von Hans E. Widmer von Neustart Schweiz. Ihr Interesse am Verein wird geweckt, als sie an einer Basler Umweltveranstaltung im Jahr 2011 in persönlichen Kontakt mit der Neustart-Bewegung kommt. Die Personen, die dort das Konzept von Neustart Schweiz präsentieren, sind ihr auf Anhieb sympathisch und ihre unkonventionellen Ideen gefallen ihr. Später nimmt Kirsten Schultze in Basel an einem Treffen für Interessierte teil. Sie ist „begeistert von den Leuten, die da zusammenkamen, von dieser Aufbruchsstimmung“⁵⁶⁷, entschliesst sich, bei Neustart Schweiz mitzumachen und wird ein aktives Mitglied der neu gegründeten Basler Regiogruppe.

Kirsten Schultzes Faszination für das Nachbarschaftskonzept von Neustart Schweiz steht in enger Relation mit ihren eigenen Nachbarschaftserfahrungen: Sie wohnt seit 2000 im selben Mehrfamilienhaus in Grossbasel. Wie ich bereits aus ihren Erzählungen in der Veranstaltungsreihe „Lebenswerte Nachbarschaften“ weiss, betreibt sie zusammen mit anderen ein kleines Veranstaltungslokal in ihrer Nachbarschaft und hat sich für die Umsetzung einer Begegnungszone⁵⁶⁸ in ihrer Wohnstrasse eingesetzt. Nachbarschaftliche Kontakte und Interaktionen sind ihr sehr wichtig. Ihr Ideal eines nachbarschaftlichen Zusammenlebens kann sie zurzeit

566 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

567 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

568 In Basler Wohnquartieren sind seit 2001 über 90 sog. Begegnungszonen entstanden. Diese werden durch das Bau- und Verkehrsdepartement eingerichtet, sofern eine Mehrheit der Anwohnenden dies wünscht. Begegnungszonen zeichnen sich vor allem dadurch aus, dass Fussgänger*innen auf der Strasse Vortritt geniessen und die Maximalgeschwindigkeit für Fahrzeuge 20 km/h beträgt. Je nach Platzverhältnissen werden auch Sitzbänke und Pflanztröge installiert. Dadurch soll sowohl für Erwachsene als auch für Kinder mehr Raum für Begegnungen und zum Spielen geschaffen und die Lebensqualität der Anwohnenden erhöht werden. Vgl. <https://www.planungsamt.bs.ch/oeffentlicher-raum/begegnungszonen.html> (Stand: 29. März 2019).

jedoch nicht leben, wofür sie im Interview mehrere Gründe nennt. Dazu gehört, dass einige Anwohnende eher zurückgezogen leben und kein Interesse an intensiveren Nachbarschaftsbeziehungen haben. Die Menschen seien, so Kirsten Schultze, „alle sehr beschäftigt“⁵⁶⁹. Die Einbindung in Arbeits- und Familienleben und der damit verbundene Zeitmangel stehen aus ihrer Sicht nachbarschaftlichen Beziehungen im Wege: „Und, ja, wenn man halt so sieht, dass da die Leute im Haus mit ihren Kindern, die sind dann einfach den ganzen Tag weg, Kinder im Tagesheim, Karriere ist wichtig. Ja, das sind dann halt auch so Lebensmodelle, die sehr verbreitet sind, wo dann eben Kontakt (...) sehr wenig auch möglich ist.“⁵⁷⁰ Besonders die aus ihrer Sicht grosse Fluktuation in ihrer Nachbarschaft bereitet Kirsten Schultze Mühe. Sie führt dies am Beispiel von Nachbar*innen aus, deren Wegzug sie befürchtet, da diese nach dem Auszug ihrer inzwischen erwachsenen Kinder in der jetzigen Strasse keine passende, kleinere Wohnung finden dürften:

Ja und dann sind die weg. (...) Und dann sind vielleicht auch andere weg. Und dieses ewige Kommen und Gehen, das finde ich eben auch so schwierig. (...) (...) Ja, ich hätte ganz gerne einfach auch mehr Stabilität und Verbindlichkeit, so EIN BISSCHEN jedenfalls mehr, weil gerade bei uns, bei diesen hohen Mieten, da ist eine unheimliche Fluktuation. (...) Ja und dann zerfleddert so viel Begegnungsraum. (...) Ja, kaum hat sich dann mal irgendwie etwas ergeben, dann ziehen sie schon weg. (...) Und das nervt mich. (...) (...) Ja, es ermüdet mich auch, muss ich sagen. (...) Diese unheimliche Flexibilität, dem viele Leute auch gerecht werden, indem sie sich dem auch so unterordnen, (...) diesen sogenannten Erfordernissen, die an sie gestellt werden. Oder irgendwie auch ein wenig in eine eigene Falle laufen. Dann hast du halt eine grosse Wohnung, musst viel arbeiten und hast keine Zeit mehr und dann rennst du andauernd dem Geld hinterher.⁵⁷¹

Ökonomische Zwänge wie die Gewinnorientierung in der Immobilienbranche und die damit verbundenen hohen Mietpreise haben aus ihrer Sicht einen direkten Einfluss auf das Nachbarschaftsleben, weil sowohl liebgewonnene Nachbar*innen als auch sie selbst aus finanziellen Gründen zum Wegzug oder zu einem grösseren Arbeitspensum gezwungen sein können und dadurch keine Zeit mehr haben, sich in der Nachbarschaft einzubringen.

Auch wenn sie in ihrer Wohnumgebung einige gute Kontakte und Beziehungen pflegt und es durchaus von ihr geschätzte Formen nachbarschaftlichen Miteinanders wie Plaudereien, Strassenfeste oder das gemeinsam betriebene Veranstaltungslokal gibt, beschreibt Kirsten Schultze auch ein Gefühl von Einsamkeit, das ihre Wohnsituation zuweilen bei ihr auslöst: „[E]s gibt auch wieder irgendwie diese Zeiten, wo man einfach dann so abgeschottet ist und, (...) ja, da in den vier Wänden mit da den (...) zwei Leuten, mit denen man dann noch die Wohnung teilt. (Und dann?) fühle

569 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

570 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

571 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

ich mich auch schon wieder ein bisschen einsam (schmunzelt).⁵⁷² Vor diesem Hintergrund übt das Nachbarschaftskonzept von Neustart Schweiz auf Kirsten Schultze, wie sie selbst beschreibt, eine grosse Anziehungskraft aus:

Und das Thema hat mich eigentlich (...) extrem angesprochen, weil (...) (...) (...) in diesem einen kleinen Faltplyer, da ist doch so schön beschrieben, irgendwie „Nachhause kommen“ oder so heisst das. Und das fand ich einfach so was von verlockend und so Sehnsüchte hat das so in mir geweckt. (...) (...) Und insgesamt war einfach auch dieser ganzheitliche Ansatz; das war für mich auch neu zu merken: (...) Eigentlich vor der Haustüre ist alles da. (...) Und das, was mich vorher schon alles gestört hat oder wo ich dachte: „Oh, das kriegen wir!“ Eben, eigentlich bräuchten die Leute Zeit und müssten zu Hause mal ein bisschen sein, statt immer nur in ihre Ferienhäuser zu fahren, was mich eigentlich schon immer in der Schweiz so gestört hat. Die Leute sind irgendwie nie da, die sind immer in ihren Ferienhäusern und in den Ferien. Wenn man schon mal Zeit hätte, (...) trifft man sich irgendwie nicht. Also eigentlich gibt es Nachbarschaft gar nicht, weil die Leute keine Zeit haben, weil die immer weg sind. Und da wurde so etwas beschrieben, dass es auch anders geht, und so wie ich das auch erlebt habe in meiner Kindheit. (...) Also es hat irgendwie auch diese Sehnsüchte, glaube ich eben auch, genährt.⁵⁷³

Die Ideen von Neustart Schweiz zeigen für sie eine mögliche Alternative auf und erinnern sie an die Lebensqualität in den 1970er-Jahren, in denen sie aufgewachsen ist, und die sie in idyllischen Bildern beschreibt:

Ja, dass man irgendwie da über den Gartenzaun reden konnte miteinander und dass die Leute das gemacht haben, dass die wirklich Zeit hatten, miteinander zu reden. (...) (...) Und nicht so ein Gehetze war. Dass man draussen Federball spielen konnte auf der Strasse, schwimmen. Wegfahren war gar kein Thema (lacht). Es war eigentlich alles da. (...) Die Natur war da. Alles war da. (...) Essen war genug da, ein Riesengarten, alles war (da?). (lachen) (...) Mh. Und ganz viele Kinder, sowieso, Jugendliche. Irgendwie alles da. (...) Und all das, was jetzt irgendwie heute (...) so scheinbar notwendig ist, war da gar nicht notwendig. (...) (...) (...) Ja, das hört sich so ein bisschen an wie Sehnsucht nach der guten, alten Zeit. (...) Ist es vielleicht auch ein bisschen.⁵⁷⁴

Nachbarschaft hat in Kirsten Schultzes Erzählungen viel mit Sehnsucht zu tun, mit Sehnsucht nach einer anderen und für sie besseren Form des Zusammenlebens, aber auch nach einer grundsätzlich anderen, entschleunigten Lebensweise:

Kirsten Schultze: Ja, irgendwie, eben, ja, es ist eher so ein bisschen diese Sehnsucht nach so ein bisschen mehr (...) Bodenhaftung. So, ich habe das Gefühl, die Leute, die sind irgendwie nicht mehr da, die haften nicht mehr, sondern die schweben nur noch irgendwie (...) im digitalen Universum. Oder vieles schwirrt irgendwie so herum und mir wird manchmal ganz schwindelig davon.

572 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

573 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

574 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

C. B.: Ja (lacht).

K. S.: (lacht) Mh. Mir geht das jetzt echt alles eine Nummer zu schnell und, ja, diese Beschleunigung, die eben durch diese Globalisierung eigentlich auch so angelaufen ist, die mit diesem Stichwort ‚Relokalisieren‘ wieder ein bisschen zu stoppen und zur Besinnung zu bringen. Eben, das ist ja da auch ein wichtiges Stichwort. Das finde ich eben auch so stimmig dabei. (...) (...) Ja, es ist so, eben, wie der Simon ja mal so schön gesagt hat nach einem von diesen Nachbarschaftstreffen oder am letzten: „Es geht irgendwie um das Ganze bei Nachbarschaften.“

C. B.: Das stimmt (schmunzelt).

K. S.: (...) (...) Um das Innere, um das Äussere, um (...) (...) kleine Welt, grosse Welt (lacht).⁵⁷⁵

Dieser ganzheitliche Ansatz überzeugt Kirsten Schultze. Das Nachbarschaftsmodell von Neustart Schweiz eröffnet für sie nicht nur die Perspektive auf ein angenehmeres (Zusammen-)Leben, sondern auch eine mögliche Lösung, um mit der Endlichkeit natürlicher Ressourcen umzugehen: „Und eigentlich der Hauptansatz, der ist ja *Peak oil*. Eigentlich so die Endlichkeit der Ressourcen und dass man eigentlich so einfach, (...) (...) quasi so unmittelbar Lösungen kriegen, herstellen kann und mit nur Gewinn, mit Gewinn, Gewinn, Gewinn.“⁵⁷⁶ Das Neustart-Konzept verbindet für Kirsten Schultze sozialen und ökologischen Wandel; es ist für sie verknüpft mit Spass und Genuss und trägt letztlich auch zur psychischen Gesundheit bei. Wichtig ist für sie auch ein innerer Wandlungsprozess, wozu sie beispielsweise Formen achtsamer Kommunikation und kollektiver Entscheidungsfindung zählt:

Ja und eben, ich finde, auch so eben dieses Innere, dieser innere Wandel, der ist (...) auch sehr wichtig. Über den haben wir noch nicht so viel geredet, aber das ist für mich selbstverständlich, (...) dass wir den im Auge behalten müssen bei all dem, was wir tun. [...] Eben, innerer Wandel, äusserer Wandel bedingt sich. (...) Mh. Und das finde ich auch das Schöne, dass eben die Leute, die ich jetzt so als Gleichgesinnte sehe, dass die das auch so sehen. Auch eben die Kommunikation miteinander, dass die möglichst gewaltfrei ist und anders als/ Ja, oder auch wie Entscheidungen getroffen werden. (...) Das sind alles so wirklich extrem spannende Lernfelder, finde ich, die so dem Leben ZUGEWANDT sind. (...) Und eben, sich dem Leben ZUWENDEN, das finde ich eigentlich so das (...) Schöne, was Nachbarschaften ja tun (schmunzelt).⁵⁷⁷

Auch wenn das Neustart-Modell nie in der in den Publikationen beschriebenen Form umgesetzt wird, ist es für Kirsten Schultze inspirierend und stärkend, sich an dieser Vision orientieren zu können:

575 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

576 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

577 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

Kirsten Schultze: Ja und ich finde das so, einfach so anregend, so neu zu denken (schmunzelt). (...) (...) Und eben auch so Visionen zu haben, (...) auch wenn es nicht genau so aussehen wird, niemals.

C. B.: (lacht)

K. S.: Aber das finde ich irgendwie auch so/ Ja, das ist so bekräftigend, weil im Moment sieht alles ja nicht so richtig gut aus, finde ich. Die Zukunft sieht ja eher ein bisschen düster aus. Und das sind alles so, ich finde, das sind so viele HoffnungsANKER, Hoffnungspunkte.

Wie diese Ausführungen deutlich machen, identifiziert sich Kirsten Schultze sehr mit dem Neustart-Modell. Es erstaunt dementsprechend auch nicht, dass sie es als ihren Traum beschreibt, einmal in einer Neustart-Nachbarschaft, „eine[r] Nachbarschaft mit Gleichgesinnten“⁵⁷⁸, wie sie es nennt, zu leben. Sie würde gerne mit Menschen zusammenwohnen, „die wirklich auch etwas voneinander wollen“⁵⁷⁹ und die ähnliche Interessen und Einstellungen haben wie sie. Das Zusammensein mit Gleichgesinnten gibt ihr Kraft und ein Gefühl von Zugehörigkeit. In ihrer Vorstellung ist das Zusammenleben in einer Neustart-Nachbarschaft von Lebendigkeit und sozialem Austausch geprägt. Sie zieht dabei auch Parallelen zu der Nachbarschaft, die sie auf dem Freizeitgartenareal erlebt:

Kirsten Schultze: Ich glaube, das ist so ein Grundbedürfnis, (...) (...) (...) dass wir uns austauschen. Wir sind einfach soziale Wesen. (...) (...) Und ich habe das Gefühl, ich verpasse da was. (...) Mir wird da irgendetwas vorenthalten. Und gleichzeitig weiss ich, dass es das gibt, diese Lebendigkeit. (...) (...) Und ich genieße das übrigens auch hier [= im Freizeitgartenareal, C. B.] sehr, weil hier habe ich manchmal das Gefühl: Hier bin ich auch in so einem kleinen Dorf.

C. B.: Ah, ja?

K. S.: Ja. Eben, der sagt „hallo“, (weisst du?), oder wir reden einfach über den Garten und nichts Persönliches, nicht gross, sondern IRGENDETWAS. Ich finde, das ist so wohlthuend für/ (...) Ja, ist einfach total wohlthuend. (...) Einfach ein paar Worte miteinander wechseln und gesehen werden, die anderen sehen und wissen, dass man da ist (schmunzelt) oder bestätigt kriegen, dass man irgendwie auch da ist. Und nicht irgendwie ein anonymes Irgendwas, was da verschwindet im Hochhaus, 18. Stock, und keiner weiss von dir.⁵⁸⁰

In ihrer eigenen Wahrnehmung braucht es nicht viel für eine gute Nachbarschaft. „[S]ehen und gesehen werden“⁵⁸¹, gegenseitige Anerkennung und Austausch sind für sie zentral:

578 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

579 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

580 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

581 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

So wie hier im Garten auch, dass man ein paar Worte wechseln kann und dann ist man schon versorgt mit (...) Nachbarschaft. [...] Wenn wir uns über Himbeeren unterhalten oder über Kirschen, was man da machen könnte, dass die da nicht so angefressen werden oder so. (...) (...) (...) Also eben, mehr brauche ich/ Es ist irgendwie so basic. Ich brauche gar nicht so viel. Brauche einfach nur so ein bisschen (...) Freundlichkeit.⁵⁸²

Kirsten Schultzes Vorstellung einer Idealnachbarschaft entspricht in dieser Hinsicht dem Nachbarschaftsmodell von Neustart Schweiz, bei dem eine Balance zwischen Geselligkeit und Rückzugsmöglichkeiten angestrebt wird:

Also das ist ja eigentlich eine Zweckgemeinschaft. Und das finde ich an diesem (...) Neustart-Modell eben auch das Sympathische, dass man zusammenkommt, nicht unbedingt um eine Lebensgemeinschaft zu haben, sondern, (...) wie soll ich sagen/ (...) (...) Also es ist irgendwie/ Ich finde, es ist so ein offenes Konzept, was aber nicht so unendlich offen ist. (...) Was gleichzeitig offen ist, aber doch noch Verbindlichkeit gewährleistet. (...) Also irgendwie ein gutes Verhältnis von Freiheit (...) und Verbindlichkeit. Das gefällt mir eben so gut. (...) Dass ich da nicht hingehe und wirklich mich da auf, also wie in einer Wohngemeinschaft oder wie in diesen Gemeinschaften/ (...) (...) Hm (...) eben, das kann ich mir für mich jetzt nicht vorstellen, so eine Gemeinschaft mit 20 Leuten, wo man (...) vielleicht zum Schluss auch noch das Geld zusammentut. (...) [...] (...) (...) Da habe ich irgendwie auch nicht die Kraft, da so viel Energie hineinzusetzen in solche, (...) so Lebensgemeinschaften, Modelle. Und deshalb, ja, finde ich, das ist einfach für mich so eine gute Mischung von Gemeinschaft und Freiheit. (...) Also Nachbarschaft eben.⁵⁸³

Kirsten Schultzes Begeisterung für das Nachbarschaftskonzept Neustart Schweiz gründet in einer Unzufriedenheit mit der nachbarschaftlichen Sozialität, die sie in ihrem jetzigen Wohnumfeld erlebt, und auf einer Sehnsucht nach einer anderen Form des Zusammenlebens. Erinnerungen an vergangene Nachbarschaftserfahrungen in ihrer Kindheit und Jugend, gegenwärtige Nachbarschaftspraxen in ihrem Wohnalltag sowie die Imagination eines möglichen zukünftigen anderen Zusammenlebens in einer Neustart-Nachbarschaft sind in ihren Erzählungen eng miteinander verknüpft. Dass das Neustart-Modell Wert auf einen sparsamen Umgang mit beschränkten natürlichen Ressourcen legt, ist für sie durchaus wichtig. Der ökologische Aspekt steht in ihren Erzählungen jedoch nicht im Vordergrund, ebenso wenig wie die Neuorganisation der kollektiven Ressourcennutzung oder die raumplanerische Komponente, die in den Publikationen viel Raum einnehmen. Neustart-Nachbarschaften sind für sie viel stärker – und in einem emotionalen Sinne – mit ihrer eigenen Wohnsituation und der Hoffnung auf mehr Aufgehobensein und Miteinander verknüpft. Nachbarschaft ist für sie eine persönliche „Sehnsuchtsplattform“⁵⁸⁴, wie sie es nennt, ein Orientierungspunkt, der ihr die Möglichkeit eines anderen, besseren Lebens aufzeigt. Das Nachbarschaftskonzept von Neustart Schweiz bietet

582 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

583 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

584 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

für sie einen positiven Gegenentwurf zu der von ihr als unbefriedigend erlebten gegenwärtigen Nachbarschaft. Es verkörpert für sie den Inbegriff des guten Zusammenlebens, eine ausgewogene Kombination von geselligem Miteinander und individueller Freiheit, ein Leben, in dem die Menschen lange an einem Ort zusammenwohnen, anwesend sind und Zeit haben, sich auf ungezwungene Art miteinander auszutauschen und sich lokalräumlich zu engagieren. Ihre Vorstellung vom guten nachbarschaftlichen Zusammenleben ist damit durchzogen von Lokalismus, normativer Sesshaftigkeit und Entschleunigungsgedanken und bildet ein Antidot zu einer globalisierten urbanen Lebensweise, die aus ihrer Sicht durch Mobilität, Anonymität, Fluktuation und Geschwindigkeit gekennzeichnet ist.

Simon Emmenegger: Neustart-Nachbarschaften als „Überlebensprojekt“⁵⁸⁵ und „Wolf im Schafspelz“⁵⁸⁶

Simon Emmenegger ist zum Zeitpunkt des Interviews circa 40 Jahre alt. Das Interview findet im Juli 2015 in einem Café statt. Es ist 9 Uhr morgens und wir sitzen allein in dessen Innenhof. Kopfsteinpflaster, Bäume und ein plätschernder Brunnen machen aus der kleinen, zwischen Hausmauern eingeklemmten Hoffläche einen lauschigen Platz. Bei Kaffee und Tee sprechen wir über Simon Emmeneggers Engagement bei Neustart Schweiz.

Simon Emmenegger erzählt, wie er über sein politisches Interesse auf Neustart Schweiz aufmerksam geworden ist: Ende der 1990er-Jahre begann er, sich zu politisieren und engagierte sich auch in autonom-anarchistischen „Politgrüppchen“⁵⁸⁷. P.M.s Bücher, wie „bolo’bolo“ oder „Subcoma“, gehörten in dieser Zeit zum „Wissensschatz“⁵⁸⁸ dieser Szene und Simon Emmenegger fühlte sich von diesen „einfach angesprochen“⁵⁸⁹, vor allem durch die darin skizzierten architektonischen Visionen. P.M.s Ideen fand er zwar spannend, doch politisch waren sie für ihn zu diesem Zeitpunkt nicht relevant. In den 2000er-Jahren schlug schliesslich jemand in einer anarchistischen Lesegruppe vor, die Broschüre „Nachbarschaften entwickeln“ von Neustart Schweiz zu besprechen. So erfuhr Simon Emmenegger davon, dass es in Basel bereits eine Regiogruppe gab. Er ging an ein Treffen und wurde nach und nach aktives Mitglied. Seither ist er sehr engagiert, zunächst in einer Arbeitsgruppe und inzwischen in der 2015 gegründeten Bau- und Wohngenossenschaft Lebenswerte Nachbarschaft (LeNa), die das Nachbarschaftskonzept von Neustart Schweiz in Basel in einem Neubau umsetzen will.

585 Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

586 Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

587 Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

588 Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

589 Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

Ähnlich wie Kirsten Schultze hat auch Simon Emmenegger ein ambivalentes Verhältnis zu seiner gegenwärtigen Wohn- und Nachbarschaftssituation: Zum Zeitpunkt des Interviews wohnt er seit sieben Jahren in einer Zweier-Wohngemeinschaft in einem Mehrfamilienhaus in Kleinbasel. Im Haus hat es in dieser Zeit viele Mieter*innenwechsel gegeben, bei denen nach und nach Freund*innen von Simon Emmenegger eingezogen sind. Er pflegt mit diesen befreundeten Nachbar*innen ein gutes Verhältnis, das auch gemeinsame Unternehmungen umfasst. Trotzdem ist die jetzige Wohnsituation aus seiner Sicht nicht ideal. Die Architektur des Hauses erachtet er als Hindernis, da sie „nicht offen gestaltet“⁵⁹⁰ sei. Er hätte auch gerne mehr Kontakt mit den Nachbar*innen in der Strasse, von denen er die meisten nicht näher kennt. Seine Ideen, ein Strassenfest zu organisieren oder einen Teil der Strasse in eine Begegnungszone umzuwandeln, hat er nicht umgesetzt. Ausserdem stellen ihn die aktuell üblichen Wohnmodelle vor ein Dilemma, vor eine Wahl, die er eigentlich nicht treffen möchte. Er führt dies anhand seines geplanten Umzugs in eine grosse Wohngemeinschaft aus: Er wird dort mit mehreren befreundeten Erwachsenen und Kindern zusammenwohnen, was für ihn bedeutet, dass er „das Ruhige und auch Alleinsein“⁵⁹¹, das ihm die jetzige Wohnsituation in der Zweier-Wohngemeinschaft geboten hat, aufgeben muss. Das Leben in einer Neustart-Nachbarschaft würde aus seiner Sicht diese Entscheidung zwischen Privatsphäre und Einbindung in ein grösseres Kollektiv überflüssig machen:

In einer Nachbarschaft wäre das wie organischer. (...) Weil dann nicht nur diese sechs Erwachsenen und drei Kinder, sondern es gäbe dann noch VIEL MEHR (...) Kinder im gleichen Projekt und viel mehr Erwachsene. Also dieser Wechsel zwischen Alleinsein und Ruhe haben und unter Leuten sein oder unter MEINEN Leuten sein wäre einfacher, stelle ich mir vor, weil es grösser ist. (...) So eine Sechser-WG hat doch so etwas Familienmässiges, gewisse familiäre Strukturen, weil es sehr eng ist und sehr nahe. (...) Eine Zweier-WG ist natürlich wirklich ein Zusammenleben in einer Wohnung. Aber wenn es verschiedene WGs sind, die sich dann wieder zusammen treffen, nimmt das auch ein wenig den Druck, diese Klebrigkeit aus diesen Zusammenhängen heraus, für mich. [...] Eben, dass ich mich (...) nicht entscheiden müsste, habe ich Zweier-WG oder Gross-WG, sondern ich kann an verschiedenen Zeitpunkten Verschiedenes haben.⁵⁹²

Diese Kombination von individuellen Rückzugsmöglichkeiten und Einbindung in einen grösseren sozialen Zusammenhang zeichnet für Simon Emmenegger, ähnlich wie für Kirsten Schultze, eine gute Nachbarschaft aus.

Mit Kirsten Schultze teilt er auch ein Verständnis von Neustart-Nachbarschaften als ganzheitliches Konzept, das soziale und ökologische Aspekte miteinander verbindet und zugleich ein gutes, angenehmes Leben ermöglicht:

590 Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

591 Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

592 Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

Simon Emmenger: Also braucht es wirklich so diese, für mich, diese Verschränkung, das ist für mich zentral eigentlich in dem drin. Um auch nicht nur das Ökologische abzudecken, sondern auch das Soziale in dem Sinn. Das Ökologische könnte man ja auch in einem Knast machen, //oder//,

C. B.: //(schmunzelt)//

S. E.: kein Problem. Den kann man gut isolieren und mit Gemeinschaftseinrichtungen, die können hocheffizient funktionieren. Aber es soll ja kein Knast sein, sondern es soll das Leben verwirklichen, ein bisschen das Leben verschönern, bereichern.⁵⁹³

Während für Kirsten Schultze die Sehnsucht nach einer anderen Form nachbarschaftlichen Zusammenlebens im Vordergrund steht, ist für Simon Emmenger diese persönliche Ebene in seiner Auseinandersetzung mit dem Nachbarschaftskonzept von Neustart Schweiz zweitrangig. Für ihn handelt es sich bei Neustart-Nachbarschaften weniger um Antworten auf „ein Bedürfnis, sondern [um] Notwendigkeiten“⁵⁹⁴. Er versteht sie als ein geeignetes Mittel, um „Mängel in unserer Gesellschaft“⁵⁹⁵ zu beheben, indem beispielsweise eine globale Energiegerechtigkeit angestrebt wird. Ein Wandel hin zu „einer ökologischen Gesellschaft, zu einer dimensionierten, zu einer zufriedeneren, zu einer kleinräumigeren Gesellschaft“⁵⁹⁶ ist für Simon Emmenger notwendig. Das Neustart-Konzept liefert für ihn eine mögliche Antwort auf die Frage, wie dieser Wandel vollzogen werden kann:

Ich habe keine Probleme, über Verzicht zu reden. (...) (...) Wie kann man es redimensionieren und auch VERZICHTEN, sodass es trotzdem gut herauskommt und nicht nur (...) als schmerzhaft empfunden wird? (...) Das ist jetzt so ein wenig mein Hintergrund, die Folie, auf der ich das las. Und deswegen (...) (...) ist es gar nicht so ein, (...) für mich so ein WUNSCHprojekt, (...) sondern eher (...) so ein Überlebensprojekt oder ein Organisationsprojekt in dem Sinn. Also wie verteilen wir das, was wir haben, ohne dass wir zu viel wegnehmen?⁵⁹⁷

Sein Zugang zum Nachbarschaftskonzept von Neustart Schweiz ist anarchistisch geprägt. Es ist für ihn verbunden mit einer umfassenden Ermächtigung und Demokratisierung der Gesellschaft sowie einer weitreichenden Veränderung der ökonomischen Strukturen:

Deswegen finde ich seine weiterführenden Ideen, dass man halt auch die Demokratisierung einer Gesellschaft (...) und auch den ökonomischen Umbau, dass man sich unabhängiger, resilienter und souveräner eigentlich MACHT, dass man nicht mehr so erpressbar ist/ Das hat ja dann auch auf die Ökonomie einen grossen Einfluss. Das ist

593 Interview mit Simon Emmenger, 9. Juli 2015.

594 Interview mit Simon Emmenger, 9. Juli 2015.

595 Interview mit Simon Emmenger, 9. Juli 2015.

596 Interview mit Simon Emmenger, 9. Juli 2015.

597 Interview mit Simon Emmenger, 9. Juli 2015.

für mich (...) ein sehr grosser Wandel, der angestossen WIRD oder angestossen werden könnte.⁵⁹⁸

Das Nachbarschaftsmodell bietet aus seiner Sicht einen „Hebel“⁵⁹⁹, um die Veränderungen herbeizuführen, die er aufgrund seiner anarchistisch geprägten politischen Einstellung für notwendig hält. Er versteht das Neustart-Konzept „als globales, als revolutionäres Projekt“⁶⁰⁰, das nicht nur das städtische Zusammenleben, sondern „die ganze Welt umformuliert“⁶⁰¹, und zieht Verbindungslinien zu Murray Bookchins Libertärem Kommunalismus. Dieser umfassende gesellschaftliche Wandel nimmt aus seiner Sicht in den Publikationen von P.M. und Neustart Schweiz viel Platz ein, nicht aber in den Diskussionen und der Umsetzung von Neustart-Nachbarschaften. Diese politische Dimension der Neustart-Idee ist aus seiner Sicht vielen nicht bewusst: „Und für mich ist es klar ein politisches Projekt. (...) Aber es ist (...) (...) (...) ein wenig der Wolf im Schafspelz in dem Sinn. Es ist so (...) ein U-Boot, ein politisches, finde ich. Ich glaube, ganz vielen ist, habe ich das Gefühl, nicht bewusst, wie politisch eigentlich (...) das Projekt ist.“⁶⁰² Er ist unschlüssig, wie er mit dieser Diskrepanz umgehen soll:

Dort bin ich mir nicht sicher, ob man es in den Vordergrund stellen soll und dann Leute abschrecken (die dann finden?), „ah, das ist politisch, da will ich nichts damit zu tun haben“. Oder ob ich denke, es ist blöd, wenn wir vorwärts machen und uns dort hineinbegeben. Und (...) dann gibt es so viele Leute, die eigentlich mit dem gar nichts zu tun haben wollen, und dass man das wie dann nachher VERGISST[.]⁶⁰³

Simon Emmenegger befürchtet, dass bei der Umsetzung der Neustart-Idee die politische Dimension und das Ziel des gesellschaftlichen Wandels verloren gehen und lediglich „schöne[] WOHNprojekt[e]“⁶⁰⁴ entstehen werden.⁶⁰⁵

Nachbarschaft hat in Simon Emmeneggers Erzählungen, so lässt sich zusammenfassen, eine dezidiert politische Dimension und ist anschlussfähig an seine anarchistische Einstellung. Er ist überzeugt, dass die jetzige Lebensweise Defizite aufweist und dass das Nachbarschaftskonzept von Neustart-Schweiz ein geeigneter

598 Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

599 Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

600 Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

601 Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

602 Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

603 Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

604 Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

605 Einer ähnlichen Befürchtung ist die Kulturanthropologin Ana Rogojanu in ihrer Forschung über gemeinschaftsorientierte Wohnformen in Wien begegnet: „In der Gemeinschaft B.R.O.T. wird das attraktive Gebäude gewissermassen als ‚Last‘ gesehen, weil es die Gefahr in sich birgt, dass sich manche zurückziehen und nur mehr ‚schön wohnen‘ wollen.“ Rogojanu 2015, S. 197.

„Hebel“⁶⁰⁶ ist, um einen weitreichenden gesellschaftlichen Wandel herbeizuführen. Er sieht in der Umsetzung von Neustart-Nachbarschaften eine Möglichkeit, Mängel des vorherrschenden Gesellschaftssystems so zu beheben, dass die Transformation nicht nur möglichst schmerzfrei vonstattengeht, sondern das Leben sogar verschönert und bereichert.

Zwischenfazit Interviews

Kirsten Schultze und Simon Emmenegger verbindet eine starke Überzeugung vom Nachbarschaftsmodell von Neustart Schweiz. Sie verstehen es als ein Instrument, um umfassende gesellschaftliche Veränderungen herbeizuführen, und imaginieren das Zusammenleben in Neustart-Nachbarschaften als Lösung für vielfältige individuelle und gesellschaftliche Missstände, die von Gefühlen der Einsamkeit in der Nachbarschaft bis hin zu mangelnder politischer und ökonomischer Resilienz reichen. Simon Emmenegger verbindet in seiner Erzählung seinen Weg zu Neustart Schweiz mit seinem politischen Interesse und seiner Vernetzung in der anarchistischen Szene. Bei Kirsten Schultze ist diese politische Dimension des Neustart-Konzepts nicht präsent. Sie sieht das Konzept als eine Vision von mehr nachbarschaftlichem Miteinander – und damit als Antwort auf ihre persönliche Sehnsucht nach anderen, gemeinschaftlicheren Wohnformen. Während Neustart-Nachbarschaften in den Vereinsschriften als gesellschaftliches Modell mit spezifischen Funktionen definiert und so als Konzept stabilisiert werden, lösen sie sich in den Interviewerzählungen in eine Vielzahl individueller Deutungen auf. Die Idee ‚Neustart-Nachbarschaft‘ wird von den Regiogruppenmitgliedern mit ihren individuellen biographischen Erfahrungen und (politischen) Visionen verknüpft. Die verschiedenen Arten, (Neustart-) Nachbarschaft zu deuten, prallen, wie im vorhergehenden Kapitel ausgeführt, in den Treffen von Neustart Schweiz aufeinander und müssen ständig ausgehandelt und auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden.

5.6.3 Veränderungen herbeiführen: Nachbarschaft als Inbegriff des (zukünftigen) guten Lebens

Die Assemblage Neustart Schweiz setzt sich aus heterogenen Elementen zusammen: aus Vereinsanlässen sowie analogen und digitalen Publikationen, aus dem Verein Neustart Schweiz und aus Gruppierungen, die auf lokaler Ebene die Ideen von Neustart Schweiz diskutieren und umzusetzen versuchen, aus engagierten Mitgliedern und weiteren Interessierten. Die beteiligten Akteur*innen setzen sich – ausgeprägter als in den anderen von mir beschriebenen Praxen – aktiv und reflexiv mit dem Konzept Nachbarschaft auseinander. Im Folgenden führe ich die zuvor getrennt

⁶⁰⁶ Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

dargestellten Zugänge zum Nachbarschaftskonzept von Neustart Schweiz analytisch zusammen und erläutere, wie in dieser Praxis in Texten und Bildern, Erzählungen und Diskussionen eine spezifische Form von Nachbarschaft imaginiert, praktiziert und (re-)produziert wird.

Es lässt sich zunächst festhalten, dass in den Büchern, Broschüren und weiteren von Neustart Schweiz genutzten Medien der Selbstdarstellung ein spezifisches Nachbarschaftskonzept stabilisiert wird: Nachbarschaft manifestiert sich hier als ein klar definiertes Modell mit benennbaren Elementen: Nachbarschaften à circa 500 Personen sind bei Neustart Schweiz das kleinste Modul einer auf Commons basierten Gesellschaft; die individuelle Wohnfläche ist begrenzt, dafür steht eine grosszügige Infrastruktur zur gemeinsamen Nutzung zur Verfügung und die Nachbarschaften kooperieren zur Nahrungsmittelversorgung mit nahegelegenen Landwirtschaftsbetrieben. Mit der fortwährenden Beschreibung dieses Modells wird ein überindividuell geteiltes Nachbarschaftsverständnis (re-)produziert, das als gemeinsamer Nenner und Basis der Neustart-Bewegung fungiert. Diese kollektive Imagination stiftet der Neustart-Bewegung Identität und ihren Mitgliedern einen gemeinsamen Referenzrahmen, innerhalb dessen sie ihre Vorstellungen vom guten Leben (in der Stadt) ko-konstituieren.⁶⁰⁷

Die teilnehmende Beobachtung an der Veranstaltungsreihe „Lebenswerte Nachbarschaften“ sowie die Interviews mit Mitgliedern der Regiogruppe Basel zeigen, dass dieses Nachbarschaftskonzept Gegenstand fortwährender individueller und kollektiver Deutungs- und Aushandlungsprozesse ist. Wie Simon Emmenegger im Interview sagt, werden die Schriften von P.M. und Neustart Schweiz und damit auch das darin kommunizierte Nachbarschaftskonzept von den Lesenden je unterschiedlich aufgefasst:

Es ist schon (...) ein ziemlich klar umrissenes Projekt, also (...) wenn man P.M. liest, habe ich immer gedacht. Habe (einfach nicht?) gemerkt, dass man ihn auch ganz anders lesen kann (lacht) und dass es dann doch so eine Unschärfe gibt in der Interpretation. Das ist das, wo ich das Gefühl habe/ Weil halt alle mit einem anderen Hintergrund andere FOLIEN auflegen, wenn sie das Ganze lesen. Das fällt mir dann schon auf.⁶⁰⁸

Dass in der Neustart-Bewegung Menschen mit verschiedenen Hintergründen, die auch je unterschiedliche Anknüpfungspunkte an das Konzept haben, zusammenkommen, stellt für ihn eine Herausforderung dar:

[E]s gibt Anarchisten, die mitmachen, und es gibt auch, aber es gibt dann Leute, die eigentlich mit Politik oder so, also irgend aus einer esoterischen Ecke kommen, würde ich jetzt mal behaupten. (...) Oder es gibt Leute, die einfach aus einem so HUMANISTISCHEN Antrieb so etwas wollen. Dann, eben, die Ökologie. Also weil es halt auch so

607 Vgl. Andreas 2015, S. 98 zum Zusammenhang zwischen kollektiver Imagination, Identität und Vorstellungen vom guten Leben.

608 Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

viele Aspekte anspricht, klingelt es, glaube ich, bei ganz vielen an einem anderen Ort und (sie fänden?) das interessant einzubringen. (...) Aber das macht es dann eben beim konkreten Projekt ja eben auch nicht einfacher.⁶⁰⁹

Auch das Regiogruppenmitglied Daniela Nowak beobachtet diese Interpretationsspannbreite: P.M. liefere in seinen Publikationen Vorschläge und zeige auf, dass eine Veränderung der Lebensweise möglich sei. Aber letztlich sei sein Konzept „ein Gefäß, was jeder so mit seinen Inhalten auch füllt“⁶¹⁰. Wenn man zehn Personen fragen würde, was ihnen in Bezug auf Neustart Schweiz am wichtigsten sei, würde man „wahrscheinlich zehn andere Antworten bekommen“⁶¹¹. Die Mitglieder verbinde „der Wunsch nach ‘nem anderen Miteinander [...] und nach dieser ökologischen Komponente“⁶¹², doch „der Grund, warum sie’s so wollen, ist bei allen unterschiedlich“⁶¹³.

Die Akteur*innen setzen das schriftlich festgehaltene Nachbarschaftskonzept von Neustart Schweiz in Bezug zu ihren individuellen Nachbarschaftserfahrungen, ihrer politischen Einstellung, ihren Visionen, Hoffnungen und Ängsten. In diesen Deutungs- und Aushandlungsprozessen wird das Nachbarschaftskonzept destabilisiert, es verliert an Eindeutigkeit, indem es von den unterschiedlichen Akteur*innen zu einem unterschiedlichen Objekt – mal zu einem persönlichen Wohntraum, mal zu einem gesellschaftlichen Überlebensprojekt – gemacht wird. Die Idee ‚Neustart-Nachbarschaft‘, die in den Vereinsschriften als stabiles, eindeutig definiertes Konzept erscheint, wird so durch den Einbezug von Interviewerzählungen und Diskussionsveranstaltungen als fluide Assemblage und als multiples Objekt im Sinne Annemarie Mols erkennbar.

Nachbarschaft als Inbegriff des guten Lebens

Die Kulturanthropologen Moritz Ege und Johannes Moser beschreiben in einem gemeinsamen Aufsatz eine gegenwärtige Konjunktur ethischer Fragen in urbanen Auseinandersetzungen, insbesondere „im Bereich der ökologischen Nachhaltigkeit“⁶¹⁴: „[E]thische Appelle, die auf eine (freiwillige oder durch Anreize gelenkte) veränderte Lebensführung der StadtbewohnerInnen abzielen, [gewinnen] immens an Bedeutung.“⁶¹⁵ Sie sprechen diesbezüglich von einer „Ethisierung“ von Transformationsprozessen und Konflikten in Städten und um Städte“⁶¹⁶. Es werde darüber

609 Interview mit Simon Emmenegger, 9. Juli 2015.

610 Interview mit Daniela Nowak, 14. Juli 2014.

611 Interview mit Daniela Nowak, 14. Juli 2014.

612 Interview mit Daniela Nowak, 14. Juli 2014.

613 Interview mit Daniela Nowak, 14. Juli 2014.

614 Ege/Moser 2017, S. 237.

615 Ege/Moser 2017, S. 238.

616 Ege/Moser 2017, S. 238.

debattiert und in alltäglichen Praxen ausgehandelt, was „das gute und richtige Leben“⁶¹⁷ ausmache. In den Auseinandersetzungen um gutes städtisches Leben „werden *kulturelle Leitbilder ‚richtigen‘ Verhaltens, ja richtigen Seins* entwickelt“⁶¹⁸, ebenso wie „*Gegenbilder* des schlechten, falschen Lebens in der Stadt“⁶¹⁹. Eine kulturanalytische Untersuchung solch urbaner Ethiken zielt auf eine Sichtbarmachung von gesellschaftlichen Werthaltungen und Normsystemen.⁶²⁰ In Quartier- und Nachbarschaftspraxen werden aus dieser Perspektive also stets auch ethische Fragen des guten städtischen Lebens verhandelt.⁶²¹ In der Neustart-Bewegung lässt sich diese diskursive Verknüpfung von – meist als verbesserungsbedürftig beschriebenen – nachbarschaftlichem Ist-Zustand und erstrebenswertem Soll-Zustand deutlich beobachten. Die Akteur*innen der Neustart-Bewegung teilen einen normativen Zugang zu Nachbarschaft und eine kollektive Imagination, wie Nachbarschaft sein soll. Die Art von Nachbarschaft, die von der Neustart-Bewegung angestrebt wird, wird sowohl in den Texten als auch in den mündlichen Interviewerzählungen und Diskussionsbeiträgen von Mitgliedern der Regiogruppe Basel als Inbegriff des guten Lebens verhandelt.⁶²²

In der Logik der Neustart-Bewegung ist ein gutes Leben primär ein kleinräumiges Leben, das auf einer umfassenden Relokalisierung gesellschaftlicher Funktionen basiert: Die Menschen wohnen in einer multifunktionalen Nachbarschaft, haben kurze Arbeitswege, beziehen ihre Lebensmittel aus der Region, haben in ihrer unmittelbaren Wohnumgebung ein grosses Dienstleistungs- und Freizeitangebot, und beteiligen sich an der Pflege der nachbarschaftlichen Infrastruktur. Sie wohnen unter Gleichgesinnten und pflegen ihre sozialen Beziehungen primär im lokalen Umfeld und im Face-to-Face-Modus. Koordination, Kooperation und Selbstverwaltung sind wichtig. Digitalisierung wird sowohl hinsichtlich ihrer ökologischen als auch ihrer sozialen Folgen skeptisch betrachtet. So steht beispielsweise in einer Broschüre von Neustart Schweiz:

Die heutige Internetbenutzung (160 - 286 Watt pro Internetbenutzer) ist sicher nicht nachhaltig möglich. Weniger Computer und eine Benutzung, die hauptsächlich der Optimierung der Hauswirtschaft und dem Austausch von Gütern dient, könnte sie um einen

617 Ege/Moser 2017, S. 238.

618 Hervorhebung im Original. Ege/Moser 2017, S. 247.

619 Hervorhebung im Original. Ege/Moser 2017, S. 247.

620 Vgl. Ege/Moser 2017, S. 238.

621 Gemäss Patrick Oehler, Matthias Drilling und Jutta Guhl, die alle an Fachhochschulen für Soziale Arbeit tätig sind, sind in Bezug auf Nachbarschaft Deskription und normative Orientierung miteinander verknüpft: „Eng zusammen mit der Frage, was Nachbarschaft *ist* (deskriptive Dimension), hängt auch die Frage, wie eine Nachbarschaft sein *soll* (normative Dimension).“ Hervorhebung im Original. Oehler/Drilling/Guhl 2016, S. 27.

622 Siehe dazu auch die Bezugnahme von Neustart Schweiz auf das aus Südamerika stammende Konzept „Buen Vivir“. Vgl. Verein Neustart Schweiz 2016, S. 128.

Faktor zehn reduzieren und damit tragbar machen. Mehr spontane interne Kommunikation spart auch E-Mails.⁶²³

Aus Kirsten Schultzes Sicht führt die weitreichende Mediatisierung des Alltags bei den Individuen zu Zerstreuung. Auf meine Frage, wie denn in einer Neustart-Nachbarschaft kommuniziert würde, meint sie:

Möglichst mündlich. (...) Von Angesicht zu Angesicht. (...) Und das andere lässt sich sowieso nicht mehr rückgängig machen. Das ist sowieso da. Ich glaube, wenn es gelingt, noch wirklich Gespräche zu führen, dann wäre das schon mal gut. (...) Medien, also ich glaube, die nehmen sich ihren Platz sowieso. Ich glaube, es geht eher darum, (...) also sich da nicht alles nehmen zu lassen durch die Medien, so glaube ich eher. (...) Und einen guten Umgang damit lernen. (...) (...) Aber ich glaube, das ist ja irgendwie eher gerade das, worum es GEHT, irgendwie, dass wir halt da ohne Probleme uns andauernd unterhalten können, also quasi beschäftigen können, dass (unverständlich) auch keine Langeweile aufkommt. (...) (...) Jetzt habe ich gerade den Faden verloren. (...) Aber das ist ja bei all dieser Unterhaltung und Zerstreuung, eben, Zerstreuung, dass wir uns einfach wirklich zerstreuen und zerfleddern und nicht mehr recht, wie soll ich sagen, bei Besinnung sind, so besinnungslos eher. (...) Ich finde, das ist die Herausforderung unserer Zeit, dass wir so, eben, uns zerstreuen lassen. Und irgendwie wird so viel Aufmerksamkeit von uns (...) gefordert eben durch die Werbung, durch (...) alles Mögliche, dass wir nicht mehr bei uns sein können, sondern dass wir immer bei den anderen sind, die gerade von uns Aufmerksamkeit wollen. (...) Und das finde ich wirklich echt (...) eine reale Gefahr. (...) Und das erlebe ich teilweise aber auch schon so, (...) diese Zerstreutheiten, sogar bei mir selber manchmal auch.⁶²⁴

Kirsten Schultze hat für sich persönlich einen Umgang mit der alltäglichen Omnipräsenz der Medien gefunden, meint aber auch, dass sie diesbezüglich „am Limit“⁶²⁵ sei und ihr viel eher „analoge Kontakte“⁶²⁶ wichtig seien. Ihre Haltung gegenüber einer umfassenden Mediatisierung ist kritisch, was sich in ihrer Erzählung über den anstehenden Smartphone-Kauf ihrer Tochter ausdrückt:

Kirsten Schultze: Und jetzt haben wir das Gefühl, wir kommen da nicht mehr drum herum, und jetzt ist die Zeit, (...) wo wir (lacht) los müssen und eins besorgen.

C. B.: (lacht)

K. S.: Was das dann nach sich zieht, weiss ich nicht, mal sehen. Aber irgendwie können wir uns dem nicht ganz verschliessen. (...) Obwohl ich das echt irgendwie in die Luft schiessen würde, dass ich am liebsten //alle solche Läden und dieses ganze Zeug//.

C. B.: //(lacht)//

623 Widmer 2013, S. 32.

624 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

625 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

626 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

K. S.: Und das Internet am liebsten abschaffen.

C. B: (schmunzelt)

K. S: Wirklich. Ich glaube echt, (...) wenn ich so einen grossen Wunsch offen hätte, würde ich echt sagen: Internet abschaffen, (...) abstellen (lacht).

C. B: Ist interessant. Ihr nutzt es ja für das Neustart ja auch recht, oder, also ihr habt ja auch eine Homepage //E-Mail//.

K. S: //Ja, geht, ginge// auch anders. Mh. (...) Nein, Internet weg.⁶²⁷

Daniela Nowaks Einstellung zu mediatisierter Kommunikation ist weniger radikal, doch auch ihr ist der direkte Face-to-Face-Kontakt, nicht nur auf Nachbarschaft bezogen, wichtig. Dies erläutert sie, als ich sie auf die Möglichkeiten moderner Kommunikationsmedien anspreche:

Ich glaube, es geht einfach ganz viel um den direkten Kontakt. Also jetzt wie du meinst, man könnte ja auch über grössere Distanzen, klar heutzutage kannst du's bis ans andere Ende der Welt. Aber so dieser direkte Kontakt mit verschiedensten Leuten/ Also das ist auch jetzt nicht unbedingt auf eine Nachbarschaft bezogen, sondern bei uns auf den Verein, da sind unterschiedlichste Leute drin, [...] die einfach zusammen irgendwie ne Arbeitsgruppe sind und sich für was engagieren und einfach mal was machen, mit denen man sonst wahrscheinlich nie in Kontakt kommen würde. Also, nö. Und, ja, einfach zusammen interagieren, ganz niederschwellig. Und, ja, es macht Spass (schmunzelt). (...) Und das ist, glaube ich, was, was jetzt nicht ersetzt werden kann durch Skypen oder (schmunzelt) durch regelmässige E-Mails, die man sich schickt oder so. Also das kann auch was Wunderbares sein, aber so direkte Interaktion ist schon cool (schmunzelt). Ist was sehr Bereicherndes und es bringt die Leute auch viel mehr zusammen, glaube ich, wenn die zusammen was machen.⁶²⁸

Eine lokal und analog orientierte Lebensweise wird in dieser Praxis argumentativ mit Lebensqualität, mit Komfort, Genuss, Freude und einer neuen Form von Luxus verknüpft. Diese Vorstellung vom guten Leben ist bei Neustart Schweiz von einem ausgeprägten normativen Lokalismus durchzogen. Die lokalistische Einstellung ist hier umfassender als beispielsweise bei den Akteur*innen des Trashmobs Gold-Glove. Er beinhaltet nicht ‚nur‘ die In-Wert-Setzung lokaler und analoger Kontakte und lokalräumlichen Engagements, sondern durchzieht die gesamte Alltagsgestaltung von der Pflege sozialer Beziehungen über das Kommunikations- und Mobilitätsverhalten bis hin zur Lebensmittelversorgung.

Ein wesentliches Element dieser Vorstellung eines guten nachbarschaftlichen Lebens ist bei Neustart Schweiz neben der lokalen Ausrichtung auch ein ausgewogenes Verhältnis von individueller Freiheit und Gemeinschaft. Die Bedeutung von Kontakt- und Begegnungsmöglichkeiten in einer Neustart-Nachbarschaft wird

627 Interview mit Kirsten Schultze, 9. Juli 2015.

628 Interview mit Daniela Nowak, 14. Juli 2014.

sowohl in den Publikationen als auch in meinen Interviews ebenso betont wie die Wichtigkeit individueller Rückzugsmöglichkeiten.

Gutes Leben wird bei Neustart Schweiz universalistisch gedeutet: Das Leben in einer Neustart-Nachbarschaft ist, so die Botschaft, gut für alle Menschen, für die Gesellschaft und die Umwelt. Aus analytischer Perspektive ist es jedoch, wie die Kulturanthropologin Tine Damsholt darlegt, wesentlich, Vorstellungen des guten Lebens nicht als universell gültig, sondern als kontextspezifisch und als Objekt von Aushandlungsprozessen zu verstehen. Was als gutes Leben imaginiert und angestrebt wird, ist je nach sozialer ‚Gruppe‘, zeitlichem und räumlichem Kontext unterschiedlich. Ausserdem sind diese Vorstellungen nicht eindeutig und friktionsfrei. Verschiedene Logiken und miteinander konkurrierende Vorstellungen vom guten Leben treffen im Alltagsleben aufeinander und werden in konkreten Praxen ausgehandelt. Diese Aushandlungsprozesse sind nicht rein individuell und mental, sondern eingebettet in gesellschaftliche und politische Diskurse und Materialitäten.⁶²⁹ ‚Das gute Leben‘ ist „something that is practised and thus reproduced every day“⁶³⁰.

Aus dieser Perspektive betrachtet, erweisen sich die von der Neustart-Bewegung und ihren Mitgliedern geäusserten Vorstellungen vom guten Leben als äusserst zeittypisch und gruppenspezifisch. Sie sind gekoppelt an einen bestimmten Lebensstil und sind eingebettet in gegenwärtige gesellschaftliche und ökologische Entwicklungen. Neustart Schweiz gliedert sich ein in eine Reihe von zeitgenössischen Ökologie-Bewegungen, die insbesondere seit der Konferenz der Vereinten Nationen über Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro im Jahr 1992 (Rio-Konferenz) „eine Abkehr von den Pfaden der vorwiegend nach industrieller Produktionslogik funktionierenden Wirtschafts- und damit Gesellschaftsentwicklung“⁶³¹ und einen anderen, nachhaltigen Umgang mit natürlichen Ressourcen anstreben. Wie andere gegenwärtige ökologische und soziale Bewegungen, an die Neustart Schweiz auch rhetorisch anknüpft – beispielsweise die Commons-Bewegung oder neue Formen der solidarischen Landwirtschaft –, setzt der Verein stark auf Kooperation und Koordination: Ressourcen sollen gemeinsam genutzt, Haushaltsarbeiten durch den gemeinsamen Betrieb einer zentralen Infrastruktur aufgeteilt und die Nahrungsmittelversorgung soll in enger Kooperation mit den Produzent*innen sichergestellt werden. Zentral ist dabei jedoch auch, dass auf Nachbarschaftsebene trotz weitgreifender Formen der Zusammenarbeit ausreichend individueller Freiraum gewährt wird. Wie Oehler/Drilling/Guhl darlegen, handelt es sich bei solchen individualistisch geprägten Vorstellungen guter nachbarschaftlicher Sozialität um ein zeittypisches Phänomen, denn „[m]it dem Wandel der Gesellschaft hat sich auch das Nachbarschaftsideal verändert, das der Individualisierung der Gesellschaft mehr Rechnung trägt, den Schutz der Privatsphäre deutlich höher gewichtet und dafür den öffentlichen kollek-

629 Zum guten Leben als analytischem Konzept der Kulturanthropologie vgl. Damsholt 2015 sowie in kürzerer, englischsprachiger Version Damsholt/Jespersen 2014, S. 23–25.

630 Damsholt/Jespersen 2014, S. 25.

631 Hübner 2010, S. 11.

tiven Aspekt auf ein Minimum reduziert⁶³². Auch Reutlinger/Stiehler/Lingg legen dar, dass gegenwärtige gemeinschaftliche Wohnprojekte oft sehr individualistisch gedacht sind.⁶³³ Wohnen, so führen sie aus, „wird verstärkt als individuelles, biografisches Projekt aufgefasst, stellt jedoch immer weniger eine gemeinschaftliche Kategorie dar“⁶³⁴. So gilt auch in der Neustart-Bewegung Gemeinschaftlichkeit zwar als schön und erstrebenswert, sie darf aber nicht auf Kosten individueller Freiheiten gehen.

Veränderungen herbeiführen

Die Neustart-Bewegung basiert auf der geteilten Vorstellung, dass eine spezifische Form von Nachbarschaft nicht nur den einzelnen Bewohner*innen ein gutes Leben ermöglicht, sondern auch auf das Ökosystem und die Gesellschaft als Ganzes positive Auswirkungen hat. Das Zusammenleben in Neustart-Nachbarschaften soll dazu beitragen, ökologische und soziale Probleme zu lösen und eine ‚gute Gesellschaft‘ zu schaffen. Neustart Schweiz reiht sich damit ein in eine Reihe von sozialreformerischen und raumplanerischen Bewegungen, die, wie im Kapitel 4.1.3 dargelegt, Quartiere und Nachbarschaften als geeignete Interventionsebene betrachten, um gesellschaftliche Herausforderungen anzugehen. Was von den Bewegungen als zu lösendes Problem betrachtet wird, ist dabei stets kontextabhängig. Die Neustart-Bewegung bettet sich in ihren Publikationen in das Diskurs- und Handlungsfeld des Commoning ein.⁶³⁵ Hier wird in Abgrenzung von vorherrschenden Staats- und Marktlogiken nach einem alternativen Weg einer kollektiven Organisation der Ressourcennutzung gesucht:

Die aktuelle – gesellschaftliche und wissenschaftliche – Commons-Bewegung ist von einem starken Glauben an die Zukunftsfähigkeit des Modells getragen. Commons werden darin als von Markt und Staat unabhängiger Weg der selbstbestimmten kollektiven Organisation und Nutzung von Ressourcen (welcher Art auch immer) begriffen. Über die „erfolgreiche“ Verwaltung von Ressourcen hinaus knüpft sich in den gegenwärtigen Diskussionen an Commons die Hoffnung, dass diese Funktionen erfüllen können, die vom marktwirtschaftlichen und politischen System nicht abgedeckt werden, und vor allem, dass sie als egalitäres System, in dem alle Mitglieder einer Gruppe von Nutzern und Nutzerinnen an der Definition der Regeln zur Nutzung einer Ressource beteiligt sind,

632 Oehler/Drilling/Guhl 2016, S. 27.

633 „Individuell Wohnen wird verwirklicht in Gemeinschaftsprojekten, weil es die einzige Möglichkeit darstellt, den eigenen Traum vom schönen und bezahlbaren Wohnraum an Orten mit Lebensqualität umzusetzen. Dabei entsteht eine fragile ‚Win-win-Situation‘, in der eins von vorherein klar ist: *Wir wohnen zusammen, aber klar abgegrenzt und ohne dass mein individueller Freiraum eingeschränkt wird.*“ Hervorhebung im Original. Reutlinger/Stiehler/Lingg 2015c, S. 74.

634 Reutlinger/Stiehler/Lingg 2015c, S. 69.

635 Vgl. dazu insbesondere Widmer 2013 und Verein Neustart Schweiz 2016.

etablierte Machtkonstellationen überwinden können. Gewissermassen als Heterotopien, als „andere Orte“, sollen sie, so die Idealvorstellung, in ihrem Inneren soziale Hierarchien ausser Kraft setzen.⁶³⁶

Nachbarschaft wird in der Neustart-Bewegung als Grundmodul und Übungsfeld einer auf Commons basierten Gesellschaft betrachtet, in der Ressourcen wie beispielsweise Nahrungsmittel oder Energie kollektiv organisiert und genutzt werden.

Im Fokus steht bei Neustart Schweiz der Umgang mit begrenzten natürlichen Ressourcen. Ziel ist eine ökologisch nachhaltigere Lebensweise. ‚Gute‘ soziale Beziehungen werden dabei nicht als primäres Ziel von Neustart-Nachbarschaften, sondern als angenehmer Nebeneffekt und zugleich als Voraussetzung für eine funktionierende räumliche Dichte und damit eine nachhaltige Alltagsgestaltung beschrieben. Durch eine umfassende Relokalisierung (lokale Lebensmittelversorgung, Verschränkung von Arbeit/Freizeit/Wohnen an einem Ort, weniger Transporte ...) sollen in Neustart-Nachbarschaften Ressourcen geschont werden. Zugleich soll jedoch auch anderen ‚Missständen‘ entgegengewirkt werden, beispielsweise der Verödung von Innenstädten oder der Zersiedelung. Aus Sicht des Regiogruppenmitglieds Daniela Nowak stellt die lokale Ebene des Wohnens eine geeignete Interventionsebene zur Herbeiführung eines sozio-ökologischen Wandels dar, weil sie eine Vielzahl alltäglicher Handlungen beinhaltet. Sie verweist auf die Reduktion der Wohnfläche, das Einsparen von Energie, die Lebensmittelversorgung über lokale Vertragslandwirtschaft und die Gemeinschaftsräume. Es gehe auch darum, dass „das ganze Miteinander anders wird“⁶³⁷ und „man die Leute wieder mehr zusammenbringt“⁶³⁸.

[A]lso es geht eigentlich drum, extrem viel im Leben zu verändern, einfach dass es für einen selber positiver ist, für die Umwelt positiver ist. Und man setzt beim Wohnen an, weil das irgendwie ein recht guter Punkt zum Ansetzen ist. Weil da viel Alltag drinsteckt, viele Alltagshandlungen und weil sich darüber auch das Denken verändern kann.⁶³⁹

Auf der Ebene der Nachbarschaft erscheinen komplexe gesellschaftliche Transformationsprozesse hantierbar, wie es auch in einer Broschüre von Neustart Schweiz dargelegt wird:

Das Thema Nachbarschaft aufzugreifen, bedeutet eine umfassende Markt-, Geld- und Eigentumskritik in ein machbares Projekt umzumünzen. Unser Alltagsleben ist eine Ökokatastrophe, aber auch eine Chance [sic!] eine Lösung zu finden. Multifunktionale Nachbarschaften bieten einen idealen Rahmen für Selbstorganisation und erlauben es den Menschen [sic!] ihre vielfältigen Talente einzubringen. Das Leben kann vielfältiger,

636 Rogojanu 2015, S. 199.

637 Interview mit Daniela Nowak, 14. Juli 2014.

638 Interview mit Daniela Nowak, 14. Juli 2014.

639 Interview mit Daniela Nowak, 14. Juli 2014.

sicherer, freier, selbstbestimmter und schöner werden ohne dass wir den Planeten und uns selbst zu Grunde richten.⁶⁴⁰

Neustart Schweiz ist mit diesem Ansatz eingebettet in ein Geflecht von Bewegungen, die Lokalismus als gesellschaftliche Antwort auf Klimawandel und Umweltzerstörung propagieren:

It [localism, C. B.] has been seen as the practical embodiment of sustainable development and a way of reducing the use of energy and materials and advocating the use of products and services that are locally produced. Through technological changes in information, communication and transportation, globalization has accelerated the movement of goods and services across the world. Localism is projected as a key solution to this heightened mobility. The care for the environment has become one of the most vocal advocates for localism as resistance to global forces.⁶⁴¹

Auch die Anthropologin Sharon Macdonald erläutert, dass diese Bezugnahme und die Hervorhebung der Bedeutung von lokalen Kontexten zentrale Elemente gegenwärtiger Politik und Umweltbewegungen sind:

The growth of the political philosophy of Communitarianism, which challenges individualism and emphasises the need to engage with what matters to communities, and at local levels, is just one manifestation of this. More widely, almost all political parties, in the UK at least, seem to be busy stressing the importance of the local and community (see Bunting 2009). This is often bound up with environmental concerns. A high-profile project in the UK called „Transition Town, for example, seeks to make the lowering of carbon footprints a matter for tackling at community level, arguing that this helps strengthen the communities in the process.⁶⁴²

Auf der Ebene lokaler Gemeinschaften sollen also, so die Idee der Bewegung, globale Herausforderungen angegangen und dabei – als Nebeneffekt – zugleich lokale Gemeinschaften gestärkt werden.

Die Neustart-Bewegung zielt insgesamt auf einen umfassenden gesellschaftlichen Wandel hin. In ihren Publikationen wird ein alternatives Gesellschaftssystem entworfen, das nicht nur die lokale Ebene der Nachbarschaft betrifft, sondern bis hin zu einer globalen Ebene reicht. Daran gekoppelt ist die Idee, dass eine umfassende Veränderung im Kleinen anfängt. Auch wenn P.M. ausgerechnet hat, dass Nachbarschaften flächendeckend in der ganzen Schweiz umgesetzt werden könnten, geht es aus der Sicht von Daniela Nowak in der Neustart-Bewegung aktuell weniger um diese grosse Dimension, sondern darum, das Nachbarschaftsmodell an einzelnen Orten auszuprobieren:

640 Widmer 2013, S. 5.

641 Madanipour/Davoudi 2015, S. 15.

642 Macdonald 2011, S. 38.

Daniela Nowak: Ich meine, P.M. hat das ja in seinem Buch so gerechnet, dass es eigentlich für die ganze Schweiz machbar wäre und so. Ja, also das ist jetzt grade nicht so das aktuelle Thema oder halt/

C. B.: (schmunzelt)

D. N.: Aber, also so dieses Modell einfach so, mal bei einer Nachbarschaft anzufangen.⁶⁴³

Es gehe ihnen darum „einfach mal so was auszuprobieren hier in Basel“⁶⁴⁴. Die Entwicklung neuer nachbarschaftlicher Wohnformen nach dem Neustart-Konzept kann so in den Worten des Kulturanthropologen Dieter Kramer „als Element[] einer ‚kleinen Transformation‘ und als Vorstufe einer Veränderung in Richtung ‚grosser Transformation‘ zu einer zukunftsfähigen, ökologisch verantwortungsbewussten Lebensweise“⁶⁴⁵ verstanden werden.

Aufgrund dieses Bestrebens, verändernd auf die gesellschaftlichen Verhältnisse einzuwirken, lassen sich der Verein Neustart Schweiz und dessen lokale Ableger, wie es auch Sarah Koloska in ihrer Masterarbeit im Fach Sustainable Development darlegt, als eine soziale Bewegung begreifen.⁶⁴⁶ Der Soziologe Christian Lahusen versteht unter einer sozialen Bewegung „eine gesellschaftliche Kraft oder Strömung, die auf kulturelle, soziale und politische Veränderungen der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse abzielt“⁶⁴⁷. Joachim Raschke definiert eine soziale Bewegung in ähnlicher Weise als „*ein[en] mobilisierende[n] kollektive[n] Akteur, der mit einer gewissen Kontinuität [...] mittels variabler Organisations- und Aktionsformen das Ziel verfolgt, grundlegenden sozialen Wandel herbeizuführen, zu verhindern oder rückgängig zu machen*“⁶⁴⁸. In einigen Definitionsversuchen werden Formen öffentlichen Protests als grundlegende Merkmale sozialer Bewegungen aufgeführt. Solche „*demonstrative[n], konfrontative[n] und gewalttätige[n] Aktivitäten*“⁶⁴⁹ sind jedoch nicht Teil des aktuellen Handlungsrepertoires von Neustart Schweiz. Um auf einen gesellschaftlichen Wandel hinzuwirken, setzt die Neustart-Bewegung viel eher auf die Weiterentwicklung und Verbreitung ihrer Ideen in Publikationen, öffentlichen Veranstaltungen und weiteren Vereinsaktivitäten sowie auf die Um-

643 Interview mit Daniela Nowak, 14. Juli 2014.

644 Interview mit Daniela Nowak, 14. Juli 2014.

645 Kramer 2015, S. 93. Kramer bezieht sich hier auf Dieter Klein, der das Konzept einer doppelten Transformation einführt, bei der kleine Transformationen innerhalb des kapitalistischen Gesellschaftssystems die Vorstufe einer zweiten Grossen Transformation der politischen Linken bilden. Vgl. Klein 2013.

646 Zu Neustart Schweiz als sozialer Bewegung vgl. Koloska 2014, auf die sich auch die folgenden Ausführungen stützen. Auf die Definitionen sozialer Bewegungen sowie die Konzepte *prefigurative politics* und *lifestyle movements* bin ich durch die Lektüre von Koloskas Abschlussarbeit gestossen.

647 Lahusen 2013, S. 717.

648 Hervorhebung im Original. Raschke 1987, S. 21.

649 Lahusen 2013, S. 717.

setzung des Nachbarschaftsmodells in konkreten Wohnprojekten. Diese Neustart-Nachbarschaften sollen ihren zukünftigen Bewohner*innen eine andere, sozialere und ökologischere Lebensweise ermöglichen und zugleich als Vorbild für weitere Gesellschaftskreise dienen. Als Siedlungen mit Modellcharakter sollen sie im Kleinen aufzeigen, dass andere Lebensweisen möglich und sogar komfortabel sind.

Die Praxen von Neustart Schweiz lassen sich als eine Form der „[p]refigurative politics“⁶⁵⁰ verstehen, ein Konzept, das „activists’ attempts to create on a small scale the type of world they envision (Breines, 1989)“⁶⁵¹ beschreibt. Die Soziologen Ross Haenfler, Brett Johnson und Ellis Jones verweisen dazu auf Anthony Giddens’ Unterscheidung zwischen *emancipatory politics* und *life politics*. Emanzipatorische Politik ist darauf ausgerichtet, Menschen aus hierarchischer Unterdrückung und einengenden Traditionen zu befreien. Bei Lebenspolitik (auch als Politik der Lebensstile oder der Lebensführung übersetzt) hingegen wird ein bestimmtes Niveau an Emanzipation vorausgesetzt: „Life politics does not primarily concern the conditions which liberate us in order to make choices: it is a politics of choice. While emancipatory politics is a politics of life chances, life politics is a politics of lifestyle.“⁶⁵² Es sei, so Giddens weiter, „a politics of life decisions“⁶⁵³. Die Ausübung eines bestimmten Lebensstils sei, so Haenfler/Johnson/Jones „an exercise in prefigurative politics – prefiguring on a small, manageable scale more expansive collective challenges“⁶⁵⁴. Auch in Neustart-Nachbarschaften soll, so die Idee, auf einer kleinen, handhabbaren Ebene ein umfassender Wandel geübt, vorgelebt und vorbereitet werden. Die Umsetzung dieser Politik bedingt sich selbst optimierende Subjekte, die ihren eigenen Lebensstil aktiv verändern und ‚verbessern‘ wollen.⁶⁵⁵ Dazu reicht es nicht, in eine Neustart-Nachbarschaft einzuziehen und die individuelle Wohnfläche einzuschränken. Wie die Ausführungen in den Neustart-Publikationen zum Ziel einer 1000-Watt-Gesellschaft deutlich machen, sind weitergehende Modellierungen des eigenen Lebensstils erforderlich, um den weltweiten Ressourcenhaushalt in ein Gleichgewicht zu bringen. Dazu gehört auch der Verzicht auf Flugreisen und ein eigenes Auto, eine Reduzierung des Fleischkonsums und Wasserverbrauchs oder das Teilen von Zeitungsabonnements.

Die Neustart-Bewegung weist mit diesem Ansatz, wie auch Sarah Koloska darlegt, Elemente von *lifestyle movements* auf.⁶⁵⁶ Haenfler/Johnson/Jones schlagen diesen Begriff für Bewegungen vor, die „consciously and actively promote a lifestyle, or way of life, as a primary means to foster social change“⁶⁵⁷. Haenfler/Johnson/Jones

650 Haenfler/Johnson/Jones 2012, S. 4.

651 Haenfler/Johnson/Jones 2012, S. 4.

652 Hervorhebung im Original. Giddens 1991, S. 214.

653 Giddens 1991, S. 215.

654 Haenfler/Johnson/Jones 2012, S. 15.

655 Für eine Literature Review zum Konzept der (Selbst-)Optimierung siehe Röcke 2017.

656 Vgl. Koloska 2014, S. 13–17.

657 Haenfler/Johnson/Jones 2012, S. 1.

beziehen sich in erster Linie auf Cluster von Individuen, die sich lose einer Bewegung zugehörig fühlen und ihre Wahl eines bestimmten Lebensstils (zum Beispiel Veganismus, Verzicht auf vorehelichen Geschlechtsverkehr, Bevorzugung lokaler, biologischer Lebensmittel) als Beitrag zu einem gesellschaftlichen Wandel verstehen. Die Neustart-Bewegung ist zwar stärker institutionalisiert, als es Haenfler/Johnson/Jones für *lifestyle movements* beschreiben, und geht über die Ebene individueller Alltagsgestaltung hinaus, indem sie sich als kollektiver Akteur explizit für veränderte gesellschaftliche Strukturen einsetzt. Wie bereits ausgeführt, ist in der Neustart-Bewegung jedoch ebenfalls die Vorstellung präsent, dass Anpassungen des individuellen Lebensstils (zum Beispiel verändertes Konsum- und Mobilitätsverhalten) wesentlich zu einem sozialen und ökologischen Wandel beitragen. Das Konzept von Neustart Schweiz verknüpft damit eine Veränderung alltäglicher Lebensweisen mit sich ändernden Gesellschaftsstrukturen und verbreitet rund um das Konzept multifunktionaler Nachbarschaften aktiv „a ‚way of life‘ in service to larger social change goals“⁶⁵⁸.

Die Neustart-Bewegung lässt sich als „collective enterprise[] to establish a new order of life“⁶⁵⁹ verstehen, deren Ziele sich „on one hand from dissatisfaction with the current form of life, and on the other hand, from wishes and hopes for a new scheme or system of living“⁶⁶⁰ herleiten. Dies zeigt sich auch in den Publikationen von P.M. und dem Verein Neustart Schweiz, in denen Kritik an gegenwärtig vorherrschenden Wirtschafts- und Lebensformen an Entwürfe einer attraktiven Alternative gekoppelt wird.⁶⁶¹ In den von mir durchgeführten Interviews mit Mitgliedern der Regiogruppe Basel sowie an den Anlässen, an denen ich beobachtend teilgenommen habe, werden ebenfalls sowohl Unzufriedenheit gegenüber dem Ist-Zustand als auch Wünsche, Hoffnungen und Sehnsüchte nach anderen Lebensformen geäußert. Als soziale Bewegung definiert sich Neustart Schweiz also sowohl über eine Kritik an gegenwärtig vorherrschenden Gesellschaftssystemen als auch „über die Suche nach anderen sozialen Strukturen“⁶⁶². Als Orientierungspunkt dieser kollektiven Suchbewegung dienen P.M.s Schriften und der darin formulierte Entwurf eines anderen Gesellschaftssystems, in dessen Zentrum multifunktionale Nachbarschaften als eine neue Wohn- und Wirtschaftsweise stehen. Diese geteilte kollektive Imagination einer nachbarschaftlichen Lebensweise ist verknüpft mit einer kollektiven Praxis des gemeinsamen Engagements für einen sozio-ökologischen Wandel, der sich gegen die bestehenden Verhältnisse richtet.⁶⁶³ Arjun Appadurai spricht diesbezüglich von „imagined worlds, that is, the multiple worlds that are constituted by the historically situated imaginations of persons and groups spread around the

658 Haenfler/Johnson/Jones 2012, S. 14.

659 Blumer 1995, S. 60.

660 Blumer 1995, S. 60.

661 Das Buch „bolo’bolo“ kann hierfür als prototypisches Beispiel dienen.

662 Kunze 2009, S. 57.

663 Vgl. Andreas 2015, S. 99.

globe⁶⁶⁴. Auch wenn es sich bei Neustart Schweiz um eine auf die Schweiz beziehungsweise einzelne Städte begrenzte Bewegung handelt, so trifft für sie dennoch zu, dass die geteilte Imagination den Akteur*innen, so Appadurai, es ermöglicht, „to contest and sometimes even subvert the imagined worlds of the official mind and of the entrepreneurial mentality that surrounds them“⁶⁶⁵.

Zukunft verhandeln

Akteur*innen der Nachhaltigkeitsforschung bemängeln, dass es der Nachhaltigkeitsbewegung bisher an attraktiven Leitbildern fehlt. So meint beispielsweise die Sozialgeografin und Soziologin Iris Kunze, es sei zwar „[e]ine Vielzahl einzelner ökologischer Verhaltensweisen von Mülltrennung über Radfahren bis Strom Sparen [sic!] [...] bekannt, es gibt aber kein attraktives Gesamtbild eines Lebensstils“⁶⁶⁶. Auch der Sozialpsychologe und Soziologe Harald Welzer argumentiert an der Auftaktveranstaltung der „Umwelttage Basel“ im Jahr 2015, dass die Nachhaltigkeitsbewegung „Geschichten einer gelebten Zukunft“⁶⁶⁷ brauche. In seinem Vortrag betont er die Wichtigkeit des Geschichtenerzählens: Gegenwärtig werde Wachstum als eine positive Geschichte erzählt, als Erfolg, und es fehle an Gegengeschichten. Die Rede über Nachhaltigkeit sei keine Geschichte und es mangle ihr an identitätsstiftenden Begrifflichkeiten. Es gehe darum, der Ebene der Konkretion – gemeint ist die jetzige, den Menschen vertraute Lebensweise – etwas Konkretes (also nicht nur abstrakte Begriffe wie Nachhaltigkeit oder Postwachstum) entgegenzusetzen. Es würden konkrete Beispiele gebraucht, die die Attraktivität anderer Lebens- und Wirtschaftsformen aufzeigen.⁶⁶⁸

Der von Kunze und insbesondere Welzer formulierte Anspruch, gegenwärtigen Modellen des Wohnens und Wirtschaftens eine konkrete Alternative und eine attraktive Geschichte entgegenzusetzen, durchzieht die Neustart-Bewegung. Es handelt sich bei dieser Produktion einer attraktiven Geschichte stets um eine Auseinandersetzung mit der Zukunft, mit einer zukünftigen nachbarschaftsbasierten Lebensweise. Denn während des Verfassens dieser Studie gibt es zwar bereits einige Nachbarschaften, die teilweise dem Gedankengut von Neustart Schweiz entsprechen; Wohnbauten, die explizit das Neustart-Nachbarschaftsmodell umsetzen wollen, befinden sich jedoch erst in der Entwicklung.⁶⁶⁹ Darstellungen des Lebens in einer Neustart-Nachbarschaft sind dementsprechend stets fiktionalen Charakters

664 Appadurai 2008, S. 33.

665 Appadurai 2008, S. 33.

666 Kunze 2003, S. 20.

667 Forschungslogbuch, 4. Juni 2015.

668 Vgl. Forschungslogbuch, 4. Juni 2015.

669 Vgl. Verein Neustart Schweiz 2016, S. 85–110.

und diese ‚Fiktion Nachbarschaft‘ ist ein zentrales Element der Assemblage Neustart Schweiz.⁶⁷⁰

Da es sich bei Neustart Schweiz um eine soziale Bewegung handelt, die verändernd auf die Gesellschaft einwirken will, ist es ihr Ziel, dass es im Hinblick auf das von ihr entworfene Nachbarschaftsmodell nicht bei einer Fiktion bleibt, sondern dass diese in die Realität umgesetzt wird. Dazu braucht es Menschen, die ein zukünftiges Leben nach dem Neustart-Modell als erstrebenswert erachten und motiviert sind, sich für dessen Realisierung einzusetzen. In der Neustart-Bewegung geht es deshalb, so meine Interpretation, darum, eine nachbarschaftsbasierte Zukunft nach dem Neustart-Modell für möglichst viele Menschen vorstellbar und erstrebenswert zu machen.

Zur Veranschaulichung einer möglichen zukünftigen Lebensweise in multifunktionalen Nachbarschaften verwendet Neustart Schweiz verschiedene Mittel, um Interessierte sowohl auf rationaler als auch auf emotionaler Ebene anzusprechen und von seiner Idee zu überzeugen. Zum einen soll eine Zukunft nach dem Neustart-Modell durch das Vorleben veranschaulicht werden. Den noch zu bauenden ersten Neustart-Nachbarschaften wird deshalb ein Modellcharakter zugeschrieben, wie es Daniela Nowak darlegt:

Und vielleicht auch, dass man mal so was vorlebt, so ein bisschen Vorbild, Beispiel gibt, wie man's machen könnte, dass die Leute das dann sehen und sagen, „ja, okay, ist ja irgendwie ganz cool, sind auch keine Freaks, sind irgendwie!“ Also es ist so, dass die Leute es einfach mal so sehen, vor Augen haben. Weil eben ein gewisses Umdenken wird dann, glaube ich, auch eher angeregt, wenn man konkrete Bilder hat.⁶⁷¹

Zum anderen setzt Neustart Schweiz auf die Produktion und Verbreitung von attraktiven und überzeugenden Zukunftsnarrativen. In den Publikationen von Neustart Schweiz werden verschiedene darstellerische Mittel eingesetzt, um das Nachbarschaftskonzept des Vereins – ein abstraktes Modell – für die Lesenden greifbar zu machen. Das Modell wird durch sachliche Erläuterungen des Neustart-Konzepts, Illustrationen, Berechnungen und atmosphärische Beschreibungen des alltäglichen Zusammenlebens in einer fiktiven Neustart-Nachbarschaft konkretisiert und veranschaulicht. Wie die Germanistin Eva Horn in ihrer Auseinandersetzung mit Katastrophenerzählungen überzeugend darlegt, dienen fiktionale Zukunftserzählungen dazu, Zukunft vorstellbar zu machen, sich über Zukunft verständigen zu können,

670 Wie Ulf Hannerz darlegt, sind Zukunftsbeschreibungen stets fiktional: „Anything claiming to describe the future is necessarily fictional, even as it is argued that the claims are based on past and present facts. I would suggest that the scenarios are typically a genre in the subjunctive mode, a representation of hypothesis and possibility. Subjunctive forms involve ‚what could be,‘ ‚what could come to be,‘ and ‚what would have been,‘ rather than what is, what will be, and what has been.“ Hannerz 2008, S. 9.

671 Interview mit Daniela Nowak, 14. Juli 2014.

sie zu antizipieren und letztlich auch aktiv zu gestalten.⁶⁷² Es handelt sich bei diesen Imaginationsformen der Zukunft – wozu Horn „fiktive[] Bilder, Narrative, Szenarien und Phantasien“⁶⁷³ zählt – um einen „Teil einer Dimension des Sozialen, die als das *kollektive Imaginäre* gefasst worden ist“⁶⁷⁴. Über Narrative werden Gegenwart und Zukunft miteinander verschränkt: „Solche Narrative strukturieren die Art und Weise, wie wir Künftiges antizipieren, planen, aber vor allem auch zu verhindern suchen. Das Verhältnis zur Zukunft ist daher nicht denkbar ohne Metaphern, Bilder, Visionen oder hypothetische Szenarien möglicher künftiger Welten.“⁶⁷⁵ Zukunftsvisionen strukturieren die Wahrnehmung von Wirklichkeit: „Damit ermöglichen es Fiktionen, die Schwierigkeiten unseres Verhältnisses zur Zukunft überhaupt erst individuell verfügbar zu haben, darüber kollektiv zu kommunizieren und sie politisch zu verhandeln.“⁶⁷⁶ Der Sozialanthropologe Ulf Hannerz wiederum beschreibt Zukunftsszenarien als „significant components in a transnational collective consciousness, a set of representations of the world which are circulated, received and debated in a world-wide web of social relationships. [...] The scenarios are not only *about* the world but themselves become a part of the global habitat of meaning.“⁶⁷⁷ Anders als bei Hannerz' Beispielen fehlt bei den für Neustart Schweiz relevanten Zukunftsimaginationen die globale Dimension. Sie zirkulieren grösstenteils ‚nur‘ innerhalb einer spezifischen, hinsichtlich ihrer Mitglieder überschaubaren sozialen Bewegung. Diesen Akteur*innen vermitteln sie jedoch, wie Hannerz darlegt, Deutungsangebote und Repräsentationen der Welt, die für sie wiederum handlungsleitend sind. Szenarien lassen sich mit Hermann Kahn als „*aids to the imagination*“⁶⁷⁸ beschreiben; sie sind, so Horn, „nicht nur Werkzeuge der Vorstellungskraft, sondern auch *Werkzeuge des Denkens*“⁶⁷⁹. So helfen die Beschreibungen zukünftiger Nachbarschaftspraxen, sich eine alternative Form des nachbarschaftlichen Zusammenlebens vorstellen und gemeinsam über Strategien für dessen Umsetzung nachdenken zu können.

Neben Erläuterungen des Neustart-Konzepts in einer sachlichen Sprache und Zeichnungen, die diese Ausführungen illustrieren, ist eine wichtige Darstellungsform von Zukunft, die in den Publikationen verwendet wird, das „Erzählen mit Zahlen“⁶⁸⁰: Am Ende der Broschüre „Nachbarschaften entwickeln“ finden sich beispielsweise Tabellen mit Berechnungen, die exakt darlegen, welche Mengen (Kilos, Liter, Stückzahlen) an bestimmten Lebensmitteln gebraucht werden, um eine Nach-

672 Vgl. Horn 2014, S. 379.

673 Horn 2014, S. 22.

674 Hervorhebung im Original. Horn 2014, S. 22.

675 Horn 2014, S. 22 f.

676 Horn 2014, S. 37 f.

677 Hervorhebung im Original. Hannerz 2008, S. 10.

678 Hervorhebung Eva Horn. Zitiert nach Horn 2014, S. 385.

679 Hervorhebung im Original. Horn 2014, S. 385.

680 Die Formulierung bezieht sich auf den Titel des gleichnamigen Artikels von Ina Dietzsch über das Verhältnis zwischen Zählen und Erzählen, das sie am Beispiel von Diagrammen ausführt. Vgl. Dietzsch 2015.

barschaft à 500 Menschen zu versorgen, und wie viel Anbaufläche dafür benötigt wird. Eine andere Tabelle stellt die Nutzungskennziffern einer Modellnachbarschaft dar: 10'000 m² Grundfläche, 14 m Gebäudetiefe, 3844 m² Innenhoffläche et cetera. Eine dritte Tabelle wiederum zeigt auf, wie viele Flächen, freiwillig geleistete Arbeitsstunden und Investitionen zum Betrieb der unterschiedlichen Bestandteile eines Mikrozentruns (Nahrungsmittellager, Bäckerei, Bibliothek, Tauschlager et cetera) erforderlich sind.⁶⁸¹ Durch diese quantitativen Fakten wird die Botschaft vermittelt, dass es sich beim Nachbarschaftskonzept von Neustart Schweiz nicht um eine realitätsferne Vision, sondern um ein konkretes, realisierbares Modell handelt. Das Erzählen mit Zahlen soll, so Daniela Nowak, die Lesenden von der Umsetzbarkeit der Neustart-Idee überzeugen:

Also ich für mich hab so den Eindruck, heutzutage überzeugen Zahlen halt viele Leute. Das ist so die Sprache, die viele überzeugt. Und wo Sachen konkret werden und vielleicht nicht mehr nur wie eine Spinnerei klingen oder 'ne Utopie oder was weiss ich. Und dadurch wird's so ein bisschen zu was, sagen wir mal, Handfesterem.⁶⁸²

Zur Konkretisierung des Nachbarschaftskonzepts dient auch ein Textstück, das unter dem Titel „Prolog: ‚Nach Hause kommen“ in leicht abgewandelter Form sowohl in den unterschiedlichen Auflagen der Broschüre „Nachbarschaften entwickeln“ als auch im Buch „Nach Hause kommen“ jeweils an prominenter Stelle am Anfang der Publikation abgedruckt ist.⁶⁸³ Der Text liefert eine atmosphärisch dichte Beschreibung⁶⁸⁴ einer fiktiven Alltagsszene, bei der die Leser*innen, angesprochen als imaginäre Bewohner*innen einer Neustart-Nachbarschaft, abends nachhause kommen. Die Stelle beinhaltet in verdichteter Form wesentliche Elemente des Nachbarschaftskonzepts von Neustart Schweiz, weshalb ich sie hier vollständig wiedergebe:

Prolog: „Nach Hause kommen“

Stell dir vor, du kommst nach einem anstrengenden Arbeitstag nach Hause. Du gibst dein Smartphone bei Lirjete ab, damit sie es bis morgen upgraden kann, und du erkundigst dich nebenan in Pauls Werkstätte, ob dein Velo schon repariert ist.

681 Vgl. Verein Neustart Schweiz 2015, S. 40–43.

682 Interview mit Daniela Nowak, 14. Juli 2014.

683 Eine ähnliche Funktion hat das Kapitel „Reif fürs Grand Hotel?“ im Buch „Nach Hause kommen“, in dem der Alltag in einer Neustart-Nachbarschaft analog zum Leben in einem Grand Hotel geschildert und mit all seinen Vorzügen anschaulich beschrieben wird. Vgl. Verein Neustart Schweiz 2016, S. 112–122.

684 Zu Zukunftserzählungen als dichten Beschreibungen siehe Horn 2014, S. 37: „Wo Wissenschaft sich auf die Veränderungen des Klimas, die Mutationsraten nach einem Atomschlag, die Ätiologie eines Grossunfalls, die Errechnung von Ressourcenkrisen oder die Zerstörung ökologischer Systeme konzentriert, liefern Romane und Filme eine ‚dichte Beschreibung‘ ihrer Folgen für den Menschen, für den Einzelnen, für eine Bevölkerung.“

Jetzt betrittst du die grosszügige Lounge, wo du bekannte Gesichter beim Zeitungslesen, beim Schwatzen oder beim Billardspielen entdeckst. Die feinen Düfte lenken dich ab: George hat Lasagne gemacht, es gibt die frischen Käslein von Beatrice, aus dem Ofen duften die Abend-Baguettes.

Das schwarze Brett des Bistros kündigt das Abendessen an: Äplermagronen, Salat, eine Gemüsesuppe. Aber du siehst dich zuerst noch etwas im Lebensmittellager um: vielleicht willst du ja auch selbst etwas kochen. Heute wurde frisches Gemüse vom Agrozentrum bei Rafz geliefert. Am Take-Away-Tresen gibt es asiatische Nudelgerichte aus eigener Produktion, Pizza aus dem Backofen, küchenfertige Salate, Hackbraten, Kuchen... Doch Martin schlägt dir vor, zusammen im Bistro zu essen. Du verschiebst gar den geplanten Kauf von «wenigstens Milch und Brot für das Frühstück von morgen»; das Lager ist ja rund um die Uhr offen.

Nach dem Bistrobefuch schaut du noch in der Wäscherei vorbei. Sie hat deine Bett- und Frotteewäsche bereit. Carlo, der dort Waschkdienst hat, gibt dir noch ein paar Tipps für deinen Einsatz am nächsten Montag.

Momentan kommt das Betriebskonzept deiner Nachbarschaft mit sechs Stunden Gratisarbeit pro Monat aus. Dazu gibt es noch sechs bezahlte professionelle Stellen. Insgesamt geht der Mix auf: Du sparst mehr Hausarbeit als die sechs Stunden, die du beisteuern musst, und hast erst noch den Komfort eines Viersternhotels. Auch die Kosten stimmen: Du kannst im Bistro günstig essen, sparst dir das Einkaufen, denn die Lebensmittel sind günstiger als früher beim Grossverteiler, frischer, biologisch angebaut, und du kennst die Produzenten.

An der Bar trinkst du noch ein Bier mit Dieter und Barbara. Die neusten politischen Kehrtwendungen werden besprochen, eine Versammlung für eine Initiative für städtische Gratisbusse organisiert. Toni empfiehlt das mexikanisch angehauchte Restaurant der südlich angrenzenden Nachbarschaft. Du beschliesst, morgen dort zu essen: mit der Nachbarschafts-Chip-Karte kannst du in allen Nachbarschaften des Quartiers essen gehen und musst nicht mal Geld mitnehmen. Voranmeldung ist allerdings erwünscht.

Nun gehst du endlich nach oben in deine kleine, hübsche Dreizimmerwohnung, die du mit Alex teilst. Es gibt keine genormten Einbauküchen mehr: Du stellst dir deine Küche nach Bedarf aus dem Lager von Küchenelementen im ehemaligen Tiefparkhaus individuell zusammen; in der Wohnung sind natürlich alle Anschlüsse vorhanden. Früher hattest du einen grossen Kühlschrank und einen Herd mit vier Platten und Backofen. Aber da es unten im Lebensmitteldepot alles gibt, genügen der Minikühlschrank und das Zweiplatten-Réchaud ohne Backofen, was dir mehr Platz und tiefe Stromrechnungen beschert.

Auch im Bad ist weniger mehr: Da deine Nachbarschaft über ein türkisches Bad verfügt, haben die meisten Wohnungen nur noch Dusche und WC.

Du entspannst dich auf dem Sofa, stellst Swiss Jazz ein und willst nun bis morgen niemanden mehr sehen.⁶⁸⁵

In diesem Prolog werden die Lesenden direkt angesprochen und aufgefordert, sich den Alltag in einer Neustart-Nachbarschaft vorzustellen. Dafür wird die Szenerie detailreich beschrieben: Die Personen werden bei ihren Vornamen genannt, was Nähe vermittelt; konkrete Tätigkeiten, Gerichte, Einrichtungen werden genannt. Das Leben in einer Neustart-Nachbarschaft wird als multisensorisches Erlebnis greifbar gemacht: Es duftet nach frischem Brot, in der Wohnung ertönen Jazzklänge. Wesentliche Elemente des Nachbarschaftskonzepts werden konkretisiert und veranschaulicht: die Angebote des nachbarschaftseigenen Mikrozentrums, die gemeinsame Nutzung von Infrastruktur, die kollektive Organisation von Haushaltsarbeiten und der damit verbundene Komfort, die regionale Lebensmittelversorgung, das verdichtete Wohnen, die Kombination von Geselligkeit und Rückzugsmöglichkeiten und die Vernetzung mit anderen Nachbarschaften. In dieser Beschreibung wird eine Nachbarschaftsidylle ausgemalt; mögliche Unannehmlichkeiten des Verzichts und des verdichteten Wohnens oder Konflikte zwischen Nachbar*innen werden ausgeblendet: Die Protagonist*innen verstehen sich gut, helfen einander, das Essen ist lecker, die Wohnung schön, die Stimmung wirkt entspannt, das Dienstleistungsangebot ist vielfältig, die Bewohner*innen haben mehr Zeit für angenehme Tätigkeiten, da die Haushaltsarbeit aufgeteilt wird. ‚In einer Neustart-Nachbarschaft lässt es sich gut leben‘, liesse sich das Bild, das hier vermittelt wird, zusammenfassen.

Durch diese Veranschaulichung möglicher zukünftiger Lebensweisen vermittelt Neustart Schweiz ähnlich einer Utopie die „Überzeugung, dass die Verhältnisse auch anders sein können, sozusagen als Kontrapunkt zur Alternativlosigkeit“⁶⁸⁶. Das Nachbarschaftsmodell von Neustart Schweiz richtet sich gegen bestehende Wohn- und Wirtschaftsformen und verbreitet ein „counterimage[.]‘ of an alternative society“⁶⁸⁷. Die Erzählung einer möglichen anderen, nachbarschaftlichen Zukunft hat eine performative Kraft⁶⁸⁸, indem sie Sehnsüchte weckt, eine andere Lebensweise vor-

685 Verein Neustart Schweiz 2015, S. 3 f. Für die Publikation „Nach Hause kommen“ ist der Prolog überarbeitet worden. So wird beispielsweise nicht mehr ein Chip, sondern eine App verwendet, um die Angebote der umliegenden Nachbarschaften zu nutzen. Vgl. Verein Neustart Schweiz 2016, S. 5–7.

686 Andreas 2015, S. 84. Andreas verweist in diesem Zusammenhang auf die Soziologin Ruth Levitas. Diese beschreibt Utopien folgendermassen: „Utopia is about how we would live and what kind of a world we would live in if we could do just that. [...] Sometimes utopia embodies more than an image of what the good life would be and becomes a claim about what it could and should be: the wish that things might be otherwise becomes a conviction that it does not have to be like this. Utopia is then not just a dream to be enjoyed, but a vision to be pursued.“ Levitas 1990, S. 1.

687 De Geus 2002, S. 198.

688 Zur performativen Kraft der Sprache in der Commons-Bewegung vgl. Helfrich/Bollier 2012, S. 19.

stellbar macht und dadurch zu Aktivismus anregt. Zukunftsschilderungen greifen damit auch immer in die Gegenwart ein, deuten diese und strukturieren gegenwärtiges Handeln. Dazu Eva Horn:

Zukunftsfiktionen dienen dazu, der Ungewissheit einer offenen, plan- und gestaltbaren Zukunft in der Moderne „einen Ort im gesellschaftlichen Imaginationshaushalt zu geben, sie gleichsam in die Gegenwart einzupreisen und umgekehrt die jeweilige Gegenwart auf das, was kommen wird, hin zu öffnen“. Zukunftsvisionen *machen* nicht nur die Zukunft, sondern vor allem auch die Gegenwart, die Wirklichkeit, in der wir leben.⁶⁸⁹

„[J]ede Zukunftsimagination“⁶⁹⁰ ist, so Horn weiter, „stets in der Gegenwart verwurzelt [...], in der sie entsteht“⁶⁹¹ und die sie „deutet und kommentiert“⁶⁹². Aus dieser Perspektive ist die (Re-)Produktion von Nachbarschaft bei Neustart Schweiz als ein Deutungsangebot zur Auseinandersetzung mit der Gegenwart und zur Gestaltung von Zukunft zu verstehen.

5.6.4 Zwischenfazit

Im Vergleich zu anderen untersuchten Praxen wird Nachbarschaft bei Neustart Schweiz nicht nur als Teilaspekt urbanen Lebens (re-)produziert (als lokales Hilfsnetzwerk beispielsweise), sondern umfassender gedacht als gesellschaftlicher Nukleus. Nachbarschaften werden bei Neustart Schweiz primär als in ihren Eigenschaften klar definierte, multifunktionale Versorgungseinheiten (re-)produziert, die das Basismodul einer nachhaltigen, auf Commons gründenden, relokalierten Gesellschaft bilden und räumliche und soziale Dichte miteinander kombinieren, um zur Lösung sozialer und ökologischer Probleme beizutragen. Die Umsetzung dieser Form von Nachbarschaft erfordert von den beteiligten Akteur*innen dementsprechend auch ein höheres Mass an Engagement und Verbindlichkeit als dies beispielsweise beim Aufkleben eines Pumpipumpe-Stickers der Fall ist.

Neustart Schweiz lässt sich als *lifestyle movement* verstehen, als eine Bewegung, die über die Veränderung des individuellen Lebensstils auf der Ebene des gemeinschaftlichen Zusammenwohnens gesellschaftlichen Wandel erreichen will. Die Relokalisierung, also die Zusammenlegung gesellschaftlicher Funktionen in multifunktionalen Nachbarschaften, verringert die „Zwangsmobilität“⁶⁹³, ermöglicht Synergien und vermindert dadurch den Ressourcenverbrauch.⁶⁹⁴ Das Nachbarschaftskonzept

689 Hervorhebung im Original. Horn 2014, S. 23 f unter Heranziehung einer Formulierung von Albrecht Koschorke.

690 Horn 2014, S. 31.

691 Horn 2014, S. 31.

692 Horn 2014, S. 31.

693 Brüscheiler et al. 2015, S. 235.

694 Vgl. Brüscheiler et al. 2015, S. 235.

von Neustart Schweiz bietet den Vereinsmitgliedern und weiteren Interessierten ein Deutungsangebot zur aktiven Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Lebensmodellen und einen interpretativen Rahmen zur Entwicklung und Umsetzung einer geteilten Vision des guten Lebens. Das Konzept ist dabei – umfassender als in anderen von mir untersuchten Praxen – universalistisch gedacht und normativ aufgeladen: Nachbarschaft wird imaginiert und (re-)produziert als Inbegriff des individuellen und kollektiven guten Lebens und als geeignete Interventionsebene zur Herbeiführung eines sozio-ökologischen Wandels. Das Zusammenleben in multifunktionalen Nachbarschaften wird als Lösung für aktuelle gesellschaftliche Herausforderungen propagiert. Eine strukturelle Relokalisierung soll nicht nur natürliche Ressourcen schonen, sondern auch eine höhere Lebensqualität bieten. Neben dieser eher funktional geprägten Nachbarschaftsorientierung wird Nachbarschaft bei Neustart Schweiz jedoch auch als emotionaler Sehnsuchtsort (re-)produziert. Das Engagement für die Neustart-Bewegung ist genährt von einem individuellen Wunsch nach anderen Formen des Zusammenlebens, was sowohl Daniela Nowak als auch Kirsten Schultze als ein Wohnen unter Gleichgesinnten beschreiben.⁶⁹⁵ Wie auch andere „gemeinschaftsorientierte Wohnprojekte“⁶⁹⁶ sind die geplanten Neustart-Nachbarschaften als eine „Reaktion auf unverbindlich empfundene Bewohnerbeziehungen“⁶⁹⁷ zu verstehen. Der Soziologe Stephan Beetz beschreibt diese Form von Nachbarschaften als „Wahlverwandtschaften sozialen Zusammenlebens“⁶⁹⁸, die „auf gemeinsamen Lebensstilen“⁶⁹⁹ basieren. Die Neustart-Bewegung lässt sich damit als zeittypisches Phänomen verstehen; sie positioniert sich als Gegenentwurf zu – von ihr selbst problematisierten – (spät-)modernen Entwicklungen wie Globalisierung, Anonymisierung oder Digitalisierung.

695 Vgl. dazu eine Interviewaussage von Daniela Nowak: „Also ich würde jetzt nicht sagen, dass das irgendwo explizit so steht, aber es ist, glaube ich, schon für viele ein wichtiger Punkt, einfach umgeben zu sein von Leuten in der Nachbarschaft, mit denen man sich wohlfühlt, die vielleicht ähnlich denken oder auch einfach ein bisschen anders denken. Die so um sich rum zu haben, ist halt wie so ein, ja, schönes (schmunzelt) Eingebettet-Sein. Und dann eben auch mit denen in den gleichen Laden gehen, der halt von dem Bauern beliefert wird, oder mit denen zusammen irgendwo in der Werkstatt zu sitzen oder zusammen Abendessen zu kochen, so.“ Interview mit Daniela Nowak, 14. Juli 2014.

696 Beetz 2007, S. 246.

697 Beetz 2007, S. 246.

698 Beetz 2007, S. 246.

699 Beetz 2007, S. 246.

6 Versammlungs(un)ordnungen: zur Erforschung von Quartier und Nachbarschaft aus praxis- und assemblagetheoretischer Perspektive

John Laws Einführungskapitel in seinem Buch „After method“ beginnt mit einem zu einem Rechteck angeordneten Wirrwarr von Textfragmenten, Fotografien, Linien, Pfeilen, Vierecken und weiteren geometrischen Figuren. Auf diese Darstellung bezugnehmend fragt der Soziologe Law: „If this is an awful mess . . . then would something less messy make a mess of describing it?“¹ Diese Bild-Frage-Kombination hing während meiner Forschungsarbeit über meinem Computer und begleitete meinen Denkprozess, denn das Geflecht der von mir untersuchten urbanen Quartier- und Nachbarschaftspraxen ist in vielerlei Hinsicht chaotisch. Es setzt sich zusammen aus verschiedenen Menschen, Institutionen, Objekten, Tätigkeiten, Diskursen, Strukturen; die einzelnen Praxen sind zum Teil lose, zum Teil eng miteinander verflochten; alle (re-)produzieren sie auf die eine oder andere Art Quartier und Nachbarschaft – aber eben nicht auf dieselbe Weise, sie sind je unterschiedlich strukturiert. Eine praxis- und assemblagefundierte Kulturanalyse, welche die verschiedenen Elemente des zu untersuchenden Phänomens in ihrer Relationalität betrachtet, eröffnet aus meiner Sicht einen Zugang zu dieser *messiness* gesellschaftlicher Wirklichkeit. Die Aufgabe der Kulturanalyse ist es nicht nur, gesellschaftliche Ordnungen – beziehungsweise das Herstellen von Ordnungen – herauszuarbeiten, sondern auch dem Aufbrechen von Ordnungen sowie dem Wirrwarr, die unsere Gesellschaft und unsere Wahrnehmung von Welt ebenso prägen, gerecht zu werden. Die von Stefan Beck formulierte und von mir adaptierte Frage nach der Ordnung sozialer Praxen ist damit zu ergänzen mit der Frage nach Unordnung. Meine Forschungsarbeit und insbesondere das folgende Kapitel mäandrieren daher zwischen der Bestrebung, analytische Ordnung zu schaffen und die den untersuchten Praxen zugrundeliegenden Ordnungsprinzipien aufzuzeigen, und dem Anliegen, ebenso der Unordentlichkeit von Quartier- und Nachbarschaftspraxen gerecht zu werden und diese offenzulegen.

Während ich im Hauptteil der Studie jeweils spezifische Praxen danach befragt habe, wie sie organisiert sind und wie in ihnen Quartier und Nachbarschaft (re-)produziert werden, ist dieses Schlusskapitel anders – quer zu den einzelnen Fallanalysen – gegliedert und arrangiert das Forschungsmaterial neu. Auf einer analytisch übergeordneten Ebene und in zusammenfassender Manier sollen hier die verschiedenen Stränge zusammengeführt und in *einem* Kapitel versammelt werden. Im Folgenden nehme ich zunächst die Relationen zwischen den einzelnen von mir untersuchten Quartier- und Nachbarschaftspraxen in den Blick und erläutere praxenübergreifende Versammlungs(un)ordnungen in der (Re-)Produktion von Quartier und Nachbarschaft. Anschliessend setze ich Quartier- und Nachbarschaftspraxen in Bezug zu kultur- und sozialwissenschaftlichen Diskursen über die Fragilität spätmoderner Räume und Sozialitäten. Zuletzt reflektiere ich über den Nutzen einer

1 Law 2004, S. 1.

praxis- und assemblagetheoretischen Weiterentwicklung der relationalen Kulturanalyse und erörtere meine Überlegungen zu Relevanz und Potenzial einer gegenwärtigen kulturanalytischen Auseinandersetzung mit Quartier und Nachbarschaft.

6.1 Quartier- und Nachbarschaftspraxen versammeln

In meiner Untersuchung bin ich davon ausgegangen, dass Quartier und Nachbarschaft keine gegebenen sozialräumlichen Einheiten sind, sondern – wie es Ignacio Fariás in Bezug auf die Stadt darlegt – „assembled at concrete sites of urban practice“². Anstatt also wie in der vorherrschenden Quartier- und Nachbarschaftsforschung die Eigenschaften als gegeben angenommener Quartiere und Nachbarschaften herauszuarbeiten oder diese wie in anderen Studien lediglich als räumliche Behälter des zu untersuchenden Phänomens – als praktikable Abgrenzung des Forschungsfelds – zu nutzen, habe ich deshalb den Blick darauf gerichtet, wie Quartier und Nachbarschaft von unterschiedlichen Akteur*innen, in unterschiedlichen Situationen sowie zu unterschiedlichen Zwecken immer wieder anders versammelt und damit auch gemacht werden. Der Hauptteil dieser Untersuchung zeigt anhand ausgewählter Quartier- und Nachbarschaftspraxen, wie diese organisiert sind und wie in ihnen Quartier und Nachbarschaft je unterschiedlich imaginiert, praktiziert und (re-)produziert werden. Wie ich im Kapitel 2.2 erläutert habe, stand am Anfang meiner Forschung die Beobachtung, dass die Begriffe Quartier und Nachbarschaft eng miteinander verflochten sind. Ein Ziel dieser Untersuchung war es, die Bedeutungsdimensionen und Relationen der Begriffe Quartier und Nachbarschaft aus dem empirischen Material herauszuarbeiten. An dieser Stelle will ich nun darauf zurückkommen und über die einzelnen untersuchten Praxen hinweg die Beziehungen zwischen den Begriffen darlegen und dabei Unterschiede und Gemeinsamkeiten, Ordnungen und Unordnungen herausarbeiten. So soll ein vielschichtiges Bild gegenwärtiger Quartier- und Nachbarschaftspraxen gezeichnet werden. Quartier und Nachbarschaft werden als multiple Objekte greifbar gemacht, die ‚irgendwie‘ immer wieder gleich, aber zugleich auch ‚irgendwie‘ immer wieder anders (re-)produziert werden.

6.1.1 Quartiere und Nachbarschaften als Versammlungen von urbanen Räumen und Sozialitäten

Wie ich zu Beginn dargelegt habe, verbindet die Begriffe Quartier und Nachbarschaft, dass sie einen Zusammenhang zwischen physischem Nahraum und daran gekoppelter Sozialität beschreiben. Anhand meines empirischen Materials habe ich aufgezeigt, wie dieses Verhältnis zwischen Raum und Sozialität in den verschiede-

2 Fariás 2011, S. 2.

nen von mir erforschten Praxen und von verschiedenen Akteur*innen auf eine jeweils spezifische Art und Weise ausgehandelt und gestaltet wird. Dies soll an dieser Stelle nochmals knapp zusammengefasst werden:

- In der administrativen Einteilung werden Quartiere als Untereinheiten der Stadt, als physische Räume mit eindeutigen Grenzen (re-)produziert. Diese Quartiere bilden Sozialräume mit spezifischen Eigenschaften (Infrastruktur, demographische Struktur), die sich statistisch erfassen und darstellen lassen. Die Qualität der Sozialität – die Beziehungen zwischen den Einwohner*innen eines Quartiers – ist dabei aber nicht näher bestimmt.
- In den Interviewerzählungen von Stadtbewohner*innen werden Quartiere ebenfalls als Untereinheiten eines grösseren Raumes (re-)produziert. Dieser physische Raum hat jedoch – anders als bei den administrativen Einteilungen – keine eindeutigen, überindividuell geteilten Grenzen. Quartier ist hier die individuelle Wahrnehmung eines Raumes, die an alltägliche Bewegungen und Aktivitäten sowie an soziale Begegnungen und Kontakte geknüpft ist. Die Sozialität des Quartiers zeichnet sich dabei primär durch mehr oder weniger lose/dichte Beziehungen zwischen einzelnen Quartierbewohner*innen aus, die sich potenziell zu einem Kollektiv verdichten können.
- Sowohl beim Trashmob GoldGlove als auch bei den untersuchten Praxen partizipativer Stadt(teil)entwicklung gibt es ebenfalls einen Bezug zu einem jeweils spezifischen physischen Raum: Im Falle des Trashmobs je nach Veranstaltungsort zum Matthäusquartier oder zu den Quartieren Klybeck und Kleinhüningen; bei der partizipativen Stadt(teil)entwicklung zum physischen Raum rund um das zu entwickelnde Objekt. Das Quartier ist dabei auch hier diffus und ohne eindeutige Grenzen; auch Menschen, die nicht im jeweiligen Quartier wohnen, aber sich aus anderen Gründen für die Müllsammelaktion oder das Stadtentwicklungsprojekt interessieren und an den Veranstaltungen anwesend sind, werden als Teil des Quartiers gesehen. Andere wiederum gehören zwar administrativ gesehen zu den Bewohner*innen des von Littering respektive Stadtentwicklung betroffenen Stadtraums, nehmen aber nicht an diesen Praxen teil. Die Sozialität dieser Quartierpraxen gestaltet sich als ein appellativ angesprochenes, lokales Kollektiv. Dieses Kollektiv wird jedoch unterschiedlich imaginiert: beim Trashmob als eine lokal engagierte Event-Gemeinschaft, bei der partizipativen Stadt(teil)entwicklung als ein politisches – mal kooperatives, mal widerständiges – Subjekt.
- Beim Basler NachbarNet ist der Bezug zum physischen Raum zwar ebenfalls relevant, aber bedeutend loser: Auf der Webseite des NachbarNet findet sich eine Karte, auf der die Stadt Basel und deren Agglomeration basierend auf Postleitzahlkreisen in kleinere räumliche Einheiten unterteilt sind. So können NachbarNet-Nutzer*innen Angebote aus ihrer Wohnumgebung finden. Die Plattform bietet aber ebenso die Möglichkeit, entkoppelt vom Wohnumfeld nachbarschaftliche Beziehungen irgendwo im Raum Basel einzugehen. Die

nachbarschaftliche Sozialität ist hier eine frei gewählte Zweierbeziehung³, was sie beispielsweise von der Sozialität bei den Trashmobs oder der partizipativen Stadt(teil)entwicklung unterscheidet, wo das Quartier stärker als Kollektiv adressiert und (re-)produziert wird. Bei den weiteren von mir betrachteten digitalen Plattformen zur Vermittlung von Nachbarschaft sind die räumlichen Bezüge und die intendierten Sozialitäten wiederum je anders ausgestaltet: Bei der erlenapp ist der nachbarschaftliche Raum eindeutig begrenzt auf die Gebäude eines bestimmten Bauunternehmens: Zugang zur erlenapp erhalten nur dessen Bewohner*innen, nicht aber diejenigen aus der Siedlung, deren Häuser von anderen Bauunternehmen erstellt worden sind. Sie sind aus diesem Kommunikationsraum ausgeschlossen. Bei Pumpipumpe und Nachbarschaft.net löst sich die Verankerung in einem *spezifischen* physischen Raum auf. Die Nutzung der beiden Plattformen ist nicht auf einzelne Gebäude oder auf eine Stadt und ihre Umgebung begrenzt. Ein ‚nachbarschaftlicher Raum‘ kann hier grundsätzlich überall entstehen, wo Personen diese Plattformen nutzen und so ihre Nachbar*innen kennenlernen. Bei Pumpipumpe und Nachbarschaft.net basiert dabei die Sozialität primär auf einer zwischenmenschlichen Beziehung zwischen zwei Personen: Nutzer*innen lernen einzelne Nachbar*innen über das Ausleihen von Gegenständen oder durch die Kontaktaufnahme auf Nachbarschaft.net und anschließende gemeinsame Aktivitäten kennen. Diese nachbarschaftlichen Zweierbeziehungen sind eingebettet in die Imagination eines Kollektivs von digital vernetzten Nachbar*innen. Bei allen diesen Plattformen wird durch die mediatisierte Vermittlung der Face-to-Face-Modus nachbarschaftlicher Interaktionen und Beziehungen erweitert; soziale und räumliche Nähe-Distanz-Verhältnisse verändern sich: Die Nachbar*innen sind nicht mehr ‚nur‘ diejenigen Personen, die zufälligerweise in der Nähe wohnen, sondern können den eigenen Bedürfnissen entsprechend ausgewählt werden. Nachbarschaftliche Beziehungen können so schneller und gezielter aufgebaut, aber – durch die Loslösung von der physischen Nahräumlichkeit – auch verhältnismässig leicht wieder aufgelöst werden. Mit Ausnahme der erlenapp können bei diesen Plattformen ‚nachbarschaftliche‘ Kontakte auch mit Personen geknüpft werden, die nicht in der unmittelbaren Umgebung wohnen und die man ohne die mediatisierte Vermittlung womöglich nie getroffen hätte. Die nach einem traditionellen Nachbarschaftsverständnis enge Kopplung von physischer Nahräumlichkeit in der Wohnumgebung und darauf aufbauender Sozialität löst sich so durch die Mediatisierung – wenn auch keineswegs gänzlich – auf.

- Bei Neustart Schweiz sind Nachbarschaften sozialräumliche Module, die spezifische Funktionen erfüllen und besonders in Bezug auf ihre räumliche Dimension klar definiert sind. Ihre Fläche, ihre Eigenschaften und Funktionen sind genau beschrieben und sie sind eindeutig von Quartieren, deren Untereinheiten sie bilden, abgegrenzt. Die Nachbarschaften sind nicht an einen bestimmten

3 Zum Begriff Zweierbeziehung siehe Kapitel 5, Fussnote 117.

physischen Raum gekoppelt, sondern können grundsätzlich überall, wo es Menschen gibt, die von der Neustart-Idee überzeugt sind, umgesetzt werden. Die nachbarschaftliche Sozialität beruht dabei auf einem angestrebten Idealverhältnis zwischen Nähe und Distanz sowie zwischen sozialem Austausch und Gemeinschaft und individuellem Rückzug und Freiheit. Durch das Leben in Neustart-Nachbarschaften soll der Alltag in umfassender Weise relokalisiert werden; Arbeit und Freizeit, die Pflege sozialer Beziehungen, Produktion und Konsum sollen möglichst lokal stattfinden. Das Nachbarschaftsmodell von Neustart Schweiz bietet so seinen Anhänger*innen eine Vision des guten Lebens und ein in die Zukunft gerichtetes und identitätsstiftendes Deutungsangebot zur Auseinandersetzung mit und Entwicklung von ökologisch und sozial nachhaltigen Formen des Zusammenlebens.

Meine Untersuchung zeigt, dass Raum und Sozialität in den verschiedenen Praxen je anders verknüpft und damit auch andere Räume und Sozialitäten hergestellt werden. Die beschriebenen Assemblagen sind von sehr unterschiedlicher Gestalt: Einmal wird Quartier als Untereinheit des städtischen Raumes, als abgrenzbares Territorium auf der Karte (re-)produziert; einmal als individueller Alltags-, Beziehungs- und Identifikationsraum; einmal als politisches Subjekt; einmal als lokal engagierte Event-Gemeinschaft; einmal wird Nachbarschaft als digital vermitteltes Unterstützungs- und Beziehungsnetzwerk (re-)produziert; einmal als Sehnsuchtsplattform und sozio-ökologisches Reformmodell. Durch die Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur zu Quartier und Nachbarschaft differenziert sich das Spektrum unterschiedlicher Formen des Versammelns von Quartier und Nachbarschaft – auch in diachroner Hinsicht – noch weiter aus: So wird Nachbarschaft sowohl als informelles, loses Beziehungsnetz als auch als eine institutionell organisierte Dorfgemeinschaft versammelt, Quartier mal als *urban village*, als *socioscape* oder als geplante *neighborhood unit*.

So unterschiedlich sie Quartier und Nachbarschaft auch (re-)produzieren, so vereint die untersuchten Praxen, dass sie alle versuchen, lokale Räume und Menschen miteinander zu verbinden und dadurch soziale und/oder räumliche Einheiten zu (re-)produzieren. Das Versammeln basiert bei ihnen auf Lokalität und Kleinteiligkeit der (re-)produzierten Räume und Sozialitäten. Die Quartier- und Nachbarschaftspraxen gliedern Stadt in überschaubare Räume und Sozialitäten auf und stehen so stets in Relation zu dem grösseren sozialräumlichen Gefüge, von dem sie sich abgrenzen.

Bei einem Teil der Praxen ist die Kopplung zwischen geteiltem Raum und Sozialität eng: Beim Trashmob GoldGlove wird in Form eines Events eine lokal engagierte Quartiergemeinschaft aktualisiert. Bei den Praxen partizipativer Stadt(teil)entwicklung wird ein Raum als Quartier mit spezifischen Charakteristika greifbar gemacht und zugleich eine Verbindung hergestellt zwischen den Stadtbewohner*innen und ‚ihrem‘ Quartier. Stadtbewohner*innen werden in diesen Praxen zu Quartierbewohner*innen gemacht, die sich mit ihrem Wohnraum identifizieren, dort sozi-

ale Beziehungen pflegen und sich als Kollektiv für den lokalen Raum interessieren und engagieren, indem sie sich beispielsweise an der Reinhaltung des öffentlichen Raums oder der Diskussion um die Stadtentwicklung und damit um die zukünftige Gestaltung des lokalen Raums beteiligen. In diesen Praxen werden Lokalität und lokale Subjekte hergestellt beziehungsweise herzustellen versucht.⁴ Beim Trashmob und bei den Anlässen der partizipativen Stadt(teil)entwicklung geschieht die Produktion lokaler Subjekte wortwörtlich über das Versammeln: Stadtbewohner*innen kommen bei den Anlässen im physischen Raum zusammen und werden durch dieses Versammeln – durch die kollektive Adressierung, das gemeinsame Erleben und das Erleben von Gemeinschaft – zu Quartierbewohner*innen gemacht. Die Anthropologen Alberto Corsín Jiménez und Adolfo Estalella haben dies als „assembling neighbors“⁵ und „making neighbors“⁶ beschrieben. Die Sozialität basiert bei diesen Praxen nicht nur auf dem geteilten Raum als gemeinsamem Lebensort, sondern ist auch auf diesen Raum ausgerichtet im Sinne eines gemeinsamen Engagements in diesem und für diesen Raum.

Beim Basler NachbarNet und den anderen untersuchten Vermittlungsplattformen ist die Verknüpfung von lokalem Raum und Sozialität diffuser. Appadurais Konzept der Produktion lokaler Subjekte erachte ich für diese Beispiele nicht als passend: Während bei den Praxen zur Produktion lokaler Subjekte im Vordergrund steht, dass eine Verbindung zwischen Menschen und Raum hergestellt und darauf aufbauend ein entsprechendes lokalräumliches Engagement entwickelt wird, geht es bei den Nachbarschaftsplattformen primär darum, Menschen miteinander zu verbinden. Es wird weniger auf ein kollektives Engagement für den geteilten Nahraum abgezielt als darauf, zwischenmenschliche Beziehungen unter Nachbar*innen um der Beziehung willen zu etablieren und zu stärken. Aus der gegebenen physischen Nähe soll auch eine soziale Nähe – beispielsweise in Form von Hilfeleistungen oder gemeinsamen Aktivitäten – werden. Ich konzeptualisiere diese Praxen deshalb als eine *Produktion von Mitmenschen* und beziehe mich dabei auf Alfred Schütz' Ausführungen zur Strukturierung der Sozialwelt:⁷ Der Soziologe bezeichnet alle Menschen als Mitmenschen, mit denen man eine zeitliche und räumliche Ko-Präsenz teile; das heisst Menschen in Reichweite, denen man unmittelbar begegne. Dies können Familienangehörige, Freund*innen, Arbeitskolleg*innen sein, mit

4 Vgl. Appadurai 2008, S. 178–199. Ähnlich wie Appadurai weist auch die Geographin Doreen Massey darauf hin, dass Lokalitäten keine „gegebene[n], eingegrenzte[n] Einheiten“ (Massey 2006, S. 28) sind. „[D]ie Identität jeder Lokalität [kann] als ‚an unintended collective achievement‘ betrachtet werden [...], an der, bewusst oder unbewusst, ständig gearbeitet werden muss.“ Massey 2006, S. 26. Sie umschreibt Lokalitäten daher „als andauerndes Projekt, dessen Identität sich in Beziehungen und Praktiken bildet“ (Massey 2006, S. 28).

5 Corsín Jiménez/Estalella 2014.

6 Corsín Jiménez/Estalella 2013.

7 Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf Endress 2006, S. 65–76, Endress 2012, S. 105–119, Schütz 2003, S. 95–98 und S. 329 f und Schütz/Luckmann 2003, S. 98–139.

denen man regelmässig zusammenkomme und gemeinsam Zeit verbringe. Zu den Mitmenschen gehören aber gemäss Schütz nicht nur Nahestehende, sondern auch „der Nachbar, dem er morgens begegnet, der Gemüsehändler an der Ecke, der Briefträger, der Schaffner in der Strassenbahn, der Herr am Nebentisch, dann Menschen, die überhaupt aller Individualität entkleidet zu sein scheinen, wie Fahrgäste, Passanten, Kaffeehausbesucher“⁸. Mitmenschen seien also alle, „die dem Menschen im täglichen Leben in Leibhaftigkeit gegeben sind“⁹. Nebenmenschen dagegen – Schütz spricht auch von Zeitgenossen – begegne man nicht leibhaftig; es seien Personen, „von denen ich nur indirekt Kenntnis habe, von denen ich aber mit allem Grund annehme, [...] dass auch sie Menschen sind wie ich“¹⁰. Nebenmenschen interessierten einen primär „als mehr [oder] weniger anonyme Träger bestimmter Funktionen“¹¹, beispielsweise als Verfasser eines Artikels, den man in der Zeitung lese, oder als Mitglied des Parlaments, dessen Debatten man verfolge. Nebenmenschen seien aber auch „meine Mitbürger, meine Volksgenossen, meine Glaubensbrüder, Mitglieder meiner Partei, meine Muttersprache Sprechende, Angehörige des europäischen Kulturkreises oder schlechthin Zeitgenossen“¹². Man teile zwar dieselbe Weltzeit, erlebe die Nebenmenschen jedoch nicht unmittelbar.¹³ Mitmenschen und Nebenmenschen unterscheidet also nicht per se die Intensität der Beziehung – für den leiblich präsenten Mitpassagier im Zug interessiert man sich womöglich weniger als für seine Lieblingsschriftstellerin, der man noch nie begegnet ist. Ausschlaggebend ist für Schütz vielmehr die räumliche Unmittelbarkeit der Begegnung.¹⁴ Dementsprechend unterschiedlich erfahre man Mit- und Nebenmenschen: „Während ich also einen Mitmenschen unmittelbar in seinem Dasein und seinem So-Sein in der sozialen Beziehung konkret erfahre, erfasse ich Dasein und Sosein eines Zeitgenossen nur vermittels abgeleiteter Typifizierungen.“¹⁵

Schütz' Verständnis von Mitmenschen ist, dies dürfte aus diesen Ausführungen deutlich geworden sein, an den Face-to-Face-Modus, an die räumliche Ko-Präsenz gekoppelt. Vor dem Hintergrund meiner Untersuchung plädiere ich dafür, diese Unterscheidung zwischen Mit- und Nebenmenschen weiterzudenken: Zum einen finden, auch wenn das Potenzial für unmittelbare nachbarschaftliche Begegnungen

8 Schütz 2003, S. 95 f.

9 Schütz 2003, S. 96.

10 Schütz 2003, S. 96.

11 Schütz 2003, S. 96.

12 Schütz 2003, S. 96.

13 Vgl. Endress 2006, S. 74 und Schütz/Luckmann 2003, S. 116.

14 „In der sozialen Umwelt haben wir mit unseren Mitmenschen nicht nur eine Spanne der Erlebniszeit gemeinsam; wir haben auch einen Sektor der räumlichen Welt in gemeinsamer Reichweite, wobei sich der Leib des Anderen in meiner Reichweite befindet wie seiner in der meinen. An diesen umweltlichen Kern schliesst sich die soziale Mitwelt an, deren Subjekte – Nebenmenschen [...] genannt – zwar unsere Zeitgenossen sind, aber ohne mit uns in wechselseitiger räumlicher Reichweite zu stehen.“ Schütz 2003, S. 329.

15 Schütz/Luckmann 2003, S. 116.

im geteilten physischen Nahraum besteht, diese Begegnungen nicht zwingend statt, sodass Nachbar*innen und andere Quartierbewohner*innen lediglich als anonyme Typen erfahren werden. Sie werden, auch wenn man nicht nur Zeit, sondern auch Raum mit ihnen teilt, nicht per se als Mitmenschen, als „besondere, einzigartige Person“¹⁶ erfahren. Bei den von mir untersuchten Nachbarschaftsplattformen geht es, so mein Argument, daher genau darum, aus anonymen Nebenmenschen Mitmenschen zu machen. Indem eine Begegnung durch eine Vermittlungsplattform erleichtert wird, sollen in räumlicher Nähe Wohnende nicht mehr länger als anonyme Typen, sondern als Menschen in ihrer Einzigartigkeit wahrgenommen werden. Zum anderen ist auch Schütz' Prämisse des Face-to-Face-Modus als Grundlage mitmenschlicher Begegnungen in den gegenwärtigen Kontexten weitreichender Mediatisierung sozialer Sphären zu überdenken. Wie die untersuchten Beispiele zeigen, werden Medien gezielt genutzt, um aus unbekanntem Nebenmenschen in der Stadt miteinander agierende, sich gegenseitig in ihrem Menschsein wahrnehmende Mitmenschen zu machen. Auch wenn die von mir untersuchten Plattformen letztlich auf nachbarschaftliche Begegnungen im physischen Raum abzielen und nicht auf rein virtuelle Interaktion setzen, zeigen kultur- und sozialwissenschaftliche Untersuchungen, dass sich Menschen auch bei medienvermittelter Kommunikation und ohne leibhaftige Körperpräsenz gegenseitig erfahren und, wie es Schütz ausdrückt, zusammen „altern“¹⁷ können.¹⁸

Es lässt sich also an dieser Stelle zusammenfassen, dass die Trashmobs und die partizipative Stadt(teil)entwicklung auf einen spezifischen, physisch in der Stadt verankerten Raum bezogen sind. Diese Praxen stellen eine Verbindung her zwischen einem lokalen Raum und denen, die ihn bewohnen. Quartiere werden in diesen Beispielen als Lokalitäten und Quartierbewohner*innen als lokale Subjekte (re-)produziert. Bei den Nachbarschaftsplattformen steht nicht die Verbindung zwischen Raum und Bewohner*innen im Fokus, sondern die Herstellung einer sozialen Verbindung zwischen nahebei Wohnenden. Aus anonymen städtischen Nebenmenschen sollen nachbarschaftlich agierende Mitmenschen gemacht werden. Auch die Sozialität der beschriebenen Quartier- und Nachbarschaftspraxen unterscheidet sich dementsprechend: Bei den Quartierpraxen wird das Quartier als Kollektiv potenziell all derjenigen imaginiert, die eine bestimmte räumliche Einheit bewohnen; bei den von mir untersuchten Nachbarschaftsplattformen ist die Entwicklung nachbarschaftlicher Zweierbeziehungen wichtiger.

Diese analytische Ordnung wird aber – kaum ist sie durch mich als Forscherin hergestellt – auch wieder aufgebrochen: Während bei einem Teil der untersuchten Praxen die (Re-)Produktion von Lokalitäten und lokalen Subjekten und bei ande-

16 Schütz/Luckmann 2003, S. 116.

17 Schütz/Luckmann 2003, S. 101.

18 Anschaulich wird dies bspw. in Mirca Madianous und Daniel Millers Untersuchung zu mediatisierter Kommunikation in transnationalen Familienalltagen. Vgl. Madianou/Miller 2012.

ren die (Re-)Produktion von nachbarschaftlich agierenden Mitmenschen im Fokus steht, gibt es auch Praxen wie Neustart Schweiz, die sich nicht eindeutig einer dieser beiden Varianten zuordnen lassen: Gemeinsames Engagement im physischen Nahraum und die Produktion lokaler Subjekte sowie nachbarschaftlich agierender Mitmenschen dienen hier letztlich einem ‚grösseren‘ Ziel; sie sind weniger auf den lokalen Raum und die nachbarschaftlichen Beziehungen an sich als auf die Herbeiführung eines umfassenden sozialen und ökologischen Gesellschaftswandels ausgerichtet.

6.1.2 *Komplexität greifbar machen: Stadt und gesellschaftliche Herausforderungen versammeln*

Wie ich im Kapitel 3.1.3 auf das Konzept der *urban assemblages* bezugnehmend ausgeführt habe, ist Stadt aus analytischer Perspektive nicht als gegebene Einheit zu verstehen, sondern als etwas, was von verschiedenen menschlichen und nicht-menschlichen Akteur*innen situativ immer wieder neu und anders versammelt und damit hergestellt wird. Zugleich ist die Stadt durch ihre Grösse, Dichte und Heterogenität auch in der Alltagserfahrung von Menschen nicht als Einheit wahrnehmbar. Dies beschreibt der Literaturwissenschaftler Werner Nell so:

Vielmehr ist die Stadt der Ort der Verdichtung und der Heterogenisierung in einem Zusammenhang; was angesichts der Menge an Menschen, die in einer Stadt zusammenkommen, und der von ihnen nicht nur getragenen, sondern vor allem auch angestossenen und entwickelten Heterogenität den Umstand mit sich bringt, dass die Möglichkeit, die Stadt als Ganze [sic!] zu sehen und zu erfahren, für den einzelnen in der Regel – selbst in Zeiten mit Panoramablick, Filmaufnahmen und Hubschrauberflug – noch unzugänglich bleibt, da sie den eigenen Horizont, zumindest im Vorstellungszusammenhang als Nahbereich, überschreitet.¹⁹

Diese Komplexität und Fluidität der Stadt führt dazu, dass städtische Akteur*innen – Stadtanthropolog*innen²⁰, Einwohner*innen, städtische Verwaltungseinheiten – sich immer wieder mit der Schwierigkeit der Greifbarkeit der Stadt konfrontiert sehen: Wie lässt sich Stadt und Städtisches verstehen, beschreiben, verwalten, untersuchen? Während sich Städte also aus einer assemblagetheoretischen Perspektive dadurch auszeichnen, dass sie sich nicht als Ganzes fassen lassen, werden die Fragmente von städtischen Akteur*innen durch Imaginationen organisiert und zusammengehalten.²¹ So schreibt der Historiker Thomas Bender: „[T]he city becomes whole again

19 Nell 2014, S. 181.

20 So führt Alexa Färber aus, dass „sich die Greifbarkeit der Stadt auch als eine methodologische Frage dar[stellt]: Wie lässt sich Stadt als ein Gebilde aus situationell wirksamen sozio-technischen Netzwerken oder auch Assemblagen erforschen, d. h. wissenschaftlich greifbar machen?“ Färber 2013, S. 59.

21 Vgl. Bender 2011, S. 317 und Färber 2010, S. 104.

in the imagination that organizes experience from fragments.“²² Imaginationen sind dabei nicht als bloße Gedankenkonstrukte zu verstehen, sondern als, wie es Arjun Appadurai nennt, „*social practice*“²³: Imaginationen sind eine alltägliche Praxis, anhand derer Wahrnehmungen und Erfahrungen strukturiert und greifbar gemacht werden und die somit handlungsleitend sind. Dazu erklärt die Kulturanthropologin Beate Binder:

Weit davon entfernt, bloße Fantasien zu sein, werden die in Imaginationen eingelagerten moralischen Ordnungen, Wertesysteme, Loyalitäten und Verpflichtungen aktiv angeeignet, in Frage gestellt und verändert, ironisch gebrochen und subversiv unterlaufen. Die Praxis der Imagination ist damit konstitutiv für die Herstellung kollektiver Identitäten; sie schafft Gefühlsgemeinschaften – *communities of sentiment* –, die Grundlage für Lebensentwürfe und Handlungsmaximen sind.²⁴

Urbane Akteur*innen haben also bestimmte (durchaus veränderliche) Vorstellungen, die sich in ihre Praxen einschreiben. Die Vorstellungen, die Akteur*innen zum Beispiel von Nachbarschaft haben, prägen, wie diese Nachbarschaft leben; sie manifestieren sich in konkreten Praktiken wie beispielsweise im Grüßen, Sich-nicht-Einmischen oder dem Organisieren eines gemeinsamen Sommerfests. Akteur*innen mit geteilten Imaginationen – zum Beispiel bestimmten politischen Ideen oder Vorstellungen eines ökologischen Lebens – finden sich in Gruppierungen zusammen, die gemeinsam ihren Interessen nachgehen. Stadt und Städtisches werden so durch Imaginationen und darauf basierende Praxen erfahrbar.

Ich verstehe Quartier und Nachbarschaft als Imaginationen und Praxen der Greifbarmachung von Stadt. Wenn ich von Greifbarmachung spreche, meine ich dabei nicht, dass Stadt schon da ist und nur noch erfasst werden muss. Vielmehr entstehen spezifische Formen von Stadt und Städtischem in Situationen der Greifbarmachung, in konkreten Imaginationen und Praxen.²⁵ Quartier und Nachbarschaft als Imagination und als Praxis strukturieren den fluiden städtischen Raum in kleinteilige sozialräumliche Gefüge und machen ihn dadurch überblick- und handtbar – oder eben greifbar. Von wem, wie genau und wozu Stadt über Quartier und

22 Bender 2011, S. 317.

23 Hervorhebung im Original. Appadurai 2008, S. 31.

24 Hervorhebung im Original. Binder 2008, S. 10.

25 Selbstredend geschehen diese Greifbarmachungen nicht voraussetzungslos. Alexa Färber weist auf die Greifbarkeit der Stadt hin und meint damit, dass die Materialität von Stadt einen Einfluss darauf hat, wie sich bestimmte Städte und bestimmte Elemente in einer Stadt der Greifbarmachung – der Betrachtung, Nutzung, Partizipation, Aneignung, Erforschung etc. – anbieten. Vgl. Färber 2010, S. 103. Michel Massmünster wiederum spricht in seiner Dissertation „Im Taumel der Nacht“ über das Greifbar-Werden von Nacht und betont damit die Prozesshaftigkeit: „Nacht ist nicht einfach da. Sie wird hergestellt und dadurch greifbar.“ Massmünster 2017, S. 11. Wenn ich hier den Begriff des Greifbarmachens verwende, drücke ich damit aus, dass – insbesondere strategische – Akteur*innen durch ihr Tun aktiv und gezielt auf den Prozess der Greifbarwerdung einwirken.

Nachbarschaft greifbar gemacht wird, ist je nach Kontext unterschiedlich: Einmal bin ich es als Forscherin, die das Matthäusquartier als physischen Anfangspunkt meiner Forschung operationalisiert, einmal ist es ein statistisches Amt, das die Stadt in Einheiten aufteilt, einmal eine Bewohnerin, die sich ihren Lebensraum aneignet, einmal eine zivilgesellschaftliche Gruppierung, die ein bestimmtes Quartier als von Stadtentwicklung betroffenen Raum imaginiert. Die Einteilung der Stadt in einzelne Quartiere ist gemäss einem praxis- und assemblagetheoretischen Verständnis nicht gegeben, sondern eine Imagination – die Vorstellung, dass sich Stadt aufgrund von physischen, architektonischen, sozialen Grenzen sinnvoll in kleinere Gebiete aufteilen lässt. Und diese Imagination manifestiert sich wiederum in konkreten Praxen, etwa in Karten mit Quartiereinteilungen, statistischen Auswertungen oder Merkblätter zu den einzelnen Quartieren. Die Palette an Akteur*innen und Kontexten, in denen Stadt über Quartier und Nachbarschaft strukturiert und greifbar gemacht wird, ist, wie in dieser Studie aufgezeigt worden ist, breit. Besonders in der Stadtplanung ist die Strukturierung der Stadt durch eine Unterteilung in überschaubare Einheiten gängige Praxis.²⁶ Dieser Ordnungsmechanismus, der Stadt durch eine Einteilung in kleinere Einheiten greifbar macht, findet sich auch in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung selbst, wenn – wie im Kapitel 4 dargelegt – Quartiere und Nachbarschaften immer wieder als Untersuchungsfelder gewählt werden. Trotz veränderter Feldkonstruktionen, Gemeinschafts- und Raumkonzepte bleiben Vorstellungen von Quartier und Nachbarschaft als sozialräumlichen Untereinheiten der Stadt persistent. Quartier und Nachbarschaft bilden in diesem Sinne „[e]pistemische Orte“²⁷, die gerade auch im Fach Kulturanthropologie zur Erkenntnisgewinnung genutzt werden. Die Wahl von territorial definierten Quartieren und Nachbarschaften als „Beobachtungsausschnitte“²⁸ führt dabei zu einer lokalräumlich verankerten Art der Wissensproduktion, die gesellschaftliche Wirklichkeit auf eine spezifische Weise greifbar macht.

Über Quartier und Nachbarschaft wird nicht nur Stadt in kleinteilige Einheiten gegliedert und so erfahrbar und hantierbar gemacht, Quartier und Nachbarschaft als Praxen der Greifbarmachung fungieren viel eher multimodal. Damit meine ich, dass

26 Siehe dazu die folgenden Ausführungen der Architekten und Stadtplaner Johannes Göderitz, Roland Rainer und Hubert Hoffmann: „Wie die Masse der Menschen durch Gruppierung und Gliederung organisiert und übersichtlich gemacht wird, so kann auch der Stadtraum, die Masse der städtischen Baugebiete als das bauliche und räumliche Gefäss des menschlichen Lebens, nur durch Gliederung in überschaubare Einheiten geordnet, d. h. ‚organisiert‘ werden. Das bedeutet grundsätzlich die Aufgliederung der grossen Masse grossstädtischer Baugebiete, wie überhaupt jedes grösseren, nicht einfach übersehbaren Stadtgebildes in mehrere in sich abgeschlossene Stadtbezirke, Stadtzellen, Nachbarschaften usw., die deutlich voneinander abzutrennen sind, bis zu einem gewissen Grade zu einem Eigenleben fähig sein und sich trotzdem in ihrer Gesamtheit zu einem grösseren Ganzen fügen müssen.“ Göderitz/Rainer/Hoffmann 1957, S. 24.

27 Welz/Davidovic-Walther/Weber 2011.

28 Welz 2011, S. 9.

sie nicht nur urbane Räume und Sozialitäten, sondern auch andere gesellschaftliche Phänomene und Herausforderungen greifbar und dadurch vermeintlich hantierbar machen. In meiner Untersuchung handelt es sich bei diesen Herausforderungen beispielsweise um die Entwicklung eines nachhaltigen Umgangs mit begrenzten natürlichen Ressourcen, um die Demokratisierung der Stadtentwicklung oder um den Umgang mit urbaner Anonymisierung. Ein globales, komplexes Phänomen wie Abfall beispielsweise wird durch den Trashmob GoldGlove (vermeintlich) hantierbar, indem es auf die überschaubare Ebene eines Quartiers heruntergebrochen und auf diese Weise zugleich in seiner Komplexität reduziert wird. Gegen Abfall als globales Problem können Menschen in der Stadt, so scheint es, wenig tun; gegen Littering im eigenen Wohnquartier hingegen schon, indem sie beispielsweise eine Putzaktion organisieren und als Quartierbewohner*innen gemeinsam den liegen gelassenen Müll aus dem öffentlichen Raum entfernen. Mit der Formulierung ‚vermeintlich hantierbar‘ soll zugleich darauf hingewiesen werden, dass es sich hier nicht um friktionsfreie und gelingsichere Praxen der Problemlösung handelt. Diese Praxen können vielmehr auch scheitern – wenn beispielsweise niemand oder nur wenige dem Aufruf, gemeinsam Müll zu sammeln, folgen. Auch ist der Beitrag zur Lösung eines Problems in solchen lokalen Aktionen begrenzt. Wenn Stadtbewohner*innen in einem Quartier (wiederholt) eine halbe Stunde lang Müll einsammeln, ist damit das Problem ‚Littering im öffentlichen Raum‘ sowie auf übergeordneter Ebene das Problem des Umgangs mit Zivilisationsabfällen nicht gelöst. Den Teilnehmer*innen des Trashmobs GoldGlove vermittelt die lokale Ebene jedoch den Eindruck, dass sie hier eine Möglichkeit haben, in ihrem unmittelbaren Lebensraum etwas zu bewirken und auf gesellschaftliche Verhältnisse Einfluss zu nehmen. Auch den Mitgliedern der Bewegung Neustart Schweiz erscheint die Nachbarschaft als eine geeignete Interventionsebene, um andere Formen des gesellschaftlichen Miteinanders zu entwickeln und den alltäglichen Ressourcenverbrauch einzudämmen.

Die untersuchten Quartier- und Nachbarschaftspraxen verbindet, dass sie durch Kleinteilung Komplexität greifbar machen. Diese Greifbarmachung geschieht auf unterschiedlichen Ebenen: Zum einen wird Stadt als komplexes Gefüge durch die Unterteilung in überschaubare sozialräumliche Einheiten strukturiert und dadurch erfahrbar gemacht. Zum anderen werden gesellschaftliche Herausforderungen (vermeintlich) greifbar gemacht, indem sie lokalisiert und auf der Ebene von Quartieren und Nachbarschaften angegangen werden. Die Greifbarmachung von Komplexität funktioniert in den Quartier- und Nachbarschaftspraxen durch eine auf Lokalismus basierende sozialräumliche Kleinteilung, durch eine Unterteilung von Einheiten – seien es urbane Räume oder gesellschaftliche Herausforderungen – in kleinere Einheiten, wie es Madanipour/Davoudi ausführen:

If seen from a higher position of authority, localism may mean the subdivision of tasks into smaller units. It becomes the functional and territorial division of responsibilities

and powers, as in the formation of the regional and local levels of management in a large organization, or the subdivision of a large city into districts.²⁹

Dies entspricht der grundlegenden analytischen Vorgehensweise, komplexe Phänomene in kleine Teile aufzuteilen, um sie so besser verstehen zu können.³⁰ Quartier und Nachbarschaft machen also, so lässt sich zusammenfassen, verschiedenste gesellschaftliche Phänomene durch eine Lokalisierung und Komplexitätsreduzierung greifbar, dadurch potenziell verstehbar und handhabbar.

Hier lässt sich anknüpfen an die anfängliche Frage, weshalb Quartier und Nachbarschaft gegenwärtig Konjunktur haben und in unterschiedlichsten Kontexten – Statistik, Forschung, Informationstechnologie, Soziale Arbeit, Design, Stadtentwicklung, soziale Bewegungen et cetera – als gesellschaftliche Bezugspunkte dienen: Quartier und Nachbarschaft erweisen sich als gesellschaftlich höchst anschlussfähige Konzepte, die von verschiedensten Akteur*innen für ihre Zwecke verwendet werden, um komplexe Herausforderungen zu lokalisieren und überschaubar zu machen. Diese (zugeschriebene) Fähigkeit macht sie besonders attraktiv in Zeiten schwer durchschaubarer globaler Verflechtungen. Lokale Räume und Sozialitäten werden, so die Sozial- und Kulturanthropologin Eveline Althaus, als orientierungsstiftende Bezugspunkte (wieder-)entdeckt: „Die gesellschaftlichen Fragmentierungs- und Unsicherheitserfahrungen, die mit den Globalisierungsprozessen und gegenwärtigen sozio-ökonomischen Krisen einhergehen, lösen nicht selten einen Rückbezug auf das Lokale und auf (Alt-)Bekanntes aus.“³¹ So lässt sich an dieser Stelle die These formulieren, dass, gerade wenn Quartier und Nachbarschaft aufgrund sich ändernder gesellschaftlicher Strukturen immer weniger als gegeben angenommen werden können, sich Praxen entwickeln, die gezielt Quartier und Nachbarschaft zu (re-)produzieren suchen.

Eine mögliche Erklärung für diese Rückbesinnung auf lokalräumliche Kontexte lässt sich beim Soziologen Hartmut Rosa finden. In seiner Abhandlung „Resonanz“ entwirft er eine neue „Soziologie der Weltbeziehung“.³² Unter Resonanz versteht Rosa „eine durch Affizierung und Emotion, intrinsisches Interesse und Selbstwirksamkeitserwartung gebildete Form der Weltbeziehung, in der sich Subjekt und Welt gegenseitig berühren und zugleich transformieren“³³. Rosa wendet sich ab von einer einseitigen soziologischen Fokussierung auf die Ressourcenausstattung von Gruppen und Individuen und plädiert stattdessen dafür, die Qualität der Beziehung, die Subjekte zur Welt entwickeln, in den Fokus zu rücken.³⁴ Quartier und Nachbar-

29 Madanipour/Davoudi 2015, S. 16.

30 Vgl. Madanipour/Davoudi 2015, S. 16.

31 Althaus 2018, S. 48.

32 Rosa 2017.

33 Rosa 2017, S. 298.

34 „Meine These ist, dass es im Leben auf die Qualität der *Weltbeziehung* ankommt, das heisst auf die Art und Weise, in der wir als Subjekte Welt erfahren und in der wir zur Welt Stellung nehmen; auf die Qualität der *Weltaneignung*. Weil die Modi der Welterfahrung

schaft sind bei Akteur*innen in unterschiedlichsten gesellschaftlichen Zusammenhängen beliebt, weil sie – so meine These – als Resonanzachsen fungieren, die das Inkrafttreten einer Weltbeziehung durch ihre räumliche Unmittelbarkeit erleichtern. In Quartier- und Nachbarschaftspraxen können Subjekte mit der Welt in eine responsive Beziehung treten, indem sie erfahren, dass sie auf ihre räumliche und soziale Umwelt Einfluss nehmen und – allenfalls gemeinsam mit anderen – etwas verändern können. Sie ermöglichen es Stadtbewohner*innen, sich als „weltwirksam“³⁵ zu erfahren und wirken so – in der Wahrnehmung der Akteur*innen – Entfremdung, die Rosa als Gegenkonzept zu Resonanz versteht,³⁶ entgegen.

6.1.3 Von instabilen und schwierigen Versammlungen

Ich habe Quartier und Nachbarschaft als Praxen des Versammelns beschrieben. In den einzelnen Kapiteln habe ich aufgezeigt, wie dieses Versammeln in den unterschiedlichen Praxen organisiert ist, wer und was hier wie und wozu zusammenkommt und wie dabei lokale Räume und Sozialitäten (re-)produziert werden. Dabei wird erkennbar, dass Versammlungen nicht per se funktionierend und dauerhaft sind, sondern auch friktionsreich und instabil sein oder gar nicht erst zustande kommen können.

Es wird in dieser Studie deutlich, dass die untersuchten Quartier- und Nachbarschaftspraxen von unterschiedlicher Stabilität sind: Während gewisse Versammlungen über lange Zeit ihre Form behalten, entstehen, vergehen und verändern sich andere rasch. Die administrative Quartiereinteilung in Basel kann beispielsweise als eine relativ dauerhafte Versammlung gesehen werden. Auch diese Einteilung hat sich zwar, wie im Kapitel 5.1 dargelegt, im Verlauf der Zeit verändert, ist immer wieder in Frage gestellt worden und wird – auch in administrativen Kontexten – konkurrenziert durch andere geografische Einteilungen wie beispielsweise Wahlkreise, Schulkreise oder Müllabfuhrzonen. Sie erweist sich jedoch letztlich – im Vergleich zu anderen Praxen – als stabile Einheit, die sich bisher gegenüber konkurrierenden Einteilungsvorschlägen hat behaupten können und in verschiedenen Zusammenhängen inner- und ausserhalb der Stadtverwaltung verwendet wird.

Beim NachbarNet hingegen sind die Versammlungen in der Regel temporär und wenig verbindlich. Über das NachbarNet vermittelte Hilfsbeziehungen gehen wieder auseinander, wenn die Hilfe nicht mehr benötigt wird oder die zwischen-

und Weltaneignung aber niemals einfach individuell bestimmt werden, sondern immer sozioökonomisch und soziokulturell vermittelt sind, nenne ich das Vorhaben, das ich in diesem Buch ausarbeiten möchte, eine *Soziologie der Weltbeziehung*. Die zentrale Frage, was ein gutes von einem weniger guten Leben unterscheidet, lässt sich dann übersetzen in die Frage nach dem Unterschied zwischen gelingenden und misslingenden Weltbeziehungen.“ Hervorhebung im Original. Rosa 2017, S. 19 f.

35 Rosa 2017, S. 275.

36 Vgl. Rosa 2017, S. 316.

menschliche Ebene nicht funktioniert. Die Regiogruppe Basel von Neustart Schweiz wiederum hat sich zwar zu einem lokalen Akteur versammelt, der sich über mehrere Jahre mit dem Nachbarschaftskonzept von Neustart Schweiz auseinandergesetzt und dieses auf lokaler Ebene zu diskutieren, verbreiten und umzusetzen versucht hat, sie hat sich aber während meines Untersuchungszeitraums auch wieder aufgelöst und besteht inzwischen nicht mehr als Verein.

Die untersuchten Versammlungen sind also grundsätzlich als fluide zu verstehen. Einige davon bestehen über Jahre und Jahrzehnte, andere formieren sich immer wieder neu oder lösen sich nach einer gewissen Zeit wieder auf. In anderen Fällen kommen die Versammlungen gar nicht erst zustande oder sind von Schwierigkeiten geprägt. So versammelt sich das Quartier, wie ich im Kapitel 5.2 dargelegt habe, in den Wahrnehmungen und alltäglichen Praxen einzelner Stadtbewohner*innen nicht per se zu einer Einheit: Während das Wohnquartier für einige Interviewpersonen den emotionalen Lebensmittelpunkt darstellt, mit dem sie sich identifizieren und wo sie sich engagieren und soziale Kontakte pflegen, spielt es als individuelle Bezugsgrösse für einen Teil meiner Interviewpersonen keine besondere Rolle. Sie identifizieren sich eher mit anderen – kleineren oder grösseren – Räumen. Deutlich geworden ist auch, dass es den beteiligten Akteur*innen bei der partizipativen Stadt(teil)entwicklung und dem Trashmob GoldGlove nicht gelingt, das Quartier, wie von ihnen intendiert, zu versammeln und als engagiertes lokales Subjekt zu stabilisieren. Die Schwierigkeiten des Versammelns manifestieren sich hier am Diskurs über die ‚abwesenden Migrant*innen‘. Die Veranstaltenden der jeweiligen Anlässe haben alle im Quartier Wohnenden als potenzielle Teilnehmer*innen adressiert. Besonders bei der partizipativen Stadt(teil)entwicklung ist das Quartier als lokales Kollektiv angesprochen worden, als ein geeintes politisches Subjekt. Effektiv teilgenommen hat an den entsprechenden Veranstaltungen jedoch nur ein kleiner – von den Akteur*innen als Schweizer*innen oder als die üblichen Engagierten bezeichneter – Kreis. Es ist also letztlich nicht gelungen, das Quartier als Totalität zu versammeln. Die als Quartierbevölkerung angesprochenen Menschen teilen nicht alle den die Veranstaltungen durchziehenden Lokalismus als Wert. Sie haben ausserdem unterschiedliche Bezüge zum lokalen Raum, in dem sie wohnen, sie unterscheiden sich in ihren Herkunftfen und Vorstellungen vom guten Leben und verfügen über unterschiedliche Mengen an ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital.³⁷ Das Quartier als konsistentes Subjekt, als sozialräumliche Einheit löst sich dadurch auf beziehungsweise lässt sich überhaupt nicht erst versammeln und subjektivieren. Die einzelnen Elemente, die eigentlich zusammengebracht und als Quartier vereint werden sollen, streben in all ihrer Unterschiedlichkeit auseinander.

Ich erachte es vor diesem Hintergrund als wesentlich, dass die relationale Kulturanalyse solche Instabilitäten, Friktionen und Prozesse des ‚Scheiterns‘ in den Blick nimmt und gerade auch Imperfektionen als wirkmächtige Elemente des Un-

37 Zum Kapitalbegriff siehe Kapitel 5, Fussnote 427.

tersuchungsfeldes anerkennt und einbezieht. So argumentieren auch die Geografen Stephen Graham und Nigel Thrift:

The problem with contemporary social theory is, that it has predominantly theorized connection and assembly. But there are good reasons to think that in the overall scheme of things, disconnection and disassembly are just as important in that they resist entities' means of enacting themselves: failure is key.³⁸

Ein assemblagetheoretischer Zugang ermöglicht es, soziale Phänomene in ihrer Prozesshaftigkeit zu untersuchen und dabei das Versammeln ebenso wie das Getrenntbleiben und Auseinanderdriften – in all seinen Friktionen, Widersprüchlichkeiten und Instabilitäten – in den Blick zu nehmen.

6.1.4 *Versammlungen von Versammlungen: zur Verflochtenheit von Quartier- und Nachbarschaftspraxen im urbanen Raum*

Nachdem ich dargestellt habe, inwiefern sich die Organisationsprinzipien der einzelnen von mir untersuchten, als Assemblagen verstandenen Praxen ähneln und unterscheiden, welche gesellschaftlichen Funktionen sie erfüllen und wie sich ihr fluider Charakter fassen lässt, will ich in diesem Teil des Schlusskapitels die Verflechtungen zwischen den verschiedenen Praxen im städtischen Raum in den Fokus rücken. Ich orientiere mich dabei an Ignacio Farías und Anders Blok, die in ihrer Einführung in den Sammelband „Urban cosmopolitics“³⁹ assemblagetheoretische Zugänge zur Erforschung von Stadt weiterdenken.⁴⁰ Sie plädieren dafür, nicht nur zu untersuchen, wie einzelne Assemblagen entstehen, sich stabilisieren und destabilisieren, sondern die Stadt als ein relationales Geflecht verschiedener Assemblagen zu verstehen und entsprechend danach zu fragen, „how a multiplicity of assemblages come to be articulated and co-ordinated in and across specific urban sites“⁴¹. Dabei wird grundsätzlich davon ausgegangen, dass in einer Stadt verschiedene Assemblagen und damit immer auch verschiedene Arten von Stadt in räumlicher Dichte ‚zusammengeworfen‘ sind. Farías/Blok beziehen sich dabei auf die Raumtheorie der Geografin Doreen Massey. Diese versteht Raum als „the sphere of possibility of the existence of multiplicity in the sense of contemporaneous plurality; as the sphere in which distinct trajectories co-exist; as the sphere therefore of co-existing heterogeneity“⁴². Räume zeichnen sich also per se durch Heterogenität aus, da in ihnen verschiedene Elemente aufeinandertreffen: „The chance of space may set us

38 Graham/Thrift 2007, S. 7.

39 Blok/Farías 2016.

40 Siehe dazu die Ausführungen im Kapitel 3.1.3.

41 Farías/Blok 2016, S. 2.

42 Massey 2005, S. 9.

down next to the unexpected neighbour.“⁴³ Im Raum kommen Elemente zusammen, die zuvor unverbunden waren; Menschen und Dinge sind stets mit der Präsenz des ‚anderen‘, das im selben Raum situiert ist, also mit der Multiplizität des Städtischen konfrontiert.⁴⁴ Diese „throwntogetherness“⁴⁵ im städtischen Raum ist für Massey zentral. Aus analytischer Perspektive stellt sich in der Auseinandersetzung mit Stadt also die Frage, was dort wie zusammenkommt, wie eine Multiplizität urbaner Assemblagen ko-existiert, miteinander interagiert und schliesslich zusammen ‚Stadt‘ ausmacht.⁴⁶ Dadurch werden auch allfällige Widersprüche und Reibungen in den Blick genommen, denn „[c]osmopolitics involves thus a form of conflict between different ways of arranging and articulating entities and relationships, of composing the common world“⁴⁷. Aus dieser Perspektive geht es also darum zu fragen, wie die verschiedenen Quartier- und Nachbarschaftspraxen in der Stadt Basel zusammenkommen und miteinander verflochten sind.

Eine offensichtliche, aber für die methodologische Diskussion doch nennenswerte Verbindung, die zwischen den untersuchten Quartier- und Nachbarschaftspraxen besteht, stelle ich als Forscherin dar. Ich habe mit Basel einen geografischen Ausgangspunkt meiner Untersuchung festgelegt und ausgesucht, welchen Quartier- und Nachbarschaftspraxen ich nachgehen will. Damit setze ich verschiedene Praxen im Kontext der kulturalanthropologischen Stadtforschung miteinander in Beziehung. Die untersuchten Praxen sind jedoch nicht allein durch meine Forschung, sondern auch in anderer, vielfältiger Weise miteinander verwoben: So gibt es personelle und institutionelle Verflechtungen durch individuelle und kollektive Akteur*innen, die Bestandteil mehrerer von mir untersuchten Praxen sind. Dazu gehören beispielsweise das Stadtteilsekretariat Kleinbasel, das sowohl bei den offiziellen Mitwirkungsverfahren als auch beim Trashmob GoldGlove als Mitorganisator fungiert. Ein anderes Beispiel ist der Rentner Josef Hofstetter, der – persönlich oder als Figur in Erzählungen – ebenfalls in mehreren von mir untersuchten Praxen als Akteur präsent ist: Er ist Teilnehmer der Diskussionsreihe „Lebenswerte Nachbarschaften“ der Regiogruppe Basel von Neustart Schweiz, wo ich ihn kennenlerne; ich begegne ihm aber auch an einem Informationsabend der IG klybeckinsel, wo er sich aktiv an der Diskussion beteiligt, und Mitglieder der Modellbaugruppe erzählen von seinem langjährigen Engagement in der Stadt- und Quartierentwicklung. Josef Hofstetter gehört des Weiteren zum Bekanntenkreis einer von mir interviewten Trashmob-Teilnehmerin und hat, wie ich von einer Mit-Initiantin des Trashmobs erfahre, selbst am Trashmob im Matthäusquartier teilgenommen.

Neben den institutionellen und personellen Verflechtungen bestehen zwischen den Praxen auch räumliche Verbindungen und Überlappungen: Einzelne Veran-

43 Massey 2005, S. 151.

44 Vgl. Farías/Blok 2016, S. 11.

45 Massey 2005, S. 151.

46 Vgl. Farías/Blok 2016, S. 11.

47 Farías/Blok 2016, S. 9.

staltungen finden am selben Ort statt, wie etwa die offiziellen und die durch die IG klybeckinsel organisierten Informationsveranstaltungen zur Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck/Kleinhüningen, die beide denselben Saal eines Quartiertreffpunkts nutzen. Andere Praxen sind zumindest im selben Stadtteil situiert, wie die drei beschriebenen Trashmobs, der Verein Das Modell und das Büro des Vereins NachbarNet, die sich alle in Kleinbasel befinden.

Die einzelnen Assemblagen verbinden ausserdem in Praxen geronnene Normen, Werte und Praktiken, die sie miteinander teilen: einen normativen Lokalismus beispielsweise oder die Verwendung von PowerPoint-Präsentationen zur Informationsvermittlung.

Zwischen den einzelnen Quartier- und Nachbarschaftspraxen gibt es also zahlreiche Verbindungen und Überlappungen. Wie ich weiter oben beschrieben habe, sind sie insofern gleich, als sie alle lokale sozialräumliche Gefüge in der Stadt (re-)produzieren. Ich habe jedoch auch dargelegt, dass sie letzteres alle anders, in unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten und zu einem je anderen Zweck tun. Auch wenn sie alle auf ihre Weise Quartier und Nachbarschaft (re-)produzieren, entsteht daraus – so mein Argument – keine *common world*. Die Müllsammler*innen der Trashmobs, die Entwickler der erlenapp und die Verwaltungsangestellten, die statistische Auswertungen zu den einzelnen Quartieren erstellen, gehen nicht in etwas Gemeinsamem auf. Auch die Vorstellung einer *throwntogetherness*, eines Zusammengeworfenseins verschiedener Assemblagen im urbanen Raum, ist aus meiner Sicht zu revidieren. Denn im eigentlichen Sinne *zusammen* kommen die untersuchten Quartier- und Nachbarschaftspraxen nicht. Sie sind viel eher nebeneinandergeworfen, sind miteinander verwoben, ohne deswegen etwas Gemeinsames zu bilden und zu einer Einheit zu werden. Hier ist wiederum anzuschliessen an Annemarie Mols Konzept der Multiplizität, das ich bereits im Kapitel 3.1.3 eingeführt habe: In einem Artikel⁴⁸ legt Annemarie Mol zusammen mit John Law dar, wie Anämie (Blutarmut) in Westeuropa und in Afrika je unterschiedlich diagnostiziert werde – die klinischen Untersuchungen beispielsweise würden jeweils ganz unterschiedlich ablaufen – und letztlich jeweils etwas anderes sei. Mol/Law ziehen daraus die analytische Schlussfolgerung, dass diese Anämien weder Teil eines einzelnen Netzwerks noch zwei eindeutig voneinander abgrenzbare Objekte darstellten, denn es gebe keine klare Grenze zwischen Diagnosevariante x und Diagnosevariante y, zwischen Anämie x und Anämie y. Das Phänomen müsse, so ihr Argument, viel eher als etwas Flüssiges gedacht werden, das von A nach B fliesse, sich auf diesem Weg verändere, dabei aber auch nicht etwas komplett anderes werde. So lassen sich auch Quartier und Nachbarschaft als Flüsse (*flows*) verstehen, die je nach Praxis eine andere Form annehmen, ohne deswegen etwas komplett anderes zu sein. Die untersuchten Praxen versammeln Quartier und Nachbarschaft in je unterschiedlicher Weise. Sie sind nicht Bestandteil eines übergeordneten Netzwerks. NachbarNet beispielsweise ist nicht eine Untereinheit des Quartiers als Territorium, das Quartier

48 Die folgenden Ausführungen basieren auf Mol/Law 1994.

keine Variante von Nachbarschaft oder umgekehrt. Die Multiplizität drückt sich in meinem Untersuchungsfeld auch durch unterschiedliche Begriffe – Quartier versus Nachbarschaft – aus, welche die Akteur*innen nutzen, um überschaubare Sozialräume zu bezeichnen.⁴⁹ Es gibt in meinem Untersuchungsfeld Momente der Eindeutigkeit, in denen etwas definitiv ein Quartier und keine Nachbarschaft ist und vice versa (beispielsweise beim Nachbarschaftskonzept von Neustart Schweiz); in anderen Momenten verschwimmen und überlappen sich die Begriffe. Meine Auseinandersetzung mit früheren Quartier- und Nachbarschaftsforschungen hat zudem deutlich gemacht, dass diese Multiplizität von Quartier und Nachbarschaft kein auf die Spätmoderne begrenztes Phänomen ist. Die oft proklamierte These, dass Quartier und Nachbarschaft früher stabile Einheiten gewesen seien und sich im Zuge der Modernisierung zunehmend aufgelöst hätten, ist diesbezüglich zu revidieren, da die Untersuchungen unterschiedlichster Formen von Quartier und Nachbarschaft – allein schon in deutschsprachigen und angelsächsischen Raum – zeigen, dass Quartier und Nachbarschaft schon immer multipel waren.

Zugleich sind Quartier und Nachbarschaft sowie die einzelnen untersuchten Praxen auch nicht etwas vollkommen Verschiedenes. Sie alle strukturieren Stadt in überschaubare sozialräumliche Gefüge, stellen Verbindungen her zwischen physischer und sozialer Nähe, zwischen nahwohnenden Stadtnutzer*innen und zwischen diesen Stadtnutzer*innen und ‚ihrem‘ Nahraum. Es geht hier immer um Kohabitation in urbanen Nahräumen. Das Anerkennen der Multiplizität von Wirklichkeit bedeutet für die Kulturanalyse – auch in der Erforschung von Quartier und Nachbarschaften –, einen Umgang mit Ambiguität zu finden und anzuerkennen, dass etwas ‚irgendwie‘ gleich, aber doch nicht identisch, und dass es ‚irgendwie‘ anders, aber doch nicht vollkommen verschieden ist.

6.2 Quartier und Nachbarschaft als (Gegenkonzepte zu) fragile(n) Räume(n) und Sozialitäten der Spätmoderne

Räume und Sozialitäten gelten in der Spätmoderne als etwas Fragiles: In der sozial- und kulturwissenschaftlichen Raumtheorie wird darauf hingewiesen, dass Lokalitäten keine gegebenen Einheiten sind, sondern, um an dieser Stelle nochmals Appadurais treffende Beschreibung zu zitieren, „an inherently fragile social achievement“⁵⁰. In den Kultur- und Sozialwissenschaften gibt es ausserdem einen Diskurs über fragile Sozialitäten: In individualisierten Gesellschaften ist das Soziale

49 In anderen Kontexten und in anderen Sprachen werden wiederum andere Begriffe verwendet. So ist das, was im Deutschen durch die Terminologie als zwei unterschiedliche Objekte – Quartier versus Nachbarschaft – erscheint, im Englischen oft unter dem Begriff ‚neighbourhood‘ vereint und erscheint so rein terminologisch weniger multipel.

50 Appadurai 2008, S. 179.

fragil, so die Soziolog*innen Michael Meuser und Michaela Pfadenhauer im Sammelband „Fragile Sozialität“⁵¹:

Individuen werden, ob sie dies wollen oder nicht, zu Existenzbastlern. Das von Ronald Hitzler gemeinsam mit Anne Honer entwickelte Konzept der Bastelexistenz verweist auf den Verlust von Sicherheiten. Das Individuum wird in dem Sinne zum Sinnbastler, dass es sich ständig zwischen konkurrierenden Sinnangeboten entscheiden und die ausgewählten Bestandteile zu einem zumindest für ihn selber hinlänglich stimmigen Sinn-Ganzen zusammenbauen muss. In der Bastelexistenz wird den Individuen die fragile Beschaffenheit des Sozialen zwangsläufig bewusst. Moderne (Bastel-)Existenzen sind deshalb notgedrungen reflexive Existenzen.⁵²

„Individualisierung, die zunehmende Diversität von Lebensentwürfen, eine wachsende Alltagsmobilität sowie soziale Netzwerke im Web 2.0 führen zu neuen Formen der sozialen Kohäsion und Interaktion im Alltag, die als fragil bezeichnet werden können“⁵³, fasst dies die Kulturwissenschaftlerin Gabriela Muri in einer Lehrveranstaltung zusammen. Im Folgenden soll versucht werden, Quartier und Nachbarschaft mit diesen Diskursen um fragile Räume und Sozialitäten in der Spätmoderne zusammenzudenken. Quartier und Nachbarschaft können dabei einerseits als stabilisierende Gegenkonzepte zu spätmodernen Verflüssigungstendenzen gedacht werden. Andererseits soll in diesem Kapitel aber auch aufgezeigt werden, dass und inwiefern Quartier und Nachbarschaft selbst fragile Räume und Sozialitäten sind.

Quartier und Nachbarschaft lassen sich als Gegenentwurf zur von Globalisierung, Mobilität, Mediatisierung, Hyperdiversität und Individualisierung geprägten Spätmoderne betrachten. Sie werden mit lokaler Gemeinschaft, intakten zwischenmenschlichen Beziehungen und funktionierender sozialer Kontrolle in Verbindung gebracht und seit der Entstehung von Grossstädten von deren Kritiker*innen als positive Gegenkonzepte verstanden, die sozialen und räumlichen Zerfallstendenzen entgegenwirken:⁵⁴

Dem Bild des Grossstadtmenschen, das die Kulturkritik entworfen hatte – entwurzelt, beziehungslos, „nachbarlos“ –, dem Bild der Grossstadtfamilie als isolierter Kleinfamilie wurde ein anderes Bild entgegengestellt: Der in der Grossstadt integrierte Mensch, die in der Grossstadt verwurzelte Familie. Man suchte nach neuen Formen der Sozialisation und Integration und glaubte, sie in der Nachbarschaftsidee zu finden.

[...] Er [= der Nachbarschaftsbegriff, C. B.] knüpft an bei dem, was es „in der Grossstadt nicht mehr gibt“ und was mit dem Akzent des verlorenen Paradieses gesehen wird: Nach-

51 Honer/Meuser/Pfadenhauer 2010.

52 Meuser/Pfadenhauer 2010, S. 10.

53 <https://studentservices.uzh.ch/uzh/anonym/vvz/index.html#/details/2016/004/E/50816038> (Stand: 2. April 2019).

54 Zu unterschiedlichen Ausprägungen der Grossstadtkritik in England, den USA und Deutschland siehe Hamm 1973, S. 20–25. Zum Zusammenhang von Grossstadtkritik und Nachbarschaftsideologie siehe auch Althaus 2018, S. 33 f.

barlichkeit, Bürgersinn, Familienzusammenhang, Aufbau der Demokratie von unten her. Die Sozialformen der kleinen Stadt, ja des Dorfes scheinen auf, ihr Verlust wird beklagt; in einer mobilen und freien Gesellschaft entsteht das rückwärts gewandte [sic!] Wunschbild von Stabilität und Bindung.⁵⁵

Quartier und Nachbarschaft stehen dabei stets in einem relationalen Verhältnis zu einer wahrgenommenen Auflösung stabiler gesellschaftlicher Strukturen in der Stadt, wie der Soziologe Svend Riemer bereits in den 1950er-Jahren festgehalten hat:

While village structures vanish more and more from the urban environment, the professional city planner endeavours to keep alive or to revive in the city a social climate characterized by close internal cohesion among neighbours. The paradox ventured in the title of this article [= Villagers in metropolis, C. B.] presents a goal, a desideratum rather than a fact.⁵⁶

Durch eine strategische Quartier- und Nachbarschaftsplanung und soziale Reformen wurde und wird immer wieder versucht, Quartiere und Nachbarschaften als ‚Dörfer in der Stadt‘ zu erschaffen und zu gestalten. Überschaubare sozialräumliche Gefüge mit einer lokal und analog orientierten Alltagsgestaltung sowie intakten zwischenmenschlichen Beziehungen werden als Inbegriff des guten (städtischen) Lebens gesehen, als ein Mittel, um gesellschaftlichen Zusammenhalt zu schaffen und um wahrgenommenen Zerfallstendenzen und komplexen Problemen entgegenzutreten. Vor diesem Hintergrund ist auch, wie weiter oben beschrieben, die aktuelle Konjunktur von Quartier und Nachbarschaft zu verstehen: Quartier und Nachbarschaft erweisen sich als positiv besetzte, kaum umstrittene ‚Wohlfühlkonzepte‘, an die urbane Akteur*innen mit verschiedensten Interessen und Anliegen – aus der Statistik ebenso wie aus IT-Unternehmen, aus aktivistischen Gruppen ebenso wie aus der kantonalen Verwaltung – andocken können. Durch ihre lokale Struktur und (vermeintliche) Überschaubarkeit vermitteln Quartier und Nachbarschaft in einer komplexen, globalen Welt ein Gefühl von Sinnhaftigkeit und Handlungswirksamkeit. Die Anthropologin Sharon Macdonald bringt diese Hinwendung zum Lokalen in Kontexten der wahrgenommenen Verflüssigung sozialräumlicher Strukturen auf den Punkt, wenn sie schreibt: „Precisely because of mobility and displacement, in other words, place re-emerges as *a*, and perhaps even *the*, most powerful way of linking people.“⁵⁷

Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass auch Quartier und Nachbarschaft selbst sich verflüssigen und fragil sind. In der von mir einbezogenen Forschungsliteratur werden insbesondere Mobilität und Hyperdiversität der Bevölkerung sowie eine umfassende Mediatisierung aller gesellschaftlichen Sphären als Phänomene beschrieben, die Quartier(e) und Nachbarschaft(en) in der Spätmoder-

55 Pfeil 1963, S. 42.

56 Riemer 1951, S. 31.

57 Hervorhebung im Original. Macdonald 2011, S. 39.

ne destabilisieren. Diese Aspekte sollen im Folgenden nochmals zusammengeführt und weitergedacht werden:

Mobilität wird in der Forschungsliteratur grundsätzlich ein negativer Einfluss auf die sozialen Beziehungen in Quartieren und Nachbarschaften zugeschrieben: Fluktuation aufgrund von häufigen Zu- und Wegzügen erhöhe die Instabilität und wirke belastend auf Quartiere und Nachbarschaften, da sich weniger enge und dauerhafte Beziehungen unter den Bewohner*innen entwickelten. Auch Alltagsmobilität habe einen negativen Einfluss auf Quartiere und Nachbarschaften, da mobile Personen weniger Zeit in ihrer Wohnumgebung verbrächten und dort weniger soziale Kontakte pflegten als Menschen, die in ihrem Alltag weniger mobil seien.⁵⁸ Die Diskussion um die destabilisierenden Effekte von Mobilität auf lokale Sozialgefüge zieht sich, wie die Soziologin und Ökonomin Gundi Knies darlegt, seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wie ein roter Faden durch die Sozial- und Kulturwissenschaften.⁵⁹

Aus Sicht der Sozialwissenschaften befördern sich gute Nachbarschaft und Sesshaftigkeit gegenseitig. Dazu zum Beispiel die Soziologin Elisabeth Pfeil: „Eines der wichtigsten Resultate der Untersuchung dürfte sein, dass nicht nur längere Wohndauer eine bessere Voraussetzung für die Entfaltung von Nachbarlichkeit ist, sondern dass ausgewogene und gute Nachbarschaft ihrerseits die Sesshaftigkeit innerhalb der Grossstadt fördert.“⁶⁰ Auch der Soziologe Bernhard Hamm versteht Sesshaftigkeit als eine Voraussetzung, um das gesellschaftliche Potenzial von Nachbarschaften zu nutzen. In Anbetracht umfassender gesellschaftlicher Herausforderungen (er nennt unter anderem eine Abnahme öffentlicher Haushaltsmittel und steigende soziale Ungleichheit) bieten Nachbarschaften aus seiner Sicht ein lokales Handlungsfeld, in dem auf soziale und wirtschaftliche Umbrüche reagiert werden kann, indem beispielsweise bessere Bedingungen für lokale Selbstversorgung und

58 Vgl. Crow/Allan/Summers 2002, S. 142, Günther 2009, S. 452 und Knies 2013.

59 „The concern that the local community may disappear due to increases in mobility has been prevalent for many decades. In the work of Tönnies (1887), Durkheim (1893) and Simmel (1908) we already find the argument that urbanization, specialization, and bureaucratization lead to socially more heterogeneous and physically more mobile societies in which the sense of community and solidarity is lost. A few decades later, Wirth (1938) predicted that with larger shares of the population living in metropolitan than in rural areas and with rural lifestyles increasingly mirroring urban lifestyles, the larger and more heterogeneous urban populations will make it possible for people to choose their social contacts based on common interests rather than common locality, undermining social interactions among neighbours. More recently, access to public transportation and telecommunications have been argued to make distance less of a constraint in maintaining contacts to like minded people who may not live next door (Aronson 1971; Wellman 1979; Wellman 2001a). This amplifies the original prediction that the sense of community will disappear (Wellman and Leighton 1979), suggesting that social ties overall will remain important in the future, but not necessarily those to neighbours.“ Knies 2013, S. 425 f.

60 Pfeil 1959, S. 199.

Selbstorganisation geschaffen werden. Nachbarschaften bergen, so Hamm weiter, ein grosses Potenzial:

Voraussetzung ist aber, dass es gelingt, die Wohnbevölkerung zu stabilisieren und damit den Aufbau lebendiger Nachbarschaftsbeziehungen, die Identifikation mit dem Wohngebiet und damit die Akzeptanz eigener Verantwortung zu fördern. Die Mechanismen, die hohe Mobilität nahelegen oder gar erzwingen, müssen verändert werden.⁶¹

Sesshaftigkeit wird in dieser Argumentation als Basis, Mobilität als Bedrohung für ‚gute‘ Quartiere und Nachbarschaften betrachtet. Dieses Streben nach Sesshaftigkeit entspricht dem Idealbild moderner westlicher Gesellschaften, die, so Walter Leimgruber, „als Gegenbild zu den enormen Veränderungen, die durch Industrialisierung und Urbanisierung im 19. Jahrhundert ausgelöst wurden, den Normalfall der Sesshaftigkeit“⁶² propagieren. Es gilt als Selbstverständlichkeit, „dass Menschen an einem bestimmten Ort leben und arbeiten und an einem klar definierten Lebensmittelpunkt verankert sind, der ihnen Vertrautheit gibt“⁶³. Mobilität und Migration werden – auch auf der Ebene von Quartieren und Nachbarschaften – als Unterbruch und als Bedrohung dieses (imaginierten) gesellschaftlichen Normalzustandes gesehen.⁶⁴

Die verbreitete Annahme, dass die immer wieder neuen Möglichkeiten ortsübergreifender, mediatisierter Kommunikation Quartiere und Nachbarschaften als Sozialgefüge destabilisieren würden, habe ich bereits im Kapitel 5.3.2 diskutiert. Der gesellschaftliche und wissenschaftliche Diskurs kreist hier vor allem um die Frage, inwiefern lokale Zusammenhänge und Face-to-Face-Kontakte an Bedeutung verlieren, wenn Menschen durch die Nutzung von (digitalen) Medien zunehmend in translokale und virtuelle Netzwerke eingebunden sind. Während einige dazu anregen, neben den Gefahren auch das Potenzial mediatisierter Kommunikation zur Stärkung lokaler Vernetzung in den Blick zu nehmen, wird mediatisierte Kommunikation vornehmlich mit Individualisierung, Anonymisierung und der Auflösung lokaler Gemeinschaften in Zusammenhang gebracht. Menschen seien für ihre Alltagsgestaltung und sozialen Kontakte, so die Argumentation, nicht mehr (nur) an ihre unmittelbare räumliche Umgebung gebunden, weshalb Quartiere und Nachbarschaften an Bedeutung verlieren und lokale Sozialbeziehungen geschwächt würden.

Als ein weiteres destabilisierendes Element wird in der Forschungsliteratur die Hyperdiversität der (spätmodernen) Stadtbevölkerung beschrieben. Studien wür-

61 Hamm 2000, S. 181.

62 Leimgruber 2016, S. 270.

63 Leimgruber 2016, S. 269.

64 Vgl. Leimgruber 2016, S. 269. Wie Leimgruber ausführt, wurden Menschen mit mobilen Alltagspraxen, die mit ihrer Lebensweise nicht diesem Idealbild der Sesshaftigkeit entsprachen, immer wieder verfolgt, kontrolliert und ausgegrenzt. Als Beispiel nennt er die Jenischen in der Schweiz. Vgl. Leimgruber 2016, S. 270–272.

den, so Julia Günther, „belegen, dass Kontakt und Zusammenhalt in der Nachbarschaft umso stärker sind, je homogener die Anwohnerstruktur“⁶⁵ ist. Der urbane Alltag – auch in meinem Untersuchungsfeld Basel – zeichnet sich allerdings vielmehr durch „nahe Diversitäten“⁶⁶ aus. Dazu formuliert die Kulturanthropologin Gertraud Koch:

Mit der Globalisierung ist die Welt kleiner geworden. Über die Massenmedien erreichen uns Bilder und Nachrichten aus den entlegensten Winkeln der Erde. Telefon und Internet ermöglichen uns direkte Kommunikation in Echtzeit über den Globus hinweg. Verkehrs- und Transportinfrastrukturen haben „global flows“ auch materiell möglich gemacht und lassen verstärkt auch Menschen und Güter weltweit reisen. Menschen aus aller Welt sind mit diesen nicht mehr nur zu Gast bei Freunden, wie der eingängige Slogan der Fussball Weltmeisterschaft [sic!] in Deutschland versprach, sondern immer häufiger auch zu Mitbürgern und Kollegen geworden. Die vielfältigen Dynamisierungen der Moderne haben so das Leben mit „Fremden“ und das Leben in Fremdheit zu einem gängigen Phänomen werden lassen (Baumann 1997), vielleicht noch nicht überall, prinzipiell aber fortschreitend.⁶⁷

Die Bevölkerung städtischer Quartiere und Nachbarschaften unterscheidet sich nicht nur hinsichtlich einzelner Faktoren wie nationaler Herkunft oder Schichtzugehörigkeit, sondern beispielsweise auch hinsichtlich ihres Lebensstils, ihres Alters, ihrer Raumbezüge, ihres Mobilitätsverhaltens, ihrer Freizeitinteressen, ihrer Religion oder ihrer politischen Einstellung. Diese multidimensionale Diversität wird, wie im Kapitel 4.1.1 eingeführt, mit dem Begriff der Hyperdiversität umschrieben.⁶⁸ Aus der Perspektive der Sozial- und Kulturwissenschaften erschwert diese Hyperdiversität der Bevölkerung die Bildung stabiler nachbarschaftlicher Beziehungen.

Die ständige (Re-)Produktion von Lokalitäten, lokalen Subjekten und nachbarschaftlich agierenden Mitmenschen ist als eine Praxis zu verstehen, die Destabilisierungen, die durch eine Fluktuation und Hyperdiversität der Stadtbevölkerung sowie deren Einbindung in mediatisierte, translokale Kommunikationsnetzwerke und Alltagsräume bedingt sind, durch eine ständige (Re-)Stabilisierung entgegenzuwirken versucht. Die von mir untersuchten Quartier- und Nachbarschaftspraxen begegnen den (vermeintlichen) Destabilisierungen in unterschiedlicher Weise:

- Der mobilitätsbedingten Fluktuation der Bevölkerung wird durch lokale ‚Verwurzelung‘ möglichst sesshafter Einwohner*innen entgegenzuwirken versucht. Als Beispiel hierfür kann die Bärenfelderstrasse im Matthäusquartier gesehen werden, die mir während meiner Feldforschung immer wieder in Erzählungen begegnet ist. Sie gilt als erste Wohnstrasse der Schweiz und als Vorzeigepro-

65 Günther 2009, S. 452.

66 Koch 2012, S. 119.

67 Koch 2012, S. 119.

68 Vgl. Tasan-Kok et al. 2014, S. 5 f.

jekt für die positiven Effekte eines selbstinitiierten lokalen Engagements von Quartierbewohner*innen.⁶⁹ Anwohner*innen und ein Kollektiv von Architekt*innen gründeten 1974 eine Genossenschaft und begannen, gemeinsam Häuser in der Bärenfelsenstrasse zu kaufen und sie der Immobilienspekulation zu entziehen. Sie legten Wert auf Selbstverwaltung der Häuser und der Umgebung, schufen Gemeinschaftsräume, organisierten Strassenfeste und Mittagstische, waren an der Gründung einer Quartierzeitung beteiligt und engagierten sich in diversen lokalen Projekten. In einer 1984 erschienenen Studie wurde die Entwicklung der Strasse anhand von Infografiken zu verschiedenen Themen aufbereitet.⁷⁰ Die Infografiken zeigen die Bärenfelsenstrasse mit ihren verschiedenen Liegenschaften. Mit Symbolen werden Merkmale der einzelnen Liegenschaften und ihrer Bewohner*innen zu vier Zeitpunkten – 1970, 1975, 1980 und 1982 – eingezeichnet: zum Beispiel ob beim Haus ein Ping-Pong-Tisch, andere Spielgeräte oder ein Veloständer vorhanden sind, ob Hausbewohner*innen sich aktiv für die Wohnstrasse einsetzen, ob es im Haus Gemeinschaftseinrichtungen, eine Fassadenmalerei oder auffallende Vorhänge gibt, oder ob es sich um ein Abbruchhaus oder einen Neubau handelt. So soll der Prozess der „Revitalisierung“⁷¹ der Bärenfelsenstrasse an konkreten Kriterien festgemacht werden. Die Sesshaftigkeit der Anwohner*innen wird hier als „massgeblich für die Kontinuität der Beziehungen“⁷² und durch die damit verbundene „Verwurzelung(smöglichkeit)“⁷³ auch als wesentliches Element einer Revitalisierung der Strasse gesehen. So wird in der Studie auch die Umzugshäufigkeit der Bewohner*innen dokumentiert.⁷⁴ Im diachronen Vergleich zeigt sich, dass von 1970 bis 1982 mehr und mehr Personen in der Bärenfelsenstrasse sesshaft geworden sind. Im Kommentar zur Graphik wird diese zunehmende Sesshaftigkeit als Erfolgsgeschichte beschrieben: 1970 sei die Fluktuation in der Strasse und im gesamten Quartier ausgeprägt gewesen:

Gleich wie im Quartier gibt es als Folge von Handänderungen, Abbrüchen und teuren, unbeliebten Neubauwohnungen enorm viel Ein- und Auszüge. Entsprechend der öffentlichen Statistik machen die zu- und wegziehenden Personen (ohne Binnenwanderung) 1970–1973 pro Jahr durchschnittlich 42,5 % der Quartierbewohner aus. Sesshafte Bewohner (die z.T. mehr als 50 Jahre lang in einer Wohnung leben) und Angehörige der nahegelegenen Industriebetriebe gibt es hier immer weniger. Zügelwagen gehören zum Strassenbild.⁷⁵

69 Für einen Überblick über die Geschichte der Bärenfelsenstrasse siehe Bachmann 2017.

70 Vgl. Bachmann et al. 1984.

71 So der Titel der genannten Dokumentation. Siehe Bachmann et al. 1984.

72 Bachmann et al. 1984, S. 33.

73 Bachmann et al. 1984, S. 38.

74 Vgl. Bachmann et al. 1984, S. 39.

75 Bachmann et al. 1984, S. 38.

Für 1975, also kurz nachdem in der Bärenfelsenstrasse eine Genossenschaft gegründet und erste Häuser gekauft worden sind, wird „eine Trendwende“⁷⁶ proklamiert. Das Image der Strasse würde sich zunehmend verbessern und die Anwohnenden blieben länger. Für das Jahr 1980 heisst es: „Noch wird viel hin- und hergezogen, doch richtet sich ein grosser Teil der umziehenden Strassenanwohner der näheren Umgebung besser ein.“⁷⁷ Und 1982 schliesslich: „Im Gegensatz zum Quartier gehört die Strasse nun wieder allen sich fortbewegenden Wesen und nicht bloss den Automobilisten. Eine solche Wohnlage verlässt meist nur noch, wer durch einen Arbeitsplatzwechsel zum Wegzug gezwungen ist.“⁷⁸ Zwei langjährige Anwohner erzählen mir beim Mittagstisch der Bärenfelsenstrasse ebenfalls, wie wichtig eine lange Wohndauer für die Entwicklung nachbarschaftlicher Beziehungen sei: Nur wenn Menschen lange an einem Ort blieben, nehme man sie wirklich als Nachbar*innen wahr, werde die Anonymität überwunden.⁷⁹ *Doing neighbourhood* ist – nicht nur in diesem Beispiel – eng verknüpft mit der Etablierung stabiler Beziehungen in und zu Quartieren und Nachbarschaften und kann als Praxis des Sesshaftmachens verstanden werden.

- Die untersuchten Quartier- und Nachbarschaftspraxen sind bestrebt, der Hyperdiversität der urbanen Bevölkerung gerecht zu werden und diese einzubinden. Quartier und Nachbarschaft können diesbezüglich als differenznivellierende Konzepte verstanden werden, da – zumindest in den von mir untersuchten Praxen – alle einen lokalen städtischen Raum Bewohnenden sowie zum Teil auch die ihn Nutzenden unabhängig von ethnischer Herkunft, sozialem Hintergrund oder Lebensweise als Teil des Quartiers und der Nachbarschaft betrachtet werden. Deutlich wird dies beispielsweise bei der partizipativen Stadt(teil)entwicklung, wo über die Ebene des Quartiers eine möglichst breite Bevölkerung in die Stadtentwicklung involviert werden soll. Das Quartier dient hier als inkludierendes Konzept. Durch die rhetorische Bezugnahme auf den geteilten lokalen Raum als verbindendes Element sollen Menschen mit unterschiedlichsten Hintergründen und Bedürfnissen in Quartier- und Nachbarschaftspraxen zusammengebracht und vereint werden.
- Wie ich in meinen Ausführungen zum Trashmob und zu Neustart Schweiz erläutert habe, werden Quartier und Nachbarschaft als Gegenbild zu mediatisierten und translokalen Kommunikationsräumen entworfen. Einige meiner Interviewpersonen beschreiben ihre eigene Mediennutzung als zurückhaltend und grenzen sich in ihren Erzählungen von Mediennutzungen und -technologien ab, die sie für problematisch halten. Die Allgegenwart von Medientechnologien wird von ihnen durch taktische „De-Mediatisierung“⁸⁰ gezielt durchbrochen.

76 Bachmann et al. 1984, S. 38.

77 Bachmann et al. 1984, S. 38.

78 Bachmann et al. 1984, S. 38.

79 Vgl. Feldnotizen, 11. November 2014.

80 Pfadenhauer/Grenz 2017.

So konnte ich vielfältige Formen „kommunikativer Grenzziehung“⁸¹ und eine reflexive In-Wert-Setzung von Face-to-Face-Interaktionen beobachten. Von mir interviewte Quartierbewohner*innen distanzieren sich beispielsweise narrativ von bestimmten Medienformen wie Facebook, heben die Qualität analoger Interaktionen hervor und navigieren durch ein von ihnen als omnipräsent wahrgenommenes Medienangebot, indem sie ihre eigene Mediennutzung gezielt begrenzen. Quartiere und Nachbarschaften werden von ihnen als Möglichkeitsräume analoger Kommunikation, Begegnungen und Aktivitäten gesehen und dafür in Wert gesetzt.

Aus dieser Perspektive fungieren Quartier und Nachbarschaft als Gegenkonzepte zu spätmodernen Verflüssigungstendenzen. Meine Untersuchung macht jedoch auch deutlich, dass Quartier und Nachbarschaft letztlich eng verflochten sind in die Prozesse, als deren Antidot sie imaginiert und (re-)produziert werden: Einerseits stehen Quartier und Nachbarschaft stets in einem relationalen Verhältnis zu Mobilität, Hyperdiversität und Mediatisierung, da sie durch diese in ihrer Rolle als Gegenkonzepte, als lokale sozialräumliche Einheiten überhaupt erst ko-konstituiert werden. Andererseits sind sie selbst auch Teil dieser Prozesse: Quartier- und Nachbarschaftspraxen sind in höchstem Grade und in unterschiedlichster Weise mediatisiert; sie sind durch Hyperdiversität strukturiert und sie sind mobil und translokal:

Die untersuchten Praxen sind alle stark mediatisiert und nutzen gezielt verschiedene Medien, um Quartier und Nachbarschaft zu versammeln und zu (re-)produzieren. So werden Flyer aufgelegt, um auf Veranstaltungen wie den Trashmob oder die Partizipationsanlässe und auf Gruppierungen wie Neustart Schweiz oder den Verein Das Modell aufmerksam zu machen; es werden Facebookseiten erstellt, auf denen nicht nur im Vorfeld der Anlässe Werbung gemacht, sondern die Anlässe auch rückwirkend in Bild und Text dokumentiert werden. Beim Trashmob wird so beispielsweise, wie im Kapitel 5.4 beschrieben, das Bild einer lokal engagierten Quartiergemeinschaft aktualisiert und diese dadurch nach innen (unter den Teilnehmenden) und nach aussen (gegenüber den Nicht-Anwesenden) als geglückte und erstrebenswerte Sozialität verfestigt. Auch die Quartier- und Nachbarschaftsanlässe selbst sind in unterschiedlicher Weise mediatisiert. So wird am Trashmob beispielsweise wie beschrieben intensiv fotografiert, an den Mitwirkungsanlässen wiederum bilden PowerPoint-Präsentationen zentrale Kommunikationselemente. Die administrative Quartiereinteilung wird in auf statistischen Auswertungen basierenden Publikationen der Verwaltung, in analogen und digitalen kartographischen Darstellungen und in wissenschaftlichen Abhandlungen verfestigt. Neustart Schweiz und zeitweise auch die Basler Regiogruppe erstellen Publikationen unterschiedlichen Umfangs, sie unterhalten eine Internetseite und ein Facebookprofil, um auf ihr Nachbarschaftskonzept aufmerksam zu machen, und nutzen Medien zur internen Vereinskommunikation. Nachbarschaftliche Kontakte werden über digitale Daten-

81 Roitsch 2017, S. 207.

banken, Apps, Briefkastensticker oder digitale Karten zu vermitteln versucht. Durch all diese verschiedenen Medienpraxen werden bestimmte Imaginationen von Quartier und Nachbarschaft verbreitet, erfahrbar gemacht, (re-)produziert und dadurch auch stabilisiert.

Die Hyperdiversität der Stadtbevölkerung hat ebenfalls einen prägenden Einfluss auf die untersuchten Praxen und äussert sich vor allem darin, dass die Akteur*innen Mühe haben, Stadtbewohner*innen mit unterschiedlichsten Hintergründen, Interessen und Lebensweisen zu versammeln. Die Diversität der Bevölkerung wird dabei von den beteiligten Akteur*innen – in der partizipativen Stadt(teil)entwicklung beispielsweise – durchaus wahrgenommen und als Herausforderung verhandelt. Auffallend ist, dass urbane Hyperdiversität in diesen Praxen nach einem binären Schema – ‚Ausländer*innen‘ versus ‚Inländer*innen‘ – auf unterschiedliche nationale Herkünfte reduziert wird: Die Menschen in der Stadt werden nicht in ihrer multidimensionalen Unterschiedlichkeit gesehen, sondern diskursiv unterteilt in Schweizer*innen und ‚Ausländer*innen‘. Dies zeigt sich vor allem bei der partizipativen Stadt(teil)entwicklung und dem Trashmob GoldGlove in der Diskussion über die abwesenden ‚Ausländer*innen‘, die zwar als potenzielle Teilnehmende adressiert werden, aber an den Anlässen deutlich unterrepräsentiert sind. Dieses reduktionistische Verständnis von Hyperdiversität zeigt sich auch an den Mitteln, die gewählt werden, um die als abwesend wahrgenommenen Stadtbewohner*innen einzubinden. Die Nicht-Teilnahme dieser Personen wird auf ein sprachbedingtes Nicht-Verstehen der jeweiligen Praxis zurückgeführt. Um die als ‚Ausländer*innen‘ begriffenen Personen zu adressieren, setzen die Akteur*innen der untersuchten Praxen deshalb – sofern sie sich dazu überhaupt Gedanken machen – meist auf mehrsprachige Kommunikation. So haben zum Beispiel die Organisator*innen des Trashmobs GoldGlove und diejenigen der Veranstaltung „Stadtteil-Entwicklung für wen?“ mehrsprachige Flyer gestaltet, um auf ihre Anlässe aufmerksam zu machen. Auf der Internetseite des NachbarNet wiederum werden die Nutzungsregeln in acht verschiedenen Sprachen erläutert. Ausserdem können NachbarNet-Nutzer*innen bei der Registrierung ihre Sprachkenntnisse angeben. So soll auch Menschen ohne Deutschkenntnisse ermöglicht werden, Hilfseinsätze zu leisten oder Hilfe anzunehmen, indem beispielsweise französischsprachige Personen aneinander vermittelt werden können.⁸² Während ein Sensorium für Mehrsprachigkeit vorhanden ist,

82 NachbarNet bietet ausserdem eine Tandembörse an. Personen, die beispielsweise Spanisch als Erstsprache sprechen, können diese Kenntnisse bei NachbarNet als Kompetenz – statt (nur) als Defizit in Form mangelnder Deutschkenntnisse – in Wert setzen und nach Tandempartner*innen für einen Spanisch-Deutsch-Sprachaustausch suchen. Hyperdiversität der Bevölkerung in Form unterschiedlicher Fähigkeiten und Bedürfnisse stellt bei NachbarNet also nicht (nur) eine Herausforderung dar, sondern einen Wert, der die Grundlage eines nachbarschaftlichen Austauschs bildet. Die Vielsprachigkeit kommt bei NachbarNet jedoch insofern an seine Grenzen, als die Homepage auf Deutsch ist und so für das Ausfüllen des Anmeldeformulars zumindest grundlegende Deutschkenntnisse erforderlich sind.

werden andere Unterschiedlichkeiten und damit verbundene Ausschlussmechanismen in den untersuchten Praxen noch wenig reflektiert.

Mobil sind die untersuchten Praxen insofern, als sie und die ihnen zugrundeliegenden Ideen beweglich sind. So ‚wandert‘ beispielsweise die Idee digitaler Nachbarschaftsplattformen; ähnliche Angebote wie NachbarNet gibt es an verschiedensten Orten. Auch das Konzept des kollektiven Abfallsammelns ist mobil: Maria Heinzer, eine Mitorganisatorin des Trashmobs GoldGlove, ist von einem Dokumentarfilm über ein indisches Dorf inspiriert worden, wo Menschen bei einer gemeinsamen Aktion zusammen Abfall einsammeln. Auf der Facebookseite des Trashmobs GoldGlove werden Fotos einer anderen Mitorganisatorin gepostet, die in ihren Ferien an einem griechischen Strand mit gelben Plastikhandschuhen ausgerüstet Abfall einsammelt. Auch ich stosse bei meinen Internetrecherchen auf weitere Trashmobs und begegne Personen, die mir von Abfallsammelaktionen in ihren Herkunfts- und Wohnorten erzählen. Maria Heinzer trägt selbst zur (mediatisierten) Mobil-Werdung des Trashmob-Konzepts bei, indem sie beispielsweise bei einem Auftritt in einer deutschen Fernsehsendung über die Aktion berichtet. Nach dem Motto „global denken, lokal handeln“ versteht sie die Basler Trashmobs als Teil einer „Weltbewegung“⁸³ und als Beitrag zur Lösung eines globalen Abfallproblems. Ihre Vision ist es, dass weltweit Trashmobs veranstaltet werden und sich die verschiedenen Aktionen miteinander vernetzen.

Quartier und Nachbarschaft erweisen sich also einerseits als Gegenkonzepte zur Fragilität spätmoderner Räume und Sozialitäten, andererseits sind sie in sich selbst fragil und in dieser Weise verflochten mit den Phänomenen, als deren Antidot sie imaginiert werden. Aus historischer Perspektive wird ausserdem sichtbar, dass diese Fragilität von Quartier und Nachbarschaft kein Spezifikum der Spätmoderne ist. Auch wenn in der Literatur häufig von einer spätmodernen Enträumlichung und Individualisierung gesprochen wird und demgegenüber vormoderne, traditionelle Nachbarschaften als stabile Sozialgefüge dargestellt werden, lassen sich auch die im Kapitel 4.1.2 beschriebenen, institutionell organisierten ländlichen Nachbarschaften als Praxen verstehen, die ein per se fluides und fragiles Gefüge durch verbindliche Regeln zu ordnen und stabilisieren versuchen.⁸⁴

Fragile Sozialitäten und Räume sind nicht nur analytische Konzepte, die Sozial- und Kulturwissenschaftler*innen zur Beschreibung spätmoderner Sozial- und Raumgefüge verwenden. Bei meiner Untersuchung wird vielmehr deutlich, dass die Akteur*innen selbst sich dieser Fragilität von Räumen und Sozialitäten bewusst sind und Quartier und Nachbarschaft nicht einfach als selbstverständlich

83 Interview mit Maria Heinzer, 26. März 2014.

84 Hier wird aus assemblagetheoretischer Perspektive deutlich, worauf die Kulturanthropologin Brigitta Schmidt-Lauber in einer Debatte über fragile Räume hingewiesen hat. Sie fordert eine Begriffspräzisierung, denn wenn Fragilität meine, dass „Lokalität als soziale Errungenschaft immer neu hergestellt und verhandelt werden muss, dann ist jede kulturelle Erscheinung bzw. Kultur per se fragil“. Schmidt-Lauber 2005, S. 214.

gegeben voraussetzen, sondern diese strategisch herzustellen versuchen. Städtische Akteur*innen wie Verwaltungsstellen, zivilgesellschaftliche Gruppierungen, die Quartierarbeit oder die Immobilien- und IT-Branche setzen gezielt auf die Produktion von Lokalität, lokalen Subjekten und von nachbarschaftlichen Mitmenschen. Quartier und Nachbarschaft erweisen sich damit nicht nur aus analytischer Perspektive, sondern auch in der alltäglichen Erfahrung städtischer Akteur*innen als etwas Fragiles, das immer wieder produziert und reproduziert, das immer wieder versammelt und stabilisiert werden muss.

6.3 Mit dem Versammeln aufhören – oder erst recht beginnen: ein zurück- und vorwärtsblickendes Schlusswort

Eine Assemblage ist theoretisch endlos, eine Forschungsarbeit ebenfalls. Während die Assemblage durch die Forscherin durch die Art ihrer Feldkonstruktion begrenzt wird, setze ich dieser Forschungsarbeit hier mit einigen abschliessenden Worten ein Ende. Ich erkläre, worin aus meiner Sicht das Potenzial einer praxis- und assemblagetheoretisch fundierten Kulturanalyse liegt, und arbeite die gegenwärtige Bedeutung von Quartier- und Nachbarschaftspraxen und dementsprechend auch die Relevanz kulturanthropologischer Quartier- und Nachbarschaftsforschungen heraus.

6.3.1 Überlegungen zu einer praxis- und assemblagetheoretisch fundierten Kulturanalyse

Wie im Kapitel 3.1.1 dargelegt, ist meine Forschung in der relationalen Kulturanalyse verortet, die einen Grundpfeiler der Kulturanthropologie bildet. Mithilfe von Praxis- und Assemblagetheorien habe ich daraus eine spezifische Forschungsperspektive auf Quartier und Nachbarschaft sowie entsprechende analytische Leitfragen entwickelt: Ich habe urbane Quartier(e) und Nachbarschaft(en) nicht als gegebene sozialräumliche Einheiten betrachtet, sondern als gesellschaftliche Praxen, die – verstanden als Tätigkeitszusammenhänge – wiederum in Relation stehen zu anderen Praxen. Dadurch konnte ich das *doing* der Akteur*innen in den analytischen Fokus rücken, danach fragen, wie und wozu sie Quartier und Nachbarschaft *machen*, und ausserdem den Zusammenhängen, in die die verschiedenen Praxen eingebettet sind, nachgehen.

Der Einbezug von Assemblagetheorien hat es mir erlaubt, diese Quartier- und Nachbarschaftspraxen als ephemere Gefüge heterogener Elemente zu verstehen, die wiederum eingebettet sind in ein Geflecht von weiteren Praxen. Dieses Grundverständnis öffnet den Blick für die vielfältigen Bestandteile, aus denen sich die untersuchten Praxen zusammensetzen, wie individuelle und kollektive menschliche Akteur*innen, Materialitäten, Imaginationen, Erzählungen und gesellschaftliche

Strukturen. Es ermöglicht zudem, den Blick immer wieder zu ändern und jeweils andere Elemente in den analytischen Fokus zu nehmen. So dienten mir in meiner Untersuchung sowohl Interviewerzählungen von Stadtbewohner*innen, von der Stadtverwaltung herausgegebene Statistiken und Stadtkarten, teilnehmende Beobachtungen an öffentlichen und semi-öffentlichen Veranstaltungen als auch diverse analoge und digitale Dokumente aus dem Feld als Quellenmaterial; mal standen Medien als nicht-menschliche Akteur*innen im Zentrum der Analyse, mal einzelne Menschen und ihre Erzählungen, mal öffentliche und semi-öffentliche Anlässe und Treffen. Die Assemblagetheorie vermag ausserdem den ephemeren Charakter sozialer Gefüge und deren ständige Veränderlichkeit zwischen Stabilisierung und Destabilisierung sichtbar zu machen. Sich laufend verändernde Quartier- und Nachbarschaftspraxen sind so für mich als Wissenschaftlerin als Untersuchungsobjekte greifbar und erforschbar, ohne ihnen deswegen eine fixe Gestalt zuzuschreiben. Ihre Veränderlichkeit kann konsequent einbezogen werden, indem der Prozess des Versammelns in den Blick genommen und gefragt wird, wie die untersuchten Phänomene entstehen, wie sie sich stabilisieren, aber auch destabilisieren.

Der relationale Ansatz ermöglicht es ausserdem, nicht nur die einzelnen Praxen zu untersuchen, sondern auch den Relationen *zwischen* verschiedenen Praxen nachzugehen. Dadurch kann die gesellschaftliche Einbettung von Quartier- und Nachbarschaftspraxen herausgearbeitet werden.

Als fruchtbar erachte ich am assemblagetheoretischen Denken ausserdem, dass es ermöglicht, die forschende Person konsequent als Teil der Assemblage mitzudenken und dadurch auch ihren Einfluss auf die Assemblage zu reflektieren: Die Forschenden stellen durch die Auswahl von Forschungsfeldern Verbindungen zwischen verschiedenen Phänomenen her, ordnen sie durch die Analyse neu an und konstituieren damit die Form der Assemblage. Die Gestalt der Assemblage ist somit unmittelbar mit der forschenden Person – ihrer wissenschaftlichen Sozialisation, ihren Forschungsinteressen, ihrer analytischen Perspektive – verknüpft. Durch ihre Forschung schreibt sie sich in die Assemblage ein und gibt ihr durch das Produkt der Forschungsarbeit eine materialisierte – meist schriftliche – Gestalt. Durch die wissenschaftliche Beschreibung wird etwas stabilisiert und für einen Moment festgehalten, was sich in ständiger Veränderung befindet. Das untersuchte Phänomen wird als eine Einheit mit erkennbaren Grenzen, mit einem – narrativ hergestellten – Anfang, einem Hauptteil und einem Schluss greifbar gemacht. Verstanden als Assemblage, verändern sich Quartier- und Nachbarschaftspraxen jedoch ständig, führt eine Verbindung zur nächsten. So erinnert die Assemblagetheorie stets daran, dass auch diese materialisierte Forschungsarbeit per se unabgeschlossen ist und lediglich einen Ausschnitt, eine Momentaufnahme der Wirklichkeit darstellt.

Angesichts der schwierigen, gescheiterten und zerfallenden Versammlungen, die ich während meiner Forschungen beobachtet habe, plädiere ich dafür, den assemblagetheoretischen Ansatz weiterzudenken. Assemblagen sind zwar potenziell

endlos, erfahren aber immer wieder Begrenzungen. Der Assemblagebegriff betont, so McFarlane, die Potenzialität von Verbindungen:

This focus on potential, however, casts up not just the possibilities of assembly, but the possibilities that remain unfulfilled: potentiality exists as a tension between hope, inspiration and the scope of the possible, and the sometimes debilitating recognition of that which has not been attained.⁸⁵

Es geht also in der Analyse darum, nicht nur realisierte Verbindungen, sondern auch Verbindungen, die entstehen könnten, aber nicht eingegangen werden, in den Blick zu nehmen und danach zu fragen, welche Möglichkeiten des Versammelns wahrgenommen werden und welche nicht. Der Assemblagebegriff verweist, so Anderson/McFarlane, des Weiteren immer auch auf „fragility and provisionality; the gaps, fissures and fractures that accompany processes of gathering and dispersing“⁸⁶. Das bedeutet für mich, das Versammeln nicht als reibungsfreien Prozess zu betrachten, sondern Friktionen, gescheitertes Versammeln und andere Nicht-Verbindungen ebenso in die Analyse einzubeziehen. Dies wird zwar vereinzelt eingefordert,⁸⁷ jedoch wenig umgesetzt. Für eine relationale Kulturanalyse heisst dies, nicht nur Verbindungen nachzugehen, sondern auch Brüche und Nicht-Verbindungen in den Blick zu nehmen.

Ich verstehe meine Studie über urbane Quartier- und Nachbarschaftspraxen als Versuchsanordnung, die einen Beitrag zur kulturtheoretischen Fachdebatte der Kulturanthropologie leistet, indem sie Praxis- und Assemblagetheorien zur theoretischen Schärfung und Weiterentwicklung der relationalen Kulturanalyse bezieht. Die praxis- und assemblagetheoretische Erweiterung der Kulturanalyse bietet aus meiner Sicht ein theoretisches und methodologisches Fundament und ein begriffliches Instrumentarium, um dem praxeologischen und relationalen Denken der Kulturanalyse gerecht zu werden. Das *doing*, das menschliche Tun, bildet damit weiterhin den analytischen Fokus der Kulturanthropologie, wird aber konsequenter als Tätigkeitszusammenhang gedacht und mit dem Tun nicht-menschlicher Akteur*innen in Beziehung gesetzt.

6.3.2 *Zur gegenwärtigen Relevanz von Quartier und Nachbarschaft und deren Erforschung*

Ich habe aufgezeigt, dass Quartiere und Nachbarschaften als eine soziale Errungenschaft zu verstehen sind, an deren Herstellung und Stabilisierung unterschiedlichste urbane Akteur*innen ständig arbeiten. Die urbanen Quartier- und Nachbarschaftspraxen dienen hier zugleich als ein analytisches Fenster, durch das unterschiedliche

⁸⁵ McFarlane 2011, S. 222.

⁸⁶ Anderson/McFarlane 2011, S. 125.

⁸⁷ Vgl. z. B. Graham/Thrift 2007, S. 7.

urbane Praxen ins Blickfeld gerückt sind. Indem ich Quartier und Nachbarschaft untersucht habe, konnte ich zugleich auch Mediatisierung, Stadtentwicklung, Nachhaltigkeitsbewegungen, städtische Events, alltägliche Raumnutzungen und Identifikationen von Stadtbewohner*innen sowie administrative und wissenschaftliche Raumkonstruktionen untersuchen. Quartier und Nachbarschaft dienen auf diese Weise als ein aufschlussreiches kulturalistisches Kaleidoskop: Bei jedem Drehen zeigt sich ein neues Bild des urbanen Mit- und Nebeneinanders.

Wie ich zu Beginn erwähnt habe, ist die Quartier- und Nachbarschaftsforschung in den letzten Jahren aus der Mode gekommen. Ich will daher mit einem Plädoyer für das Potenzial und die Relevanz einer kulturalistischen Erforschung von Quartier und Nachbarschaft im 21. Jahrhundert schliessen.

(1) Meine Untersuchung bekräftigt, dass Quartier und Nachbarschaft sich in gegenwärtigen Kontexten globaler Vernetzung keineswegs auflösen. Vielmehr differenzieren sich die Konzepte Quartier und Nachbarschaft aus, sie verändern sich laufend und es entstehen – unter den Bedingungen umfassender Mediatisierung, zunehmender Mobilität und Hyperdiversität der (urbanen) Bevölkerung – neue Formen des *doing neighbourhood*.⁸⁸ Gegenwärtige Quartier- und Nachbarschaftspraxen sind unter anderem von einer umfassenden Mediatisierung geprägt, die den Face-to-Face-Modus erweitert, zu einer räumlichen und zeitlichen Entgrenzung von Quartieren und Nachbarschaften führt und auf diese Weise die Nähe- und Distanzverhältnisse verändert. Menschen in der Stadt sind in ihrer Wohnumgebung konfrontiert mit Nachbar*innen und Quartierbewohner*innen, die in einem physischen Sinne gegeben sind und nicht gewählt werden können; in einem emotionalen Sinne müssen Quartier und Nachbarschaft jedoch erst aktiv hergestellt werden. Die Art der nähräumlichen Beziehung kann dabei selbst (mit-)gestaltet werden. Dieses Spannungsfeld zwischen räumlich gegebener und sozial auszuhandelnder Nähe, zwischen Vorgegebenheit und Wahlfreiheit ist aus meiner Sicht zentral für Quartiere und Nachbarschaften.

Quartiere und Nachbarschaften können vor dem Hintergrund dieser stärkeren Wählbarkeit – wie in Kapitel 5.4.3 ausgeführt – als posttraditionale Vergemeinschaftungen konzeptionalisiert werden. In individualisierten Gesellschaften bieten posttraditionale Vergemeinschaftungen den Einzelnen Möglichkeiten der Teilhabe und Zugehörigkeit, die anders als in traditionellen Gemeinschaften nicht qua Sitte oder Abstammung vorgegeben und verpflichtend sind, sondern frei gewählt werden. Posttraditionale Gemeinschaften „verpflichten“⁸⁹ nicht,

88 In diesem Sinne ist dem Soziologen Stephan Beetz zuzustimmen: „Die Empirie bestätigt jedenfalls eine allgemeine Auflösung von Nachbarschaften nicht. Vielmehr entwickeln sich unterschiedliche und neue Qualitäten von Nachbarschaft.“ Beetz 2007, S. 242.

89 Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2008, S. 18.

sondern „verführen“⁹⁰ zur Teilhabe.⁹¹ Die Sozialität solcher posttraditionalen Gemeinschaften ist dabei höchst fragil, da sie „aus kontingenten Entscheidungen vieler Einzelner“⁹² resultiert. Diese fragile, selbst gewählte Form der Sozialität zieht sich (mit Ausnahme der administrativen Quartiereinteilung) durch die von mir untersuchten Praxen: Menschen suchen sich Nachbar*innen, die ihnen Hilfe leisten können, oder sie nehmen freiwillig an einem lokalen Anlass teil, wenn dieser sich mit ihren Vorstellungen von guter Nachbarschaft respektive gutem Quartierleben deckt und sie sich angesprochen fühlen. Diese posttraditionalen, frei gewählten Formen von Quartier und Nachbarschaft lösen ‚traditionellere‘ Sozialitätsformen nicht ab. Personen, die beispielsweise über NachbarNet Kontakte suchen, leben Nachbarschaft nicht gänzlich entkoppelt von räumlichen Gegebenheiten und sind nach wie vor konfrontiert mit den Nachbar*innen in ihrer physischen Wohnumgebung, zu denen sie eine Form des – näheren oder distanzierteren – Umgangs finden müssen. Quartier und Nachbarschaft differenzieren sich als Räume und Sozialitäten durch diese Entwicklungen weiter aus.

Für zukünftige Forschungen erachte ich es insbesondere als vielversprechend, das Wechselverhältnis zwischen analogen und digitalen Quartier- und Nachbarschaftspraxen weiter zu vertiefen. Ich habe diesbezüglich den Fokus auf Funktionen von Nachbarschaftsplattformen, auf ihr Nachbarschaftskonzept und ihr technologisches Potenzial gelegt. Hier wäre es aus meiner Sicht lohnenswert, in einer weiteren Untersuchung in den Blick zu nehmen, wie diese medialen Plattformen genutzt werden. Dabei wäre zu fragen, inwiefern die Plattformen von den Nutzer*innen als nachbarschaftliche Praxis ‚domestiziert‘ worden, also Teil ihres alltäglichen Repertoires nachbarschaftlicher Beziehungen und Kommunikationskanäle geworden sind; und es liesse sich dem Hinweis nachgehen, dass die Plattformen zum Teil nur wenig genutzt (wie beispielsweise Nachbar.net) oder von den Nutzer*innen nicht als ‚nachbarschaftliche Praxis‘ wahrgenommen werden, auch wenn sie dem Namen und der Idee nach eine solche sein sollen (wie bei NachbarNet).

Der Kulturanalyse stellt sich die Aufgabe, neue Formen von Quartier und Nachbarschaft in den Blick zu nehmen und herauszuarbeiten, was diese auszeichnet, wie sie sich auf traditionelle Formen von Quartier und Nachbarschaft beziehen und was an ihnen neu ist.

- (2) Meine Forschung zeigt nicht nur, dass Quartier und Nachbarschaft – in verschiedenen Formen – nach wie vor existieren, sondern auch, dass es gegenwärtig vonseiten unterschiedlichster Akteur*innen ein grosses Interesse an Quartier und Nachbarschaft gibt. Es findet eine gesellschaftliche Hinwendung

90 Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2008, S. 18.

91 Vgl. Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2008, hier v. a. S. 9 f. und S. 17 f. sowie Meuser/Pfadenhauer 2010, S. 10 f.

92 Meuser/Pfadenhauer 2010, S. 11.

zu stabilitäts- und orientierungsstiftenden Konzepten statt. Gerade in Zeiten globaler Verflechtungen und räumlicher Entankerungen ist ein wiederentdecktes Interesse am Lokalen zu beobachten.⁹³ Während viele urbane Anonymität schätzen, haben andere das Bedürfnis, diese zu durchbrechen und zumindest im eigenen Wohnumfeld Gemeinschaftlichkeit zu pflegen.⁹⁴ Quartier und Nachbarschaft werden vor diesem Hintergrund von verschiedenen gesellschaftlichen Akteur*innen als multifunktionale, variable Problemlösungsformeln benutzt. Sie erscheinen als ‚Wohlfühlkonzepte‘, an die unterschiedlichste Akteur*innen mit ihren eigenen Anliegen andocken können. Sie vermitteln Überschaubarkeit und ermöglichen Resonanz Erfahrungen. Gesellschaftliche Probleme erscheinen auf lokaler Ebene als erkennbar, hantierbar und lösbar. Die Aufgabe der relationalen Kulturanalyse könnte es sein, diesen gesellschaftlichen Bezugnahmen auf Quartier und Nachbarschaft nachzugehen. Schliesslich handelt es sich hier um wirkmächtige Konzepte, die genutzt – auch instrumentalisiert – werden, um (städtische) Räume und lokales Zusammenleben zu organisieren und gestalten. Sie durchziehen damit den Alltag städtischer Akteur*innen. So gilt es immer wieder zu fragen, wer die Konzepte Quartier und Nachbarschaft wie und wozu nutzt, welche normativen Setzungen dabei gemacht und welche Ein- und Ausschlüsse (re-)produziert werden.

- (3) Die Untersuchung von Quartier- und Nachbarschaftspraxen öffnet so auch den Blick auf gesellschaftliche Deutungs- und Ordnungsprozesse: Welche gesellschaftlichen Werthaltungen und Kategorisierungen durchziehen Quartier(e) und Nachbarschaft(en)? Hier zeigt sich, dass in die verschiedenen Quartier- und Nachbarschaftspraxen je unterschiedliche Vorstellungen von gutem Quartier und guter Nachbarschaft eingeschrieben sind: So ist ein ‚gutes Quartier‘ mal widerständig, mal kooperiert es mit der Stadtverwaltung, mal ist es eine diachron stabile Einheit für die statistische Auswertung von Bevölkerungsdaten, mal ein Ort, wo ‚man‘ sich wohlfühlt und die Leute kennt, mal eine sich für den öffentlichen Nahraum engagierende Gemeinschaft. Eine ‚gute Nachbarschaft‘ wiederum ist mal eine nicht allzu verpflichtende, frei gewählte Hilfsgemeinschaft, mal eine moderne ‚sharing community‘, mal eine multifunktionale Wohneinheit, mal eine mit digitalen Services vernetzte Siedlung. Diese Vorstellungen von gutem Quartier und guter Nachbarschaft sind wiederum gekoppelt an geteilte oder aber auch umkämpfte Vorstellungen vom guten Leben in der Stadt, von guter stadtplanerischer Praxis, von gutem zivilgesellschaftlichem Engagement, von einem guten Umgang mit natürlichen Ressourcen, von guter Nachbarschaftshilfe, von guter Immobilienkommunikation und -verwaltung und letztlich auch von guter (Stadt-)Forschung. Was ‚gut‘ ist, was als erstrebenswert gilt, ist also immer kontextspezifisch und Objekt von gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen. Zentral ist bei mehreren untersuchten Praxen ein in Wert gesetzter Lokalismus.

93 Vgl. Schnur 2008a, S. 60.

94 Vgl. Engelhard 1986, S. 298 f.

Mit Lokalismus ist eine normative Bevorzugung des Lokalen gemeint. Dabei nimmt der Lokalismus je nach Praxis eine andere Gestalt und Rolle ein: Bei den Teilnehmer*innen des Trashmobs beispielsweise äussert sich der Lokalismus vor allem in einer geteilten Wertschätzung lokaler Face-to-Face-Begegnungen und lokalen Engagements. Bei Neustart Schweiz wiederum umfasst der Lokalismus bedeutend mehr Lebensbereiche und beinhaltet beispielsweise auch ein möglichst lokal ausgerichtetes Konsum- und Mobilitätsverhalten. Die Untersuchung von Quartier- und Nachbarschaftspraxen vermag aufzuzeigen, welche Vorstellungen urbane Akteur*innen vom guten Leben in der Stadt haben. Diese Vorstellungen des Guten und Erstrebenswerten stehen dabei stets in einem relationalen Verhältnis zu gesellschaftlichen Problematisierungen. Die Auseinandersetzung mit Quartier- und Nachbarschaftspraxen erhellt sowohl, welche gesellschaftlichen Probleme (Anonymisierung, Verschwendung natürlicher Ressourcen oder mangelndes lokales Engagement beispielsweise) gegenwärtig als dringlich angesehen werden, als auch welche Ideale (zum Beispiel Hilfsbereitschaft, Partizipation, lokale Identifikation) als erstrebenswert gelten und welche möglichen Lösungen diskutiert werden. Über die Konzepte Quartier und Nachbarschaft wird dadurch verhandelt, wie (urbane) Gesellschaften gestaltet werden, wie Menschen (in der Stadt) zusammen und nebeneinander leben sollen. Interessant ist hierbei, dass in den untersuchten Praxen ein gutes urbanes Leben gerade *nicht* dem entspricht, was klassische Theorien gemeinhin als Inbegriff von Urbanität definieren. Die Quartier- und Nachbarschaftspraxen streben viel eher nach „mehr Gemeinschaft, weniger Anonymität, weniger Oberflächlichkeit und Fluidität, kleinere[n] Massstäben und so weiter“⁹⁵, wie es Moritz Ege für ähnliche städtische Initiativen treffend zusammengefasst hat. Städtische Probleme sollen über die Stärkung von Quartier und Nachbarschaft, vereinfacht gesagt durch ein *Weniger an Urbanität*, gelöst werden.⁹⁶ Quartier- und Nachbarschaftspraxen sind durch die normative Inwertsetzung von Lokalität und von einem anti-urbanen Modus geprägt.

Aufschlussreich ist auch, dass Schwierigkeiten beim Versammeln von Quartier und Nachbarschaft von den beteiligten Akteur*innen selbst thematisiert und als Problem verhandelt werden. Als problematisch gesehen wird dabei in erster Linie die Abwesenheit von als ‚Ausländer*innen‘ bezeichneten Menschen. Diese Deutung gibt zugleich einen Einblick in gegenwärtig relevante gesellschaftliche Ordnungskategorien: Während vielerlei Kategorisierungen denkbar wären (zum Beispiel nach Alter, Geschlecht oder Schichtzugehörigkeit), wird die Bevölkerung in den untersuchten Praxen von den Akteur*innen primär in Schweizer*innen und ‚Ausländer*innen‘ sortiert. Die Abwesenheit beziehungsweise Unterrepräsentation von ‚Ausländer*innen‘ wird fokussiert und als Problem verhandelt, während andere Ungleichheiten und Abwesenheiten nicht

95 Ege 2018, S. 183.

96 Vgl. Ege 2018, S. 184.

sichtbar und problematisiert werden. Diese Beobachtung kann zum Weiterdenken über die Persistenz der Einteilung in ‚In- und Ausländer*innen‘ anregen und verweist auf die fortwährende Dominanz nationalstaatlichen Denkens und dessen Einfluss auf gesellschaftliche Ordnungskategorien.

Die kulturanalytische Untersuchung von Quartier und Nachbarschaft gewährt damit immer auch einen Einblick in gesellschaftliche Werthaltungen, Konflikte und Aushandlungsprozesse.

- (4) Die Stärke der relationalen Kulturanalyse liegt darin, dass sie die alltägliche Nutzung und dadurch auch die Fragilität und Komplexität scheinbar stabiler und eindeutiger Konzepte aufzeigen kann. Die Kulturanalyse zeigt, wie Quartier und Nachbarschaft von verschiedenen Akteur*innen wahrgenommen, gedeutet, gelebt, verhandelt und so auch immer wieder (re-)produziert werden. Dabei kommen auch Friktionen, Deutungskonflikte und Ausschlüsse in den Blick. Es zeigt sich, dass Quartier und Nachbarschaft als inkludierende Konzepte nicht (reibungsfrei) funktionieren, da sie die (urbane) Hyperdiversität zu wenig beachten: Die (urbanen) Akteur*innen, die in Quartieren und Nachbarschaften versammelt werden sollen, haben unterschiedliche Vorstellungen vom guten Leben in der Stadt, unterschiedliche soziale Hintergründe und Anbindungen an den lokalen Raum. Sie driften in ihrer Unterschiedlichkeit auseinander und lassen sich nicht über die Konzepte Quartier und Nachbarschaft zu einem einheitlichen Subjekt mit geteilten Interessen und Praxen vereinen. So erweisen sich Quartier und Nachbarschaft bei genauerem Hinsehen stets als appellative Konzepte, als ein Streben nach sozialräumlicher Kohäsion, dessen Vollendung letztlich unerreicht bleibt, da Raum und Sozialität sich immer wieder einer Stabilisierung entziehen. Quartier- und Nachbarschaftspraxen versuchen etwas zu versammeln, etwas zusammenzubringen, das auseinanderdrifft.

Sowohl für die kultur- und sozialwissenschaftliche Forschung als auch für anwendungsorientierte Kontexte wie beispielsweise die Soziale Arbeit oder die Stadtentwicklung ist dadurch eine fortlaufende Begriffsreflexion notwendig: Als wesentlich erachte ich, Quartiere und Nachbarschaften nicht als stabile und homogene Einheiten, sondern als fluide und heterogene Assemblagen zu verstehen. Dies hat einerseits Folgen für das Forschungsdesign: Quartiere und Nachbarschaften können nicht unhinterfragt als sozialräumliche Einheiten vorausgesetzt werden, um ein Forschungsfeld (im räumlichen Sinne) oder eine Untersuchungsgruppe (im sozialen Sinne) festzulegen. Die Vorstellung, Raum und soziale Gruppe seien deckungsgleich, ist aufzugeben. Quartier- und nachbarschaftsbezogene Sozialität kann unterschiedliche Formen annehmen und Bewohner*innen und Nutzer*innen eines lokalen städtischen Raumes müssen sich, auch wenn sie eine Wohnumgebung miteinander teilen, nicht zu einem Kollektiv formieren. Andererseits bedeutet dies auch für Stadtpolitik und -verwaltung und zivilgesellschaftliche Akteur*innen, dass Quartiere und Nachbarschaften nicht als geeinte Subjekte zu verstehen sind, sondern als ein Geflecht

verschiedener Akteur*innen mit unterschiedlichen Erfahrungen, Interessen und Bedürfnissen sowie unterschiedlichen Bezügen zum lokalen Raum.

Meine Untersuchung verschiedener Formen des *doing neighbourhood* zeigt die Komplexität und Multiplizität von Quartier und Nachbarschaft und ihre Nutzung durch verschiedene Akteur*innen auf. Ziel der Studie war es, „das unsichtbar Gemachte, die Selbstverständlichkeiten und Ordnungen, die eingelagerten Leerstellen, Grenzbeziehungen und Hierarchisierungen [der untersuchten Praxen] sichtbar zu machen“⁹⁷ und so einen Reflexionsraum zu öffnen, der zum Nach- und Weiterdenken über meist unhinterfragte und vermeintlich unscheinbare, aber unsere gesellschaftlichen Erfahrungen prägende Alltagskonzepte einlädt.

97 Binder/Hengartner/Windmüller 2009, S. 16.

7 Quellenverzeichnis

7.1 Interviewpersonen

Aus Gründen der Anonymisierung wurden die Namen der Interviewpersonen geändert und es werden keine persönlichen Angaben aufgeführt, welche die Identifizierung der Personen erleichtern. Ich führte für diese Studie insgesamt 24 Interviews. Im Folgenden werden nur diejenigen Interviewpersonen aufgelistet, die in diesem Buch erwähnt und zitiert werden. Die Zeitangaben beziehen sich auf die Interviewaufnahme¹, wobei das Interview stets eingebettet war in ein über die Dauer der Tonaufnahme hinausreichendes Treffen.

Bachmann, Sandra: Trashmob-Mitorganisatorin.

Das Interview fand am 10. Juli 2014 in einem Café statt und dauerte 59 Minuten.

Boye, Loreena: NachbarNet-Nutzerin.

Das Interview fand am 20. Januar 2015 in Loreena Boyes Wohnung statt und dauerte 85 Minuten.

Diaz, Alessandra: NachbarNet-Nutzerin.

Das Interview fand am 9. Juni 2015 in einem Restaurant statt und dauerte 84 Minuten.

Emmenegger, Simon: Mitglied bei der Regiogruppe Basel von Neustart Schweiz.

Das Interview fand am 9. Juli 2015 in einem Café statt und dauerte 106 Minuten.

Franke, Charlotte: Bewohnerin des Matthäusquartiers in Kleinbasel.

Das Interview fand am 9. Januar 2014 in Charlotte Frankes Wohnzimmer statt und dauerte 69 Minuten.

Heinzer, Maria: Trashmob-Mitorganisatorin.

Das Interview fand am 26. März 2014 in Maria Heinzers Wohnzimmer statt und dauerte 182 Minuten.

Hoffmann, Lukas: Trashmob-Teilnehmer.

Das Interview fand am 22. August 2014 in einem Büro des Fachbereichs Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie statt und dauerte 61 Minuten.

Jeger, René: Zum Zeitpunkt des Interviews alleiniger Geschäftsführer des NachbarNet, inzwischen leitet er die Geschäftsstelle zusammen mit einer Mitarbeiterin.

Das Interview fand am 18. August 2014 im Büro des NachbarNet statt und dauerte 92 Minuten.

¹ Eine Ausnahme bildet das Interview mit Monika Stähli, zu dem aufgrund technischer Probleme keine Tonaufnahme vorhanden ist.

Kunz, Rita: Trashmob-Teilnehmerin.

Das Interview fand am 8. Juli 2014 in Rita Kunz' Wohnzimmer statt und dauerte 142 Minuten.

Meyer, Angela: Bewohnerin der Erlenmattsiedlung und erlenapp-Nutzerin.

Das Interview fand am 24. Juni 2016 in Angela Meyers Küche und auf einem Spaziergang durch die Siedlung statt und dauerte 115 Minuten.

Müller, Florian: Praktikant bei der Quartierarbeit Klybeck und in dieser Funktion Trashmob-Mitorganisator.

Das Interview fand am 2. April 2014 in einem Quartiertreffpunkt statt und dauerte 76 Minuten.

Nowak, Daniela: Mitglied bei der Regiogruppe Basel von Neustart Schweiz.

Das Interview fand am 14. Juli 2014 in einem Café statt und dauerte 60 Minuten.

Pegoraro, Martin: Gründer der IT-Start-up-Firma Allthings (anfänglich Qipp), welche die erlenapp entwickelt hat.

Das Interview fand am 2. April 2015 in zwei Teilen zuerst in einer Kantine in unmittelbarer Nähe des Firmenstandortes und anschliessend in einem Sitzungszimmer von Allthings statt und dauerte insgesamt 80 Minuten.

Rizzo, Francesca und Giacomo Rizzo: Francesca Rizzo ist NachbarNet-Nutzerin.

Das Interview fand am 29. April 2015 in der Küche der Familie Rizzo statt und dauerte 95 Minuten.

Schneider, Brigitte: Trashmob-Teilnehmerin.

Das Interview fand am 21. August 2014 in einem Park statt und dauerte 124 Minuten.

Schultze, Kirsten: Mitglied bei der Regiogruppe Basel von Neustart Schweiz.

Das Interview fand am 9. Juni 2015 in Kirsten Schultzes Freizeitgarten statt und dauerte 92 Minuten.

Stähli, Monika: NachbarNet-Nutzerin.

Das Interview fand am 22. Januar 2015 in Monika Stählis Wohnzimmer statt und dauerte circa 95 Minuten.

Suter, Helene: Bewohnerin des Matthäusquartiers in Kleinbasel.

Das Interview fand am 15. Januar 2014 in Helene Suters Büro an ihrem Arbeitsplatz statt und dauerte 100 Minuten.

Waser, Fabian: engagiert im Verein Das Modell.

Das Interview fand am 15. Juli 2015 auf dem Balkon in Fabian Wasers Wohnung statt und dauerte 46 Minuten.

Windisch, Susanne: NachbarNet-Nutzerin.

Das Interview fand am 6. Februar 2015 in Susanne Windischs Wohnzimmer statt und dauerte 127 Minuten.

Yelken, Adile: Trashmob-Teilnehmerin.

Das Interview fand am 16. August 2014 in einem Kleinbasler Restaurant statt und dauerte 120 Minuten.

7.2 Forschungsliteratur, schriftliche und audiovisuelle Quellen

Internetseiten werden am Ende des Verzeichnisses aufgeführt.

- Adam, Jens: „Kaum noch normale Berliner“. Stadtethnologische Erkundungen in einem „sozialen Problemquartier“. Münster 2005 (Berliner Ethnographische Studien, Bd. 8).
- Albrow, Martin: Auf dem Weg zu einer globalen Gesellschaft? In: Ulrich Beck (Hg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt am Main 1998, S. 411–434.
- Albrow, Martin: Traveling beyond local cultures. Socioscapes in a global city. In: John Eade (Hg.): Living the global city. Globalization as a local process. London 1997, S. 35–52.
- Allen, John: Powerful assemblages? In: *Area* 43/2 (2011), S. 154–157.
- Althaus, Eveline: Sozialraum Hochhaus. Nachbarschaft und Wohnalltag in Schweizer Grosswohnbauten. Bielefeld 2018.
- Althaus, Eveline: Nah und fremd – Nachbarschaften zwischen Öffnung und Abgrenzung. In: *trans* 23 (2013), S. 148–151.
- Althusser, Louis: Ideologie und ideologische Staatsapparate. 1. Halbband. Hamburg 2010 (Gesammelte Schriften, Bd. 5).
- Amann, Klaus, Stefan Hirschauer: Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Stefan Hirschauer, Klaus Amann (Hg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt am Main 1997, S. 7–52.
- Amit, Vered: Community as ‚good to think with‘. The productiveness of strategic ambiguities. Aus: Vered Amit, Nigel Rapport: Community, cosmopolitanism and the problem of human commonality. London 2012, S. 3–13.
- Amit, Vered: Introduction. Constructing the field. In: Vered Amit (Hg.): Constructing the field. Ethnographic fieldwork in the contemporary world. London 2000, S. 1–18.
- Amt für Umwelt und Energie: Abfallkontrolle. Infos zur Abfallkontrolle im Kanton Basel-Stadt. 2013. <https://www.bs.ch/publikationen/ae/infos-zur-abfallkontrolle-basel-stadt.html> (Stand: 15. März 2019).
- Anderson, Ben, Colin McFarlane: Assemblage and geography. In: *Area* 43/2 (2011), S. 124–127.
- Andreas, Marcus: Vom neuen guten Leben. Ethnographie eines Ökodorfes. Bielefeld 2015.
- Appadurai, Arjun: Modernity at large. Cultural dimensions of globalization. 8. Aufl. Minneapolis 2008 (Public worlds, Bd. 1).
- Appadurai, Arjun: Disjuncture and difference in the global cultural economy. In: *Theory, culture & society* 7 (1990), S. 295–310.
- Arnstein, Sherry R.: A ladder of citizen participation. In: *Journal of the American institute of planners* 35/4 (1969), S. 216–224.

- Atteslander, Peter: Der Begriff der Nachbarschaft in der neueren Gemeindeforschung. In: Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik 96/4 (1960), S. 443–457.
- Bachmann, Götz, Andreas Wittel: Medienethnographie. In: Ruth Ayass, Jörg Bergmann (Hg.): Qualitative Methoden der Medienforschung. Mannheim 2011, S. 183–219.
- Bachmann, Ruedi: Die erste Wohnstrasse in der Schweiz feiert ihr 40jähriges Bestehen. [2017]. <http://www.mozaikzeitung.ch/spip/spip.php?article602> (Stand: 12. Februar 2019).
- Bachmann, Ruedi et al.: Revitalisierung am Beispiel der Bärenfelsenstrasse in Basel. Entwicklung, Indikatoren, Folgerungen. Bern 1984 (Arbeitsberichte Wohnungswesen, Nr. 10).
- Bachmann-Medick, Doris: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg 2006.
- Barlösius, Eva: Pierre Bourdieu. Frankfurt am Main 2006.
- Bartelheimer, Peter: Der Sozialraum in Sozialer Arbeit und kommunaler Sozialberichterstattung. In: Fabian Kessel, Hans-Uwe Otto (Hg.): Territorialisierung des Sozialen. Regieren über soziale Nahräume. Opladen 2007, S. 273–294.
- Baruzzi-Leicher, Renate: Nachbarschaft. In: Matthias Zender (Hg.): Atlas der deutschen Volkskunde. Neue Folge. Erläuterungen Bd. II. Marburg 1966–1982, S. 277–316.
- Bau- und Verkehrsdepartement des Kantons Basel-Stadt, Stadtteilsekretariat Kleinbasel: Verfahrensdefinition betr Mitwirkung im Projekt „Hafen- und Stadtentwicklung 3land“. (Stand 18.6.12). https://stskb.ch/fileadmin/user_upload/Dokumente/Mitwirkung/Hafen-_und_Stadtentwicklung/Mitwirkungsvereinbarung_Hafen_2012_06_18.pdf (Stand: 25. März 2019).
- Bau- und Verkehrsdepartement des Kantons Basel-Stadt – Hochbau- und Planungsamt, Schweizerische Rheinhäfen – Port of Switzerland, Departement für Wirtschaft, Soziales und Umwelt des Kantons Basel-Stadt – Amt für Wirtschaft und Arbeit (Hg.): Hafen- und Stadtentwicklung Klybeck – Kleinhüningen. Synthesebericht Städtebauliche Testplanung mit Optionen Hafenlogistik. Basel 2010. http://www.hafen-stadt.ch/fileadmin/user_upload/2010-06-17_Synthesebericht_96dpi.pdf (Stand: 25. März 2019).
- Bauernschmidt, Stefan: Kulturwissenschaftliche Inhaltsanalyse prozessgenerierter Daten. In: Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern 2014, S. 415–430.
- Beck, Stefan: Von Praxistheorie 1.0 zu 3.0 – oder: wie analoge und digitale Praxen relationiert werden sollten. In: Laboratory Anthropology of Environment | Human Relations (Hg.): After practice. Thinking through matter(s) and meaning relationally. Volume II. Berlin 2019 (Berliner Blätter, H. 81), S. 9–27.
- Beck, Stefan: Versuch über analoge und digitale Praxen – und deren Relation(-ierung). 19. Februar 2015 [Videoaufzeichnung eines Vortrags an der Tagung „Digitale Praxen“]. <http://www.goingdigital.de/arbeitsstagen/digitalpractices/videos-fotos/> (Stand: 3. April 2019).
- Beck, Stefan: Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte. Berlin 1997 (Zeithorizonte. Studien zu Theorien und Perspektiven Europäischer Ethnologie, Bd. 4).
- Betz, Stephan: Wohnungsgenossenschaften und Nachbarschaften. In: Informationen zur Raumentwicklung 4 (2007), S. 241–249.
- Bell, David, Mark Jayne (Hg.): City of quarters. Urban villages in the contemporary city. Aldershot 2004.

- Bender, Thomas: Postscript. Reassembling the city. Networks and urban imagineries. In: Ignacio Fariás, Thomas Bender (Hg.): Urban assemblages. How Actor-Network Theory changes urban studies. London 2011, S. 303–323.
- Bendix, Regina: Was über das Auge hinausgeht. Zur Rolle der Sinne in der ethnographischen Forschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 102 (2006), S. 71–84.
- Bergmann, Thomas: Giftzwerge. Wenn der Nachbar zum Feind wird. München 1992.
- Berking, Helmuth: Raumtheoretische Paradoxien im Globalisierungsdiskurs. In: Helmuth Berking (Hg.): Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen. Frankfurt am Main 2006, S. 7–22.
- Bertels, Lothar: Gemeinschaftsformen in der modernen Stadt. Opladen 1990.
- Besmer, Christina: Oberägeri: „Auf der Sonnenseite zuhause sein“? Eine kulturwissenschaftliche Untersuchung über räumliche Deutungs- und Aushandlungsprozesse. Basel 2012 [unveröffentlichte Masterarbeit, eingereicht am Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel].
- Besmer, Christina, Ina Dietzsch: Superdiversität als Herausforderung partizipativer Planung. In: Jan Lange, Jonas Müller (Hg.): Wie plant die Planung? Kultur- und planungswissenschaftliche Perspektiven auf die Praxis räumlicher Planungen. Berlin 2016 (Berliner Blätter, H. 72), S. 163–173.
- Beth, M.: Nachbar. In: Eduard Hoffmann-Krayer, Hanns Bächtold-Stäubli (Hg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. V. Berlin 1932/1933, S. 753–760.
- Binder, Beate: Streitfall Stadtmitte. Der Berliner Schlossplatz. Köln 2009 (alltag & kultur, Bd. 13).
- Binder, Beate: Arbeiten (an) der Imagination. Einleitende Überlegungen zum Verhältnis von Kunst und Ethnographie. In: Beate Binder, Dagmar Neuland-Kitzerow, Karoline Noack (Hg.): Kunst und Ethnographie. Zum Verhältnis von visueller Kultur und ethnographischem Arbeiten. Münster 2008 (Berliner Blätter, H. 46), S. 10–18.
- Binder, Beate, Thomas Hengartner, Sonja Windmüller: Kultur – Forschung polyphon. Eine Hinleitung. In: Sonja Windmüller, Beate Binder, Thomas Hengartner (Hg.): Kultur – Forschung. Zum Profil einer volkscundlichen Kulturwissenschaft. Münster 2009 (Studien zur Alltagskultur, Bd. 6), S. 11–31.
- Blask, Falk (Hg.): Geteilte Nachbarschaft. Erkundungen im ehemaligen Grenzgebiet Treptow und Neukölln. Münster 1999 (Berliner Blätter, H. 20 / Ethnographische und ethnologische Studien, 2).
- Blok, Anders, Ignacio Fariás (Hg.): Urban cosmopolitics. Agencements, assemblies, atmospheres. London 2016.
- Blommaert, Jan: Infrastructures of superdiversity. Conviviality and language in an Antwerp neighborhood. In: European journal of cultural studies 17/4 (2014), S. 431–451.
- Blumer, Herbert: Social movements. In: Stanford M. Lyman (Hg.): Social movements. Critiques, concepts, case-studies. Basingstoke 1995, S. 60–83.
- Böhm, Andreas: Theoretisches Codieren. Textanalyse in der Grounded Theory. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 7. Aufl. Reinbek bei Hamburg 2009, S. 475–485.
- Bösch, Peter: Der Nachbarschaftsstreit und dessen Beilegung. Mediation – ein neuer Weg. In: Schweizerische Juristen-Zeitung 94/4 (1998), S. 77–85 und S. 105–110.
- Bossert, Markus, Reto Bürgin: Wer entscheidet über die Klybeckinsel? Aus: Ueli Mäder et al.: Raum und Macht. Die Stadt zwischen Vision und Wirklichkeit. Leben und Wirken von Lucius und Annemarie Burckhardt. Zürich 2014, S. 235–257.

- Both, Göde: Praktiken kartografieren. Was bringt Clarkes Situational Analysis für Praxeografien? In: Franka Schäfer, Anna Daniel, Frank Hillebrandt (Hg.): *Methoden einer Soziologie der Praxis*. Bielefeld 2015, S. 197–214.
- Bourdieu, Pierre: Ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital. In: Franzjörg Baumgart (Hg.): *Theorien der Sozialisation*. 4. Aufl. Bad Heilbrunn 2008 (Studienbücher Erziehungswissenschaft, Bd. 3), S. 217–231.
- Bourdieu, Pierre: Physischer, sozialer und angeeigneter Raum. In: Martin Wentz (Hg.): *Stadt-Räume*. Frankfurt am Main 1991 (Die Zukunft des Städtischen, Bd. 2), S. 25–34.
- Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt am Main 1979.
- Breidenstein, Georg et al.: *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz 2013.
- Brenner, Neil, David J. Madden, David Wachsmuth: Assemblage urbanism and the challenges of critical urban theory. In: *City 15/2* (2011), S. 225–240.
- Bröckling, Ulrich: Gleichgewichtsübungen. Die Mobilisierung des Bürgers zwischen Markt, Zivilgesellschaft und aktivierendem Staat. In: *SPW – Zeitschrift für Sozialistische Politik und Wirtschaft* 142 (2005), S. 19–22.
- Brüschweiler, Bettina et al.: Soziale Nachbarschaften als konzeptionelle Perspektive für die professionelle Gestaltung. In: Christian Reutlinger, Steve Stiehler, Eva Lingg (Hg.): *Soziale Nachbarschaften. Geschichte, Grundlagen, Perspektiven*. Wiesbaden 2015 (Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit, Bd. 10), S. 229–256.
- Bürgin, Reto: Interessenskonflikt im Basler Hafenaerial. Wie Widerständige Lucius Burckhardts Planungskritik neu interpretieren. In: *sub\urban 5/1–2* (2017), S. 277–286.
- Bürgin, Reto: Widerstand gegen „Rheinhattan“. Aus: Reto Bürgin et al.: *Urbane Widerständigkeit am Beispiel des Basler Rheinhafens*. Basel 2015, S. 89–145.
- Burawoy, Michael: The extended case method. In: *Sociological theory* 16/1 (1998), S. 4–33.
- Carpentier, Nico: Translocalism, community media and the city. Brüssel o. J. (Centre for Media Sociology. Working papers, 7).
- Charmaz, Kathy: *Constructing Grounded Theory. A practical guide through qualitative analysis*. Los Angeles 2009.
- Clarke, Adele E.: *Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn*. Wiesbaden 2012.
- Clarke, Adele E., Reiner Keller: „Für mich ist die Darstellung der Komplexität der entscheidende Punkt“. Zur Begründung der Situationsanalyse. Adele E. Clarke im Gespräch mit Reiner Keller. In: Günter Mey, Katja Mruck (Hg.): *Grounded Theory reader*. 2. Aufl. Wiesbaden 2011, S. 109–131.
- Cohn, Miriam: Teilnehmende Beobachtung. In: Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014, S. 71–85.
- Collier, Stephen J., Aihwa Ong: Global assemblages, anthropological problems. In: Aihwa Ong, Stephen J. Collier (Hg.): *Global assemblages. Technology, politics, and ethics as anthropological problems*. 5. Aufl. Malden 2008, S. 3–21.
- Corsín Jiménez, Alberto, Adolfo Estalella: Assembling neighbors. The city as hardware, method, and „a very messy kind of archive“. In: *Common knowledge* 20/1 (2014), S. 150–171.
- Corsín Jiménez, Alberto, Adolfo Estalella: The atmospheric person. Value, experiment, and „making neighbors“ in Madrid’s popular assemblies. In: *HAU. Journal of ethnographic theory* 3/2 (2013), S. 119–139.
- Couldry, Nick: Akteur-Netzwerk-Theorie und Medien. Über Bedingungen und Grenzen von Konnektivitäten und Verbindungen. In: Andreas Hepp et al. (Hg.): *Konnektivität, Netz-*

- werk und Fluss. Konzepte gegenwärtiger Medien-, Kommunikations- und Kulturtheorie. Wiesbaden 2006, S. 101–117.
- Crow, Graham, Graham Allan, Marcia Summers: Neither busybodies nor nobodies. Managing proximity and distance in neighbourly relations. In: *Sociology* 36/1 (2002), S. 127–145.
- Damsholt, Tine: Det gode liv i etnologien. In: *Kulturstudier* 1 (2015), S. 37–55.
- Damsholt, Tine, Astrid Pernille Jespersen: Innovation, resistance or tinkering. Rearticulating everyday life in an ethnological perspective. In: *Ethnologia Europaea* 44/2 (2014), S. 17–30.
- DeLanda, Manuel: *A new philosophy of society. Assemblage theory and social complexity.* London 2006.
- De Certeau, Michel: *Kunst des Handelns.* Berlin 1988 (Internationaler Merve Diskurs, 140).
- De Geus, Marius: Ecotopia, sustainability, and vision. In: *Organization & environment* 15/2 (2002), S. 187–202.
- Dietzsch, Ina: Erzählen mit Zahlen. Diagramme als Orte des [Er]zählens. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 111 (2015), S. 31–53.
- Dietzsch, Ina: Öffentlichkeit unter den Bedingungen urbaner Superdiversität. Überlegungen zum Umgang mit einer Kategorie in den Kulturwissenschaften. In: Caroline Schmitt, Asta Vonderau (Hg.): *Transnationalität und Öffentlichkeit. Interdisziplinäre Perspektiven.* Bielefeld 2014a, S. 27–53.
- Dietzsch, Ina: *The everyday life of publics. An ethnographic study.* Basel 2014b [Habilitationsschrift, unveröffentlichtes Manuskript].
- Dietzsch, Ina, Daniel Kunzelmann: Kartieren und rechnende Räume. Zur Digitalisierung einer Kulturtechnik. In: Gertraud Koch (Hg.): *Digitalisierung. Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung.* Konstanz 2017, S. 283–307.
- Döring, Nicola: Mediatisierte Beziehungen. In: Karl Lenz, Frank Nestmann (Hg.): *Handbuch persönliche Beziehungen.* Weinheim 2009, S. 651–675.
- Dresing, Thorsten, Thorsten Pehl: *Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende.* 8. Aufl. Marburg 2018. https://www.audiotranskription.de/download/praxisbuch_transkription.pdf? q=Praxisbuch- (Stand: 3. April 2019).
- Ege, Moritz: Urbane Ethiken und das Normative der Urbanität – ein Diskussionsbeitrag. In: Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): *Andere Urbanitäten. Zur Pluralität des Städtischen.* Wien 2018 (Ethnographie des Alltags, Bd. 3), S. 169–192.
- Ege, Moritz, Johannes Moser: Urbane Ethiken. Debatten und Konflikte um das gute und richtige Leben in Städten. Projektvorstellung. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 120/3–4 (2017), S. 237–249.
- Egger, Simone: Kulturanalyse als Dichte Beschreibung. In: Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie.* Bern 2014, S. 401–414.
- Eggmann, Sabine: Kultur und ihre Grenzen. Begriffe, Konzeptionen, Konsequenzen. In: Jacques Picard, Silvy Chakkalakal, Silke Andris (Hg.): *Grenzen aus kulturwissenschaftlichen Perspektiven.* Berlin 2016, S. 69–84.
- Eggmann, Sabine: Forschen mit „Kultur“ – Revisionen und Potenziale. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 110 (2014), S. 269–289.
- Eggmann, Sabine: *Doing Society. Was „Volkskultur“ und „Gesellschaft“ verbindet. Eine theoretische Einleitung.* In: Sabine Eggmann, Karoline Oehme-Jüngling (Hg.): *Doing Society. „Volkskultur“ als gesellschaftliche Selbstverständigung.* Basel 2013, S. 9–26.

- Eggmann, Sabine: Praxen der Verortung. Das kulturwissenschaftliche Interesse am Raum als „moderne“ Gesellschaftsdiagnose. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 108/2 (2012), S. 170–177.
- Eggmann, Sabine: „Kultur“-Konstruktionen. Die gegenwärtige Gesellschaft im Spiegel volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftlichen Wissens. Bielefeld 2009.
- Eggmann, Sabine, Karoline Oehme-Jüngling: Vorwort. In: Sabine Eggmann, Karoline Oehme-Jüngling (Hg.): *Doing Society*. „Volkskultur“ als gesellschaftliche Selbstverständigung. Basel 2013, S. 7–8.
- Ehn, Billy, Orvar Löfgren: *Nichtstun. Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen*. Hamburg 2012.
- E-Mail des Stadtteilsekretariats Kleinbasel, 25. August 2016.
- E-Mail von Claudia Greter, Kontaktstelle für Quartierarbeit Basel-Stadt, 22. März 2016.
- E-Mail von Daniela Nowak, 7. Juli 2014.
- E-Mail von Elena Molteni, 3. November 2014.
- E-Mail von Vitus Thali, Statistisches Amt Basel-Stadt, 6. April 2016.
- Emerson, Robert M., Rachel I. Fretz, Linda L. Shaw: *Writing ethnographic fieldnotes*. 2. Aufl. Chicago 2011.
- Emerson, Robert M., Rachel I. Fretz, Linda L. Shaw: *Participant observation and fieldnotes*. In: Paul Atkinson et al. (Hg.): *Handbook of ethnography*. Reprint. London 2002, S. 352–368.
- Emmenegger, Barbara, Ilja Fanghänel, Meike Müller: *Nachbarschaften in genossenschaftlichen Wohnsiedlungen als Zusammenspiel von gelebtem Alltag, genossenschaftlichen Strukturen und gebautem Umfeld – Ein Beitrag zur sozialen Nachhaltigkeit*. Schlussbericht – Kurzfassung. Luzern 2017.
- Endress, Martin: *Soziologische Theorien kompakt*. München 2012.
- Endress, Martin: Alfred Schütz. Konstanz 2006 (Klassiker der Wissenssoziologie, Bd. 3).
- Engelhard, Jutta-Beate: *Nachbarschaft in der Grossstadt*. Neuere Initiativen, dargestellt am Beispiel der Stadt Münster. Münster 1986 (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, H. 49).
- erlenapp-Werbevideo. <https://www.youtube.com/watch?v=y3VKE7obHeA&spfreload=10> (Stand: 14. März 2019).
- erlenapp-Werbevideo. <https://www.youtube.com/watch?v=6EnAkIkTt-k> (Stand: 14. März 2019).
- Färber, Alexa: *Low-budget Berlin*. Towards an understanding of low-budget urbanity as assemblage. In: *Cambridge journal of regions, economy and society* 7/1 (2014), S. 119–136.
- Färber, Alexa: *Anthropologie der Stadt und / oder Akteurnetzwerkforschung? Zur Greifbarkeit der Stadt und ihrer kulturwissenschaftlichen Erforschbarkeit*. In: Johanna Rolshoven, Manfred Omahna (Hg.): *Reziproke Räume*. Texte zu Kulturanthropologie und Architektur. Marburg 2013, S. 50–64.
- Färber, Alexa: *Greifbarkeit der Stadt*. Überlegungen zu einer stadt- und wissensanthropologischen Erforschung stadträumlicher Aneignungspraktiken. In: *derive* 40/41 (2010), S. 100–105.
- Färber, Alexa: *Interkulturelle Situationen*. Zur Temporalität von Differenz in einer Kreuzberger Nachbarschaftsinitiative. In: *Kieler Blätter zur Volkskunde* 41 (2009), S. 21–35.
- Fariás, Ignacio: *Introduction*. Decentring the object of urban studies. In: Ignacio Fariás, Thomas Bender (Hg.): *Urban assemblages*. How Actor-Network Theory changes urban studies. London 2011, S. 1–24.

- Fariás, Ignacio, Thomas Bender (Hg.): *Urban assemblages. How Actor-Network Theory changes urban studies*. London 2011.
- Fariás, Ignacio, Anders Blok: *Introducing urban cosmopolitics. Multiplicity and the search for a common world*. In: Anders Blok, Ignacio Fariás (Hg.): *Urban cosmopolitics. Agencements, assemblies, atmospheres*. London 2016, S. 1–22.
- Ferguson, Francesca, *Urban Drift Projects* (Hg.): *Make_Shift City. Renegotiating the urban commons – Die Neuverhandlung des Urbanen*. Berlin 2014.
- Flick, Uwe: *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. 2. Aufl. Reinbek bei Hamburg 2009.
- Flyer Informationsveranstaltung Hafenspaserelle, 5. Mai 2015. http://www.klybeckinsel.ch/cms2012/wp-content/uploads/2015/04/Flyer_Quartierinfo_5Mai_online_v3.pdf (Stand: 25. März 2019).
- Flyer Informationsveranstaltung „Stadtteilentwicklung für wen“, 13. Mai 2014. <http://www.klybeckinsel.ch/cms2012/wp-content/uploads/2014/04/Quartierinfo-7sprachig.jpg> (Stand: 25. März 2019).
- Flyer NachbarNet.
- Flyer Neustart Schweiz – Regio Basel: *Wie Nachbarschaften die Welt verändern können*.
- Flyer Quartierflohmi Matthäus, 4. Juni 2016.
- Flyer Trashmob GoldGlove, Matthäusplatz Basel, 17. August 2013.
- Forrest, Ray: *Who cares about neighbourhoods?* In: *International social science journal* 59/191 (2008), S. 129–141.
- Freitag, Markus: *Das reale Dorf löst sich auf* [Interview von Beat Metzler mit Markus Freitag]. In: *Tages-Anzeiger* (27. August 2014). <http://www.tagesanzeiger.ch/schweiz/standard/Das-reale-Dorf-loest-sich-auf/story/17547803> (Stand: 8. März 2019).
- Fretz, Nicole: *Zum Verhältnis von Raum und Integration. Eine empirische Untersuchung in Basel*. Basel 2011.
- Friedl, John, Noel J. Chrisman: *Continuity and adaptation as themes in urban anthropology*. In: John Friedl, Noel J. Chrisman (Hg.): *City ways. A selective reader in urban anthropology*. New York 1975, S. 1–22.
- Frisch, Max: *Zum Geleit*. Aus: Markus Kutter, Lucius Burckhardt: *Wir selber bauen unsere Stadt*. Basel [1953] (Basler politische Schriften, 1), S. 6–9.
- Fründt, Steffen: *Nachbarschaftsportal Niriu wird abgeschaltet*. In: *Die Welt* (21. Februar 2015). <https://www.welt.de/wirtschaft/webwelt/article137693154/Nachbarschaftsportal-Niriu-wird-abgeschaltet.html> (Stand: 14. März 2019).
- Gajek, Esther: *Lernen vom Feld*. In: Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014, S. 53–68.
- Gans, Herbert J.: *The urban villagers. Group and class in the life of Italian-Americans*. Glencoe 1962.
- Gautier, Dinu: *Pneu mit der gepumpten Pumpe des Nachbarn pumpen*. In: *Journal B* (22. Oktober 2012). <http://www.journal-b.ch/de/102012/alltag/253/Pneu-mit-der-gepumpten-Pumpe-des-Nachbarn-pumpen.htm> (Stand: 14. März 2019).
- Gebhardt, Winfried: *Gemeinschaften ohne Gemeinschaft*. In: Ronald Hitzler, Anne Honer, Michaela Pfadenhauer (Hg.): *Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Erkundungen*. Wiesbaden 2008, S. 202–213.
- Gerhards, Jürgen: *Der Aufstand des Publikums. Eine systemtheoretische Interpretation des Kulturwandels in Deutschland zwischen 1960 und 1989*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 30/3 (2001), S. 163–184.

- Giddens, Anthony: Konsequenzen der Moderne. Frankfurt am Main 1995.
- Giddens, Anthony: Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main 1993.
- Gidley, Ben: Landscapes of belonging, portraits of life. Researching everyday multiculturalism in an inner city estate. In: *Global studies in culture and power* 20/4 (2013), S. 361–376.
- Gildemeister, Regine: Doing Gender. Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Ruth Becker (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. 3. Aufl. Wiesbaden 2010 (Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 35), S. 137–145.
- Girtler, Roland: *Methoden der Feldforschung*. 4. Aufl. Wien 2001.
- Glaser, Barney G., Anselm L. Strauss: *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. 2. Aufl. Bern 2005.
- Gnehm, Muriel: Von der Schmutzzone zum Trendquartier. In: *Basler Zeitung* (6. August 2013). <https://bazonline.ch/basel/stadt/Von-der-Schmutzzone-zum-Trendquartier/story/17447655> (Stand: 22. März 2019).
- Göderitz, Johannes, Roland Rainer, Hubert Hoffmann: Die gegliederte und aufgelockerte Stadt. Tübingen 1957 (Archiv für Städtebau und Landesplanung, 4).
- Götz, Irene: Unternehmensethnographie. Bemerkungen zur Debatte um Kultur(alisierung) und zur kulturwissenschaftlichen Betrachtungsperspektive. In: Irene Götz, Andreas Wittel (Hg.): *Arbeitskulturen im Umbruch. Zur Ethnographie von Arbeit und Organisation*. 9. Tagung der Kommission Arbeitskulturen (ehem. „Arbeiterkultur“) in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde am 8./9. Mai 1998 in München. Münster 2000 (Münchener Universitätsschriften / Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 26), S. 55–74.
- Graham, Stephen, Nigel Thrift: Out of order. Understanding repair and maintenance. In: *Theory, culture & society* 24/3 (2007), S. 1–25.
- Granovetter, Mark S.: The strength of weak ties. In: *The American journal of sociology* 78/6 (1973), S. 1360–1380.
- Grenz, Tilo, Paul Eisewicht: Taking the leap of faith. Gemeinsamkeit, Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit im Spiegel der Technik. In: Paul Eisewicht, Tilo Grenz, Michaela Pfadenhauer (Hg.): *Techniken der Zugehörigkeit*. Karlsruhe 2012, S. 239–259.
- Greschke, Heike Mónica: Is there a home in cyberspace? The Internet in migrants' everyday life and the emergence of global communities. New York 2012 (Routledge research in information technology and society, 14).
- Gribat, Nina, Hannes Langguth, Mario Schulze: ‚Make-Shift-Urbanismus‘ in den Zeiten einer ‚Absoluten Gegenwart‘? Auf den Spuren städtischer Praktiken um das Ostkreuz in Berlin. In: *sub\urban* 3/3 (2015), S. 111–124.
- Günther, Julia: Nachbarschaft und nachbarschaftliche Beziehungen. In: Karl Lenz, Frank Nestmann (Hg.): *Handbuch persönliche Beziehungen*. Weinheim 2009, S. 445–463.
- Günther, Julia: Das soziale Netz der Nachbarschaft als System informeller Hilfe. In: *Gruppendynamik und Organisationsberatung* 36/4 (2005), S. 427–442.
- Günther, Julia, Frank Nestmann: Quo vadis, Hausgemeinschaft? Zum Wandel nachbarschaftlicher Beziehungen in den östlichen Bundesländern. In: *Gruppendynamik und Organisationsberatung* 31/3 (2000), S. 321–337.
- Guest, Avery M., Barrett A. Lee: How urbanites define their neighborhoods. In: *Population and environment* 7/1 (1984), S. 32–56.
- Guidon, Dominique, Etienne Müller: Wagenplatz. Aus: Ueli Mäder et al.: *Raum und Macht. Die Stadt zwischen Vision und Wirklichkeit. Leben und Wirken von Lucius und Annemarie Burckhardt*. Zürich 2014, S. 267–278.

- Gyr, Ueli: Land- und Stadtgemeinden als Lebensräume. Zum Problemstand schweizerischer Ortsmonographien. In: Paul Hugger (Hg.): *Handbuch der schweizerischen Volkskultur*. Bd. 2. Zürich 1992, S. 687–706.
- Haenfler, Ross, Brett Johnson, Ellis Jones: Lifestyle movements. Exploring the intersection of lifestyle and social movements. In: *Social movement studies* 1/11 (2012), S. 1–20.
- Häussermann, Hartmut, Walter Siebel: *Stadtsoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt am Main 2004.
- Hallman, Howard W.: *Neighborhoods. Their place in urban life*. Beverly Hills 1984 (Sage library of social research, vol. 154).
- Hamm, Bernd: Nachbarschaft. In: Hartmut Häussermann (Hg.): *Grossstadt. Soziologische Stichworte*. 2. Aufl. Opladen 2000, S. 173–182.
- Hamm, Bernd: Betrifft: Nachbarschaft. Verständigung über Inhalt und Gebrauch eines vieldeutigen Begriffs. Düsseldorf 1973 (Bauwelt Fundamente, 40).
- Hampton, Keith N.: Neighborhoods in the network society. The e-neighbor study. In: *Information, communication and society* 10/5 (2007), S. 714–748.
- Hampton, Keith, Barry Wellman: Neighboring in Netville. How the Internet supports community and social capital in a wired suburb. In: *City & community* 2/4 (2003), S. 277–311.
- Hannerz, Ulf: Scenarios for the twenty-first century world. In: *Asian anthropology* 7/1 (2008), S. 1–23.
- Hannerz, Ulf: Studying down, sideways, through, backwards, forwards, away and at home. Reflections on the field worries of an expansive discipline. In: Simon Coleman, Peter Collins (Hg.): *Locating the field. Space, place and context in anthropology*. Oxford 2006 (ASA monographs, 42), S. 23–41.
- Hannerz, Ulf: *Transnational connections. Culture, people, places*. London 1998.
- Hannerz, Ulf: *Exploring the city. Inquiries toward an urban anthropology*. New York 1980.
- Harloff, Hans Joachim et al.: Die Bedeutung von Wohngruppen für die Bildung nachhaltiger Konsummuster. Berlin 1999 (Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Berlin, Nr. 99/1). <http://psydok.psycharchives.de/jspui/handle/20.500.11780/199> (Stand: 1. April 2019).
- Hauser-Schäublin, Brigitta: Teilnehmende Beobachtung. In: Bettina Beer (Hg.): *Methoden ethnologischer Feldforschung*. 2. Aufl. Berlin 2008, S. 37–58.
- Heberle, Rudolf: Das normative Element in der Nachbarschaft. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 11/2 (1959), S. 181–197.
- Heil, Tilmann: Are neighbours alike? Practices of conviviality in Catalonia and Casamance. In: *European journal of cultural studies* 17/4 (2014), S. 452–470.
- Helfferich, Cornelia: *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. 4. Aufl. Wiesbaden 2011.
- Helfrich, Silke, David Bollier: Commons als transformative Kraft. Zur Einführung. In: Silke Helfrich (Hg.): *Commons. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat*. Bielefeld 2012, S. 15–23.
- Hengartner, Thomas, Waltraud Kokot, Kathrin Wildner: Das Forschungsfeld Stadt in Ethnologie und Volkskunde. In: Waltraud Kokot, Thomas Hengartner, Kathrin Wildner (Hg.): *Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme*. Berlin 2000 (Kulturanalysen, Bd. 3), S. 3–18.
- Hepp, Andreas: Netzwerke, Kultur und Medientechnologie. Möglichkeiten einer kontextualisierten Netzkulturforschung. In: Maren Hartmann, Jeffrey Wimmer (Hg.): *Digitale Medientechnologien. Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft*. Wiesbaden 2011, S. 53–74.

- Hepp, Andreas, Cigdem Bozdog, Laura Suna: *Mediale Migranten. Mediatisierung und die kommunikative Vernetzung der Diaspora*. Wiesbaden 2011.
- Hepp, Andreas, Ronald Hitzler: *Mediatisierung von Vergemeinschaftung und Gemeinschaft. Zusammengehörigkeiten im Wandel*. In: Friedrich Krotz, Cathrin Despotović, Merle-Marie Kruse (Hg.): *Die Mediatisierung sozialer Welten*. Wiesbaden 2014, S. 35–52.
- Hess, Sabine, Maria Schwertl: *Vom „Feld“ zur „Assemblage“? Perspektiven europäisch-ethnologischer Methodenentwicklung – eine Hinleitung*. In: Sabine Hess, Johannes Moser, Maria Schwertl (Hg.): *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*. Berlin 2013, S. 13–37.
- Hillebrandt, Frank: *Was ist der Gegenstand einer Soziologie der Praxis?* In: Franka Schäfer, Anna Daniel, Frank Hillebrandt (Hg.): *Methoden einer Soziologie der Praxis*. Bielefeld 2015, S. 15–36.
- Hirschauer, Stefan: *Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis*. In: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer, Gesa Lindemann (Hg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt am Main 2008, S. 165–187.
- Hitzler, Ronald, Anne Honer, Michaela Pfadenhauer: *Zur Einleitung. „Ärgerliche“ Gesellungsgebilde?* In: Ronald Hitzler, Anne Honer, Michaela Pfadenhauer (Hg.): *Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Erkundungen*. Wiesbaden 2008, S. 9–31.
- Hörning, Karl H., Julia Reuter: *Doing Culture. Kultur als Praxis*. In: Karl H. Hörning, Julia Reuter (Hg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld 2004, S. 9–15.
- Hollinger, David A.: *Postethnic America. Beyond multiculturalism*. Überarb. und aktual. Aufl. New York 2000.
- Honer, Anne, Michael Meuser, Michaela Pfadenhauer (Hg.): *Fragile Sozialität. Inszenierungen, Sinnwelten, Existenzbastler. Ronald Hitzler zum 60. Geburtstag*. Wiesbaden 2010.
- Honvehlmann, Hubert: *Nachbarschaften auf dem Lande. Gegenwärtige Formen im nordwestlichen Münsterland*. Münster 1990 (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, H. 68).
- Hopf, Christel: *Die Pseudo-Exploration. Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 7/2 (1978), S. 97–115.
- Horn, Eva: *Zukunft als Katastrophe*. Frankfurt am Main 2014.
- House, James S., Karl R. Landis, Debra Umberson: *Structures and processes of social support*. In: *Annual review of sociology* 14 (1988), S. 293–318.
- Howard, Ebenezer: *Gartenstädte in Sicht*. Jena 1907.
- Hübner, Renate: *Einleitender Überblick*. In: Oliver Parodi, Gerhard Banse, Axel Schaffer (Hg.): *Wechselspiele: Kultur und Nachhaltigkeit. Annäherungen an ein Spannungsfeld*. Berlin 2010 (Global zukunftsfähige Entwicklung, 15), S. 11–18.
- Hüllemann, Ulrike, Bettina Brüscheiler, Christian Reutlinger: *Räumliche Aspekte von Nachbarschaft – eine Vergewisserung*. In: Christian Reutlinger, Steve Stiehler, Eva Lingg (Hg.): *Soziale Nachbarschaften. Geschichte, Grundlagen, Perspektiven*. Wiesbaden 2015, S. 22–33.
- Huffschmid, Anne, Kathrin Wildner: *Räume sprechen, Diskurse verorten? Überlegungen zu einer transdisziplinären Ethnografie*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 10/3 (2009), o. S.
- Huning, Sandra: *Wer plant für wen? Partizipation im Kontext gesellschaftlicher Differenzierung*. In: Patrick Küpper et al. (Hg.): *Raumentwicklung 3.0 – Gemeinsam die Zukunft der*

- räumlichen Planung gestalten. 15. Junges Forum der ARL, 6. bis 8. Juni 2012 in Hannover. Hannover 2014, S. 33–43.
- Hüsing, Alexander: 5 Start-ups, die Schwung in die Nachbarschaft bringen. (23. Mai 2016). <https://www.deutsche-startups.de/2016/05/23/5-start-ups-die-schwung-die-nachbarschaft-bringen/> (Stand: 14. März 2019).
- Huser, Petra: Wer baut unsere Stadt? Aus: Reto Bürgin et al.: Urbane Widerständigkeit am Beispiel des Basler Rheinhafen Areals. Basel 2015, S. 191–227.
- Imhof, Madeleine: Migration und Stadtentwicklung. Aktualgeographische Untersuchungen in den Basler Quartieren Iselin und Matthäus. Basel 1998 (Basler Beiträge zur Geographie, H. 45).
- Immobilien Basel-Stadt: Jahresbericht Immobilien Finanzvermögen 2015. Basel 2016. https://www.immobiliens.ch/media/cms_page_media/33/Jahresbericht%20FV%202015.pdf (Stand: 22. März 2019).
- Inglin, Oswald et al: Anzug betreffend Überarbeitung der Quartiereinteilung unter Berücksichtigung der Lebensräume. Geschäftsnummer 14.5164. Basel 2014. <http://www.grosserrat.bs.ch/dokumente/100377/000000377761.pdf> (Stand: 6. März 2019).
- Jetzkowitz, Jens, Jörg Schneider: Der Nachbar. Untersuchungen zu einer besonderen Funktion sozialer Kontrolle. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Frankfurt am Main 2006, S. 2535–2546.
- Jonuz, Elizabeta, Erika Schulze: Vielfalt als Motor städtischer Entwicklung. Das Beispiel der Keupstrasse in Köln. In: Wolf-Dietrich Bukow et al. (Hg.): Neue Vielfalt in der urbanen Stadtgesellschaft. Wiesbaden 2011, S. 33–48.
- Kaaser, Eduard: Power to the peers. In: WOZ (15. Januar 2015). <https://www.woz.ch/-5896> (Stand: 27. März 2019).
- Kaminski, Frank: Die Utopie auf dem Küchentisch. Nachbarschaftsideale in Stadt und Land. In: Heinz Schilling (Hg.): Nebenan und Gegenüber. Nachbarn und Nachbarschaften heute. Frankfurt am Main 1997 (Kulturanthropologie-Notizen, Bd. 59), S. 361–379.
- Kampfzone Garten – Wenn Nachbarn streiten. Hanspeter Bäni. Schweiz (SRF DOK) 2016. <https://www.srf.ch/sendungen/dok/kampfzone-garten-wenn-nachbarn-streiten> (Stand: 30. Mai 2017).
- Kanton Basel-Stadt: Leitfaden zur Mitwirkung der Quartierbevölkerung in der Stadt Basel. o. J. <https://www.entwicklung.bs.ch/stadtteile/stadtteilentwicklung/mitwirkung.html> (Stand: 22. März 2019).
- Kaschuba, Wolfgang: Vom Wissen der Städte. Urbane Räume als Labore der Zivilgesellschaft. In: Wolfgang Kaschuba, Dominik Kleinen, Cornelia Kühn (Hg.): Urbane Aushandlungen. Die Stadt als Aktionsraum. Berlin 2015 (Berliner Blätter, H. 69), S. 13–29.
- Keim, Rolf: Das Paradigma der Beteiligung. Chance oder Vereinnahmung sozialer Bewegungen? In: Norbert Gestring, Renate Ruhne, Jan Wehrheim (Hg.): Stadt und soziale Bewegungen. Wiesbaden 2014, S. 179–197.
- Kessl, Fabian, Hans-Uwe Otto: Von der (Re-)Territorialisierung des Sozialen. Zur Regierung sozialer Nahräume – eine Einleitung. In: Fabian Kessl, Hans-Uwe Otto (Hg.): Territorialisierung des Sozialen. Regieren über soziale Nahräume. Opladen 2007. S. 7–21.
- Kessler, Catharina I.: Doing School. Ein ethnographischer Beitrag zur Schulkulturforschung. Wiesbaden 2017 (Studien zur Schul- und Bildungsforschung, Bd. 63).
- Kitchin, Rob, Martin Dodge: Code/space. Software and everyday life. Cambridge 2011.

- Klages, Helmut: Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit in der Grossstadt. 2. Aufl. Stuttgart 1968 (Schriftenreihe des Vereins für Kommunalwissenschaften e.V. Berlin, Bd. 20).
- Klein, Dieter: Das Morgen tanzt im Heute. Transformation im Kapitalismus und über ihn hinaus. Hamburg 2013.
- Klöti, Tanja: Zum Verhältnis von partizipativer Stadtentwicklung, neoliberaler Stadtpolitik und stadtteilbezogener Sozialer Arbeit. In: Patrick Oehler, Nicola Thomas, Matthias Drilling (Hg.): Soziale Arbeit in der unternehmerischen Stadt. Kontexte, Programmatiken, Ausblicke. Wiesbaden 2016, S. 53–73.
- Knecht, Michi: Nach *Writing Culture*, mit *Actor-Network*. Ethnografie/Praxeografie in der Wissenschafts-, Medizin- und Technikforschung. In: Sabine Hess, Johannes Moser, Maria Schwertl (Hg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin 2013, S. 79–106.
- Knecht, Michi: Ethnographische Praxis im Feld der Wissenschafts-, Medizin- und Technikanthropologie. In: Stefan Beck, Jörg Niewöhner, Estrid Sørensen (Hg.): Science and technology studies. Eine sozialanthropologische Einführung. Bielefeld 2012, S. 245–274.
- Knies, Gundi: Neighbourhood social ties. How much do residential, physical and virtual mobility matter? In: The British journal of sociology 64/3 (2013), S. 425–452.
- Knoblauch, Hubert: Das strategische Ritual der kollektiven Einsamkeit. Zur Begrifflichkeit und Theorie des Events. In: Winfried Gebhardt, Ronald Hitzler, Michaela Pfadenhauer (Hg.): Events. Soziologie des Aussergewöhnlichen. Opladen 2000, S. 33–50.
- Koch, Gertraud: Distanzieren als Schlüsselkompetenz. Eine sozialanthropologische Perspektive auf nahe Diversitäten. In: Stephan A. Jansen, Nico Stehr, Eckhard Schröter (Hg.): Positive Distanz? Multidisziplinäre Annäherungen an den wahren Abstand und das Abstandwahren in Theorie und Praxis. Wiesbaden 2012, S. 119–127.
- Koloska, Sarah: Handlungsmotive von Partizipierenden in sozialen Bewegungen für nachhaltige Lebensstile. Eine Untersuchung anhand des Fallbeispiels Neustart Schweiz. Basel 2014 [Masterarbeit eingereicht an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel, Master's Degree in Sustainable Development].
- Korff, Gottfried: Mentalität und Kommunikation in der Grossstadt. Berliner Notizen zur „inneren“ Urbanisierung. In: Theodor Kohlmann, Hermann Bausinger (Hg.): Grossstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. 24. Deutscher Volkskunde-Kongress in Berlin vom 26. bis 30. September 1983. Berlin 1985 (Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, Bd. 13), S. 343–361.
- Kramer, Dieter: Kulturelle Faktoren und der Übergang zu einer nachhaltigen Lebensweise. In: Markus Tauschek, Maria Grewe (Hg.): Knappheit, Mangel, Überfluss. Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen. Frankfurt am Main 2015, S. 81–102.
- Kramer, Karl-Sigismund: Die Nachbarschaft als bäuerliche Gemeinschaft. Ein Beitrag zur rechtlichen Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung Bayerns. München-Pasing 1954 (Bayerische Heimatforschung, H. 9).
- Kramer, Karl-Sigismund: Rechtliches Gemeindeleben im Mairdreieck zwischen Reformation und Aufklärung. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1953, S. 136–148.
- Kramer, Karl-Sigismund: Die Nachbarschaft. Beitrag zur Kenntnis des Dorflebens vergangener Jahrhunderte. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1952, S. 128–140.
- Kries, Mateo et al. (Hg.): Together! Die neue Architektur der Gemeinschaft. Weil am Rhein 2017.

- Krins, Franz: Nachbarschaften im westlichen Münsterland. Münster 1952 (Schriften der Volkskundlichen Kommission im Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde, H. 10).
- Krotz, Friedrich: Einleitung. Projektübergreifende Konzepte und theoretische Bezüge der Untersuchung mediatisierter Welten. In: Friedrich Krotz, Cathrin Despotović, Merle-Marie Kruse (Hg.): Die Mediatisierung sozialer Welten. Wiesbaden 2014a, S. 7–32.
- Krotz, Friedrich: Media, mediatization and mediatized worlds. A discussion of the basic concepts. In: Andreas Hepp, Friedrich Krotz (Hg.): Mediatized worlds. Culture and society in a media age. Basingstoke 2014b, S. 72–87.
- Krotz, Friedrich: Posttraditionale Vergemeinschaftung und mediatisierte Kommunikation. Zum Zusammenhang von sozialem, medialem und kommunikativem Wandel. In: Ronald Hitzler, Anne Honer, Michaela Pfadenhauer (Hg.): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Erkundungen. Wiesbaden 2008, S. 151–169.
- Kunze, Iris: Soziale Innovationen für eine zukunftsfähige Lebensweise. Gemeinschaften und Ökodörfer als experimentierende Lernfelder für sozial-ökologische Nachhaltigkeit. Münster 2009.
- Kunze, Iris: „Bildet Gemeinschaften – oder geht unter!“ Eine Untersuchung selbstverwalteter, subsistenter Gemeinschaftsprojekte und Ökodörfer in Deutschland – Modelle für eine zukunftsfähige Lebensweise? Münster 2003 [Diplomarbeit].
- Kurmann, Daniel: „Rheinhattan“. Die Lust und der Frust der Mitwirkung – ein Erfahrungsbericht. In: Tages Woche (24. Februar 2015). <http://www.tageswoche.ch/de/blogs/speakerscorner/680476/> (Stand: 25. März 2019).
- Kutter, Markus, Lucius Burckhardt: Wir selber bauen unsere Stadt. Basel [1953] (Basler politische Schriften, 1).
- Läpple, Dieter: Gesellschaftszentriertes Raumkonzept. Zur Überwindung von physikalisch-mathematischen Raumauffassungen in der Gesellschaftsanalyse. In: Martin Wentz (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt am Main 1991 (Die Zukunft des Städtischen, Bd. 2), S. 35–46.
- Lahusen, Christian: Soziale Bewegungen. In: Steffen Mau, Nadine M. Schöneck (Hg.): Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. 3. Aufl. Wiesbaden 2013, S. 717–729.
- Lange, Jan, Jonas Müller (Hg.): Wie plant die Planung? Kultur- und planungswissenschaftliche Perspektiven auf die Praxis räumlicher Planungen. Berlin 2016 (Berliner Blätter, H. 72).
- Latour, Bruno: Paris, invisible city. The plasma. In: City, culture and society 3/2 (2012), S. 91–93.
- Latour, Bruno, Emilie Hermant: Paris ville invisible. Le Plessis-Robinson 1998.
- Law, John: After method. Mess in social science research. London 2004.
- Lehmann, Ernst: Volksgemeinschaften aus Nachbarschaften. Eine Volkskunde des deutschen Nachbarschaftswesens. Prag 1944 (Wissenschaft und Volk, Bd. 2).
- Leicher, Renate: Die Nachbarschaft nach den Aufnahmen des ADV. In: Günter Wiegmann: 3. Arbeitstagung über Fragen des Atlas der deutschen Volkskunde in Bonn vom 27. bis 29. April 1961. Protokollmanuskript. Bonn 1961, S. 76–89.
- Leimgruber, Walter: Die Tücken der Entgrenzung. Migration und Migrationsforschung vor neuen Herausforderungen. In: Jacques Picard, Silvy Chakkalakal, Silke Andris (Hg.): Grenzen aus kulturwissenschaftlichen Perspektiven. Berlin 2016, S. 269–296.
- Leimgruber, Walter: Entgrenzungen. Kultur – empirisch. In: Reinhard Johler et al. (Hg.): Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011. Münster 2013, S. 71–85.

- Lelévrier, Christine, Clément Rivière, Galia Shokry: *Fieldwork inhabitants*, Paris (France). Paris 2015 [Report zum Forschungsprojekt „DIVERSICITES. Governing urban diversity. Creating social cohesion, social mobility and economic performance in today's hyper-diversified cities“].
- Lenz, Karl: *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*. 4. Aufl. Wiesbaden 2009.
- Levitas, Ruth: *The concept of Utopia*. New York 1990.
- Lindner, Rolf: *Walks on the wild side. Eine Geschichte der Stadtforschung*. Frankfurt am Main 2004.
- Lindner, Rolf: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 99 (2003), S. 177–188.
- Lindner, Rolf: Von der Feldforschung zur Feld-Forschung. In: Klara Löffler (Hg.): *Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde*. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Wien 1998. Wien 2001 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 20), S. 13–16.
- Lindner, Rolf: Stadtkultur. In: Hartmut Häussermann (Hg.): *Grossstadt. Soziologische Stichworte*. Opladen 2000, S. 258–264.
- Lingg, Eva, Steve Stiehler: Nahraum. In: Christian Reutlinger, Caroline Fritsche, Eva Lingg (Hg.): *Raumwissenschaftliche Basics. Eine Einführung für die Soziale Arbeit*. Wiesbaden 2010 (Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit, Bd. 7), S. 169–179.
- Lippuner, Roland: Die Versammlung des Kollektivs. Über das Potenzial der Assemblageforschung für die kritische Stadtforschung. Kommentar zu Alexa Färbers „Potenziale freisetzen“. In: *sub\urban* 2/1 (2014), S. 120–125.
- Löw, Martina: *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main 2001.
- Long, Nicholas J., Henrietta L. Moore (Hg.): Introduction. *Sociality's new directions*. In: Nicholas J. Long, Henrietta L. Moore: *Sociality. New directions*. New York 2013 (Wyse series in social anthropology, vol. 1), S. 1–24.
- Lundby, Knut: Introduction. ‚Mediatization‘ as key. In: Knut Lundby (Hg.): *Mediatization. Concept, changes, consequences*. New York 2009, S. 1–18.
- Macdonald, Sharon: Ex-siting and insighting. *Ethnographic engagements with place and community*. In: Gisela Welz, Antonia Davidovic-Walther, Anke S. Weber (Hg.): *Epistemische Orte. Gemeinde und Region als Forschungsformate*. Frankfurt am Main 2011 (Kulturanthropologie-Notizen, Bd. 80), S. 29–43.
- Madanipour, Ali, Simin Davoudi: Localism. *Institutions, territories, representations*. In: Simin Davoudi, Ali Madanipour (Hg.): *Reconsidering localism*. New York 2015, S. 11–29.
- Madianou, Mirca, Daniel Miller: *Migration and New Media. Transnational families and polymedia*. London 2012.
- Mantecón-Ammann, Andrea: Aber sicher! Eine deutsche Variante von Neighbourhood Watch. In: Heinz Schilling (Hg.): *Nebenan und Gegenüber. Nachbarn und Nachbarschaften heute*. Frankfurt am Main 1997 (Kulturanthropologie-Notizen, Bd. 59), S. 323–338.
- Marculli, Patrick: Aus Quartieren werden Lebensräume. Offizielle Stadtteilgrenzen entsprechen oft nicht den Lebenswelten. In: *Basler Zeitung* (22. Oktober 2009), S. 22.
- Marcus, George: New ends for ethnography? Ein E-Mail-Interview zwischen Sabine Hess, Maria Schwertl und George Marcus. In: Sabine Hess, Johannes Moser, Maria Schwertl (Hg.): *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*. Berlin 2013, S. 309–318.
- Marcus, George E., Erkan Saka: Assemblage. In: *Theory, culture & society* 23/2–3 (2006), S. 101–106.

- Marcus, George E.: Ethnography in/of the world system. The emergence of multi-sited ethnography. In: *Annual review of anthropology* 24 (1995), S. 95–117.
- Martiniello, Marco: How to combine integration and diversities. The challenge of an EU multicultural citizenship. Discussion paper. Wien 2004.
- Mason, Kelvin, Mark Whitehead: Transition urbanism and the contested politics of ethical place making. In: *Antipode* 44/2 (2012), S. 493–516.
- Massmünster, Michel: Im Taumel der Nacht. Urbane Imaginationen, Rhythmen und Erfahrungen. Berlin 2017 (Kaleidogramme, Bd. 145).
- Massey, Doreen: Keine Entlastung für das Lokale. In: Helmuth Berking (Hg.): *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*. Frankfurt am Main 2006, S. 25–31.
- Massey, Doreen: *For space*. Reprint. London 2005.
- Mathar, Thomas: Der digitale Patient. Zu den Konsequenzen eines technowissenschaftlichen Gesundheitssystems. Bielefeld 2010 (Verkörperungen, Bd. 10).
- McFarlane, Colin: Assemblage and critical urbanism. In: *City* 15/2 (2011), S. 204–224.
- McKenzie, R. D.: The ecological approach to the study of human community. In: Robert E. Park, Ernest W. Burgess, Roderick D. McKenzie (Hg.): *The city*. 4. Aufl. Chicago 1967, S. 63–79.
- Meegan, Richard, Alison Mitchell: ‚It’s not community round here, it’s neighbourhood‘. Neighbourhood change and cohesion in urban regeneration policies. In: *Urban studies* 38/12 (2001), S. 2167–2194.
- Menzl, Marcus et al.: *Wohnen in der HafenCity*. Zuzug, Alltag, Nachbarschaft. Hamburg 2011 (Materialien zur HafenCity, 1).
- Metzler, Beat: Als Hans Widmer will er Zürich vor Bürohäusern retten. In: *Tages-Anzeiger* (22. Mai 2014). <http://www.tagesanzeiger.ch/zuersch/stadt/Der-utopische-Betonmischer/story/18867389> (Stand: 16. November 2016).
- Meuser, Michael, Michaela Pfadenhauer: Vorwort. In: Anne Honer, Michael Meuser, Michaela Pfadenhauer (Hg.): *Fragile Sozialität. Inszenierungen, Sinnwelten, Existenzbastler*. Ronald Hitzler zum 60. Geburtstag. Wiesbaden 2010, S. 7–12.
- Mol, Annemarie: *The body multiple. Ontology in medical practice*. Durham 2002.
- Mol, Annemarie, John Law: Regions, networks and fluids. *Anaemia and social topology*. In: *Social studies of science* 24/4 (1994), S. 641–671.
- Moser, Johannes: Gemeindeforschung in der Spätmoderne. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 98 (2002), S. 295–315.
- Moser, Johannes, Simone Egger: Stadtansichten. Zugänge und Methoden einer urbanen Anthropologie. In: Sabine Hess, Johannes Moser, Maria Schwertl (Hg.): *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*. Berlin 2013, S. 175–203.
- Munsch, Chantal: Quartiersentwicklung – Ausgrenzung. In: Judith Knabe, Anne van Riesen, Rolf Blandow (Hg.): *Städtische Quartiere gestalten. Kommunale Herausforderungen und Chancen im transformierten Wohlfahrtsstaat*. Bielefeld 2015, S. 41–54.
- Nachbar gegen Nachbar. Deutschland (SAT.1) 2012–. <http://www.sat1.ch/tv/nachbar-gegen-nachbar> (Stand: 27. Februar 2019).
- Naess, Hans Erik: Creating „the field“: Glocality, relationality and transformativity. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 17/3 (2016), o. S.
- Nell, Werner: Die Stadt als Dorf. Über die Generalisierung von Nahräumen und ihre Grenzen. In: Werner Nell, Marc Weiland (Hg.): *Imaginäre Dörfer. Zur Wiederkehr des Dörflichen in Literatur, Film und Lebenswelt*. Bielefeld 2014 (Rurale Topografien, Bd. 1), S. 175–194.

- Neustart Schweiz: Kleines Konversationslexikon für Nachbarschaftssoirées. Zürich 2014. https://www.neustart-schweiz.ch/files/publikationen/Neustart-Schweiz_Konversationslexikon.pdf (Stand: 29. März 2019).
- Niederer, Arnold: Gemeinwerk im Wallis. Bäuerliche Gemeinschaftsarbeit in Vergangenheit und Gegenwart. Basel 1956 (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 37).
- Niewöhner, Jörg: Stadt als Praxis ko-laborativ wissen. Kommentar zu Alexa Färbers „Potenziale freisetzen“. In: *sub\urban 2/1* (2014), S. 126–129.
- Nigg, Heinz: Wir sind wenige, aber wir sind alle. Biografien aus der 68er-Generation in der Schweiz. Zürich 2008.
- Nowicka, Magdalena, Steven Vertovec: Comparing convivialities. Dreams and realities of living-with-difference. In: *European journal of cultural studies* 17/4 (2014), S. 341–356.
- Oehler, Patrick, Matthias Drilling: Quartier. In: Christian Reutlinger, Caroline Fritsche, Eva Lingg (Hg.): *Raumwissenschaftliche Basics. Eine Einführung für die Soziale Arbeit*. Wiesbaden 2010 (Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit, Bd. 7), S. 201–209.
- Oehler, Patrick, Matthias Drilling, Jutta Guhl: Nachbarschaft – Reformulierung eines Konzeptes von Sozialer Arbeit im Kontext der unternehmerischen Stadt. In: Patrick Oehler, Nicola Thomas, Matthias Drilling (Hg.): *Soziale Arbeit in der unternehmerischen Stadt. Kontexte, Programmatiken, Ausblicke*. Wiesbaden 2016, S. 23–40.
- Oltmann, Andrea, Andrea Holzfuß: Virtuelle Nachbarn im Internet. In: Heinz Schilling (Hg.): *Nebenan und Gegenüber. Nachbarn und Nachbarschaften heute*. Frankfurt am Main 1997 (Kulturanthropologie-Notizen, Bd. 59), S. 81–109.
- Oosterbaan, Martijn: Virtual migration. Brazilian diasporic media and the reconfiguration of place and space. In: *Revue européenne des migrations internationales* 26/1 (2010), S. 81–102.
- Park, Robert E.: The city. Suggestions for the investigation of human behavior in the urban environment. In: Robert E. Park, Ernest W. Burgess, Roderick D. McKenzie (Hg.): *The city*. 4. Aufl. Chicago 1967, S. 1–46.
- Perry, Clarence Arthur: The neighborhood unit. In: Richard T. LeGates, Frederic Stout (Hg.): *The city reader*. 5. Aufl. London 2011, S. 486–498.
- Pfadenhauer, Michaela, Tilo Grenz (Hg.): *De-Mediatisierung. Diskontinuitäten, Non-Linearitäten und Ambivalenzen im Mediatisierungsprozess*. Wiesbaden 2017.
- Pfeil, Elisabeth: Zur Kritik der Nachbarschaftsidee. In: *Archiv für Kommunalwissenschaften* (1963), S. 39–54.
- Pfeil, Elisabeth: Nachbarkreis und Verkehrskreis in der Grossstadt. Typische Formen sozialer Existenz in Stadtmitte, Vorstadt und Gürtel der industriellen Grossstadt. In: Rainer Mackensen et al.: *Daseinsformen der Grossstadt*. Tübingen 1959, S. 158–225.
- Ploder, Andrea, Johanna Stadlbauer: Autoethnographie und Volkskunde? Zur Relevanz wissenschaftlicher Selbsterzählungen für die volkskundlich-kulturanthropologische Forschungspraxis. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 116/3–4 (2013), S. 373–404.
- P.M.: Die gefährliche Utopie des „normalen“ Kapitalismus. In: *WOZ* (29. Oktober 2015), S. 7.
- P.M.: *Neustart Schweiz. So geht es weiter*. Solothurn 2008.
- P.M.: *Amberland. Ein Reisebuch*. Zürich 1989.
- p.m.: *bolo'bolo*. Erw. und verb. Aufl. Zürich 1986.
- p. m.: *bolo'bolo*. Zürich 1983.
- Postill, John, Sarah Pink: Social media ethnography. The digital researcher in a messy web. In: *Media international Australia* 145 (2012), S. 123–134.

- PowerPoint-Präsentation zur Ergebniskonferenz des Mitwirkungsverfahrens Feldberg 47, 26. November 2013. https://stskb.ch/fileadmin/user_upload/Dokumente/Mitwirkung/Feldberg_47/Ergebniskonferenz_Feldberg_20131126Pras_01.pdf (Stand: 26. März 2019). Präsidi­aldepartement des Kantons Basel-Stadt. Kontaktstelle für Quartierarbeit: Liste der Mitwirkungsverfahren nach § 55. 30.9.2014.
- Präsidi­aldepartement des Kantons Basel-Stadt. Kontaktstelle für Quartierarbeit: Gesamtstädtisches Konzept Quartiersekretariate Basel. Basel 21. April 2004 (Aktualisierung: 1. Januar 2009). https://www.stadtteilsekretariatebasel.ch/wp-content/uploads/2016/06/2009032_Konzept_Quartiersekretariate.pdf (Stand: 15. März 2019).
- Projekt „Medienwelten und Alltagsurbanität“ [unveröffentlicher Forschungsantrag]. Przyborski, Aglaja, Monika Wohlrab-Sah: Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München 2008.
- Pumpipumpe Projektbeschreibung. https://www.pumpipumpe.ch/wp-content/uploads/2015/05/Pumpipumpe_Presse_DE.pdf (Stand: 12. März 2019).
- Rabinow, Paul: Was ist Anthropologie? Frankfurt am Main 2004.
- Raschke, Joachim: Zum Begriff der sozialen Bewegung. In: Roland Roth, Dieter Rucht (Hg.): Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt am Main 1987, S. 19–29.
- Ratto, Matt, Megan Boler: DIY and activism. New modes of civic engagement and participatory politics. In: Matt Ratto, Megan Boler (Hg.): DIY citizenship. Critical making and social media. Cambridge, Massachusetts 2014, S. 23–27.
- Rauterberg, Hanno: Wir sind die Stadt! Urbanes Leben in der Digitalmoderne. Berlin 2013.
- Reckwitz, Andreas: Subjekt. 3. Aufl. Bielefeld 2012.
- Reckwitz, Andreas: Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist 2006.
- Reckwitz, Andreas: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 21 (2003), S. 282–301.
- Reckwitz, Andreas: Toward a theory of social practices. A development in culturalist theorizing. In: European journal of social theory 5/2 (2002), S. 243–263.
- Rees, Tobias, Carlo Caduff: Einleitung: Anthropos plus Logos. Zum Projekt einer Anthropologie der Vernunft. In: Paul Rabinow: Anthropologie der Vernunft. Studien zu Wissenschaft und Lebensführung. Hrsg. u. übers. von Carlo Caduff und Tobias Rees. Frankfurt am Main 2004, S. 7–28.
- Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt: Regierungsratsbeschluss vom 12. Februar 2019. Motion Lisa Mathys und Konsorten betreffend Konkretisierung der „Mitwirkung durch die Quartierbevölkerung“ auf Gesetzesebene – Stellungnahme. Geschäftsnummer 18.5314.02. Basel 2019. <http://www.grosserrat.bs.ch/dokumente/100389/000000389169.pdf?t=155464140420190407145004> (Stand: 8. April 2019).
- Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt: Regierungsratsbeschluss vom 12. April 2016. Anzug Oswald Inglin und Konsorten betreffend „Überarbeitung der Quartiereinteilung unter Berücksichtigung der Lebensräume“. Geschäftsnummer 14.5164. Basel 2016. <http://www.grosserrat.bs.ch/dokumente/100382/000000382970.pdf> (Basel: 6. März 2019).
- Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt: Verordnung über die Mitwirkung der Quartierbevölkerung vom 22. Mai 2007 (Stand 1. Januar 2012). <https://www.entwicklung.bs.ch/stadtteile/stadtteilentwicklung/mitwirkung.html> (Stand: 22. März 2019).
- Reutlinger, Christian et al.: Neue Nachbarschaften in der S5-Stadt. Von der Metamorphose der nachbarschaftlichen Beziehungen im Quartier. In: ETH Wohnforum – ETH CASE

- (Hg.): S5-Stadt. Agglomeration im Zentrum. Forschungsberichte. Baden 2010, S. 206–232.
- Reutlinger, Christian, Steve Stiehler, Eva Lingg: *Die Nachbarschaft* soll es richten – Allgegenwärtigkeit eines Konzepts. In: Christian Reutlinger, Steve Stiehler, Eva Lingg (Hg.): *Soziale Nachbarschaften. Geschichte, Grundlagen, Perspektiven*. Wiesbaden 2015a (Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit, Bd. 10), S. 11–21.
- Reutlinger, Christian, Steve Stiehler, Eva Lingg: Grundlagen für Planungsprozesse – Plädoyer für eine transdisziplinäre Perspektive. In: Christian Reutlinger, Steve Stiehler, Eva Lingg (Hg.): *Soziale Nachbarschaften. Geschichte, Grundlagen, Perspektiven*. Wiesbaden 2015b (Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit, Bd. 10), S. 35–37.
- Reutlinger, Christian, Steve Stiehler, Eva Lingg: Nachbarschaft im heutigen Kontext. In: Christian Reutlinger, Steve Stiehler, Eva Lingg (Hg.): *Soziale Nachbarschaften. Geschichte, Grundlagen, Perspektiven*. Wiesbaden 2015c (Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit, Bd. 10), S. 58–80.
- Reutlinger, Christian, Steve Stiehler, Eva Lingg: Nachbarschaft im Kontext der 1920er Jahre. In: Christian Reutlinger, Steve Stiehler, Eva Lingg (Hg.): *Soziale Nachbarschaften. Geschichte, Grundlagen, Perspektiven*. Wiesbaden 2015d (Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit, Bd. 10), S. 81–99.
- Riemer, Svend: Villagers in metropolis. In: *The British journal of sociology* 2/1 (1951), S. 31–43.
- Ring, Kristien (Hg.): *Selfmade City*. Berlin. Stadtgestaltung und Wohnprojekte in Eigeninitiative. Berlin 2013.
- Röcke, Anja: (Selbst)Optimierung. Eine soziologische Bestandsaufnahme. In: *Berliner Journal für Soziologie* 27 (2017), S. 319–335.
- Rogojanu, Ana: Gemeinschaftliches Bauen und Wohnen zwischen Selbstorganisation, Solidarität und stadtpolitischen Interessen. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 118/3–4 (2015), S. 177–201.
- Rohr-Zänker, Ruth, Wolfgang Müller: *Die Rolle von Nachbarschaften für die zukünftige Entwicklung von Stadtquartieren. Expertise im Auftrag der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung*. Oldenburg 1998.
- Roitsch, Cindy: Von der „Aversion“ zum „Schutzwall“: Kommunikative Grenzziehung als gegenläufiges Medienhandeln in mediatisierten Welten. In: Michaela Pfadenhauer, Tilo Grenz (Hg.): *De-Mediatisierung. Diskontinuitäten, Non-Linearitäten und Ambivalenzen im Mediatisierungsprozess*. Wiesbaden 2017, S. 207–224.
- Rolshoven, Johanna: Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 99 (2003), S. 189–213.
- Rorato, Miriam: *Leben im Problemquartier. Zwangs- und Möglichkeitsräume*. Basel 2011 (Culture (kylty:r), Bd. 5).
- Rosa, Hartmut: *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. 5. Aufl. Berlin 2017.
- Rosol, Marit, Iris Dzudzek: Partizipative Planung. In: Bernd Belina, Matthias Naumann, Anke Strüver (Hg.): *Handbuch kritische Stadtgeographie*. Münster 2014, S. 212–217.
- Roth, Klaus: Nachbarn und Nachbarschaftsbeziehungen in Europa als Forschungsproblem der Europäischen Ethnologie und der Interkulturellen Kommunikation. In: Klaus Roth (Hg.): *Nachbarschaft. Interkulturelle Beziehungen zwischen Deutschen, Polen und Tschechen*. Münster 2001, S. 9–34.

- Ruland, Josef: Nachbarschaft und Gemeinschaft in Dorf und Stadt. Formen auf dem Vorderhunsrück, auf dem Maifeld und in der Stadt Andernach. Düsseldorf 1964 (Werken und Wohnen, Bd. 5).
- Rutschmann, Martina: Keine Nachfolger gefunden. Quartierverein Unteres Kleinbasel hört auf. In: *bz* (27. November 2018). <https://www.bzbasel.ch/basel/basel-stadt/keine-nachfolger-gefunden-quartierverein-unteres-kleinbasel-hoert-auf-133769720> (Stand: 5. März 2019).
- Schäfer, Hilmar: Einleitung. Grundlagen, Rezeption und Forschungsperspektiven der Praxistheorie. In: Hilmar Schäfer (Hg.): *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. Bielefeld 2016, S. 9–25.
- Schatzki, Theodore R.: *The site of the social. A philosophical account of the constitution of social life and change*. University Park 2002.
- Schatzki, Theodore R.: Introduction. Practice theory. In: Theodore R. Schatzki, Karin Knorr Cetina, Eike von Savigny (Hg.): *The practice turn in contemporary theory*. London 2001, S. 1–14.
- Schatzki, Theodore R., Karin Knorr Cetina, Eike von Savigny (Hg.): *The practice turn in contemporary theory*. London 2001.
- Schilling, Heinz (Hg.): *Nebenan und Gegenüber. Nachbarn und Nachbarschaften heute*. Frankfurt am Main 1997a (Kulturanthropologie-Notizen, Bd. 59).
- Schilling, Heinz: *Nachbarn und Nachbarschaften heute*. In: Heinz Schilling (Hg.): *Nebenan und Gegenüber. Nachbarn und Nachbarschaften heute*. Frankfurt am Main 1997b (Kulturanthropologie-Notizen, Bd. 59), S. 9–12.
- Schlumpf, Esther: *Quartiere zwischen Objektivität und Subjektivität. Quartiere und Stadtentwicklung im Spannungsfeld sozialräumlicher, wahrnehmungsräumlicher und planerischer Prozesse – das Beispiel der Stadt Basel*. Basel 2016 (Basler Beiträge zur Geographie, H. 53).
- Schmidt-Lauber, Brigitta: *Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens*. In: Silke Göttisch, Albrecht Lehmann (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. 2. Aufl. Berlin 2007a, S. 169–188.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: *Feldforschung. Kulturanalyse durch teilnehmende Beobachtung*. In: Silke Göttisch, Albrecht Lehmann (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. 2. Aufl. Berlin 2007b, S. 219–248.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: „Fragile Räume – Ortsbezogenheit und Mobilität“. Kommentar. In: Beate Binder et al. (Hg.): *Ort. Arbeit. Körper. Ethnografien Europäischer Modernen*. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster 2005. (Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen, Bd. 3), S. 213–214.
- Schneider, Norbert F., Ruth Limmer, Kerstin Ruckdeschel: *Mobil, flexibel, gebunden. Familie und Beruf in der mobilen Gesellschaft*. Frankfurt am Main 2002.
- Schneider-Sliwa, Rita et al.: *Image und Identität von Basler Stadtquartieren*. Basel 2012 (Basler Stadt- und Regionalforschung, Bd. 36).
- Schnur, Olaf: *Nachbarschaft und Quartier*. In: Frank Eckardt (Hg.): *Handbuch Stadtsoziologie*. Wiesbaden 2012, S. 449–474.
- Schnur, Olaf: *Neighborhood Trek. Vom Chicago Loop nach Bochum-Hamme – Quartiersforschungskonzepte im Überblick*. Berlin 2008a (Geographisches Institut, Humboldt-Universität zu Berlin. Arbeitsberichte, 145).

- Schnur, Olaf: Quartiersforschung im Überblick: Konzepte, Definitionen und aktuelle Perspektiven. In: Olaf Schnur (Hg.): Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis. Wiesbaden 2008b, S. 19–51.
- Schoch, Aline: Wie viel Freiraum braucht die Stadt? Aus: Reto Bürgin et al.: Urbane Widerständigkeit am Beispiel des Basler Rheinhafen Areals. Basel 2015, S. 146–190.
- Schubert, Hans-Achim: Nachbarschaft, Entfremdung und Protest. Welche Chancen haben Gemeinschaftsinitiativen in modernen Gesellschaften? Freiburg 1977.
- Schütz, Alfred: Theorie der Lebenswelt 1. Die pragmatische Sichtung der Lebenswelt. Konstanz 2003 (Alfred Schütz Werkausgabe, Bd. V.1).
- Schütz, Alfred, Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt. Stuttgart 2003.
- Schultheiss, Michael: „Aus der Agglo sollten wir Städte machen“, sagt Hans „PM“ Widmer. In: Tages Woche (17. Mai 2016). http://www.tageswoche.ch/de/2016_20/basel/719081/ (Stand: 27. März 2019).
- Schwald, Andreas: Diese App will Ihr Quartier verändern – aber nur mit Ihnen. In: Tages Woche (29. Januar 2016). http://www.tageswoche.ch/de/2016_5/basel/709929/ (Stand: 19. März 2019).
- Schweizerische Rheinhäfen: Facts & Figures 2017 [Broschüre].
- Schwering, Burkhard: Nachbarschaften und Vereine in Ahaus. Studien zu Kultur und Bedeutung organisierter Gruppen. Münster 1979 (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, H. 18).
- Selle, Klaus: „Particitation“ oder: Beteiligen wir uns zu Tode? In: PNDonline Nr. III (2011), S. 1–19.
- Silverman, Robert Mark: Caught in the middle. Community development corporations (CDCs) and the conflict between grassroots and instrumental forms of citizen participation. In: Community development 36/2 (2005), S. 35–51.
- Siuts, Hans: Pütnachbarn und Püttbier. Das Jeversche Püttwesen und seine Stellung in der deutschen Volkskunde. Jever 1957 (Mitteilungen des Jeverländischen Altertums- und Heimatvereins, H. 5).
- Spamer, Adolf: Sitte und Brauch. In: Wilhelm Pessler (Hg.): Handbuch der deutschen Volkskunde. Zweiter Band. Potsdam [1934–1938], S. 33–236.
- Spirgi, Dominique: Ehemaliges Restaurant soll keine Beiz mehr sein – Anwohner sind irritiert. In: bz (13. Februar 2019a). <https://www.bzbasel.ch/basel/basel-stadt/ehemaliges-restaurant-soll-keine-beiz-mehr-sein-anwohner-sind-irritiert-134078932> (Stand: 26. April 2019).
- Spirgi, Dominique: Für „quartierdienliche Nutzung“ viel zu teuer – das ehemalige Feldberg steht leer. In: bz (12. Februar 2019b). <https://www.bzbasel.ch/basel/basel-stadt/fuer-quartierdienliche-nutzung-viel-zu-teuer-das-ehemalige-feldberg-steht-leer-134074342> (Stand: 26. April 2019).
- Spiritova, Marketa: Narrative Interviews. In: Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern 2014, S. 117–130.
- Spittler, Gerd: Teilnehmende Beobachtung als Dichte Teilnahme. In: Zeitschrift für Ethnologie 126 (2001), S. 1–25.
- Stadtteilsekretariat Kleinbasel: Trashmob GoldGlove. Ein Flashmob gegen Littering. 2013 [Konzeptpapier].
- Statistisches Amt des Kantons Basel-Stadt (Hg.): Mietpreistraster Basel-Stadt. Februar 2019. <https://www.statistik.bs.ch/analysen-berichte/raum-umwelt/mietpreistraster.html> (Stand: 25. März 2019).

- Statistisches Amt des Kantons Basel-Stadt (Hg.): Basler Quartier- und Gemeindeportraits. Ausgabe 2018. Basel 2018. <http://www.statistik.bs.ch/haeufig-gefragt/wohnaviertel.html> (Stand: 25. Februar 2019).
- Stenchly, Susanne, Gabriele Rauch: Hallo, Nachbarn! In: *Psychologie heute* 16/1 (1989), S. 42–47.
- Strauss, Anselm, Juliet Corbin: *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung.* Weinheim 1996.
- Tampio, Nicholas: Assemblages and the multitude. Deleuze, Hardt, Negri, and the postmodern left. In: *European journal of political theory* 8/3 (2009), S. 383–400.
- Tasan-Kok, Tuna et al.: *Towards hyper-diversified European cities. A critical literature review.* Utrecht 2014.
- TeleBar 5. März 2015. Schweiz (TeleBasel).
- Tönnies, Ferdinand: *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie.* 8. Aufl. Leipzig 1935.
- Tracy, Sarah J.: *Qualitative research methods. Collecting evidence, crafting analysis, communicating impact.* Oxford 2013.
- Ureta, Sebastian: The shelter that wasn't there. On the politics of co-ordinating multiple urban assemblages in Santiago, Chile. In: *Urban studies* 51/2 (2014), S. 231–246.
- van Kempen, Ronald, Bart Wissink: Between spaces and flows. Towards a new agenda for neighbourhood research in an age of mobility. In: *Geografiska annaler. Series B, Human geography* 96/2 (2014), S. 95–108.
- Verein I_LAND & ShiftMode: *Zwischennutzung Hafen. Uferstrasse, Klybeckquai Basel.* 2018 [Projektkarte]. <https://www.entwicklung.bs.ch/stadtteile/stadtteilentwicklung/zwischennutzungen.html> (Stand: 25. März 2019).
- Verein Neustart Schweiz (Hg.): *Nach Hause kommen. Nachbarschaften als Commons.* [Baden] 2016.
- Verein Neustart Schweiz: *Nachbarschaften entwickeln.* 3. Aufl. Zürich 2015. <https://www.neustart-schweiz.ch/files/publikationen/Neustart-Schweiz-Nachbarschaften-entwickeln.pdf> (Stand: 29. März 2019).
- Verfassung des Kantons Basel-Stadt. <https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/20060954/index.html#a57> (Stand: 5. März 2019).
- Vertovec, Steven: Super-diversity and its implications. In: *Ethnic and racial studies* 30/6 (2007), S. 1024–1054.
- Vierecke, Kurt Dieter: *Nachbarschaft. Ein Beitrag zur Stadtsoziologie.* Köln 1972 (Soziologische Studien, Bd. 4).
- Warren, Donald J.: Explorations in neighbourhood differentiation. In: *Sociological quarterly* 19 (1978), S. 310–331.
- Webber, Melvin M.: *Order in diversity. Community without propinquity.* Aus: Lowdon Wingo et al.: *Cities and space. The future use of urban land.* 2. Aufl. Baltimore 1964, S. 23–54.
- Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie.* 4., neu herausgegebene Aufl. Tübingen 1956.
- Wehrheim, Jan: *Quartier – Stadt – Gesellschaft.* In: Judith Knabe, Anne van Riessen, Rolf Blandow (Hg.): *Städtische Quartiere gestalten. Kommunale Herausforderungen und Chancen im transformierten Wohlfahrtsstaat.* Bielefeld 2015, S. 21–40.
- Wellman, Barry, Barry Leighton: Networks, neighborhoods and communities. Approaches to the study of the community question. In: *Urban affairs quarterly* 14/3 (1979), S. 363–390.

- Welz, Gisela: Die Pragmatik ethnografischer Temporalisierung. Neue Formen der Zeitorganisation in der Feldforschung. In: Sabine Hess, Johannes Moser, Maria Schwertl (Hg.): *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*. Berlin 2013, S. 39–54.
- Welz, Gisela: Epistemische Orte. Gemeinde und Region als Forschungsformate. Zur Einführung. In: Gisela Welz, Antonia Davidovic-Walther, Anke S. Weber (Hg.): *Epistemische Orte. Gemeinde und Region als Forschungsformate*. Frankfurt am Main 2011 (*Kultur-anthropologie-Notizen*, Bd. 80), S. 9–19.
- Welz, Gisela: Das Frankfurter Bahnhofsviertel als ethnografischer Ort. Zum Wandel der Feldkonstruktion in der kulturalanthropologischen Stadtforschung. In: Thorsten Benkel (Hg.): *Das Frankfurter Bahnhofsviertel. Devianz im öffentlichen Raum*. Wiesbaden 2010, S. 307–324.
- Welz, Gisela: „Sighting/Siting globalization“. Gegenstandskonstruktion und Feldbegriff einer ethnographischen Globalisierungsforschung. In: Sonja Windmüller, Beate Binder, Thomas Hengartner (Hg.): *Kultur – Forschung. Zum Profil einer volkswissenschaftlichen Kulturwissenschaft*. Münster 2009 (*Studien zur Alltagskulturforschung*, Bd. 6), S. 195–210.
- Welz, Gisela: Der Tod des Lokalen als Ekstase des Lokalismus. Am Beispiel des Gallus-Viertels. In: Peter Noller, Walter Prigge, Klaus Ronneberger (Hg.): *Stadt-Welt. Über die Globalisierung städtischer Milieus*. Frankfurt am Main 1994 (*Die Zukunft des Städtischen*, Bd. 6), S. 218–225.
- Welz, Gisela: Sozial interpretierte Räume, räumlich definierte Gruppen. Die Abgrenzung von Untersuchungseinheiten in der amerikanischen Stadtforschung. In: Waltraud Kokot, Bettina C. Bommer (Hg.): *Ethnologische Stadtforschung. Eine Einführung*. Berlin 1991, S. 29–43.
- Welz, Gisela, Antonia Davidovic-Walther, Anke S. Weber (Hg.): *Epistemische Orte. Gemeinde und Region als Forschungsformate*. Frankfurt am Main 2011 (*Kultur-anthropologie-Notizen*, Bd. 80).
- Werlen, Benno: *Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum*. 2. Aufl. Stuttgart 1999 (*Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen*, Bd. 1).
- Wernli, Theres: Abfallsammeln mit Funfaktor. In: *Mozaik. Quartierzeitung für das Untere Kleinbasel* 3 (2013), S. 6.
- Wessendorf, Susanne: ‚Being open, but sometimes closed‘. Conviviality in a super-diverse London neighbourhood. In: *European journal of cultural studies* 17/4 (2014), S. 392–405.
- West, Candace, Don H. Zimmerman: Doing Gender. In: *Gender and society* 1/2 (1987), S. 125–151.
- Whyte, William Foote: *Street corner society. The social structure of an Italian slum*. 3. Aufl. Chicago 1981.
- Widmer, Hans E.: *Das Buch NUR*. Zürich 2015a.
- Widmer, Hans E.: „Wir brauchen flexible Wohnstrukturen“. In: *Migros-Magazin* (28. September 2015b), S. 17.
- Widmer, Hans E.: „The power of neighbourhood“ und die Commons. Zürich 2013. <https://www.neustart-schweiz.ch/files/publikationen/Neustart-Schweiz-Commons.pdf> (Stand: 29. März 2019).
- Wietschorke, Jens: Ist Nachbarschaft planbar? Zur Geschichte eines Schlüsselkonzepts in Sozialreform, Stadtplanung und Stadtsoziologie. In: Sandra Evans, Schamma Schahadat (Hg.): *Nachbarschaft, Räume, Emotionen. Interdisziplinäre Beiträge zu einer sozialen Lebensform*. Bielefeld 2012, S. 93–119.

- Wildner, Kathrin: „Picturing the city“. Themen und Methoden der Stadtethnologie. In: *Kea* 8 (1995), S. 1–21.
- Willner, Sarah, Georg Koch, Stefanie Samida (Hg.): *Doing history. Performative Praktiken in der Geschichtskultur*. Münster 2016 (Edition Historische Kulturwissenschaften, 1).
- Willkommenskarte für Pumpipumpe-Nutzer*innen.
- Wirth, Louis: *Urbanism as a way of life*. In: *The American journal of sociology* XLIV/1 (1938), S. 1–24.
- Wittel, Andreas: *Ethnography on the move. From field to net to Internet*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 1/1 (2000), o. S.
- Yildiz, Erol, Marc Hill: *Pragmatisch im Alltag, hegemonial im Diskurs. Vom vielfältigen Umgang mit Migrationsprozessen in Österreich am Beispiel von St. Ruprecht in Klagenfurt*. In: Wolf-Dietrich Bukow et al. (Hg.): *Neue Vielfalt in der urbanen Stadtgesellschaft*. Wiesbaden 2011, S. 67–79.
- Zender, Matthias: *Gestalt und Wandel der Nachbarschaft im Rheinland*. In: *Aus Geschichte und Landeskunde. Forschungen und Darstellungen. Franz Steinbach zum 65. Geburtstag gewidmet von seinen Freunden und Schülern*. Bonn 1960, S. 502–534.

Internetseiten (alphabetisch nach Domain)

- <http://www.2000watt.ch> (Stand: 29. März 2019).
- <https://www.are.admin.ch/are/de/home/staedte-und-agglomerationen/programme-und-projekte/programm-projets-urbains---gesellschaftliche-integration-in-wohn.html> (Stand: 15. März 2019).
- <https://www.allthings.me> (Stand: 14. März 2019).
- <https://www.allthings.me/assetmanager/> (Stand: 14. März 2019).
- <https://www.allthings.me/de/real-estate-developer> (Stand: 14. März 2019).
- <https://www.allthings.me/de/wohnungswirtschaft> (Stand: 14. März 2019).
- <https://www.allthings.me/user/> (Stand: 14. März 2019).
- <https://www.bpb.de/dialog/136656/das-zeitalter-der-partizipation-start-bundeskongress-politische-bildung> (Stand: 26. März 2019).
- <http://www.bruno-latour.fr/virtual/index.html> (Stand: 15. März 2019).
- <https://www.entwicklung.bs.ch/stadteile/quartierarbeit.html> (Stand: 5. März 2019).
- <https://www.entwicklung.bs.ch/stadteile/quartierarbeit/quartierorganisationen.html> (Stand: 5. März 2019).
- <https://www.entwicklung.bs.ch/stadteile/stadteilentwicklung/mitwirkung.html> (Stand: 26. März 2019).
- <https://www.geo.bs.ch> (Stand: 25. März 2019).
- <https://map.geo.bs.ch> (Stand: 5. März 2019).
- <http://www.planungsamt.bs.ch/arealentwicklung/erlenmatt.html> (Stand: 29. März 2019).
- <https://www.planungsamt.bs.ch/oeffentlicher-raum/begegnungszonen.html> (Stand: 29. März 2019).
- <http://www.statistik.bs.ch/haeufig-gefragt/wohnviertel.html> (Stand: 5. März 2019).
- <http://www.statistik.bs.ch/haeufig-gefragt/wohnviertel/17-matthaeus.html> (Stand: 5. März 2019).
- <http://dasmodell.org/?Idee> (Stand: 25. März 2019).
- <http://dasmodell.org/?Verein> (Stand: 25. März 2019).
- <http://www.d-g-v.org/aktuelles/dgv-nachrichten/dgvstudierendentagung-2017-call-papers> (Stand: 15. März 2019).
- <https://www.duden.de/rechtschreibung/Flashmob> Stand: 15. März 2019
- <https://www.duden.de/rechtschreibung/Nachbar> (Stand: 15. März 2019).
- <https://www.facebook.com/trashmobgoldglove/> (Stand: 15. März 2019).
- <https://www.facebook.com/Trashmob-Gold-Glove-488820344547363/>(Stand: 15. März 2019).
- <http://www.hafen-stadt.ch> (Stand: 25. März 2019).
- <http://www.hafen-stadt.ch/hintergruende.html> (Stand: 25. März 2019).
- <http://www.hafen-stadt.ch/zwischenutzung-klybeckquai.html> (Stand: 25. März 2019).
- <http://www.kiezatlas.de> (Stand: 8. März 2019).
- <http://www.klybeckinsel.ch> (Stand: 25. März 2019).
- <http://www.klybeckinsel.ch/hintergrund/> (Stand: 25. März 2019).
- <https://www.lena.coop> (Stand: 27. März 2019).
- <http://lena.coop/clubdesk/fileservlet?id=1000206> (Stand: 29. März 2019).
- <https://lokalportal.de> (Stand: 14. März 2019).
- <http://www.nachbarnet.net/about/hintergrund/vereinsgeschichte> (Stand: 9. März 2019).
- <http://www.nachbarnet.net/about/regeln/deutsch> (Stand: 12. März 2019).
- <https://nachbarschaft.net> (14. März 2019).
- <https://nebenan.de> (Stand: 14. März 2019).

- <https://www.neustartschweiz.ch/geschichte/> (Stand: 27. März 2019).
- <https://www.neustart-schweiz.ch/statuten/> (Stand: 27. März 2019).
- <https://www.neustart-schweiz.ch/texte/> (Stand: 27. März 2019).
- <http://neustartschweiz.ch/de/anlaesse/basel-veranstaltungsreihe-lebenswerte-nachbarschaften> (Stand: 6. November 2014).
- <https://www.niriu.com> (Stand: 14. März 2019).
- <http://p3.snf.ch/Project-144561#> (Stand: 22. Februar 2019).
- <https://www.pollyandbob.com> (Stand: 14. März 2019).
- <https://map.pumpipumpe.ch> (Stand: 12. März 2019).
- <https://www.pumpipumpe.ch/about/> (Stand: 12. März 2019).
- <https://www.pumpipumpe.ch/sticker/> (Stand: 12. März 2019).
- <http://kongress.rechtaufstadt.net/index.html> (Stand: 26. März 2019).
- [https://www.sparklingscience.at/de/projects/show.html?--typo3_neos_nodetypes-page\[id\]=914](https://www.sparklingscience.at/de/projects/show.html?--typo3_neos_nodetypes-page[id]=914) (Stand: 25. Februar 2019).
- <https://radar.squat.net/de/basel/wagenplatz-basel> (Stand: 25. März 2019).
- <https://www.stadtteilsekretariatebasel.ch> (Stand: 19. April 2019).
- http://www.staedtebaufoerderung.info/StBauF/DE/Programm/SozialeStadt/soziale_stadt_node.html (Stand: 15. März 2019).
- <https://www.stskb.ch/kleinbasel/kleinstadtgespraeche/kleinstadtgespraeche-2013/> (Stand: 15. März 2019).
- <https://studentservices.uzh.ch/uzh/anonym/vvz/index.html#/details/2016/004/E/50816038> (Stand: 2. April 2019).
- <http://www.tagdernachbarn.ch> (Stand: 8. April 2019).
- https://forschdb2.unibas.ch/inf2/rm_projects/object_view.php?r=1380062 (Stand: 22. Februar 2019).
- <https://markt.unibas.ch> (Stand: 12. März 2019).
- <https://www.uni-oldenburg.de/graduierertenkolleg-selbst-bildungen/claudia-oltmanns/> (Stand: 25. Februar 2019).
- <http://www.wagenplatz.ch> (Stand: 25. März 2019).
- <http://wasserstrasse.ch> (Stand: 25. März 2019).
- <https://www.wettstein21.ch/wettstein21-aktuell/eine-app-fuers-wettsteinquartier> (Stand: 14. März 2019).
- <https://www.wettsteinapp.ch/home> (Stand: 14. März 2019).
- <https://de.wikipedia.org/wiki/2000-Watt-Gesellschaft> (Stand: 29. März 2019).
- [https://de.wikipedia.org/wiki/Hans_Widmer_\(Autor\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Hans_Widmer_(Autor)) (Stand: 27. März 2019).
- <https://de.wikipedia.org/wiki/Lindenstra%C3%9Fe> (Stand: 27. Februar 2019).
- https://de.wikipedia.org/wiki/Proteste_in_Spanien_2011/2012 (Stand: 26. April 2019).
- <https://de.wikipedia.org/wiki/TaskRabbit> (Stand: 12. März 2019).
- <https://de.wikipedia.org/wiki/Weistum> (Stand: 26. Februar 2019).
- <https://de.wiktionary.org/wiki/Weistum> (Stand: 26. Februar 2019).
- <https://wirnachbarn.com> (Stand: 14. März 2019).
- <https://www.zimmerfreibasel.ch> (Stand: 10. April 2019).

8 Anhang: Transkriptionsregeln

Die Interviews wurden mit der Transkriptionssoftware f5 verschriftlicht. Auf Schweizerdeutsch geführte Interviews wurden bei der Transkription ins Hochdeutsche übertragen. Zur besseren Verständlichkeit der Interviewtranskripte werden im Folgenden die verwendeten Transkriptionsregeln aufgelistet.¹

- Wort- und Satzabbrüche werden mit einem Schrägstrich gekennzeichnet:
 - *Das ist das teuer/ das beste Restaurant in Kleinbasel.*
 - *Ich hatte/ Am Anfang verirrte ich mich ständig.*
- Pausen (Unterbruch des Redeflusses) werden durch drei Punkte in runden Klammern gekennzeichnet: (...) / Längere Pausen: (...) (...) / Lange Pausen: (...) (...) (...)
- Besonders betonte Wörter werden mit Grossbuchstaben geschrieben:
 - *Er arbeitete EXTREM langsam.*
- Lautsprachliche Äusserungen, Hintergrundgeräusche, Störungen und sonstige Geschehnisse werden in runden Klammern beschrieben:
 - *(lacht), (steht auf), (hustet), (Hund bellt), (Telefon klingelt)*
- Von der Forscherin eingefügte inhaltliche Erklärungen, Kontextinformationen u. ä. werden in eckigen Klammern geschrieben:
 - *nach dem Frühstück im „Frühling“ [= Café in Kleinbasel]*
- Unverständliche Wörter und Passagen werden entsprechend markiert:
 - *(unverständlich)*
- Nicht genau verständliche, aber vermutete Wörter und Passagen, werden in runde Klammern gesetzt und mit einem Fragezeichen gekennzeichnet:
 - *Sie ist gegangen, (weil?) es ihr zu laut wurde.*
- Begriffe, die bei einer Übersetzung ins Hochdeutsche an Prägnanz verlieren oder eine andere Bedeutung bekommen, werden im Dialekt belassen und mit Anführungs- und Schlusszeichen markiert. Gibt es eine passende hochdeutsche Entsprechung, wird diese verwendet und das Dialektwort zusätzlich in einer runden Klammer in Anführungs- und Schlusszeichen gesetzt:
 - *...wenn du mal nicht so gut „zwäg“ bist.*
 - *Du weisst immer, wer im Dorf einen Blödsinn („Seich“) gemacht hat.*

1 Die Transkriptionsregeln orientieren sich an denjenigen von Dresing/Pehl 2018, S. 21–23 und wurden für die Zwecke meiner Forschung angepasst. Sie entsprechen weitgehend dem Transkriptionsmerkblatt des Fachbereichs Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel, dessen aktuelle Fassung einzusehen ist unter https://kulturwissenschaft.philhist.unibas.ch/fileadmin/user_upload/kulturwissenschaft/Dokumente/Studium/Merkblaetter_allgemein/KulturanthropologieBS_Merkblatt_Transkription.pdf (Stand: 23. September 2022).

- Gleichzeitige Rede wird mit doppelten Schrägstrichen markiert:
 - *B: Wir fahren vor drei //Jahren in die//*
 - *I: //Also Sie meinen// 2016?*
- Abschweifende Interviewpassagen, die nicht transkribiert wurden, werden in eckigen Klammern wiedergegeben:
 - *[Gespräch über das Wetter]*
- Zitate werden in Anführungs- und Schlusszeichen gesetzt:
 - *Also eben, ich glaube, ich habe das sogar gesagt an diesem Unternehmertreff:
„Ja, wollt ihr jetzt etwas von denen oder wollen sie etwas von euch?“*

Zu guter Letzt: Dank

Dieses Buch wäre nie entstanden ohne die grosse Unterstützung, die mir von vielen Seiten zugekommen ist. Speziell bedanken möchte ich mich bei allen Personen, die mich an ihren Quartier- und Nachbarschaftspraxen haben teilnehmen lassen und ihre Erfahrungen, Vorstellungen und ihr Wissen grosszügig mit mir geteilt haben.

Ein herzliches Dankeschön gebührt den beiden Betreuenden meiner Dissertation, Prof. Dr. Walter Leimgruber und Prof. Dr. Dipl. Arch. ETH Gabriela Muri. Die inhaltlichen Diskussionen mit ihnen, ihre Offenheit gegenüber meinem Forschungsinteresse und das Vertrauen, das sie dem Gelingen meines Vorhabens entgegengebracht haben, sind mir eine grosse Stütze gewesen und haben meine Arbeit wesentlich weitergebracht. Bedanken möchte ich mich auch bei Prof. Dr. Ina Dietzsch, mit der ich während des Entstehens dieser Studie über vier Jahre im Forschungsprojekt „Medienwelten und Alltagsurbanität“ zusammengearbeitet habe. Der intensive inhaltliche Austausch mit ihr und ihre Rückmeldungen auf meine Gedanken und Texte sind äusserst wertvoll gewesen.

Den Doktorierenden und Professor*innen des internationalen Promotionsprogramms *Transformations in European Societies*, den Mitgliedern des Stadtclusters und allen Mit-Doktorierenden des Fachbereichs Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel danke ich für den spannenden Austausch und die hilfreichen Rückmeldungen auf meine Präsentationen. Insbesondere möchte ich mich bei Theres Inauen, Patricia Jäggi und Michel Massmünster für ihre aufmerksame und kritische Lektüre meiner Texte bedanken.

Ein Forschungsvorhaben wäre nicht durchzuführen ohne die entsprechende Infrastruktur und die Menschen, die diese ermöglichen: Dank gebührt hierfür dem Fachbereich Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel für einen Büroplatz in einem inspirierenden Arbeitsumfeld und den zahlreichen Basler Bibliotheken, die mir Zugang zu wissenschaftlicher Literatur geboten haben, ohne die dieses Buch nicht hätte geschrieben werden können.

Bedanken will ich mich auch beim Schweizerischen Nationalfonds (SNF). Die Dissertation ist aus dem vom SNF geförderten Projekt „Medienwelten und Alltagsurbanität“ entstanden, in dem ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig gewesen bin. Dank gebührt ebenfalls der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft in Basel für ihre Abschlussfinanzierung.

Annika Goldenbaum hat mein Manuskript im Hinblick auf die Publikation äusserst sorgfältig lektoriert. Beate Plugge und das gesamte Team des Waxmann-Verlags haben die Veröffentlichung professionell begleitet. Die Erstellung der Druckvorstufe sowie die Open-Access-Publikation wurden durch den SNF finanziell unterstützt. So konnte aus einem Textdokument ein Buch werden. Allen Beteiligten sei hierfür herzlich gedankt.

Ein besonderes Dankeschön richte ich an meine Eltern, Thomas und Ruth Besmer-Nussbaumer. Während einiger intensiver Schreibwochen haben sie für mein seelisches und kulinarisches Wohl gesorgt. Ausserdem haben sie mich, ohne grosse

Worte, meinen Weg gehen lassen, bedingungslos auf meine Fähigkeiten vertraut und mich auf meinem Bildungsweg stets unterstützt.

Zu guter Letzt bedanke ich mich bei meinem Partner, meinen Freund*innen, Geschwistern und Arbeitskolleg*innen, die mich während der Zeit, in der diese Untersuchung entstanden ist, begleitet haben. Ich danke für Verbundenheit in jeglicher Form, für kurzweilige Mittagspausen, amüsante Jassabende, sonnige Gartentage, Herzlichkeit, tiefgründige Gespräche, Wanderfreuden, offene Ohren, wunderbaren Humor, Laufrunden, kleine und grosse Ausflüge, Marktsamstage und vieles mehr, was die vergangenen Jahre zu dem gemacht hat, was sie waren.

Sabine Eggmann,
Birgit Johler, Konrad J. Kuhn,
Magdalena Puchberger (Hrsg.)

**Orientieren & Positionieren
Anknüpfen & Weitermachen**

Wissensgeschichte der
Volkskunde/Kulturwissenschaft
in Europa nach 1945

2019, 448 Seiten, Klappenbroschur,
49,90 €, ISBN 978-3-8309-3989-4
E-Book: 44,99 €,
ISBN 978-3-8309-8989-9



Fachliche Orientierungen und Positionierungen sowie die Reorganisation der volkscundlichen Wissenschaft in einzelnen europäischen Ländern nach Ende des Zweiten Weltkriegs stehen im Zentrum dieses Bandes. In 25 Beiträgen zur Wissenschaftsgeschichte nach 1945 werden Entwicklungen und Kontexte der Disziplin Volkscunde vor dem Hintergrund gesellschaftlicher und politischer Dynamiken analysiert und ermöglichen so inter- und transnationale Vergleiche.

Anhand neuer Materialien und Fragestellungen widmen sich die Autorinnen und Autoren auch dem Aspekt von empirisch fass- und darstellbaren Kooperationsbeziehungen und reflektieren das Begründen, Aktivieren, Festigen oder auch Verwerfen von Netzwerken als zentral für das Nachkriegshandeln der wissenschaftlichen AkteurlInnen.

WAXMANN

www.waxmann.com
info@waxmann.com

Pierrine Saini,
Thomas Schärer

Das Wissen der Hände

Die Filme der Schweizerischen
Gesellschaft für Volkskunde
1960–1990

Gestes d'artisans

Les films de la Société suisse
des traditions populaires
1960–1990

2019, 822 Seiten, hardcover,
mit zahlreichen, teils farbigen
Abbildungen, 79,90 €,
ISBN 978-3-8309-3929-0
E-Book: Open Access
doi.org/10.31244/book.3929



Das Wissen der Hände

Die Filme der Schweizerischen
Gesellschaft für Volkskunde
1960–1990

Pierrine Saini
Thomas Schärer

Gestes d'artisans

Les films de la Société suisse
des traditions populaires
1960–1990

WAXMANN / SGV

WAXMANN

www.waxmann.com
info@waxmann.com

Erstmals wird hier systematisch die Filmproduktion der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (SGV) untersucht. Basierend auf umfassenden Archivrecherchen, exemplarischen Filmanalysen und Gesprächen mit Filmschaffenden und Protagonisten diskutieren Saini und Schärer Intention, Produktion, Form und Rezeption dieses seit 1942 stetig wachsenden Archivs. Die Filme sind kontextualisiert in die nationale und internationale Produktion von ethnografischen Dokumentarfilmen und in zeitgenössische und aktuelle Diskurse in der Kulturwissenschaft und der visuellen Anthropologie. Zugleich schreiben die Autoren eine Geschichte der Abteilung Film der SGV und beleuchten die Geschichte der Handwerkskultur in der Schweiz. Alle im Buch analysierten Filme und ein Teil der Interviews sind online zugänglich.

